



# **Schülerbefragung 2005: Gewalterfahrungen, Schulabsentismus und Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen**

**Vorläufiger Abschlussbericht über eine repräsentative Befragung  
von Schülerinnen und Schülern der 4. und 9. Jahrgangsstufe**

**von**

**Dirk Baier, Christian Pfeiffer, Michael Windzio, Susann Rabold**

**(Mai 2006)**

# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort und Danksagung .....</b>	<b>4</b>
<b>1. Anlage der KFN-Schülerbefragung 2005: Theoretische Überlegungen, Erhebungsgebiete und Stichproben .....</b>	<b>10</b>
1.1. Theoretische Überlegungen zum abweichendem Verhalten im Jugendalter .....	10
1.2. Die Erhebungsgebiete der Schülerbefragung 2005 .....	23
1.3. Durchführung der Befragungen, Stichprobenplanung und Rücklaufquoten.....	28
1.4. Stichprobenbeschreibung .....	35
<b>2. Kindergewalt - Befunde zum Ausmaß der Gewalt von und an Kindern auf Basis der Befragung von Schülern der 4. Jahrgangsstufe .....</b>	<b>48</b>
2.1. Einleitung .....	48
2.2. Gewalt an Schulen in der Opferperspektive.....	50
2.3. Gewalt an Schulen in der Täterperspektive.....	54
2.4. Ausgewählte Ursachen von Kindergewalt .....	60
2.4.1. Erlebte Gewalt durch die Eltern .....	60
2.4.2. Medien und Gewalt .....	66
2.4.3. Schule und Gewalt.....	74
<i>Exkurs über das wahrheitsgemäße Berichten von Schulnoten.....</i>	<i>83</i>
2.4.4. Weitere Einflussfaktoren auf das Gewalthandeln.....	87
2.4.5. Zusammenfassende Modelle .....	90
<i>Ursachen altersunangemessenen Medienkonsums .....</i>	<i>93</i>
<i>Nichtdeutsche Herkunft und Gewalttätigkeit – Zur Rolle sozialer und schulischer Integration.....</i>	<i>95</i>
<b>3. Jugenddelinquenz in Opfer- und Täterperspektive .....</b>	<b>102</b>
3.1. Die Opferperspektive .....	102
3.1.1. Jugendliche als Opfer von Gewalt im Erhebungsgebiet im Allgemeinen .....	103
3.1.2. Jugendliche als Opfer elterlicher Gewalt.....	117
3.1.3. Jugendliche als Opfer von Schulgewalt.....	125
3.2. Die Täterperspektive .....	129
3.2.1. Delinquentes Verhalten im Allgemeinen.....	129
3.2.2. Gewalttätiges Verhalten in der Schule.....	136
<b>4. Ursachen delinquenten Verhaltens .....</b>	<b>142</b>
4.1. Familiäre Faktoren.....	143
4.2. Persönlichkeitsfaktoren .....	151
4.3. Medien.....	159
4.4. Schule und Frühauffälligkeit .....	169
4.5. Soziale Netzwerke .....	178
4.6. Soziodemographische Faktoren .....	181
4.7. Zusammenfassendes Modell .....	196
<b>Exkurs: Ethnische Unterschiede im Antwortverhalten.....</b>	<b>200</b>

<b>5. Alkohol- und Drogenkonsum .....</b>	<b>211</b>
5.1. Die Verbreitung des Konsums verschiedener Drogen .....	211
5.2. Gruppenspezifische Auswertungen zum Ausmaß des Drogenkonsums .....	215
5.3. Drogenkonsum im Lebenslauf .....	220
<b>6. Schulschwänzen – Städtevergleich, Ursachen, Folgen.....</b>	<b>237</b>
6.1. Ergebnisse aktueller Studien .....	237
6.2. Ausmaß des Schulschwänzens aus Lehrersicht.....	240
6.3. Ausmaß des Schulschwänzens aus Schülersicht.....	248
6.4. Gründe des Schwänzens und Reaktionen auf das Schwänzen .....	251
6.5. Ursachen und Folgen des Schulschwänzens .....	254
6.6. Zusammenfassung .....	266
<b>7. Fremdenfeindliche Einstellungen und Rechtsextremismus .....</b>	<b>268</b>
<b>8. Die Entwicklung der Jugenddelinquenz und ihrer Ursachen seit 1998 .....</b>	<b>273</b>
8.1. Vorbemerkungen .....	273
8.2. Ergebnisse von Trenduntersuchungen im Dunkelfeld .....	274
8.2.1. Die Entwicklung der Jugendgewalt in den letzten Jahrzehnten.....	274
8.2.2. Die Entwicklung von Drogenkonsum und Fremdenfeindlichkeit .....	278
8.2.3. Die Entwicklung der Elterngewalt.....	281
8.3. Aussagen der Polizeilichen Kriminalstatistik zur Entwicklung der Jugendgewalt.....	283
8.4. Stichproben und Gewichtungsfaktoren der Trenduntersuchung der KFN-Schülerbefragungen.....	289
8.5. Ergebnisse .....	292
8.5.1. Rückgang der Jugendgewalt .....	292
8.5.2. Die Entwicklung ausgewählter Ursachenfaktoren von Jugendgewalt .....	303
8.5.3. Rechtsextreme Einstellungen, Drogenkonsum und Schulschwänzen im Trendvergleich .....	323
<b>9. Zur Prävention der Gewalt – Elf Vorschläge mit besonderen Fokus auf die Verbesserung der Lebenssituation junger Migranten .....</b>	<b>336</b>
<b>Literaturverzeichnis.....</b>	<b>348</b>

## Vorwort und Danksagung

Das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) führt seit 1998 wiederholt Befragungen von Jugendlichen der neunten Jahrgangsstufe durch. Seitdem war das Team von Wissenschaftlern in verschiedenen Städten und Landkreisen, mit dem Anliegen, gesicherte Daten über Ausmaß und Struktur jugendlicher Kriminalität und Abweichung zu gewinnen. Das gewählte Vorgehen wird als multizentrische Dunkelfelduntersuchung bezeichnet. Multizentrisch deshalb, weil geographische Gebiete mit ganz verschiedenem Status einbezogen werden, Großstädte, Kleinstädte, ländliche Gebiete – im Norden wie im Süden Deutschlands, im Osten wie im Westen. Diese Perspektive eröffnet die einzigartige Möglichkeit von innerdeutschen Vergleichen und provoziert im Anschluss an die Vergleiche natürlich die Frage nach den Ursachen gefundener Unterschiede zwischen Erhebungsgebieten. Die Perspektive hat allerdings den Nachteil, dass die Auswahl der Erhebungsgebiete nicht nach theoretischen Gesichtspunkten erfolgt und damit mögliche Ursachen von Unterschieden nicht theoretisch abgeleitet bestimmt werden, sondern dass die Auswahl mehr oder weniger arbiträren Charakter hat und Ursachen aus den Daten erschlossen werden müssen. Die willkürliche Auswahl der Gebiete ist Resultat davon, dass es bislang keinen Förderer gibt, der dieserart Forschung deutschlandweit und periodisch wiederkehrend finanzieren würde – andere Länder haben solche Forschung schon längst institutionalisiert. In Deutschland müssen hingegen lokale oder regionale Förderer gewonnen werden, die sich nicht an jeder Befragungswelle beteiligen können. Im Folgenden soll dem Problem der willkürlichen Auswahl der Erhebungsgebiete dadurch begegnet werden, dass von Beginn an alle Auswertungen der erfassten Formen von Kriminalität und Abweichung sowie ihrer Ursachen und Korrelate zuerst differenziert für die Gebiete dargestellt werden. Erst danach schließen sich gebietsübergreifende Auswertungen an. Sollte es in einzelnen Gebieten Besonderheiten geben, gegenläufige Trends o.ä., wird dies an der entsprechenden Stelle vermerkt.

Um eine Dunkelfeldstudie handelt es sich insofern, als der Anspruch erhoben wird, das Gesamtausmaß von Kriminalität und Abweichung einer Altersgruppe zu erfassen und nicht nur das der Polizei bekannt gewordene Ausmaß. Gewählt wurde, wie in der Vergangenheit auch, die neunte Jahrgangsstufe, und zwar aus zwei Gründen: In dieser Alterstufe sind erstens die uns interessierenden Verhaltensweisen keine Seltenheit mehr; das Einstiegsalter in die Delinquenz liegt für die meisten Delikte im frühen Jugendalter. Hinzu kommt zweitens, dass sich aufgrund der neunjährigen Schulpflicht alle Jugendlichen dieses Jahrgangs noch in der Schule aufhalten und dementsprechend eine große Anzahl an Schülerinnen und Schülern<sup>1</sup> relativ ökonomisch zu befragen ist. Natürlich ist der Anspruch, das Gesamtausmaß nicht normenkonformen Verhaltens zu erfassen, unrealistisch, da auch die Dunkelfelduntersuchungen ihren „blinden Fleck“ haben. Dieser liegt nicht darin begründet, dass Jugendliche das Ausfüllen von Fragebögen nicht ernst nehmen würden – hier liegen mittlerweile Forschungsergebnisse vor, die zeigen, dass gerade schulklassenbasierte Befragungen zu sehr verlässlichen Ergebnissen auch in diesem sensiblen Verhaltensbereich führen. Aber natürlich ist nicht völlig auszuschließen, dass Dinge von Schülern verschwiegen oder übertrieben werden, u.a. deshalb, weil die genaue Erinnerung bisweilen schwer fällt. Der blinde Fleck liegt vielmehr darin, dass nicht alle Schulformen gleichermaßen in die Befragungen einbezogen werden und dass z.B. chronische Schulschwänzer nicht erreicht werden können. Dunkelfelduntersuchungen wie die hier vorgestellte haben systematische Ausfälle insbesondere bei jenen Populationen, die als hoch auffällig gelten. Für diese müssen andere Erhebungsformen gewählt werden wie z.B. das

---

<sup>1</sup> Aus Gründen der einfacheren Darstellung wird im Folgenden meist die männliche Form verwendet, obschon in diesen Fällen regelmäßig sowohl weibliche als auch männliche Personen gemeint sind. Wenn sich Aussagen nur auf männliche oder weibliche Personen beziehen, wird dies kenntlich gemacht.

persönliche, weniger standardisierte Interview – das KFN hat aber auch diese Populationen in anderen Forschungsprojekten bereits untersucht und wird sie weiterhin untersuchen. Wir sind uns mithin der Grenzen der hier gewählten Perspektive multizentrischer Dunkelfeldforschung wohl bewusst, erachten diese dennoch zugleich als notwendiges Korrektiv zu anderen Erfassungsmethoden der Kriminalität wie den polizeilichen Kriminalitätsstatistiken.

Während es bei der ersten Schülerbefragung des KFN im Jahr 1998 darum ging, eine solch groß angelegte Untersuchung zum ersten Mal überhaupt in Deutschland durchzuführen, waren die nachfolgenden Befragungen durch thematische Erweiterungen der traditionellen kriminologischen Perspektive gekennzeichnet. So wurde sich 2000 z.B. dem Thema Schulschwänzen gewidmet. Der Befund, dass Schulschwänzen kein zu tolerierendes, in der Pubertät normales Vergehen ist, sondern vor allem dann, wenn es wiederholt auftritt, Ausdruck einer gefährdeten Jugend – gefährdet in dem Sinne, dass weitere Abweichungen im Zuge des Schwänzens wahrscheinlicher werden – hat für ein Umdenken gesorgt, ebenso wie der Befund, dass die Schulen durch fehlende Kontrolle des Schulbesuchs bzw. durch ausbleibende Reaktionen diesem Verhalten Vorschub leisten.

Auch die hier berichtete Schülerbefragung 2005 verfolgt eine solche Erweiterung der kriminologischen Perspektive – und dies in zweifacher Hinsicht. Erstens wird das Thema Medien intensiv beleuchtet. Der kritische Leser mag hier anmerken, dass dieses Thema doch ein sehr „alter Hut“ wäre. Der Einfluss der Medien auf das eigene Verhalten wird spätestens mit Erfindung und massenhafter Verbreitung des Fernsehens wissenschaftlich untersucht, mit dem Ergebnis, dass eine allzu pauschal gedachte Beziehung zwischen dem Konsum und dem Verhalten nicht existiert. Dieser Ansicht ist entgegenzuhalten, dass erst seit ca. einem Jahrzehnt der Medienkonsum durch den Siegeszug von Computer und Spielkonsole eine völlig neue Dimension erhalten hat. Auch das Internet bietet erst seit kurzem neue Möglichkeiten, abweichende, mittlerweile auch illegale Handlungen zu begehen oder sich altersgefährdende Inhalte zu beschaffen. Der Siegeszug dieser neuen Medien hat vor den Kinderzimmern nicht halt gemacht. Seit Anfang der neunziger Jahre hat sich in Deutschland der Anteil der Kinder und Jugendlichen deutlich erhöht, die in ihren Zimmern über eine eigene Medienausstattung verfügen. Besonders interessant daran ist, dass es diesbezüglich markante Geschlechtsunterschiede sowohl in der Ausstattung mit Geräten als auch in der Nutzung der Geräte gibt: Der Medienkonsum von Jungen ist zeitlich ausgedehnter als der von Mädchen; daneben bevorzugen sie in stärkerem Maße jugendgefährdende Inhalte. Im selben Zeitraum findet sich eine eher rückläufige Entwicklung des Schulerfolgs von Jungen; sie gehören häufiger zu den Schulabbrechern, Mädchen hingegen zu den Aufsteigern im Bildungssystem. Die Fokussierung des Themas Medien bringt zugleich eine Fokussierung des Themas Schulerfolg mit sich. Die Debatte über Gewalt an Schulen und die Perspektivlosigkeit von Schülern in Hauptschulen verdeutlicht die Zusammenhänge, die zwischen Schulleistungen und Kriminalität anscheinend bestehen. Und wer die Frage nach den Schulleistungen stellt, muss auch die Frage nach dem Medienkonsum stellen.

Möchte man neben den herkömmlichen Determinanten von Kriminalität und Abweichung deshalb auch diese Aspekte der Folgen des Medienkonsums auf Schulleistungen und andere Formen des Sozialverhaltens untersuchen, dann erscheint eine zweite Erweiterung sinnvoll: die Erweiterung um jüngere Altersgruppen. Bei Jugendlichen in der neunten Jahrgangsstufe ist die Bildungskarriere weitestgehend kanalisiert, die Wahl der Schulform liegt schon einige Jahre zurück und mit dieser Wahl haben sich die Jugendlichen arrangiert. Zudem dürfte das Mediennutzungsverhalten innerhalb eines Schultyps sehr ähnlich sein. Anders hingegen in der Grundschule: Kinder werden hier nicht nach Leistungskriterien zu einer Klasse zugewiesen, sondern nach dem Einzugsgebiet. Damit werden höchst verschiedene Kinder in ein und der-

selben Klassengemeinschaft unterrichtet. Insofern gibt es eine Varianz, sowohl in der Schulleistung, die sich in der Vergabe von Bildungsempfehlungen niederschlägt, als auch in den Ursachenfaktoren der Schulleistung. Neben anderen Faktoren kann deshalb vor allem in dieser jüngeren Altersgruppe der differenzielle Mediennutzungsstil Einfluss auf die Schulleistung, damit Einfluss auf die Schulempfehlung, damit Einfluss auf die Zukunftschancen in Form des weiterhin zu besuchenden Schultyps, damit Einfluss auf die Freundschaftsnetzwerke nach dem Wechsel auf die Schule im Sekundarbereich und damit auch Einfluss auf das individuelle Ausmaß an Kriminalität und Abweichung ausüben. Um uns diesen Überlegungen empirisch zuzuwenden, die sich mehr oder weniger direkt aus der Entscheidung ableiten, den Medienkonsum als eine Ursache nicht normenkonformen Verhaltens zu untersuchen, haben wir uns ebenso entschieden, Stichproben von Schülern der vierten Jahrgangsstufe in die Schülerbefragung 2005 einzubeziehen, wobei die systematische Untersuchung der Auswirkungen des Medienkonsums auf die Schulleistungen an anderer Stelle erfolgt (Pfeiffer et al. 2006). Dieser Bericht konzentriert sich weitestgehend auf das Thema Gewalt und dessen Ursachen, wobei Schulleistungen und Medienkonsummuster notwendig berücksichtigt werden. Die vierte Jahrgangsstufe wurde gewählt, da in allen beteiligten Untersuchungsgebieten nach der vierten Klasse der Übergang auf eine weiterführende Schule erfolgt. Ein weiterer Grund liegt darin, dass es sich bei den im Durchschnitt zehnjährigen Kindern um eine Altersgruppe handelt, die mit standardisierten Befragungsinstrumenten untersucht werden kann. Eine derzeit am KFN durchgeführte Studie hat mittlerweile auch gezeigt, dass schon Drittklässler, allerdings mit einem deutlich reduzierten Instrument, befragbar sind.

Die Erweiterung um Kinder der vierten Jahrgangsstufe führt dazu, dass die Anzahl befragter Schüler im Vergleich zu den bisherigen Schülerbefragungen noch einmal deutlich angestiegen ist: Es haben uns 5.529 Kinder und 14.301 Jugendliche, d.h. insgesamt 19.830 Schüler über verschiedene Aspekte ihres Lebens Rede und Antwort gestanden.<sup>2</sup> Diese Schüler kommen aus den folgenden elf Gebieten: aus den sieben Städten Dortmund, Kassel, Lehrte München, Oldenburg, Schwäbisch Gmünd und Stuttgart; aus den zwei Landkreisen Peine und Soltau-Fallingb. und aus den zwei Gemeinden Belm und Wallenhorst. In Niedersachsen erklärte sich damit ein breites Spektrum an Gebieten zur Teilnahme bereit, von der kleineren Gemeinde, über den Landkreis bis zur Großstadt. In allen anderen Gebieten haben ausschließlich städtische Gebiete teilgenommen, wobei es zum ersten Mal gelungen ist, auch eine hessische und eine nordrhein-westfälische Stadt einzubeziehen. Durch die Bereitschaft der drei süddeutschen Städte Schwäbisch Gmünd, Stuttgart und München nach 1998 bzw. 2000 (nur München) erneut an der Schülerbefragung teilzunehmen, eröffnet die Befragung in 2005 die Möglichkeit, die Entwicklung der Jugendgewalt im Längsschnitt zu analysieren.

Für den Längsschnitt haben wir deshalb ein eigenes, das achte Kapitel dieses Berichts vorgesehen. Davor befinden sich sieben weitere Kapitel. Im ersten Kapitel wird unsere theoretische Perspektive auf die zu untersuchenden Phänomene sowie das methodische Vorgehen und die Stichproben erläutert. Daran schließen sich die Befunde zum Ausmaß und zu den Ursachen von Gewalt an. Im Kapitel zwei steht dabei die Stichprobe der Schüler der vierten Jahrgangsstufe, im Kapitel drei und vier die der neunten Jahrgangsstufe im Vordergrund, wobei jeweils auf die Opfer- und die Täterperspektive eingegangen wird. Die Kapitel fünf, sechs und sieben widmen sich drei besonderen Formen der Abweichungen, die weitestgehend nur in der neunten Jahrgangsstufe untersucht wurden, und zwar dem Drogenkonsum, dem Schulschwänzen und den fremdenfeindlichen bzw. rechtsextremen Einstellungen. Im letzten Kapitel neun werden aus den zahlreichen empirischen Befunden Vorschläge für präventive Maßnahmen abge-

---

<sup>2</sup> Hinzu kommen 3.333 Schüler, die im gesamten Bundesland Thüringen befragt wurden (4. und 9. Jahrgangsstufe), 476 Schüler aus der 7. Jahrgangsstufe in Lehrte sowie 122 Förderschüler der 4. und 9. Jahrgangsstufe aus Oldenburg. Die Ergebnisse dieser besonderen Populationen werden an anderer Stelle berichtet.

leitet, durch die auch deutlich gemacht werden kann, dass das KFN keine wissenschaftliche Forschung im Elfenbeinturm betreibt, sondern seine Forschung daran misst, ob es gelingt, die Ergebnisse in praktisch verwertbares Wissen zu übersetzen.

Ein solches, in seinem Ausmaß deutschlandweit einmaliges Projekt kann nicht ohne die Mithilfe verschiedener Akteure durchgeführt werden. An dieser Stelle wollen wir deshalb all jenen, uns in verschiedenen Phasen des Projekts unterstützenden Personen und Organisationen, unseren Dank aussprechen. Zuallererst gilt dieser natürlich den Kindern und Jugendlichen, die die Fragebögen beantwortet haben, sowie den Eltern, die ihren Kindern die Teilnahme gestatteten. Obwohl das Ausfüllen eines umfangreichen Fragebogens sicherlich anstrengend war, haben uns die Rückmeldungen gezeigt, dass die durch die Befragung initiierte Beschäftigung mit Fragen der Kriminalität, des Medienkonsums, der Gewalteinstellungen usw. zu Selbstreflexionsprozessen geführt hat und in manchen Fällen auch zu Diskussionen innerhalb der Klassengemeinschaft. Insofern fließen die Ergebnisse der Befragung nicht nur mittelbar über diesen Bericht und die Auswirkungen des Berichts auf die Praxis zurück in die Lebenswelt der Schüler; diese Lebenswelt wurde auch unmittelbar durch die von uns thematisierten Aspekte beeinflusst.

Namentlich bedanken wollen wir uns bei Yannik Melzig, weil er der erste Viertklässler war, der jemals einen vom KFN entwickelten Fragebogen für diese junge Altersgruppe ausgefüllt hat. Neben ihm wurde dieses neue Instrument auch in einigen Grundschulen in Hannover vorgetestet. Den Teilnehmern der Pretest-Studie, die unerlässlich dafür war, einen optimalen Fragebogen zu entwickeln und die auch im neunten Jahrgang einer Gesamtschule durchgeführt wurde, wollen wir für die Unterstützung danken.

Neben den Schülern danken wir auch den vielen hundert Lehrkräften, die uns erstens ermöglichten, die Befragungen in zwei dafür zur Verfügung gestellten Schulstunden durchzuführen und die zweitens auch bereit waren, selbst einen Fragebogen auszufüllen, der sich im Wesentlichen mit dem Thema Schulschwänzen beschäftigte. Meistens verlief der Weg der Einverständniserklärung der Lehrkräfte über das Direktorat der Schulen, insofern möchten wir den Dank nicht allein an die Lehrkräfte, sondern auch an die Direktoren der zahlreichen Schulen richten. Ohne deren z.T. auch vehemente Fürsprache für die Schülerbefragung hätte das Projekt nicht in der letztendlich erreichten Qualität durchgeführt werden können. Dennoch müssen wir auch enttäuscht konstatieren, dass es in einigen Schulen in einer für uns unverständlichen Weise Vorbehalte gegenüber der Studie gegeben hat, die ihren Ausdruck in der Verweigerung der Teilnahmebereitschaft z.T. ohne jegliche Begründung, z.T. auch unter Rekurs auf zweifelhafte Gründe gefunden hat. Eine repräsentative Befragung hat ihren Ausgangspunkt immer in einer zufälligen Auswahl von Schulklassen aller einbezogenen Schulformen, auch wenn es nach Meinung von Schulangestellten die durch den Fragebogen erfassten Probleme an der Schule nicht geben sollte. Repräsentativ wird die Studie nur dann, wenn auch alle per Zufall bestimmten Klassen tatsächlich partizipieren. Es waren aber, wenn die Teilnahme abgelehnt wurde, meist Gymnasien oder auch Gesamtschulen, die eine Kooperation mit unserem Projekt verweigerten, wohlgemerkt nicht überall! Hauptschulklassen, die in der neunten Jahrgangsstufe zu Anfang des zweiten Schulhalbjahres sicherlich einen ganz anderen Termindruck haben als Gymnasien, haben uns hingegen meist bereitwillig unterstützt. Möglicherweise gelingt es durch diesen Abschlussbericht, die besonders kritischen Schulleiter verstärkt für das Thema Kriminalität und Abweichung zu interessieren und den Nutzen eines solchen Projekts zu unterstreichen. Auch einige Grundschulen waren, wieder zumeist in den Großstädten, nicht bereit, die Kinder der ausgewählten Klassen befragen zu lassen. Wir hoffen, durch diesen, insbesondere aber durch den zweiten Ergebnisbericht, der die Auswirkungen des Medienkonsums auf die Schulleistungen thematisiert (Pfeiffer et al. 2006), Überzeu-

gungsarbeit dafür zu leisten, dass Befragungen von Kindern, eine professionelle Vorbereitung vorausgesetzt, nützliche, für den Schulalltag unmittelbar relevante Einsichten liefern kann.

Das Projekt hätte allerdings gar nicht erst seine Arbeit aufnehmen können, wenn keine großzügigen Zuwendungsgeber existiert hätten. Deshalb möchten wir den Zuwendungsgebern unseren ausdrücklichen Dank aussprechen, und zwar:

- der Stadt Dortmund, vertreten durch das Schulverwaltungsamt (vertreten von der leitenden städtischen Verwaltungsdirektorin Frau Renate Tölle) sowie der Landesanstalt für Medien (lfm), vertreten von Herrn Prof. Dr. Norbert Schneider;
- der Stadt Kassel, vertreten durch den Oberbürgermeister Herrn Georg Lewandowski;
- der Stadt Lehrte, vertreten durch die Bürgermeisterin Frau Jutta Voß;
- der Stadt München, vertreten durch die Stadtschulrätin, Frau Elisabeth Weiß-Söllner;
- der Stadt Oldenburg, vertreten durch den Oberbürgermeister Herrn Dietmar Schütz;
- dem Landkreis Peine, vertreten durch den Landrat Herrn Franz Einhaus;
- dem Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Innenministerium Baden-Württemberg i.A. der Projektleitung der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes, vertreten durch den Vorsitzenden der Projektleitung Herrn Landespolizeipräsident Erwin Hetger;
- der Stadt Schwäbisch Gmünd, vertreten durch den Bürgermeister Herrn Dr. Joachim Bläse;
- der Stadt Stuttgart, vertreten durch den Oberbürgermeister Herrn Dr. Wolfgang Schuster;
- dem Landkreis Soltau-Fallingb., vertreten durch den Landrat Herrn Hermann Söder;
- den Gemeinden Belm und Wallenhorst, vertreten durch die Bürgermeister und in deren Auftrag Herrn Andreas Albers;
- der Niedersächsischen Landesmedienanstalt, vertreten durch den Direktor Herrn Reinhold Albert.

Bei der Durchführung der Befragungen wurde das KFN von sog. lokalen Koordinatoren unterstützt. Diese bauten den Kontakt zu den Direktoren und Klassenlehrern auf; sie leisteten Überzeugungsarbeit in den Fällen, in denen zunächst keine Teilnahmebereitschaft bestand, terminierten die Befragungen, koordinierten die Interviewer, die zur Durchführung von Befragungen ausgesandt wurden, kontrollierten die zurückgekommenen Fragebögen und standen jederzeit als Ansprechpartner für Direktoren, Lehrer und Eltern vor Ort bereit. Ein spezieller Dank geht deshalb an unsere lokalen, sich über das erwartbare Maß hinaus engagierenden Koordinatoren Herrn Hans-Günther Müller (Dortmund), Frau Daniela Voigt (Kassel), Herrn Klaus Stewen (Lehrte), Frau Dr. Heike Hoffmann (München), Frau Sigrid Ziethe (Oldenburg), Frau Kathrin Schulz und Frau Claudia Voigt (Peine), Herrn Wolfgang F. Stammler (Schwäbisch Gmünd), Herrn Karl Stemler und Herrn Werner Schoppa (Soltau-Fallingb.), Frau Barbara Mors-Stammler (Stuttgart) sowie Herrn Andreas Albers (Belm und Wallenhorst).

Die Befragungen selbst wurden von Interviewern durchgeführt, die auf ihre Tätigkeit im Rahmen einer eintägigen Schulung vorbereitet wurden. In der Regel handelte es sich bei diesen Interviewern um Studierende, da Personen benötigt wurden, die hoch flexibel einsetzbar waren – manchmal erfuhren sie Ort und Zeitpunkt ihres Einsatzes erst weniger Stunden vorher – und die zudem morgens während der typischen Schulstundenzeit zwischen 8 und 13 Uhr disponibel waren. Bei all jenen Personen, die die, wie wir aus eigener Erfahrung bestätigen können, nicht immer einfach zu bewältigenden Befragungen in den Schulklassen durchgeführt haben und die hier aufgrund ihrer großen Zahl namenlos bleiben müssen, möchten wir uns für ihre Arbeit und ihre Zuverlässigkeit bedanken.



Eine fast genau so große Anzahl an Personen hat dabei geholfen, die ausgefüllten Fragebögen elektronisch zu erfassen. Dieser Schritt der Codierung, d.h. der „Übersetzung“ der Kreuze im Fragebogen in statistisch auswertbare Zahlen ist einer der monotonsten im gesamten Forschungsprozess. Dass hierbei dennoch keine Fehler passiert sind, ist auf die hochkonzentrierte und genaue Arbeit der zahlreichen Codierer zurückzuführen, denen wir hierfür zu Dank verpflichtet sind.

Schließlich gibt es am KFN selbst Personen, die während des gesamten Projekts oder während bestimmter Teilphasen wichtige Beiträge zum Gelingen geleistet haben. Unser Dank gilt hier zuerst Frau Birke Dworschak, die die Aufgabe der überregionalen Koordination übernahm, d.h. sie war die zentrale Ansprechpartnerin für die lokalen Koordinatoren. Diese formale Bezeichnung sagt allerdings recht wenig darüber aus, welche Arbeitsbelastung mit dieser Funktion einhergeht, vor, während und bis weit nach der eigentlichen Befragung. Bedanken möchten wir uns weiterhin bei Eberhard Mecklenburg, der erneut höchst professionell die Dateneingabe vorbereitet und begleitet hat. Moritz Haupt hat wichtige Vorarbeiten für das Kapitel über das Schulschwänzen geleistet und zudem immer wieder aktuelle Literatur zu sämtlichen Themenfeldern des Berichts besorgt. Die ehemaligen Praktikanten Tobias Ruttke, Bettina Bernischke und Marisa Richter führten in vielen, oftmals auch einsamen Stunden, erste Auswertungen des Datenmaterials durch. Oliver Lauterbach und Claudia Voigt gingen uns stets umsichtig und sorgfältig bei der Aufbereitung der Daten zur Hand. Ihnen allen gilt unser Dank.

Die Autoren  
Hannover im April 2006

# 1. Anlage der KFN-Schülerbefragung 2005: Theoretische Überlegungen, Erhebungsgebiete und Stichproben

## 1.1. Theoretische Überlegungen zum abweichendem Verhalten im Jugendalter

Der Forschungsgegenstand, dem sich in diesem Buch zugewandt wird, sind Kindheit und Jugend und das Ausmaß sowie die Struktur ihres nicht normenkonformen Verhaltens. Dabei gilt die Aufmerksamkeit mehreren Verhaltensweisen: Neben der Gewalt, die sowohl aus der Opfer- als auch der Täterperspektive untersucht wird, geht es um Eigentumsdelikte, Drogenkonsum, Schulschwänzen und Fremdenfeindlichkeit. Nicht alle diese Verhaltensweisen sind kriminell, weshalb wir auf den Begriff des abweichenden Verhaltens rekurrieren wollen. In der aktuellen Jugendforschung existieren auch andere Vorschläge, z.B. des Problemverhaltens (Jessor & Jessor 1977) oder des Risikoverhaltens (Raithel 2005). In diesen Paradigmen werden allerdings sehr viele Verhaltensweisen untersucht, der Bezug zur Kriminologie geht dabei mitunter verloren. Das Konzept der Abweichung hat demgegenüber den Vorteil, dass es auf eine sehr lange theoretische Tradition zurückgreifen kann, aus der zahlreiche Hypothesen für die empirische Prüfung abgeleitet werden können (vgl. Lamnek 1994, 1996). Zudem hat es eine Verankerung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, insofern Abweichung auf bereits bestehende, z.T. altersgruppenspezifische Normen verweist, die i.d.R. dem Normbrecher auch bewusst sind. Den Normen sind zugleich Sanktionen immanent, d.h. der Normbruch ist folgenreich. Schuldenmachen, falsche Ernährung, schnelles Autofahren – sämtlich riskante, aber keine abweichenden Verhaltensweisen, sind demgegenüber weniger folgenreich, zumindest aus der Perspektive drohender Sanktionen betrachtet. Abweichung steht damit begrifflich zwischen Kriminalität und Risiko, abweichendes Verhalten ist in jedem Fall riskant, aber nicht immer kriminell.

Abweichung ist die „Bezeichnung für Verhaltensweisen, die mit geltenden Normen und Werten nicht übereinstimmen“ (Lautmann 1995, S. 137). Normen lassen sich dabei folgendermaßen charakterisieren: Sie artikulieren Forderungen nach einem bestimmten Verhalten in ausgewählten Situationen; sie sind von bestimmten Personengruppen gesetzt und an spezifische Gruppen adressiert; sie besitzen einen Geltungsgrad (Ausmaß an Zustimmung), einen Wirkungsgrad (Ausmaß an Befolgung) und einen Toleranzbereich; und sie werden mithilfe von positiven und negativen Sanktionen durchgesetzt (vgl. Lamnek 1996). Erst durch die Bereitschaft, die mögliche Diskrepanz zwischen einer Verhaltensweise und einer Verhaltensaufforderung zu sanktionieren, definiert sich nach Lamnek (1996) abweichendes Verhalten.

Opp (1974) definiert ein Verhalten als abweichend, durch welches „eine Person die von ihr perzipierte Erwartung mindestens einer anderen Person oder Institution verletzt“ (S. 43). Erneut ist darin der Begriff der Norm enthalten, da Erwartungen nur auf der Basis von Normen gebildet werden können. Allerdings ist die Opp'sche Definition stärker auf das Individuum gerichtet, das die Normen verletzt. Diese Verletzung kann Resultat eines bewussten Abwägungsprozesses und damit einer Entscheidung sein, sie kann aber im sozialen Kontext auch mehr oder weniger spontan entstehen.

Abweichung, so steht außer Frage, ist die Menge aller Verhaltensweisen, die herrschenden Normen widerspricht, wobei dies nicht allein juristische Normen sein müssen. Jenes Verhalten, das entgegen den juristischen Bestimmungen ausgeführt wird, ist eine Teilmenge abweichenden Verhaltens, das kriminelle Verhalten. Unter Kriminalität wird dabei „die Gesamtzahl aller Handlungen, die gegen kodifizierte Strafrechtsnormen verstoßen, sich innerhalb eines bestimmten Zeitraumes und innerhalb eines geographisch abgegrenzten Raumes ereignen und

erfasst werden“ (Lamnek 1998, S. 383), verstanden. Diese „kriminellen Handlungen sind demnach eine echte Teilmenge devianter Verhaltensweisen“ (ebd., S. 382).<sup>3</sup> Allerdings verdeckt die Unterscheidung in normenkonformes, abweichendes und kriminelles Verhalten, dass die Grenzen nicht unverrückbar fest sind. Die Definitionen sind zumindest teilweise im gesellschaftlichen Fluss, heute normenkonforme Verhaltensweisen können morgen schon als abweichend etikettiert werden bzw. heute lediglich als deviant bezeichnete Taten könnten zukünftig strafrechtlich verfolgt werden. Auch müssen kriminelle Handlungen nicht in jedem Fall den moralischen Geboten einer Gesellschaft zuwider laufen (vgl. Opp 1974, S. 38ff; Lamnek 1996, S. 43ff). An den Übergangszonen existiert ein Bereich nicht eindeutig klassifizierbarer Verhaltensweisen.

Für verschiedene Verhaltensweisen steht jedoch außer Frage, dass sie abweichend sind. Dies gilt zunächst für das gewalttätige Verhalten. Soziologisch betrachtet, bezeichnet Gewalt eine destruktive Operation „als ultimatives Mittel der Machtausübung im Rahmen einseitiger Über- bzw. Unterordnungsverhältnisse beruhend auf äußerlicher Überlegenheit ohne Anerkennung durch die Unterlegenen“ (Vogel 1989, S. 252). Gewalt stellt damit ein Idealbeispiel sozialen Handelns dar, welches anerkannte Normen bricht. Die Norm des Gewaltverbots ist in einer langen Geschichte der Zivilisierung von Gesellschaften (vgl. Eckert 1993) durch effektive Sanktionen durchgesetzt worden, d.h. wer heute anderen Personen Gewalt antut, weiß bereits vorher, welche rechtlichen Maßnahmen gegen ihn eingeleitet werden können. Gewalt selbst kann wiederum verschiedene Formen annehmen. So wird in der Literatur von physischer und psychischer Gewalt, von Gewalt gegen Personen oder gegen Sachen, von verbaler oder struktureller Gewalt u.a.m. gesprochen. Hier soll weitestgehend einer engeren Definition von Gewalt gefolgt werden.<sup>4</sup> Mit Böttger (1998) meint Gewalt dann den intentionalen Einsatz „physischer oder mechanischer Kraft durch Menschen, der sich unmittelbar oder mittelbar gegen andere Personen richtet, sowie die ernsthafte Androhung eines solchen Krafteinsatzes“ (S. 23).<sup>5</sup> Das Bundeskriminalamt subsummiert unter Gewalt Mord, Totschlag, Vergewaltigung, Raub und Körperverletzung (vgl. BKA 2001); auch im Rahmen der Schülerbefragung des KFN sollen mit Ausnahme von Mord und Totschlag diese Formen personaler Gewalt untersucht werden.

Ergänzend wollen wir, wieder in Anlehnung an die existierenden juristischen Regelungen, neben Gewaltdelikten auch Eigentumsdelikte betrachten. Hierunter fallen u.a. Sachbeschädigungen oder Diebstahldelikte, angefangen beim Ladendiebstahl bis hin zum qualifizierten Diebstahl. Eigentumsdelikte schädigen Personen oder Organisationen, indem man sie nicht direkt, sondern vermittelt über ihr Eigentum angreift. Insofern handelt es sich auch um Gewalt, um indirekte Gewalt. Außer Frage steht hier, dass das Begehen solcher Taten die soziale Ordnung bedeutend stört und deshalb sanktioniert wird.<sup>6</sup>

---

<sup>3</sup> Devianz/deviantes Verhalten und Abweichung/abweichendes Verhalten werden hier synonym verwendet und lediglich von den Begriffen Kriminalität/kriminelles Verhalten bzw. Delinquenz/delinquentes Verhalten unterschieden.

<sup>4</sup> In Kapitel drei in den Abschnitten über Schulgewalt aus Opfer- und Täterperspektive wird diese enge Definition durch Aspekte verbaler vandalistischer Gewalt ergänzt.

<sup>5</sup> Damit wird 'von außen' festgelegt, was Gewalt ist. Dass sich diese Außenperspektive sehr stark mit der Sicht der Jugendlichen deckt, zeigen verschiedene Studien zu deren Gewaltverständnis (vgl. u.a. Claus/Herter 1994, Felten 2000). Für Jugendliche sind die Absicht und die körperliche Schädigung wesentliche Komponenten bei der Definition von Gewalt.

<sup>6</sup> Neben direkter körperlicher Gewalt und Eigentumsdelikten spielen in neueren Untersuchungen jugendlicher Gewalt indirekte bzw. die sozialen Beziehungen schädigende Aggressionsformen eine zunehmende Rolle (vgl. Baier 2005, Ittel/von Salisch 2005, Schäfer/Frey 1999, Zinnecker 1999). Hierunter fallen u.a. das Mobbing oder das Relational Aggression. Mit den Daten der Schülerbefragung 2005 können diese Gewaltformen noch nicht untersucht werden. In einer weiteren Schülerbefragung, die im Februar und März 2006 in Hannover durchgeführt wurde, wurde sich aber auch diesen Gewaltformen gewidmet.

Parallel zu personaler Gewalt und Eigentumsdelikten ist der Drogenkonsum eine zentrale Untersuchungsvariable. Drogen sind psychoaktive Substanzen, die über das Zentralnervensystem die subjektive Befindlichkeit des Konsumenten beeinflussen (vgl. Hurrelmann 1999). Im Unterschied zu erstgenannten Devianzformen handelt es sich hierbei allerdings weniger um eine nach außen, d.h. gegen andere Personen gerichtete Form der Abweichung, sondern um eine nach innen gerichtete Art der Problemverarbeitung.<sup>7</sup> In der Festlegung der Stoffe, die als Drogen gelten, ist die Kultur- und Zeitabhängigkeit der Konstruktion abweichenden Verhaltens besonders augenfällig: Mag in einer Kultur der Genuss von Alkohol gebrandmarkt sein, so zählt dieser in einer anderen Gesellschaft als das wichtigste Genussmittel. Derartige Ambivalenzen zeigen sich aber nicht nur zwischen Kulturen oder Epochen, sondern sie sind ebenfalls innerhalb ein und derselben Gesellschaft feststellbar. So ist der Erwerb aller Drogen in Deutschland bis zum Alter von 16 Jahren verboten. Danach ist ein Teil der Drogen legal. Was Erwachsene dürfen, dürfen Kinder und Jugendliche also nicht. Allerdings klaffen gesetzgeberischer Wunsch und alltägliche Wirklichkeit weit auseinander, da Kinder oft bereits in der eigenen Familie zumindest mit Alkohol und Zigaretten bekannt gemacht werden. Juristische Norm und gesellschaftliche Erwartungen sind in diesem Bereich wenig kompatibel. Eine Möglichkeit, diesen Ambivalenzen in einer empirischen Untersuchung zu entgehen, wäre es, lediglich den Konsum von illegalen Drogen, die auch noch im Erwachsenenalter unter Strafe gestellt sind<sup>8</sup>, abzufragen. Das Problem hierbei ist, dass in Zufallsstichproben, auch wenn sie einen solchen Umfang haben wie die Schülerbefragungen, die erwartete Anzahl an Konsumenten sehr gering sein würde und eine Ursachenanalyse nahezu unmöglich wäre. Vor dem Hintergrund dieser Probleme und der Tatsache, dass der Konsum legaler Drogen häufig eine Vorstufe für den Konsum illegaler Drogen darstellt, wird im Rahmen unserer Untersuchung das gesamte Spektrum des Drogenkonsums erfasst.

Dass abweichendes Verhalten einem Konstruktionsprozess unterliegt, lässt sich nicht nur am Beispiel der Drogen und hier insbesondere des Marihuanakonsums aufzeigen, auch das Schulschwänzen unterliegt derzeit einem solchen Prozess. Während es aber beim Marihuanakonsum mehr oder weniger um die Legalisierung geht, geht es beim Schulschwänzen um die Kriminalisierung. Wie Fuchs et al. (2005, S. 269) unter Rekurs auf eine Studie von Brusten und Hurrelmann (1973) ausführen, war Schulschwänzen noch in den 1970er Jahren ein Verhalten, das von Jugendlichen in höheren Bildungsschichten ausgeführt wurde, um Autonomie auszudrücken. Mittlerweile ist es ein Verhalten, das sich in seiner intensiven Form in denjenigen Schulen zeigt, die zu niedrigeren Abschlüssen führen. Die Folgen sind sowohl individuell als auch kollektiv nachteilig: In individueller Hinsicht berauben sich die Schwänzer der letzten Chance, einen erfolgreichen Schulabschluss zu erwerben, der der wichtigste Weg zum geregelten Einkommen darstellt; ohne oder mit einem nur schlechten Schulabschluss sind die Aussichten auf einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz gering. Dies ist auch in kollektiver Hinsicht problematisch, weil damit einerseits das Humankapital einer Gesellschaft – die zentrale Ressource für Wissensökonomien – verringert wird. Andererseits werden im Sinne deprivationstheoretischer Überlegungen abweichende Verhaltensweisen wahrscheinlicher. Die gewünschten Ziele können nicht mehr auf den Wegen erreicht werden, die die Gesellschaft eigentlich vorsieht. Abweichendes Verhalten, ausgeführt durch Schulschwänzer, stört das soziale Gleichgewicht. Insofern erhält die Auffassung, dass Schwänzen ein Kava-

---

<sup>7</sup> Die Zuordnung von Drogenkonsum zur internalisierenden Problemverarbeitung vernachlässigt, dass im unmittelbaren Zusammenhang mit Drogenkonsum auch Gewalttätigkeit zu beobachten ist. Erinnert sei hier nur an die Beschaffungskriminalität oder an Schlägereien im Zuge exzessiven Alkoholkonsums. Die Unterscheidung internalisierend – externalisierend sollte also nicht kategorial, sondern kontinuierlich gedacht werden.

<sup>8</sup> Laut BKA (2001) zählt zur Rauschgiftkriminalität der Besitz von Heroin, Kokain, LSD, Amphetamin, Cannabis und sonstigen Drogen.

liersdelikt darstellt, immer seltener Zustimmung. Stattdessen nimmt das Bewusstsein zu, dass Schulschwänzen die eben genannten negativen Folgen hat. Hierzu haben u.a. die Ergebnisse der KFN-Schülerbefragung 2000 (Wilmers et al. 2002) beigetragen, die den Zusammenhang zwischen Schulschwänzen und anderen Abweichungsformen klar belegten. Insofern ist nicht mehr nur der Schulbesuch im Allgemeinen eine geltende Norm – die Schulpflicht existiert schon seit fast 200 Jahren – sondern auch der regelmäßige Schulbesuch. Die Sanktionen, die den Schulschwänzer erwarten, reichen von Lehrer- oder Direktorengesprächen bis hin zum Bußgeldverfahren und Polizeikontakt. Nicht immer erfolgen derzeit diese Sanktionen in verlässlicher Weise auf die Tat, d.h. Schulschwänzen ist – wie im Übrigen alle anderen Formen der Abweichung auch – abhängig von der Kontrollintensität. Noch nicht bei allen kontrollierenden Organen (Lehrer, Eltern, Polizei) hat sich aber das Verständnis, das Schulschwänzen ein abweichendes Verhalten darstellt, durchgesetzt. Insofern mag Schülern in einigen Bundesländern noch nicht wirklich klar sein, dass ihr Schwänzverhalten abweichend ist, in anderen Bundesländern hingegen ist daran kein Zweifel möglich. Es gibt also bislang noch kein klares Schwänzverbot, so wie es bspw. ein klares Gewaltverbot gibt.

Die letzte zu untersuchende Form abweichenden Verhaltens ist die Fremdenfeindlichkeit, womit der Boden traditioneller Devianzformen noch etwas weiter verlassen wird als beim Schulschwänzen, und zwar deshalb, weil es sich hier um eine Einstellung im sozialpsychologischen Sinne handelt. Der Begriff impliziert, dass Fremdes als Bedrohung und potenziell feindliches interpretiert wird. „Zu betonen ist, dass Fremdheit keine objektive Eigenschaft und kein objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen ist, sondern dass es sich dabei stets um die subjektive Definition einer sozialen Beziehung handelt“ (Krampen/Krämer 1994, S.10). Das Fremde kann damit in verschiedene Hinsicht konstruiert werden: Fremd können Personen oder Personengruppen sein, die ungewohnte sexuelle Orientierungen haben, die obdachlos sind oder die eine andere Hautfarbe besitzen. An dieser Stelle soll Fremdenfeindlichkeit aber in Bezug auf den Aufenthaltsstatus untersucht werden, und zwar den Status als Ausländer.<sup>9</sup> Fremdenfeindlichkeit wird also als Ausländerfeindlichkeit erfasst. Der Begriff der Ausländerfeindlichkeit bezieht sich „vor allem auf den subjektiv und objektiv legitimierten eigentümlichen (d.h. im Vergleich zu Inländern beschränkten) rechtlichen Status von Ausländern sowie darauf bezogene feindliche bewusste und unbewusste Denkmuster“ (Krampen/Krämer 1994, S. 10). Er ist im Deutschen exklusiv, wobei es eine Vielzahl alternative Begriffe gibt. Von Sumner (1907) stammt beispielweise der Begriff Ethnozentrismus, der gleichzeitig die Abwertung der fremden und die Aufwertung der eigenen Gruppe beinhaltet und der in den letzten Jahren wieder vermehrtes Forschungsinteresse geweckt hat (vgl. z.B. Rieker 1997, Herrmann 2001, Rippl et al. 2005). Als abweichend gilt Fremdenfeindlichkeit, weil es in Deutschland einen breiten, historisch gewachsenen Konsens gibt, der es untersagt, Menschen aufgrund zugeschriebener Eigenschaften wie der Herkunft oder der Religion ungleich zu behandeln.<sup>10</sup> Es existieren anerkannte normative Erwartungen und zudem Sankti-

---

<sup>9</sup> Es ist zu bezweifeln, dass Befragte beim Lesen des Begriffs Ausländer, der in fast allen genutzten Items zur Erfassung der Fremdenfeindlichkeit genutzt wird, in erster Linie tatsächlich den rechtlichen Status assoziieren. Wahrscheinlicher ist, dass an Migranten und hier an besonders 'auffällige' Gruppen von Migranten gedacht wird. Auffällig sind z.B. jene Migrantengruppen, die eine stärkere mediale Aufmerksamkeit bekommen oder die aufgrund ihres Lebensstils und ihres Aussehens eine größere Distanz zu den Deutschen aufweisen. Deshalb wird an dieser Stelle der Begriff der Fremdenfeindlichkeit weiter genutzt.

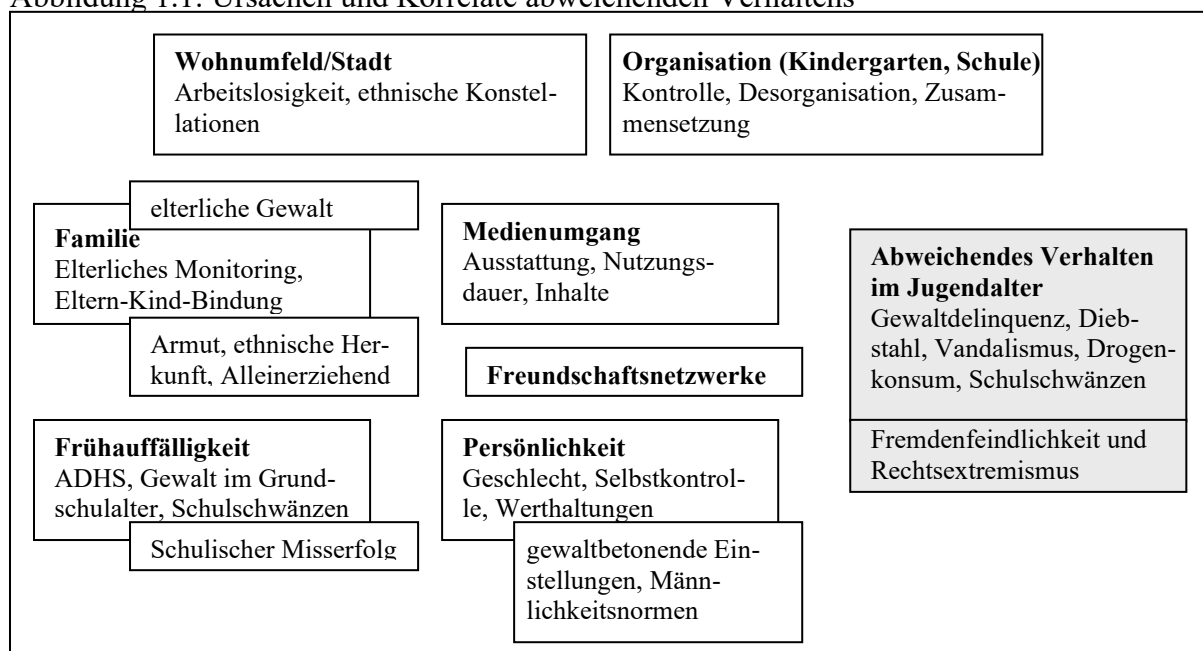
<sup>10</sup> De jure werden Ausländer bereits ungleich behandelt, in dem ihr Aufenthalt in Deutschland i.d.R. zeitlich und sachlich reglementiert ist, im Gegensatz zu dem der einheimischen Deutschen. Sie erhalten bspw. eine beschränkte Arbeitserlaubnis, können sich nicht an allen Wahlen beteiligen usw. Der entscheidende Punkt besteht allerdings darin, dass durch diese rechtliche Ungleichbehandlung im Vergleich mit der autochthonen Bevölkerung der Rahmen für eine legale Existenz der 'Fremden' definiert wird. Jenseits dieser Beschränkungen sind Ausländer wie Deutsche zu behandeln. Fremdenfeindlichkeit in Form der Ausländerfeindlichkeit negiert die Anwesenheit der Ausländer per se.

onspotenziale, u.a. in Form juristischer Vorschriften. Diese Vorschriften beziehen sich aber immer auf gezeigtes Verhalten, d.h. fremdenfeindliche Einstellungen können, wenn sie nicht geäußert werden, nicht unter Strafe gestellt werden. Wenn sie aber verbal zum Ausdruck gebracht werden, stellen sie ein Verhalten dar, das z.B. als Propagandadelikt o.ä. sanktioniert werden kann. Da die Forschung wiederholt gezeigt hat, dass fremdenfeindliche Einstellungen ein valider Prädiktor für entsprechendes Verhalten sind (u.a. Neumann 2001), erscheint es angemessen, es im Kontext des abweichenden Verhaltens zu untersuchen (auch Baier 2005). Damit ist keinesfalls gesagt, dass alle fremdenfeindlich eingestellten Personen auch zu rechts-extremen Gewalttätern werden. Allerdings ist bereits das Äußern fremdenfeindlicher Einstellungen im Fragebogen ein Verhalten, das abweichende Züge aufweist. Neben der Fremdenfeindlichkeit wird sich zudem dem Rechtsextremismus zugewandt, wobei wir diesen entsprechend einer anerkannten Definition von Heitmeyer (1989) als Konstrukt aus einer Ideologie der Ungleichwertigkeit (Fremdenfeindlichkeit) und einer Bereitschaft zur Anwendung von Gewalt betrachten.

Wenn gewalttätiges Verhalten, Eigentumsdelikte, Drogenkonsum, Schulschwänzen und Fremdenfeindlichkeit entsprechend der derzeitigen sozialen Situation und der speziellen Lebenslage Jugendlicher als wichtige Formen abweichenden Verhaltens benannt und untersucht werden, dann gilt natürlich auch, dass einige andere Formen unberücksichtigt bleiben. Die Studie beansprucht damit nicht, ein vollständiges Bild des Ausmaßes und der Ursachen von Abweichung zu zeichnen. Dennoch wird durch die Konzentration auf die obengenannten Formen ein recht breites Spektrum untersucht: Es finden sich nach innen und nach außen gerichtete Verhaltensweisen, Einstellungen und tatsächlich verübte Handlungen, kriminalisierte und weniger kriminalisierte Normenverstöße.

Wie verschiedene Studien zudem zeigen, ist es notwendig, die Ursachen dieser Abweichungen getrennt zu analysieren, weil sie eher kein kohärentes Syndrom bilden (vgl. u.a. Tildesley et al. 1995, Baier 2005); d.h. Gewalttätigkeit geht nicht zwangsläufig einher mit Drogenkonsum oder Fremdenfeindlichkeit. Dies bedeutet allerdings nicht, dass nicht die gleichen Ursachenfaktoren daraufhin untersucht werden können, ob sie einen Erklärungsbeitrag leisten. Abbildung 1.1 fasst zusammen, welche Faktoren als zentrale Ursachenfaktoren in Frage kommen.

Abbildung 1.1: Ursachen und Korrelate abweichenden Verhaltens



Wie u.a. Baier (2005) zeigt, sind die Ursachen abweichenden Verhaltens auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Bereichen zu verorten. Als ein wichtiger Risikofaktor gilt zunächst die *Frühauffälligkeit*. Das Auftreten (antisozialer) Auffälligkeiten bereits im Grundschulalter gilt bspw. als ein sehr verlässlicher Prädiktor für späteres abweichendes Verhalten im Jugendalter (Moffitt 1993; Farrington 1995). Da sowohl Schulschwänzen als auch aggressives Verhalten zum umfassenden Konstrukt antisozialen Verhaltens gehören, kann Schulschwänzen zugleich als Risikofaktor für Devianz im Allgemeinen aufgefasst werden (vgl. Petermann & Scheithauer 1998). Schulschwänzen schafft ferner mehr Zeit und somit zugleich mehr Gelegenheiten für delinquente Verhaltensweisen außerhalb der schulischen sozialen Kontrolle (vgl. Wilmers et al. 2002). Langfristig besteht zudem die Gefahr, dass sich durch das (massive) Fernbleiben vom Unterricht die schulischen Leistungen der Kinder bzw. Jugendlichen verschlechtern. Die daraus resultierende unzureichende Bildung der Jugendlichen wiederum verringert deren soziale Partizipationschancen und erhöht – aus deprivationstheoretischer Perspektive – das Risiko abweichenden Verhaltens zusätzlich. Nicht zuletzt erweist sich das Aufmerksamkeitsdefizithyperaktivitätssyndrom (ADHS) im Kindesalter als Prädiktor für aggressiv-gewalttätiges Verhalten (vgl. Farrington 1995).

Aus dem Bereich der *persönlichkeitstheoretischen Erklärungen* vermutet z.B. die Selbstkontrolltheorie (Gottfredson & Hirschi 1990), dass sich Personen mit niedriger Selbstkontrolle öfter sozial abweichend verhalten. „Es zeigt sich, dass in allen [abweichenden] Verhaltensweisen sofortiger kurzfristiger Nutzen für den Akteur entsteht und langfristig, dass das Handeln mit Kosten belastet ist“ (Lamnek 1994, S.138). Die Persönlichkeitseigenschaft „geringe Selbstkontrolle“ verursacht Devianz, indem sie die rationale Entscheidungsfähigkeit des Akteurs herabsetzt; es erfolgt eine Konzentration auf die kurzfristigen Folgen. Ist die Selbstkontrolle hingegen hoch, dann führt die Abwägung kurzfristiger und langfristiger Nutzenerwartungen zu dem Ergebnis, dass sich Abweichung auf lange Sicht nicht lohnt und deshalb unterlassen wird. Selbstkontrolle wird dabei als stabile Persönlichkeitseigenschaft gedacht: „Es gibt individuelle Unterschiede in der Neigung zu kriminellen Handlungen [...] Die Affinität zur Kriminalität bleibt relativ stabil, auch wenn sich äußere Faktoren (z.B. die Lebensumstände, das Milieu etc.) ändern“ (Lamnek 1994, S. 141). Selbstkontrolle setzt sich aus sechs Elementen zusammen (vgl. Gottfredson/Hirschi 1990, S. 89ff.). Personen mit niedriger Selbstkontrolle zeichnen sich durch folgende Eigenschaften aus: Erstens sind sie impulsiv, d.h. unfähig das eigene Leben langfristig zu planen und auf ein Ziel hin auszurichten. Sie beschäftigen sich zweitens im Wesentlichen mit einfachen Aufgaben, weil ihnen der Fleiß, die Beharrlichkeit und die Ausdauer für die Bewältigung von Herausforderungen fehlen. Drittens fühlen sie sich zu risikoreichen Verhalten hingezogen. Da ihre kognitiven und kulturellen Kompetenzen eher unterentwickelt sind, neigen sie viertens zu körperlichen Aktivitäten. Sie sind fünftens selbstbezogen, d.h. „[they] tend to be self-centered, indifferent, or insensitive to the suffering and needs of others“ (ebd., S. 89). Sechstens erscheinen sie schließlich oft gereizt, haben eine geringe Ambiguitäts- und Frustrationstoleranz und müssen daher bei Konflikten eher auf körperliche, als auf verbale Lösungen setzen.

Selbstkontrolle ist allerdings nur eine von zahlreichen Persönlichkeitsfaktoren, die mit Abweichung in Verbindung gebracht werden. So unterscheiden sich Menschen auch in Bezug auf ihre Werthaltungen im Allgemeinen, ihre normativen Einstellungen bzgl. der Anwendung und Legitimität von Gewalt im Besonderen. So existieren bspw. verschiedene Thesen, die eine Verbindung zwischen Wertvorstellungen und Devianz behaupten. Drei Ansätze, die im Wesentlichen für die Erklärung rechtsextremer Gewalt formuliert wurden, durchaus aber auch für andere Formen abweichenden Verhaltens Geltung beanspruchen, können hier erwähnt werden: a) die Dominanzkulturthese, b) die These zunehmender Konkurrenzbeziehungen, und in deren Anschluss c) die These des Hierarchischen Selbstinteresses. Die These der Domi-

nanzkultur (vgl. Kersten 1993, Rommelspacher 1993) hat ihren Ausgangspunkt in der Beobachtung, dass es besonders Männer sind, die sich abweichend verhalten. Dieses Muster wird auf die patriarchalische Tradition westlicher Gesellschaften zurückgeführt: Die Gesellschaft ermuntert Männer, „im Konfliktfall zu ‚expansiven Bemächtigungstendenzen‘, wobei sich kulturelle Tradition, ein expansives Wirtschaftssystem und das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen“ (Wahl 1993, S. 47) gegenseitig stützen. Jungen und Männer werden deshalb zur Dominanz, die gegebenenfalls auf abweichenden Wegen zu suchen ist, und Mädchen und Frauen zur Heteronomie angehalten. Solcherart Dominanz ist besonders im Wirtschaftsleben gefragt in Form der Konkurrenz. Die These der Konkurrenzbeziehungen behauptet daher, dass zwei Ebenen der Konkurrenz zu trennen sind, auf beiden aber das Marktprinzip vorherrscht: Die Ebene der Konkurrenz zwischen den Nationen und die Ebene der individuellen Konkurrenz. In beiden Bereichen zählt der derjenige zu den Gewinnern, der sich durchzusetzen imstande ist. Abweichung könnte dann verstanden werden als „ein bestimmtes Deutungsmuster von Konkurrenz sowie ein sich daraus herleitendes Verhalten, das vermeintliche Mitkonkurrenten um gesellschaftliche Ressourcen, (Vor-)Rechte und Privilegien“ (Butterwegge 1996, S. 132) auszuschalten sucht. Konkurrenz ist der Wert, der beinhaltet, besser und schneller als andere zu sein, um zur Gewinnerseite zu gehören, wofür jedes Mittel erlaubt ist. Davon sind dann auch diejenigen betroffen, die diesen Wert gar nicht internalisiert haben: „Marktwirtschaft bedeutet wachsenden Verdrängungswettbewerb (auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt), durch den Millionen Menschen einem Stress unterliegen, der sich in erhöhter Gewaltbereitschaft niederschlägt“ (Butterwegge 1994, S. 388). Menschen in marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaften sind der Konkurrenzthese entsprechend dazu gezwungen, die im Wirtschaftssystem erfahrenen Werte auch auf andere Teilbereiche des Lebens auszudehnen – das Ergebnis davon ist Individualisierung. Identität wird nach Heitmeyer und Möller (1996) dann über die Wege „Unterscheidung von anderen“ und „Selbstdurchsetzung gegenüber anderen“ gewonnen. Wenn Menschen bestimmte Werte der Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung (d.h. der Konkurrenz) als wichtig für die eigene Lebensführung erachten, dann sollte dies die Auftrittswahrscheinlichkeit für deviantes Verhalten erhöhen (Baier 2005, Hadjar 2004).

Einen solchen Wert nennen Boehnke, Hagan und Hefler (1998) sowie Hadjar (2004) „Hierarchisches Selbstinteresse“ (HSI). Sie greifen dabei auf Arbeiten von MacPherson zurück, der die Industriegesellschaft als „a series of competitive and invasive relations“ (ebd., S. 8) charakterisiert. Hierarchisches Selbstinteresse setzt sich aus unterschiedlichen Wertkomponenten zusammen, u.a. aus Individualismus als Lebensprinzip, einer materialistischen Erfolgsorientierung und einer individuellen Wettbewerbsorientierung, d.h. aus einer „Ellenbogenmentalität“ (Hadjar 2004). Obwohl die Zusammensetzung von HSI in verschiedenen Studien differenziert gehandhabt wird, können doch Individualismus, Leistungsdenken und Konkurrenzorientierung als integrale Bestandteile der vorherrschenden Ideologie moderner, individualisierter Marktwirtschaften gelten.

Interessant ist, dass die Wertthese davon ausgeht, dass das Aufrechterhalten von eigentlich gesellschaftskonformen Werthaltungen der Ellenbogenmentalität auch zu abweichenden Verhaltensweisen motiviert. Gewalt, insbesondere auch fremdenfeindliche Gewalt haben dementsprechend ihren Ursprung in der sog. Mitte der Gesellschaft. Dies ist vor allem dann plausibel, wenn sich die gesellschaftlichen Ressourcen verknappen. Für Jugendliche ist bspw. anzunehmen, dass das Aufwachsen zwischen dem Idealbild, erfolgreich zu sein u.a. in der Form, eine Lehrstelle zu finden, und dem starken Rückgang an Ausbildungsplätzen einen inneren Konflikt erzeugt, der auf verschiedenen Wegen bewältigt werden kann: Man kann sich z.B. in der Schule noch mehr anstrengen um bessere Noten zu erhalten und die Chancen auf einen Ausbildungsplatz zu verbessern; oder aber man macht andere, Fremde für die eigene Misere



verantwortlich, baut die Frustrationen gewalttätig ab usw. Es ist zu vermuten, dass gerade jene Jugendliche Gefahr laufen, sich abweichend zu verhalten, wenn sie die Ellenbogenmentalität internalisiert haben, ihren eigenen Wünschen aber nicht entsprechend aufleben können.

Einen weiteren Einflussfaktor auf abweichendes Verhalten stellen die sog. gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen dar. Hierbei handelt es sich um normative Orientierungen bzw. Werthaltungen deren kultureller Ursprung in historisch gewachsenen, sozial-geographischen Bedingungen bestimmter Herkunftsländer von Immigranten liegt. Diese Normen können sich über die Einwanderergenerationen reproduzieren oder im Falle ausbleibender Integration reaktiviert werden. In sogenannten „Herdengesellschaften“ mit schwacher Infrastruktur und zum Teil schwer zugänglichen Territorien entsteht die Notwendigkeit, stets Bereitschaft zur Selbstverteidigung von Familie und Eigentum zu signalisieren. Nisbett and Cohen (1996: 2) gehen davon aus, dass in diesen Kulturen bereits „(...) junge Kinder gelehrt bekommen, aggressiv zu sein“ (Übers. d.A.), und dass bei der Sozialisation der Jungen schon früh darauf geachtet wird, dass sie auf den Erhalt ihrer Ehre bedacht sind und diese ohne Zögern verteidigen. Gewalt wird somit als angemessenes und auch sozial erwartetes Mittel der Selbst(wert)verteidigung angesehen. Diese Normen werden vor allem über die Anwendung von Gewalt in der Erziehung vermittelt, so dass in Familien mit hohen Männlichkeitsnormen auch hohe innerfamiliäre Gewalt herrscht (s.u.). Enzmann, Brettfeld und Wetzels (2003) haben gezeigt, dass die höhere Gewaltprävalenz bei jungen Türken durch das Konzept der Kultur der Ehre gut zu erklären ist.

Neben den genannten Dispositionen (Selbstkontrolle) und Werthaltungen (Hierarchisches Selbstinteresse, Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen) werden zudem bestimmte Einstellungen, insbesondere positive Einstellungen gegenüber Gewalt und Devianz in der Literatur als begünstigende Faktoren bzw. Voraussetzungen für gewalttätiges Handeln angesehen (vgl. Fuchs et al. 2005). Aus lerntheoretischer Perspektive ist zu vermuten, dass sich gewaltaffine Einstellungen und gewalttätiges Handeln wechselseitig beeinflussen. Wer sich durch den Einsatz körperlicher Gewalt erfolgreich durchsetzen konnte, wird positivere Einstellungen gegenüber Gewalt entwickeln; wer gewaltbegünstigende Einstellungen hat, wird eher gewalttätig werden als Personen ohne entsprechende Haltung. Der Grundstein zur Entwicklung gewaltaffiner Einstellungen wird dabei bereits in der Kindheit gelegt; die Betroffenheit von elterlicher Gewalt oder die Beobachtung von Gewalt der Eltern untereinander fördern bei Kindern die Ansicht, dass Gewalt ein legitimes und akzeptiertes Mittel zur Konfliktlösung sei. Es ist ferner davon auszugehen, dass Kinder mit gewaltbefürwortenden Einstellungen sich Peers suchen, deren Gewaltverständnis dem eigenen entspricht (Enzmann & Wetzels, 1999).

Die angesprochenen Persönlichkeitseigenschaften werden weitestgehend im Elternhaus, später in Schule und in der Freundesgruppe sozialisiert. Dies ist u.a. in der Selbstkontrollthese theoretisch elaboriert worden. Gottfredson und Hirschi (1990) bleiben nicht bei der Ausarbeitung des Selbstkontrollkonzepts stehen, sondern sie identifizieren darüber hinaus die notwendigen Bedingungen, die zu dessen Ausbildung führen. Dabei fällt der *Familie* und dem in ihr gepflegten Erziehungsstil eine entscheidende Rolle zu. Geringe Selbstkontrolle entsteht dann, wenn die Eltern ihr Kind nur in geringem Maße kontrollieren, hohe Selbstkontrolle hingegen bei starkem Monitoring. Eltern sollten bei der Erziehung deshalb drei Dinge beachten: „The person who cares for the child will watch his behavior, see him doing things he should not do, and correct him“ (ebd., S. 97). Beobachten, Erkennen und Bestrafen des abweichenden Verhaltens heißt entsprechend das Programm einer gelungenen Erziehung. Erziehungsstile beschränken sich aber nicht allein auf die Dimension der Kontrolle. So zeigt sich u.a. bei der Untersuchung der Ursachen fremdenfeindlichen Verhaltens, dass Kinder, die von einer unsicheren emotionalen Bindung zu ihren Eltern berichten, häufiger Verhaltensprobleme haben

(Hopf 2001). Das Familienklima und der Interaktionsstil sind mithin weitere Faktoren, die Entwicklung abweichender Einstellungen und Verhaltensweisen beeinflussen.

Zwei Dimensionen der familialen Situation wurden in Abbildung 1.1 hervorgehoben. Neben den erwähnten Erziehungsstilen haben u.a. die Forschungen des KFN gezeigt, dass die Anwendung von Gewalt in der Erziehung einen deutlichen gewaltsteigernden Effekt hat (Wetzels et al. 2001). Eltern, die ihren Kindern Gewalt antun, erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind später selbst zu Gewalt greift. Sie liefern einerseits Verhaltensvorbilder, wie in Konfliktsituationen zu reagieren ist und erzeugen den Eindruck, dass Gewalt ein legitimes Verhalten darstellt. Andererseits führt wiederholte Gewaltanwendung auch zu Schädigungen in der sozio-emotionalen Entwicklung, u.a. deshalb, weil bestimmte Gehirnregionen z.T. irreparabel verletzt werden. Gewaltanwendung in der Erziehung verhindert die Ausbildung von empathischen Kompetenzen bzw. der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme.

Zudem ist die sozialstrukturelle Situation der Familie zu beachten, worauf u.a. Merton (1995) in seiner Deprivationstheorie hinweist. Deprivation, d.h. Benachteiligung liegt laut Merton dann vor, wenn für Teile der Bevölkerung einer Gesellschaft die kulturellen Ziele aufgrund struktureller Benachteiligung nicht erreichbar sind. Sie „ist das Ergebnis des Auseinanderklaffens von allgemein verbindlichen, kulturellen Zielen und der sozialstrukturell determinierten Verteilung der legitimen Mittel, die der Zielerreichung dienen sollen. Eine geringe Integration von Zielen und Mitteln [...] mündet in Desorientierung für das einzelne Gesellschaftsmitglied“ (Lamnek 1996, S. 114). Man kann sich das so vorstellen: Wenn in der Bundesrepublik beruflicher Erfolg und Prestige kulturell zu den anzustrebenden Zielen individuellen Daseins zählen und gleichzeitig, um beides zu erlangen, Bildung als ein legitimes Mittel der Zielerreichung institutionalisiert ist, verschiedenen Bevölkerungsgruppen der Bildungsweg aber nur verkürzt zugänglich ist, die beiden Ziele also kaum zu erreichen sind, dann liegt Deprivation vor. Geringe Bildungsmöglichkeiten sind ein Zustand absoluter Deprivation, ebenso wie armutsnahe Lebenslagen. Es fehlen die Mittel, am gesellschaftlichen Leben zu partizipieren, Dinge des täglichen Bedarfs zu erwerben usw. Aus dieser Diskrepanz zwischen Zielen und den zur Zielerreichung verfügbaren legalen Mitteln kann, so Merton, abweichendes Verhalten entstehen. Illegale bzw. illegitime Mittel werden eingesetzt (z.B. Diebstahl), um kulturelle Ziele wie Wohlstand (zumindest annähernd) zu erreichen. Die Deprivationstheorie unterscheidet aber noch weitere Zustände von Benachteiligung (Rippl & Baier 2005). Unter relativer Deprivation werden dabei jene im Vergleich zu anderen Personen bzw. Personengruppen entstehenden Eindrücke der Benachteiligung verstanden. Relative Deprivation erweist sich dabei in verschiedenen Studien als wichtiger Ursachenfaktor für fremdenfeindliche Einstellungen. Trotz der Mehrdimensionalität von Deprivation soll sich im Folgenden auf die absolute Deprivation in Form der Armut konzentriert werden, mit der These, dass Menschen, die sich in Situationen der sozialen Benachteiligung befinden, häufiger abweichend verhalten.<sup>11</sup> Mit der Armut assoziiert sind u.a. die ethnische Herkunft oder die Familienstruktur. Familien nicht-deutscher Herkunft sind häufiger von Armut betroffen ebenso wie Familien von Alleinerziehenden. So ist u.a. die Sozialhilfequote Alleinerziehender eine der höchsten von den in der öffentlichen Statistik unterschiedenen Gruppen (Andreß 2001). Allerdings unterscheiden sich die Familien nicht-deutscher Herkunft bzw. die Familien von Alleinerziehenden nicht allein in Bezug auf die materielle Ausstattung: Hier werden auch andere Erziehungsstile ge-

---

<sup>11</sup> Ihre Basis hat diese These in psychologischer Perspektive in der Frustrations-Aggressions-Hypothese (vgl. Dollard et al. 1970). Diese besagt, dass in dem Maße, wie sich Menschen frustriert fühlen, sie mit unspezifischer Erregung reagieren, die sich bei Vorhandensein spezifischer Hinweisreize zu aggressivem Verhalten verdichten kann (vgl. Selg, Mees & Berg 1988). Auch aus dieser psychologischen Sichtweise heraus kann argumentiert werden, dass Frustrationserlebnisse und aggressive Hinweisreize in den z.T. prekären Lebenswelten sozial benachteiligter Personengruppen häufiger vorkommen.

pfl egt, die Eltern-Kind-Interaktion gestaltet sich anders u.a.m; d.h. nicht allein aufgrund der häufigeren Armut ist davon auszugehen, dass nicht-deutsche Befragte und Kinder aus strukturell unvollständigen Elternhäusern häufiger zu Gewalt und anderen Formen abweichenden Verhaltens greifen.

Neben der Familie werden im späteren Leben von Kindern und Jugendlichen andere Sozialisationsbereiche wichtig. Hurrelmann und Nordlohne (1989) unterscheiden u.a. noch die Freundes- oder Peer-Gruppe, natürlich Kindergarten und Schule sowie die (Massen)Medien. Die These, dass sich den Beziehungen zu *Freunden* eine entscheidende Rolle im Verursachungsprozess abweichenden Verhaltens zukommt, rekurriert auf die soziologische Theorie des differenziellen Lernens (Sutherland 1956, Akers 1977). Diese Theorie geht von der Annahme aus, „dass abweichende Verhaltensweisen, wie konforme auch – in sozialen Interaktionen erlernt werden“ (Lamnek 1996, S. 216). Normenkonforme und abweichende Verhaltensweisen sind damit keine kategorial geschiedenen Verhaltensmodi. Statt dessen entscheidet eine individuelle Lerngeschichte darüber, ob sich eine Person konform oder deviant verhält: Ein geäußertes Verhalten stellt das Ergebnis der selektiven positiven oder negativen Sanktionierung durch die Umwelt dar, wobei die Erfahrungen, die im unmittelbaren Lebenskontext gewonnen werden, besonders handlungsleitend sind.

Die Voraussetzung dafür, auch abweichende Lernerfahrungen zu sammeln, ist, dass in einer Gesellschaft Subkulturen existieren, in denen abweichendes Verhalten als ein anzustrebendes Ziel positiv sanktioniert wird. Gerät eine Person in Kontakt mit diesen Subkulturen, wird ein Prozess des Erlernens durch Beobachtung und des positiven Bewertens von Abweichung ausgelöst, an dessen Ende die selbst ausgeführte Abweichung steht. Und wer durch Abweichung Kontakte aufgebaut hat, wird in steigendem Maße abweichende Verhaltensmuster kennen lernen (Opp 1974). Der Kontakt mit positiv sanktionierter Abweichung geht mit der Veränderung der kulturellen Ziele einer Person bei gleichzeitiger Präsentation der neuen 'legitimen' Mittel einher. Devianz ist Produkt und Produzent einer Abweichungskultur. Erste Erfahrungen mit dieser Abweichungskultur sammeln Menschen in der Familie (u.a. Gewalterfahrungen) und später in der Peergroup. Freundesgruppen erfüllen laut Schäfers (1998) wichtige Funktionen: Jugendliche übernehmen neue, erwachsenenähnliche Rollen, lernen verantwortungsvoll zu denken, erziehen sich in eigener Regie, bauen intime Partnerschaften auf usw. Neben diesen positiven Entwicklungsfunktionen findet sich aber auch, dass „Jugendgruppen geradezu Foren für Gewalt und Aggressivität, für abweichendes Verhalten und Kriminalität“ sind (Hurrelmann & Bründel 1994, S. 6). Jugendliche lernen im Gruppenkontext, dass sie gemeinsam stark sind, dass der Zusammenhalt über Aktionen gestärkt wird oder dass die Differenzierung zwischen abweichenden und konformen Verhalten eine Frage der Definition der Situation darstellt. Nicht verwundern kann deshalb der empirische Befund: „Auf Jugendliche aus devianten Gruppen entfällt der überwiegende Anteil der Jugendgewalt“ (Pfeiffer & Wetzel 1999, S. 16). Jugendgruppen stellen neben der Familie einen der wichtigsten Kontexte differentieller Kontakte dar. Der Einfluss abweichender Lernerfahrungen erscheint hier aufgrund der Selbstgewähltheit der Gruppe, der man angehört, sogar noch stärker als beim Elternhaus. Wenn also Menschen Kontakte zu anderen devianten Menschen besitzen, die sie zu ihren Freunden zählen, dann erhöht sich die eigene Bereitschaft, selbst deviant zu handeln.

Für die Ausgestaltung der eigenen Freizeit sind aber nicht nur die Freunde wichtig. Mittlerweile dürften sich in nahezu allen Haushalten mit Kindern auch verschiedene *Medien* anfinden, angefangen beim Fernseher, über den Computer und die Spielkonsole bis hin zum Internet. Seit Anfang der neunziger Jahre hat sich in Deutschland der Anteil der Kinder und Jugendlichen erhöht, die in ihren Zimmern über eine eigene Medienausstattung verfügen. Der Zusammenhang zwischen Medien(gewalt)konsum und abweichendem Verhalten wird mit

zahlreichen z.T. sehr unterschiedlichen Theorien erklärt. Zur Erklärung der Beziehung zwischen Mediengewalt und abweichendem Verhalten wird z.B. die Habitualisierungsthese herangezogen, der zufolge durch regelmäßigen häufigen Konsum von Fernsehgewalt die Sensibilität gegenüber Gewalt abnimmt und Aggression langfristig als Alltagsphänomen betrachtet wird (vgl. Kunczik & Zipfel 2002). Als weitgehend empirisch gesichert gelten weiterhin vor allem die sozial-kognitiven Lerntheorien (vgl. Kunczik & Zipfel, 2002). Ausgangspunkt dieser Theorien ist die Annahme, dass Menschen sich Handlungsmuster aneignen, indem sie das Verhalten anderer Personen in der Realität oder in den Medien verfolgen. Ob diese Handlungen tatsächlich zu manifestem Verhalten führen hängt nach Ansicht der Lerntheoretiker von verschiedenen Faktoren ab, so z.B. von der Ähnlichkeit der Situation, dem Vorhandensein entsprechender Mittel für eine Imitation, insbesondere jedoch von den Konsequenzen eines solchen Verhaltens (Erfolg vs. Misserfolg, Belohnung vs. Bestrafung). Die Lerntheorien gehen also davon aus, dass die Wirkung von Mediengewalt auf abweichendes Verhalten durch ein komplexes Bedingungsgefüge aus konsumierten Medieninhalten, Eigenschaften des Beobachters (z.B. Erregungsniveau, Persönlichkeitseigenschaften, Interessen) und situativen Bedingungen (z.B. familiäre Situation, peer groups) erklärt werden kann. Bei (männlichen) Jugendlichen, die sehr häufig gewalthaltige Medien konsumieren und die gleichzeitig aufgrund familiärer und sozialer Faktoren besonders belastet sind (innerfamiliärer Gewalt, Arbeitslosigkeit u.v.m.), können Gewaltszenen unmittelbar als Handlungs- und Identifikationsmuster fungieren (vgl. Pfeiffer et al. 2006). Identische Inhalte wirken folglich nicht gleichermaßen auf die Rezipienten aus, sondern entfalten insbesondere im Zusammenwirken mit bestimmten anderen Faktoren negative Auswirkungen auf das eigene Verhalten. Trotz des in der Forschung herrschenden Dissenses über die konkreten Mechanismen, die den Zusammenhang zwischen Medien und Gewalt begründen, ist man sich weitestgehend einig, dass die Annahme einer generellen Ungefährlichkeit der Medien(gewalt) nicht aufrechterhalten werden kann (vgl. Kunczik & Zipfel 2004; Anderson & Bushman 2001; Fuchs et al. 2005).

Große Anteile ihres Lebens verbringen die Kinder in *organisationalen Kontexten*. Die Aufgabe von Kindergarten und Schule ist es, zu erziehen und Wissen zu vermitteln, wobei sich diese beiden Aktivitäten in ihrem Stellenwert beim Übergang vom Kindergarten in die Schule umkehren. Dass diese beiden Organisationsformen auch Auslöser gewalttätigen Verhaltens sein können bzw. dieses Verhalten verhindern können, lässt sich auf verschiedene Weise theoretisch begründen. Plausibel sind hier zunächst kontrolltheoretische Überlegungen: Lehrer sind Kontrollorgane und je nachdem, wie ernst sie diese Kontrollaufgaben nehmen, verhindern oder ermöglichen sie Abweichung. In Schulen, in denen eine Kultur des Hinschauens existiert, die sich natürlich auch mit einer Kultur des Sanktionierens abweichenden Verhaltens verbinden muss, ist bspw. das Gewaltniveau niedriger. Auch eine pazifistische bzw. demokratische Schulkultur wirkt sich auf gewaltmindernd aus (Nunner-Winkler, Nikele & Wohlrab 2005). In dieser Hinsicht mag es auch entscheidend sein, welche außerschulischen Angebote die Schule ihren Schülern macht. Ein breites Angebot kann das individuelle Commitment, d.h. die Bindung an die Schule erhöhen, und Schüler mit einer starken Bindung an die Schule werden seltener auffällig.

Neben der Kontrolle kann die Schule ein Auslöser von Abweichung sein, indem sie Deprivationserlebnisse erzeugt. Schlechte Noten oder eine fehlende Versetzung in die nächste Klasse sind in diesem Sinne Frustrationen. Auch die Zugehörigkeit zu einem Schultyp im Allgemeinen kann als Deprivation erlebt werden. Fehlende Zukunftsperspektiven führen zu anomischen Einstellungen über die sich die Motivation zur Ausübung abweichenden Verhaltens erhöht. Hierbei spielen zudem etikettierungstheoretische Überlegungen eine Rolle. Bei der Etikettierungstheorie steht nicht das abweichende Verhalten selbst im Mittelpunkt, sondern die gesellschaftlichen Reaktionen auf dieses Verhalten. „Der – nur einmal und vielleicht zu

Unrecht – einer kriminellen Handlung Verdächtige und so Etikettierte wird zum Kriminellen. Langfristig entwickelt er eine entsprechende Identität und handelt folgerichtig gemäß den an ihn herangetragenen Verhaltenserwartungen weiterhin abweichend“ (Lamnek 1998, S. 390f.). Auch die Schulen etikettieren die Schüler, z.B. als gute oder als schlechte Schüler. Entlang dieses Etiketts können sich Identitäten entwickeln, wobei schlechte Schüler eher Gefahr laufen, abweichende Elemente in diese Identität zu integrieren.

Nicht zu vernachlässigen sind auch Kompositionseffekte. Die Schule oder der Kindergarten bilden eine Realität eigener Art. Die Gruppe oder die Klasse ist mehr als die Summe ihrer Teile. Dies lässt sich u.a. im Hinblick auf die ethnische Zusammensetzung oder die Zusammensetzung nach Geschlechtern vermuten. Die Theorie der sozialen Desorganisation greift diese Gedanken auf und postuliert, dass eine ungünstige Sozialstruktur (z.B. hohe ethnische Konzentration, hohes Ausmaß an Schülern aus sozial benachteiligten Familien, hohe Fluktuation) einen geringen Zusammenhalt und ein größeres Konfliktpotential zwischen den Kindern bzw. Jugendlichen mit sich bringen kann. Die damit einhergehende geringe informelle Sozialkontrolle der Schüler untereinander vergrößert die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von abweichendem Verhalten. Begünstigt wird dies ferner durch fehlendes Commitment der Erzieher/Lehrer zum Kindergarten/zur Schule und fehlende Sozialkontrolle durch Erzieher/Lehrer.

Die bisherige Theorie abweichenden Verhaltens fokussiert derzeit noch viel zu wenig diese Einflüsse der organisationalen Kontexte. Dies gilt auch für einen weiteren in Abbildung 1.1 unterschiedenen Ursachenbereich, die Ebene von *Stadtteilen oder Städten*. Es ist davon auszugehen, dass neben Persönlichkeits- oder familialen Faktoren auch die sozialräumliche Umwelt die Ausübung abweichenden Verhaltens beeinflusst (vgl. Schwind 2001; Oberwittler 1999). Auf diesem Grundgedanken basiert die bereits dargestellte Theorie der sozialen Desorganisation. In einem Stadtviertel mit einer ungünstigen Sozialstruktur bestehen oftmals nur wenige Kontakte der Einwohner untereinander. Dies kann die kollektive Effektivität der Bewohner des Stadtviertels schwächen (vgl. Sampson et al. 1997). Kollektive Effektivität meint dabei die Fähigkeit, auf der Basis von Vertrauen und Solidarität der Bewohner gemeinsame Werte innerhalb des Stadtviertels zu etablieren und diese durchzusetzen. Aus den vielfältigen solidarischen Beziehungen zwischen den Bewohnern erwächst gleichzeitig ein Sozialkapital, das für Kinder und Jugendliche wichtige Ressourcen zur Verfügung stellt, die abweichendes Verhalten direkt oder indirekt verhindern können. Die engen Kontakte erhöhen zum einen die informelle Sozialkontrolle innerhalb des Stadtviertels. Jugendliche werden sich kaum oder zumindest weniger an Orten abweichend verhalten, an denen die Entdeckungswahrscheinlichkeit sehr hoch ist. Zum anderen ergeben sich aus dem Informationsaustausch zwischen den Bewohnern hilfreiche Unterstützungsleistungen für die Jugendlichen, so z.B. bei der Lehrstellensuche.

Die vorgestellten Ursachenfaktoren leiten sich weitestgehend aus vorhandenen theoretischen Konzepten ab und beanspruchen damit Gültigkeit für alle Personen, ungeachtet welchen Alters sie sind. Die Population, an der die Schülerbefragungen durchgeführt werden, sind Jugendliche. Die Jugendphase weist einige Besonderheiten auf, die sie für abweichendes Verhalten anfälliger macht als andere Lebensphasen.

Als jugendlich zählen gemeinhin jene Personen im Alter zwischen 14 und 18 Jahren. Der Gesetzgeber legt zusätzlich fest, dass Personen unterhalb dieser Schranke als Kinder und Personen oberhalb der Grenze (bis 21 Jahre) als Heranwachsende gelten und verbindet damit unterschiedliche Rechte und Pflichten. Die nach dem Lebensalter differenzierte Behandlung von Menschen korrespondiert mit entwicklungsbedingten Veränderungen. Die Jugendphase, einst

auch als 'Sturm-und-Drang-Phase' betitelt, zeichnet sich demnach durch bestimmte physische, psychische und psycho-soziale Veränderungen aus (vgl. Fend 2001, Hurrelmann 1999, Oerter & Dreher 1995). In Anlehnung an Havighurst (1972) benennen Oerter und Dreher (1995) folgende Entwicklungsaufgaben, die für die Jugendphase charakteristisch sind (vgl. Abbildung 1.2).<sup>12</sup>

Abbildung 1.2: Entwicklungsaufgaben der Kindheit und des Jugendalters

<b>Kindheit</b>	<b>Jugend</b>
- Erlernen körperlicher Geschicklichkeit	---
- Aufbau einer positiven Einstellungen zu sich selbst	- Akzeptieren der eigenen körperlichen Erscheinung
- Lernen, mit Altersgenossen zu Recht zu kommen	- Aufbau neuer und reiferer Beziehungen zu Peers
- Erlernen eines Geschlechtsrollenverständnisses	- Übernahme einer Geschlechtsrolle
- Entwicklung grundlegender Fertigkeiten	---
- Entwicklung von alltagsrelevanten Denkschematas	---
- Entwicklung von Gewissen, Moral und Werten	- Entw. e. Wertesystems als Leitfaden des Verhaltens
- Erreichen persönlicher Unabhängigkeit	- Erlangung emotionaler Unabhängigkeit von Eltern
- Entwicklung von Einstellungen gegenüber sozialen Gruppen und Institutionen	- Entwicklung eines sozial verantwortlichen Verhaltens
---	- Vorbereitung auf Ehe, Familie, Beruf

Mit Erikson (1959) lassen sich diese acht Aufgaben des Jugendalters in einer einzigen zusammenfassen: Jugendliche müssen sich eine Identität erarbeiten und müssen dazu innere und äußere Umwelt aufeinander abstimmen. Zur äußeren Umwelt gehören die Anforderungen bestimmter Mikrosysteme wie Familie, Schule, Ausbildungsbetrieb oder Clique, aber auch die Angebote und Erwartungen von Makrosystemen wie Kultur, Recht, Wirtschaft oder Politik. Gleichzeitig reift die innere Umwelt der Jugendlichen, d.h. der Körper gleicht sich dem der Erwachsenen an. Jugendliche „müssen die schnelle Veränderung von Körpermerkmalen, Gefühlslagen, Denkweisen und Reaktionsmustern und den Neuaufbau ihrer personalen Identität in einer Zeitspanne ihres Lebens bewerkstelligen, in der von ihnen zugleich soziokulturelle Anpassungs- und sozioökonomische Qualifizierungsleistungen verlangt werden“ (Hurrelmann 1999, S. 193). Eine Identität aufzubauen bedeutet in dieser Hinsicht zuallererst Arbeit, und sie reift in der Auseinandersetzung mit Problemen, Krisen, Konflikten oder Dilemmata, die gleichzeitig die Gefahr des Scheiterns implizieren. Konflikthaft und widersprüchlich sind z.T. die Ideale der Eltern und die Werte der Clique, die Rollenerwartungen an einen Schüler und die Rollenmodelle aus den Medien, die religiös-kulturellen Imperative und die Wirklichkeit der Arbeitswelt. Abweichendes Verhalten erscheint angesichts der Vielzahl an gesellschaftlichen Normenvorgaben bei Jugendlichen dann nicht immer geplant oder bewusst ausgeführt zu sein. Jugendliche probieren Dinge aus und erhalten positive oder negative Rückmeldungen, mit deren Hilfe ein Leitfaden des Verhaltens konstruiert werden kann. Insofern ist Devianz im Jugendalter nicht ungewöhnlich, was u.a. auch an der Altersverteilung verschiedener Deliktarten ablesbar ist, der sog. age-crime-curve, die im Jugendalter ihren Höhepunkt hat. Nichtsdestotrotz ist Abweichung auch im Jugendalter ein soziales Problem, dem sich wissenschaftlich zu widmen ist. Denn nicht alle Jugendlichen sind gleichermaßen anfällig für dieses Verhalten, nicht alle Jugendlichen führen es wiederholt aus und nicht alle Jugendlichen wachsen aus dieser Phase heraus. Abweichung hat Folgen für die individuellen Biographien der Opfer wie der Täter. Es gilt, auch im Jugendalter nach den Ursachen von Abweichungen zu forschen, damit

<sup>12</sup> Wie die Abbildung illustriert, setzen sich im Jugendalter bestimmte Aufgaben der Kindheit fort, die hier ebenfalls notiert werden, da in der Schülerbefragung 2005 erstmals auch Kinder der vierten Jahrgangsstufe befragt wurden. Andererseits treten im Jugendalter neue Aufgaben hinzu. Diese neuen Aufgaben betreffen im Wesentlichen die Öffnung nach Außen. Der Jugendliche muss sich häufiger in sozialen Kontexten jenseits des Elternhauses bewähren. Hier kommt er mit neuen Normen in Kontakt, muss diese prüfen und internalisieren. Die Gefahr von Fehleinschätzungen ist besonders im Jugendalter anfänglich groß.

Präventionsmaßnahmen implementiert werden können, die abweichendes Verhalten zu verhindern helfen.

## 1.2. Die Erhebungsgebiete der Schülerbefragung 2005

Theoretische Vorhersagen zu prüfen, wie sie im vorangegangenen Abschnitt formuliert wurden, setzt prinzipiell keine repräsentative Stichprobe voraus. „Zusammenhangshypothesen können [...] an willkürlichen Stichproben geprüft werden [...] Nur wenn wir – wie in der Meinungsforschung oder bei Wahlprognosen – Aussagen über die Grundgesamtheit machen möchten, sind kontrollierte Stichprobenverfahren erforderlich“ (Diekmann 1999, S. 329). Wenn aus einer theoretischen Perspektive Annahmen über Ursachen von abweichendem Verhalten getroffen werden, dann müssen sich diese an allen Populationen bewähren, es sei denn, in der Theorie selbst existieren Aussagen über eine beschränkte Reichweite. Dies gilt aber für die hier vorgestellten Theorien nicht, d.h. es wird davon ausgegangen, dass es sich nicht um zeitlich bzw. räumlich begrenzte, auf ein bestimmtes Lebensalter fixierte Theorien handelt. Insofern würde eine nicht-zufällige Auswahl von Befragten für die Analyse der Ursachenstruktur jugendlicher Abweichung kein Problem darstellen.

Dieses Urteil gilt hingegen nicht für das Anliegen der Schülerbefragungen, verlässliche Aussagen über das Ausmaß von Gewalt, Drogenkonsum usw. zu treffen. Dieses Anliegen setzt voraus, dass die zu untersuchende Stichprobe ein Abbild der Grundgesamtheit ist, über die Aussagen gemacht werden soll. Die empirische Sozialforschung kennt hierfür verschiedene Methoden, z.B. die geschichtete oder die randomisierte Auswahl. In jenen Fällen, in denen recht wenige Informationen über die zu untersuchende Population vorliegen, wird allgemein zur Zufallsauswahl geraten. Repräsentative Studien zeichnen sich mithin dadurch aus, dass jede Person der Grundgesamtheit die gleiche Chance hat, in die Stichprobe aufgenommen zu werden. Im Fall der Schülerbefragungen liegen zwar mittlerweile zahlreiche Erkenntnisse darüber vor, welche Faktoren das Gewaltausmaß beeinflussen (Geschlecht, Schultyp, ethnische Herkunft usw.), dennoch bietet sich auch hier das Prinzip der Zufallsauswahl an. Um eine größtmögliche Ausschöpfung zu erreichen wird dabei der Weg über die Schulen gewählt (s.u.).

Zu bestimmen bleibt dabei dennoch, über welche Grundgesamtheit die Stichprobe Aussagen erlauben soll. Derzeit leben in Deutschland 9,4 Millionen schulpflichtige Kinder im Alter zwischen 6 und 16 Jahren, 4,4 Millionen sind unter sechs, 1,9 Millionen 17 oder 18 Jahre (Bezugsjahr 2004). Über diese insgesamt 15,7 Millionen Kinder und Jugendlichen lässt sich nur mit enormem Aufwand ein repräsentatives Bild erstellen. Zudem müssten sehr verschiedene Erhebungsmethoden zum Einsatz kommen, da Kleinkinder und auch Grundschüler der ersten oder zweiten Jahrgangsstufe nur schwer mit einem Fragebogen befragt werden können. Natürlich wären diese sehr jungen Altersgruppen im Hinblick auf ihre Viktimisierungserfahrungen interessant, das Thema Gewalttäterschaft und Schulleistungen spielen aber eine eher untergeordnete Rolle. Aus diesem Grund wurde sich stellvertretend für Kinder und Jugendliche dazu entschlossen, Schüler der vierten und der neunten Jahrgangsstufe zu untersuchen. Für die erste Gruppe ist die Frage nach den Ursachen der Schulleistung eine entscheidende, insofern in fast allen Bundesländern nach der vierten Klasse der Übergang auf weiterführende Schulen erfolgt, der abhängig ist von den eigenen Schulleistungen; mit diesem Übergang verbinden sich aber weitere Zukunftschancen oder -risiken. Es erscheint daher adäquat, an dieser Altersgruppe die Folgen des Medienkonsums auf Schulleistungen, aber auch auf gewalttätiges Verhalten zu analysieren. Die neunte Jahrgangsstufe wurde demgegenüber gewählt, weil hier aufgrund der mindestens neunjährigen Schulpflicht in Deutschland zum letzten Mal nahezu

alle Angehörigen einer Kohorte über die Schulen zu erreichen sind. Danach sind die Biographien, zumindest in einigen Bundesländern, weniger institutionell vorstrukturiert, d.h. die Jugendlichen könnten die Schule noch mindestens ein weiteres Jahr besuchen oder aber eine Ausbildung anfangen oder aber andere biographische Abschnitte (Wehrdienst, Geburt, Arbeit als ungelernete Aushilfe usw.) beginnen. Gerade diese letzte Gruppe wäre besonders schwer für Umfragen zu erreichen. Trotz dieser Einschränkung auf zwei Jahrgangsstufen können nicht alle fast 800.000 Kinder im Alter von zehn bzw. 950.000 Jugendliche im Alter von 15 Jahren einbezogen werden, d.h. eine Stichprobenziehung ist unumgänglich.

Hierzu stehen prinzipiell zwei Wege offen: Der erste wäre der einer gestuften Zufallsauswahl, d.h. es müssten in einem ersten Schritt per Zufall und gewichtet nach der Bevölkerungsanzahl Sampling Points in Form von Ortschaften oder Stadtgebieten bestimmt werden. Innerhalb dieser Sampling Points könnten dann alle Schüler der anvisierten Altersgruppe befragt werden oder aber es erfolgt im zweiten Schritt eine erneute Zufallsauswahl von Schulklassen oder von Befragten selbst. Dieser Weg der gestuften Zufallsauswahl hätte zur Folge, dass die Befragungen über das gesamte Bundesgebiet verteilt wären, in manchen Orten bspw. nur eine Schulklasse interviewt werden müsste. Ohne Zweifel wäre dies der methodisch beste Weg, wenn über alle deutschen Kinder und Jugendliche Aussagen getroffen werden sollen. Dies wäre aber zugleich sehr kostenintensiv, zumal die Anzahl befragter Personen recht hoch sein müsste, um auch ausreichend Fälle zur differenzierten Analyse der z.T. sehr selten vorkommenden Opfer- und Täterschaften zur Verfügung zu haben.

Der zweite, pragmatischere und vom KFN seit 1998 gegangene Weg ist deshalb, den ersten Schritt der gestuften Zufallsauswahl nicht dem Zufall zu überlassen, sondern bewusst bei Gebieten für die Teilnahme und die Finanzierung zu werben. Hierbei spielen notwendigerweise bestehende Kontakte zu Repräsentanten der Gebiete eine Rolle. Daneben wird aber auch darauf geachtet, eine gewisse Ausgewogenheit unter den Befragungsgebieten herzustellen, d.h. west- wie ostdeutsche, nord- wie süddeutsche und städtische wie ländliche Gebiete einzubeziehen. Je nach Größe der Kinder- und Jugendpopulation eines teilnehmenden Gebiets wird dann eine Vollerhebung durchgeführt, d.h. alle Angehörigen einer Kohorte werden befragt; oder aber es erfolgt eine Zufallsauswahl von Klassen, in denen dann wiederum alle am Erhebungstag anwesenden Schüler interviewt werden (Klumpenstichprobe). Obwohl bei der Auswahl auf eine ausgewogene Zusammensetzung geachtet wird, muss sich diese Strategie den Vorwurf gefallen lassen, dass sie streng genommen keine repräsentativen Aussagen über alle deutschen Kinder und Jugendlichen zulässt, sondern nur Aussagen über die jeweiligen Untersuchungsgebiete. Aus diesem Grund werden bei deskriptiven Auswertungen z.B. zur Prävalenz von Viktimisierungen immer die Ergebnisse für jedes Erhebungsgebiet separat vorgestellt. Erst bei der Prüfung von Zusammenhangshypothesen werden alle Befragten einbezogen, wobei in multivariaten Verfahren meist die Erhebungsgebiete in Form von Dummy-Variablen kontrolliert werden. Aussagen über die Häufigkeit bestimmter Gegebenheiten sind damit gebietsspezifisch, bei Aussagen über Ursachen und Korrelate von Abweichung beansprucht die Studie hingegen Allgemeingültigkeit.

Tabelle 1.1 stellt die 11 Erhebungsgebiete anhand ausgewählter Indikatoren vor. Insgesamt wurden sieben Städte einbezogen, die von mittlerer Größe sind (Schwäbisch Gmünd und Lehrte) bzw. großstädtischen Charakter haben. Daneben erklärten sich die beiden niedersächsischen Gemeinden Belm und Wallenhorst zur Teilnahme bereit. Hierbei handelt es sich um zwei Nachbargemeinden unweit von Osnabrück, die von fast gleicher Größe sind, aber eine recht unterschiedliche Sozialstruktur aufweisen. In Belm leben zahlreiche Spätaussiedler, in Wallenhorst hingegen gibt es kaum russischstämmige Migranten. Dies drückt sich u.a. in der Arbeitslosenquote aus, die in Belm höher liegt als in Wallenhorst. In beiden Gemeinden wur-



den allerdings nur die Kinder der vierten Jahrgangsstufe befragt, weil die Nähe zu Osnabrück dazu führt, dass zahlreiche Kinder der Sekundarstufe eine Schule außerhalb der Gemeinde besuchen – eine repräsentative Studie wäre nur möglich gewesen, wenn u.a. Schulen in Osnabrück mit erhoben worden wären.

Tabelle 1.1: Charakterisierung der Erhebungsgebiete

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Peine	Schwä- bisch G. tau-F.	Sol- tau-F.	Stutt- gart	Belm	Wallen- horst	Lehr- te
Status	Stadt	Stadt	Stadt	Stadt	Land- kreis	Stadt	Land- kreis	Stadt	Ge- meinde	Ge- meinde	Stadt
Einwohner in Tsd. <sup>1</sup>	589	194	1249	158	134	61	143	591	14	24	44
BIP pro Einwohner in Tsd. € <sup>2,3</sup>	27,6	40,0	53,0	32,9	16,0	24,1	22,5	56,8	18,6	18,6	28,7
Arbeitslosenquote <sup>2</sup>	16,6	16,6	7,4	12,1	9,6	7,3	9,2	8,1	6,3	4,5	11,1
Sozialhilfequote <sup>2,3</sup>	5,5	9,9	3,5	5,5	3,2	1,5	4,0	3,9	2,4	2,4	5,5
Ausländeranteil <sup>2,3</sup>	16,1	12,5	24,1	7,9	6,8	8,1	5,2	24,0	5,0	5,0	10,7

1 – Bezugsjahr 2004 ([www.destatis.de/gv/suche\\_gv2000.htm](http://www.destatis.de/gv/suche_gv2000.htm)); 2 – Bezugsjahr 2003 (Quelle: INKAR 2005); 3 – für Schwäbisch Gmünd Daten des Ostalbkreises, für Belm und Wallenhorst des Landkreises Osnabrück, für Lehrte des Landkreises Hannover

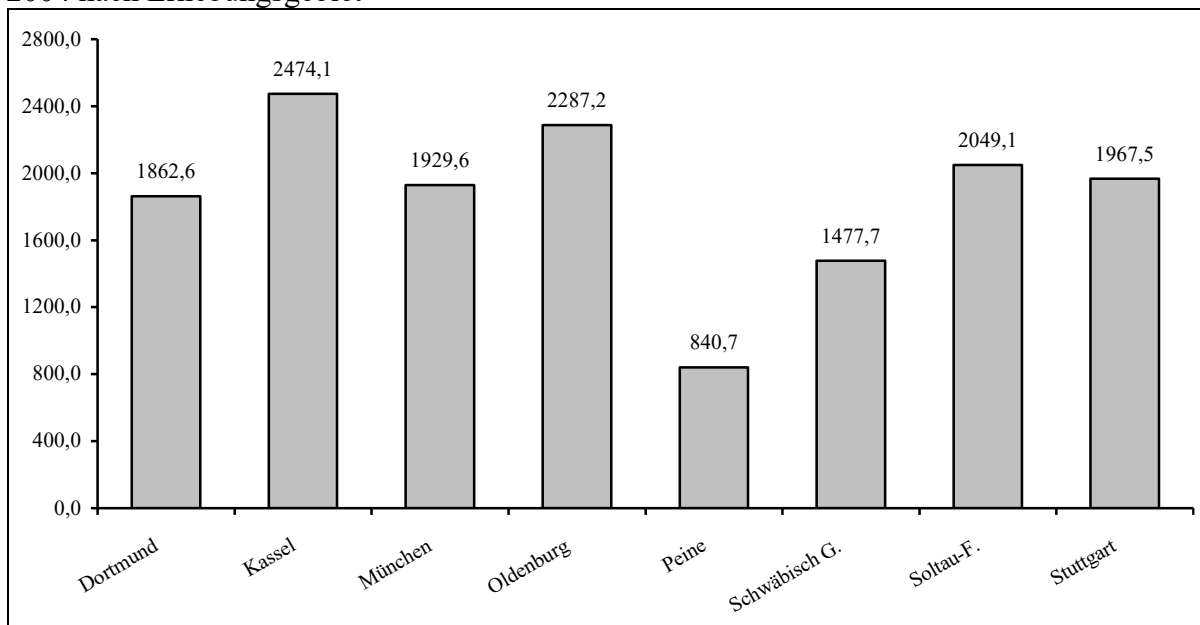
Neben diesen Gebieten wurde die Schülerbefragung auch in den beiden niedersächsischen Landkreisen Peine und Soltau-Fallingb. durchgeführt. Beide Landkreise gehören neben den Gemeinden Wallenhorst und Belm zu den wirtschaftlich schwächeren Gebieten, gemessen am durchschnittlichen Bruttoinlandsprodukt. Ebenfalls wirtschaftlich eher schwach sind die Städte Schwäbisch Gmünd, Lehrte und Dortmund. In Dortmund kommt hinzu, dass hier – neben Kassel – die höchste Arbeitslosenquote zu beobachten ist. Die Quote ist doppelt so hoch wie in den drei süddeutschen Städten. Dies spiegelt sich auch in der Sozialhilfequote als ein Indikator für das Ausmaß an Armut wieder: In Kassel existiert die höchste Quote im Vergleich von allen Gebieten, Dortmund, Oldenburg und Lehrte folgen. In den Großstädten ist zudem durchgängig der Anteil ausländischer Personen am höchsten. München und Stuttgart weisen dabei den höchsten Anteil auf, jeder vierte Einwohner hat in diesen Städten keine deutsche Staatsangehörigkeit. Wie noch zu zeigen ist, ist der Ausländeranteil abhängig vom Alter der zugrunde gelegten Population sowie von der Definition: Unter Kindern und Jugendlichen ist der Anteil nicht-deutscher Befragter deutlich höher als der hier berichtete, die gesamte Bevölkerung eines Gebiets berücksichtigende Anteil. Darüber hinaus fällt der 'wahre' Anteil ebenfalls höher aus, wenn nicht allein auf die Staatsangehörigkeit rekurriert wird, sondern ein möglicher Migrationshintergrund die Grundlage für eine Zuordnung darstellt. Beispielsweise werden Spätaussiedler natürlich nicht als Ausländer geführt, de facto haben sie aber Migrationserfahrungen, die die Integration in Deutschland erschweren.

Die in Tabelle 1.1 präsentierten Indikatoren wurden ausgewählt, weil sie erste Hypothesen dahingehend erlauben, ob und wie sich die einbezogenen Gebiete im Hinblick auf das Ausmaß an Abweichung ihrer Jugendlichen unterscheiden. Wirtschaftlich schwache Gebiete, in denen zusätzlich Arbeitslosigkeit und Armut weit verbreitet sind, werden vermutlich höhere Abweichungsniveaus aufweisen als prosperierende Gebiete, in denen die Jugendlichen bzw. deren Familien seltener Deprivationserlebnisse kompensieren müssen. Dortmund und Kassel weisen diesbezüglich schlechtere Ausgangsbedingungen auf; aber auch in Oldenburg besteht eine überdurchschnittliche Häufung armutsnaher Lebenslagen. Allerdings hat Oldenburg den im Vergleich aller Großstädte niedrigsten Ausländeranteil. Aus den bisherigen Forschungen des KFN ist aber bekannt, dass mit steigendem Ausländeranteil die Wahrscheinlichkeit interethnischer Konflikte zunimmt, die häufiger einen gewaltförmigen Verlauf nehmen; d.h. auch in Städten mit hohem Ausländeranteil ist zu vermuten, dass bestimmte Formen der Abweichung häufiger vorkommen als in Gebieten mit niedrigem Ausländeranteil. Insofern ist zu erwarten, dass neben Oldenburg auch in den Landkreisen Peine und Soltau-Fallingb. eher

niedrigere Abweichungsniveaus vorhanden sein werden. München und Stuttgart werden höchstwahrscheinlich eher mittlere Positionen einnehmen, insofern positive wirtschaftliche Bedingungen und deutlich häufigere interethnische Konflikte zusammen kommen.

Diese Überlegungen werden zumindest teilweise von den polizeilichen Kriminalitätsstatistiken bestätigt. In Abbildung 1.3 sind für die verschiedenen Gebiete die Tatverdächtigenbelastungszahlen (TVBZ) für Gewaltdelikte aufgeführt, d.h. die Anzahl an verdächtigten Jugendlichen pro 100.000 Personen der jeweiligen Altersgruppe. In Kassel ist die TVBZ am höchsten, d.h. von allen betrachteten Gebieten existieren hier die meisten jugendlichen Gewalttäter. Dortmund folgt allerdings erst an sechster Position. Stattdessen findet sich in Oldenburg die zweithöchste TVBZ. München und Stuttgart liegen tatsächlich im Mittelfeld. Die geringste Gewalttäterquote ergibt sich für den Landkreis Peine. Und selbst in der Stadt mit der zweitniedrigsten Quote, Schwäbisch Gmünd, gibt es immerhin fast doppelt so viele jugendliche Gewalttäter wie in Peine. Interessant ist zudem der Unterschied zum Landkreis Soltau-Fallingb.: Obwohl dieser im Hinblick auf Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe und Ausländeranteil kaum vom Landkreis Peine zu unterscheiden ist, ist die TVBZ hier fast 2,5mal so hoch.

Abbildung 1.3: Tatverdächtigenbelastungsziffer Jugendlicher für Gewaltkriminalität im Jahr 2004 nach Erhebungsgebiet

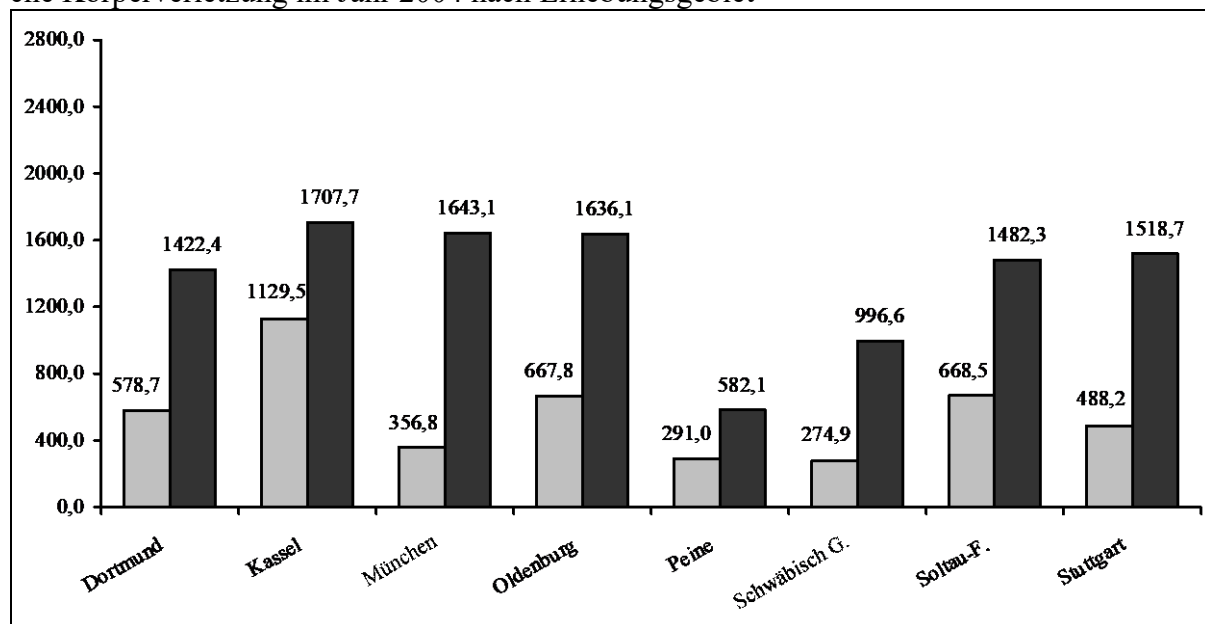


Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik 2004

Diese Unterschiede bleiben weitestgehend bestehen, wenn die Tatverdächtigenbelastungszahlen getrennt für die beiden am häufigsten vorkommenden Delikttypen, Körperverletzung und Raub, betrachtet werden (Abbildung 1.4). Auffällig ist dabei, dass die geringe Gesamtbelastung von Peine im Wesentlichen darauf zurückzuführen ist, dass Körperverletzungen augenscheinlich sehr viel seltener vorkommen als in anderen Gebieten. Dies kann darauf hindeuten, dass Körperverletzungen tatsächlich auch seltener stattfinden. Nicht auszuschließen ist aber, dass in Peine diese Taten seltener zur Anzeige gebracht werden. Beim Raub liegt Peine hingegen gleichauf mit Schwäbisch Gmünd, auch München hat diesbezüglich nur eine leicht erhöhte Rate. Raub ist weniger von z.B. gebietspezifischen Anzeigeverhalten abhängig, da es sich um ein Delikt handelt, bei dem der entstandene Schaden oftmals durch Versicherungen ersetzt wird; d.h. die Opfer haben ein großes Interesse an der Anzeige. Insofern überrascht die deutlich erhöhte Raub-TVBZ in Kassel: In Kassel scheint es eine jugendliche Subkultur zu geben, in der räuberische Taten sehr viel häufiger ausgeübt werden als in anderen Städten. Aber auch darin kann sich eine Besonderheit in der polizeilichen Registrierung von Gewaltta-

ten niederschlagen, insofern Raubtaten hier häufiger als in anderen Städten auch als Körperverletzungen mit erfasst werden o.ä. Oldenburg weist bei beiden Delikten überdurchschnittliche Gewalttätterraten auf. Stuttgart und München befinden sich aus dem Grund eher im Mittelfeld der zusammengefassten TVBZ der Gewaltkriminalität, weil in beiden Städten die Körperverletzungen recht häufig sind. Bei den Raubdelikten weisen sie ein eher unterdurchschnittliches Niveau auf.

Abbildung 1.4: Tatverdächtigenbelastungsziffer Jugendlicher für Raub und schwere/ gefährliche Körperverletzung im Jahr 2004 nach Erhebungsgebiet



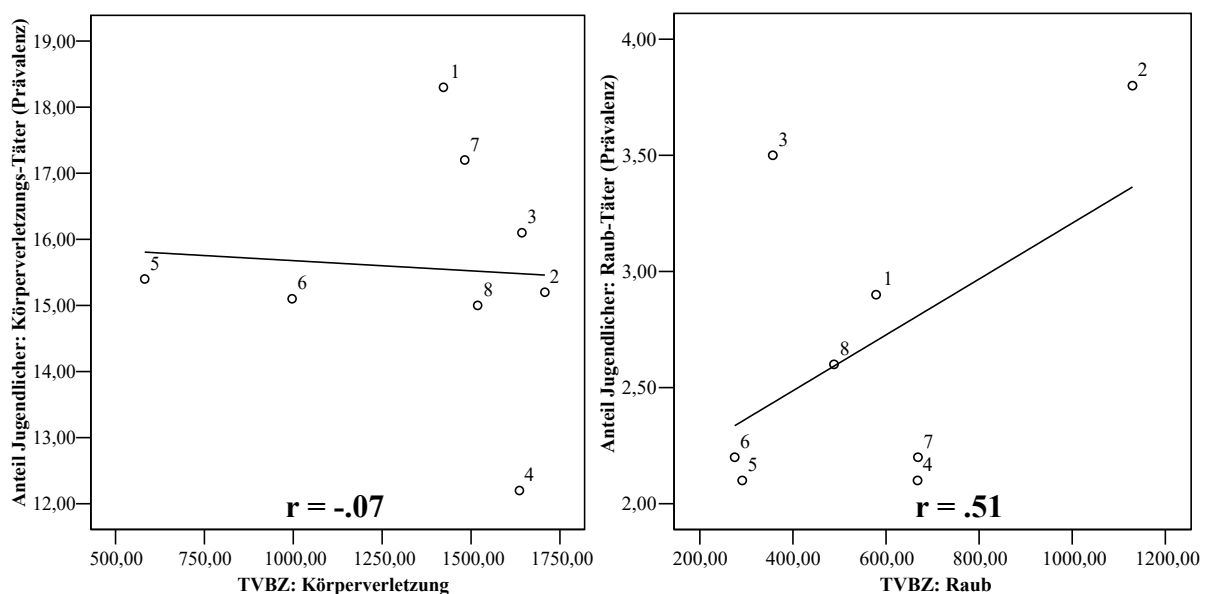
Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik 2004

Das Problem, dass sich mit diesen Statistiken verbindet, ist allerdings, dass sie von verschiedenen Faktoren abhängig sind, die systematisch zwischen den Erhebungsgebieten variieren können. Niedrigere Gewalttätterraten bedeuten damit nicht notwendig auch, dass es tatsächlich weniger Gewalttäter gibt. In den Städten und Landkreisen könnte Kriminalität demgegenüber jeweils unterschiedlich konstruiert werden. Das tatsächliche Ausmaß an abweichendem Verhalten bzw. die tatsächlichen Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten lassen sich erst dann bestimmen, wenn das Dunkelfeld mit einbezogen wird. Die Hellfelddaten lassen weniger Aussagen über das Ausmaß der Jugendgewalt zu, sondern sie geben eher einen Hinweis auf gebietsspezifische Kontroll- und Anzeigekulturen. Diese Statistiken sind nur eingeschränkt nützlich, wenn man das Ausmaß abweichenden Verhaltens über verschiedene Gebiete hinweg vergleichen möchte.

Im Vorgriff auf Befunde des Kapitels 3 lässt sich bereits an dieser Stelle die oben geäußerte These bestätigen, dass das offizielle registrierte Ausmaß an Körperverletzungen mit den tatsächlich im Dunkelfeld stattfindenden Übergriffen in keinem Zusammenhang steht, hier also gebietsspezifische Faktoren bzgl. der Kontrolle und der Anzeige den Ausschlag geben. In Abbildung 1.5 sind die TVBZ und der Anteil Jugendlicher, der in der Befragung angegeben hat, in den letzten 12 Monaten einen Raub oder eine Körperverletzung begangen zu haben, einander gegenüber gestellt. Dabei zeigt sich sehr deutlich, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen den Belastungszahlen für Raubtaten und den in der Schülerbefragung ermittelten Raubtäterquoten. Die Städte gruppieren sich um eine Gerade, die von links unten nach rechts oben reicht, d.h. je höher die öffentlich registrierte Raubhäufigkeit, desto höher auch der Anteil an Jugendlichen, die angegeben haben, mindestens eine Raubtat begangen zu haben. Kassel ist sowohl im Dunkelfeld, als auch im Hellfeld die Stadt mit den meisten Raubtätern. Den-

noch gibt es drei Ausreißer-Städte: In München scheint sich noch ein größerer Teil der Raubdelikte im Dunkelfeld abzuspielen, in Oldenburg und Soltau-Fallingb. hingegen werden bereits jetzt überproportional viele Raubtaten polizeilich registriert. Bei der Körperverletzung existiert demgegenüber keinerlei Zusammenhang zwischen polizeilicher Registrierung und Dunkelfeldkriminalität. Hier fällt unter anderem auf, dass Peine im Dunkelfeld im Vergleich aller Erhebungsgebiete eine durchschnittliche Gewaltprävalenz hat, im Hellfeld liegt der Landkreis aber weit unter dem Durchschnitt; d.h. in Peine, tendenziell auch in Dortmund, wird noch ein deutlich geringerer Prozentsatz der Körperverletzungen polizeilich registriert. Ein Gegenpol hierzu bildet Oldenburg, wo ein überdurchschnittlich hoher Anteil der Dunkelfeldvorkommnisse auch ins Hellfeld gerät. Dies gilt in abgeschwächter Form auch für Kassel und Stuttgart.

Abbildung 1.5: Zusammenhang zwischen TVBZ und Gewalttäterquote bezogen auf die letzten 12 Monate (Prävalenz)



(1 = Dortmund, 2 = Kassel, 3 = München, 4 = Oldenburg, 5 = Peine, 6 = Schwäbisch Gmünd, 7 = Soltau-Fallingb., 8 = Stuttgart)

Diese Auswertungen sind nur ein Hinweis darauf, dass die polizeilichen Kriminalitätsstatistiken kein bedenkenloser Indikator für das Ausmaß an Jugenddelinquenz ist. Städte unterscheiden sich nicht allein in der Jugenddelinquenz, sondern auch in der Registrierung, in der Reaktion, in der Prävention. In Städten, in denen bspw. eine sehr enge Zusammenarbeit zwischen Schule und Polizei besteht, wird die Hellfeldkriminalität höher ausfallen als in Städten, in denen solche Kommunikationskanäle noch nicht etabliert wurden. In Dunkelfelduntersuchungen wie der hier vorgestellten spielen diese Elemente der lokalen Anzeige- und Polizeikultur nur eine untergeordnete Rolle.

### 1.3. Durchführung der Befragungen, Stichprobenplanung und Rücklaufquoten

Um die Vergleichbarkeit der Ergebnisse der Schülerbefragung 2005 zu den Vorgängerbefragungen sicherzustellen, wurde sich in methodischer Hinsicht sehr eng an den Befragungen der Jahre 1998 und 2000 orientiert. Dies bedeutet einerseits, dass wiederum standardisierte Befragungen in Schulklassen während der Unterrichtszeit durchgeführt wurden. Andererseits kamen dabei Fragebögen zum Einsatz, die in ähnlicher Form in der Vergangenheit genutzt wurden. Insgesamt wurden fünf Fragebogen-Versionen verwendet: Der Fragebogen für Schüler der neunten Jahrgangsstufe umfasste 27 Seiten und enthielt z.T. erprobte und z.T. neu entwi-

ckelte Fragen-Komplexe zu den Themen Gewalt, Schulschwänzen und Medienkonsum; zudem wurden in der Fachliteratur als Ursachen von Gewalttätigkeit gehandelte Themenkomplexe abgefragt (z.B. Gewalterfahrungen in der Familie). Der Fragebogen für Schüler der vierten Jahrgangsstufe hatte 16 Seiten, wobei hier die Themen Medien und Freizeit stärker fokussiert wurden als Gewalt und Schulabsentismus. Im Fragebogen für Lehrer neunter Klassen wurde erhoben, welche Schüler am Befragungstag fehlten und was die (vermuteten) Gründe hierfür waren; zudem standen diverse Einschätzungen zum Umgang mit Schulschwänzen bezogen auf die ganze Schule sowie Einschätzungen zur Schulqualität und zum Verhältnis 'Schule – Eltern' im Vordergrund. Eine Besonderheit ergab sich aus einer zentralen Fragestellung der Untersuchung zum Zusammenhang von Medienkonsum und Schulleistungen: Da die Schulleistungen nicht nur über Selbsteinschätzungen der Schüler erfasst werden sollten, die fehleranfällig sind, wurden die Lehrer zu vier zufällig ausgewählten Schülern gebeten, die tatsächlichen Noten in den Fächern Deutsch, Mathematik, Englisch und Sport zu berichten. Die Zusammenführung von Schüler- und Lehrerangaben wurde über einen anonymen Buchstabencode ermöglicht. Der Fragebogen für Lehrer vierter Klassen unterschied sich im Wesentlichen darin, dass Angaben zu den Schulnoten und zu den Laufbahneempfehlungen für alle Schüler der Klasse berichtet werden sollten. Zur Verknüpfung von Kinder- und Lehrerangaben konnte hier das Geburtsdatum genutzt werden. Schließlich kam noch ein sog. Feldkontrollbogen zum Einsatz. In diesem wurden durch den Interviewer, d.h. durch die Person, die im Auftrag des KFN die Befragung in der Klasse durchführte, wichtige Eckdaten zur Klassengröße, zur Anwesenheit, zu besonderen Vorkommnissen während der Befragung usw. festgehalten. Alle Fragebögen wurden in einer Vorstudie daraufhin getestet, ob sie verständlich sind, ob die Ausfüllzeit die anvisierten zwei Schulstunden nicht überschreitet und ob neu entwickelte Instrumente reliabel und valide sind. Reliabilität (Zuverlässigkeit) wurde darüber ermittelt, dass denselben Klassen zweimal in einem Zeitraum von ein bis zwei Wochen der Fragebogen zum Beantworten vorgelegt wurde. Hinweise auf Validität (Gültigkeit) der Instrumente ergaben sich dadurch, dass neu entwickelte Instrumente mit bewährten Instrumenten korreliert wurden; wenn die gefundenen Beziehungen den Erwartungen entsprachen, konnte davon ausgegangen werden, dass das Instrument tatsächlich das misst, was es messen soll. Die Auswertungen der Vortests ergaben keine Reliabilitäts- oder Validitätsprobleme. Anhand der Ergebnisse konnten die Fragebögen aber nochmals deutlich gekürzt werden.

Aufgrund der Erfahrungen vorangegangener Erhebungen wurden von vornherein Befragungen in Berufsvorbereitungsklassen (BVJ) und Förderschulen ausgeschlossen. Dies hat zwei Gründe: Erstens kommen die Schüler in diesen Schulformen nicht mit standardisierten Befragungsinstrumenten zurecht, d.h. sie erfassen z.T. nicht den Sinn der Fragen oder brauchen für das Ausfüllen enorm viel Zeit. Zweitens sind die Abwesenheitsraten an diesen Schulformen recht hoch. Beide Gründe führen zu nicht repräsentativen Befragungsergebnissen. Es ist darauf zu verweisen, dass durch diese Entscheidung systematisch eine gewaltbelastete und eventuell auch durch einen intensiven Medienkonsum gekennzeichnete Klientel nicht in die Befragung einbezogen wurde. In der Befragung wurden aber zum ersten Mal systematisch ihrem Anteil in der Grundgesamtheit entsprechend Schulen in freier Trägerschaft einbezogen. Wenn also von Repräsentativität der Stichproben gesprochen wird, dann bezieht sich diese auf alle Schüler der untersuchten Gebiete, die sich in öffentlichen und freien, allgemein bildenden Schulen aufhalten und nicht ein Berufsvorbereitungsjahr oder die Förderschule besuchen.

In den Gebieten wurden jeweils lokale Koordinatoren eingesetzt, die für die Durchführung der Erhebung verantwortlich waren. Für die Befragungen war zunächst ein Zeitfenster von vier Wochen vorgesehen (21.2.2005 – 18.3.2005). Dieses Zeitfenster musste allerdings aufgrund einer geringen Teilnahmebereitschaft in einigen Städten bis in den April erweitert werden.

Der Ablauf der Untersuchung gliederte sich folgendermaßen: Am KFN wurden die Stichproben auf Basis der zur Verfügung gestellten Schullisten der lokalen Schulbehörden gezogen. Alle Direktoren der ausgewählten Schulen wurden dann vom KFN angeschrieben. Dem Direktorenbrief wurden ein Informationsschreiben sowie ein Antwortformular für die Klassenlehrer beigelegt. Letzteres sollte mit Terminwünschen und Kontaktdaten ausgefüllt per Fax an die zuständigen Koordinatoren übermittelt werden. Die Koordinatoren bestätigten dann den Erhalt des Formulars telefonisch und erläuterten bei dieser Gelegenheit den betreffenden Lehrkräften mündlich den geplanten Ablauf der Befragung. Aufgrund der in kurzer Zeit zu bewältigenden Antwortfaxe sowie der telefonisch schwierigen Erreichbarkeit der Lehrkräfte wurde dieser Schritt z.T. auch schriftlich erledigt. Wenn ein Befragungstermin fixiert werden konnte, wurde dem Klassenlehrer ein Informationsschreiben für Eltern in der Anzahl der in der Klasse unterrichteten Schüler zugesandt. Darin wurde über die Studie informiert und den Eltern die Möglichkeit eingeräumt, schriftlich zu erklären, dass sie einer Befragung ihres Kindes widersprechen. Das Informationsschreiben wurde den Schülern von den Lehrkräften mit nach Hause gegeben. Kinder und Jugendliche, deren Eltern nicht mit einer Teilnahme einverstanden waren, wurden nicht in die Befragung einbezogen und während der Befragung anderweitig beschäftigt.

Die Befragung selbst wurde im Klassenverband in Gegenwart eines Lehrers durch eigens geschulte Interviewer durchgeführt. Die eintägigen Schulungen wurden von Mitarbeitern des KFN abgehalten. In diesen Schulungen wurden die Erhebungsinstrumente vorgestellt, die Befragungssituation und eventuell auftretende Probleme in der Befragung durchgespielt, organisatorische Fragen geklärt usw. Vor allem auf die Erhebung in der vierten Jahrgangsstufe wurden die Interviewer sehr intensiv vorbereitet, da hier der gesamte Fragebogen zusammen mit der Klasse durchgearbeitet wurde. Dabei galt es unbedingt auf eine standardisierte Vorgehensweise zu achten.

Die Interviewer bekamen während der sog. Feldphase (Zeitraum der Befragung) von den Koordinatoren ihre Einsätze zugewiesen. Am jeweiligen Befragungstag sollten sie sich i.d.R. 15 Minuten vor Beginn des Unterrichts an einem mit dem Klassenlehrer vereinbarten Ort einfinden und nochmals die wichtigsten Punkte des Befragungsablaufs mit dem Klassenlehrer klären. In der Klasse stellten sich zu Beginn der Befragung die Interviewer den Schülern kurz vor und teilten die Fragebögen aus. Danach präsentierten sie auf Overhead die Seiten des Fragebogens und lasen diese laut und deutlich vor. Sie betonten die Freiwilligkeit der Teilnahme und wiesen auf die Anonymisierung der Daten und die Einhaltung des Datenschutzes hin. Im weiteren Verlauf unterschieden sich die Interviews in vierten und neunten Klassen. In neunten Klassen legten die Interviewer nur die ersten fünf Seiten des Fragebogens auf und lasen diese vor, danach füllte jeder Schüler für sich allein den Fragebogen aus. In vierten Klassen hingegen wurde der gesamte Fragebogen auf Folie präsentiert und alle Schüler arbeiteten gemeinsam mit den Interviewern den Fragebogen durch. In beiden Jahrgangsstufen nahm die Befragung im Durchschnitt zwei Schulstunden in Anspruch. Die Lehrer waren während der Befragung im Klassenraum anwesend, griffen jedoch nicht oder nur dann in die Befragung ein, wenn es Disziplinprobleme gab. Sie füllten ebenfalls in der Zeit der Befragung den Lehrerfragebogen aus. Am Ende der Befragung wurden die Fragebögen eingesammelt.

Nach der Befragung begaben sich die Interviewer unverzüglich zum Koordinationsbüro. Dort wurden in einer Organisationsabsprache Fragen und Probleme der zurückliegenden Befragung sowie Orte und Zeiten der nächsten Einsätze geklärt. Die ausgefüllten Fragebögen wurden paginiert und archiviert, die Rückläufe kontrolliert. Nach der letzten Befragung wurden alle Fragebögen per Post ans KFN versandt. Dort wurden sie über eine eigens dafür programmierte Eingabemaske in der EDV erfasst. Hierfür wurden Codierer eingesetzt, die für diese Tätig-

keit geschult wurden und deren Arbeit mehrfach kontrolliert wurde, um die Rate fehlerhafter Codierungen zu senken. Im Durchschnitt gab es ein bis zwei fehlerhafte Codierungen pro Fragebogen, was bei einer Anzahl von ca. 800 zu codierenden Informationen als sehr gut zu bezeichnen ist. Erkannte Fehlcodierungen wurden in anschließenden Prüfschritten korrigiert.

Die Grundgesamtheit, über die eine Analyse erstellt und auf die die Stichprobenziehung bezogen werden sollte, waren alle Kinder und Jugendliche, die in einer 4. und einer 9. Klasse in einer Schule der insgesamt elf Erhebungsgebiete unterrichtet werden. Dabei wurden Schüler aus dem Berufsvorbereitungsjahr und aus Förderschulen nicht in die Befragung einbezogen, dafür aber Schüler aus freien Schulen. Die Stichproben in allen Landkreisen, Städten und Gemeinden der Schülerbefragung 2005 wurden in derselben Weise zugeschnitten, so dass ein Vergleich zu den anderen Befragungsgebieten ohne weiteres möglich ist.

Tabelle 1.2 gibt Auskunft über die Anzahl an Schülern der jeweiligen Jahrgangsstufe und die Größe der anvisierten Stichprobe. Entsprechend der höchsten Bevölkerungszahl zeigt sich, dass in München am meisten Kinder und Jugendliche unterrichtet werden. Für die Jugendstichprobe sollte hier etwa jeder vierte, für die Kinderstichprobe etwa jeder sechzehnte Schüler erreicht werden. In Dortmund und Stuttgart wurde die Größe der zu erreichenden Nettostichprobe etwas verringert. Hier sollten jeweils 2000 Jugendliche und 500 Kinder befragt werden, d.h. jeder dritte Schüler der neunten und jeder zehnte Schüler der vierten Jahrgangsstufe sollte teilnehmen. Bei allen anderen Erhebungsgebieten wurden in Bezug auf die neunte Jahrgangsstufe Vollerhebungen geplant. Bei den Kinderstichproben sollten zumindest 400 Befragte, in Gebieten, wo dies finanziell und logistisch möglich war, auch noch weitere Kinder interviewt werden. In Schwäbisch Gmünd, Soltau-Fallingb. und den beiden Gemeinden Belm und Wallenhorst waren ebenfalls Vollerhebungen der vierten Jahrgangsstufe anvisiert worden. Zusammengefasst bedeutet diese Stichprobenplanung, dass 22,6 % alle Vierklässler und 50,8 % aller Neuntklässler, die in einem der genannten Gebiete unterrichtet werden, an der Befragung teilnehmen sollten.

Tabelle 1.2: Grundgesamtheit und geplante Stichprobenumfänge in den Erhebungsgebieten

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Peine	Schwä- bisch G.	Soltau- F.	Stutt- gart	Belm/ Wallen- horst	Lehr- te	Ge- samt
<i>4. Jahrgangsstufe</i>											
SZ	5328	1754	8281	1382	1526	591	1538	4624	437	-	<b>25461</b>
GS	500	500	500	800	400	591	1538	500	437	-	<b>5766</b>
In %	9,4	28,5	6,0	57,9	26,2	100,0	100,0	10,8	100,0	-	<b>22,6</b>
<i>9. Jahrgangsstufe</i>											
SZ	5742	1988	9534	1572	1414	806	1700	5205	-	457	<b>28418</b>
GS	2000	1988	2500	1572	1414	806	1700	2000	-	457	<b>14437</b>
In %	34,8	100,0	26,2	100,0	100,0	100,0	100,0	38,4	-	100,0	<b>50,8</b>

SZ = Schülerzahl, GS = geplante Stichprobe

Auf der Grundlage von Listen über die Schüler der Jahrgangsstufe 4 und 9, die die lokalen Schulbehörden dem KFN zur Verfügung stellten, wurde für jedes Gebiet, in dem keine Vollerhebung stattfinden sollte, eine nach Schulformen geschichtete Zufallsziehung von Schulklassen durchgeführt. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Vergangenheit war damit zu kalkulieren, dass ca. 25 % der Schüler wegen Abwesenheit, fehlender Erlaubnis der Eltern oder weil die Schuldirektion bzw. die Klassenleitung die Teilnahme nicht wünscht, nicht an der Befragung teilnehmen würden. Um also bspw. eine Nettostichprobe von 2500 Schülern zu realisieren, war eine Bruttostichprobe von 3125 Schülern zu planen. Diese 3125 Schüler müssen ihrem Anteil in der Grundgesamtheit entsprechend aus Haupt-, Realschulen,

Gymnasia usw. stammen. Dort, wo Vollerhebungen stattfinden sollten, wurden alle Schulen und Klassen der zur Untersuchung bestimmten Jahrgangsstufe einbezogen.

Anhand einer sog. 'Urliste', d.h. einer Liste, auf der alle Schulklassen der vierten und neunten Jahrgangsstufe eines Erhebungsgebiets nacheinander sortiert sind, wurde per Zufall und bei neunten Klassen geschichtet nach den einzelnen Schulformen die Ziehung vorgenommen. In den Ziehungsprozess wurde eine Gewichtung nach der Größe der Schulklassen eingebaut, größere Schulklassen bzw. Schüler in größeren Schulklassen hatten also eine geringfügig erhöhte Wahrscheinlichkeit in die Stichprobe aufgenommen zu werden als kleinere Klassen bzw. Schüler in kleineren Klassen.

Auf diese Weise (zufällige Ziehung oder Vollerhebung) wurden 303 Klassen der vierten und 658 Klassen der neunten Jahrgangsstufe für die Durchführung der Befragung bestimmt. Nicht alle Direktoren oder Lehrkräfte erklärten sich aber zur Teilnahme bereit: In der vierten Jahrgangsstufe gab es 38, in der neunten 88 Totalausfälle, d.h. ganze Klassen wurden nicht befragt. Um diese Ausfälle zu kompensieren, wurden insgesamt 152 Klassen (43 der vierten und 109 der neunten Jahrgangsstufe) nachnominert. Die Liste der nachzunominierenden Klassen stand bereits nach dem ersten Ziehungsprozess fest, so dass keine zweite Zufallsziehung erfolgen musste. In Gebieten, in denen Vollerhebungen anvisiert wurden, war es natürlich nicht möglich, ausgefallene Klassen zu ersetzen. Auch von den nachnominierenden Klassen erklärten sich einige nicht zur Teilnahme bereit, so dass am Ende insgesamt 294 Klassen der vierten und 636 Klassen der neunten Jahrgangsstufe befragt wurden. Die Gründe für die Totalausfälle von 183 Klassen (das sind 16 % aller angeschriebenen Klassen) lassen sich nur partiell benennen, weil zahlreiche Absagen ohne nähere Begründung erfolgten. Eine Rolle spielte vor allem in den Großstädten, dass u.a. im Anschluss an die PISA-Studien verschiedene andere schulbasierte wissenschaftliche Befragungen stattfanden, es also eine gewisse Sättigung gab. Nicht selten wurden aber auch andere schulinterne Gründe für die Absagen genannt, wie z.B. ein hoher Krankheitsstand im Kollegium, fehlende Zustimmung der Schulkonferenz, Belastungen durch Schulumzüge oder Vorbereitungen auf Schuljubiläen, Vorbereitungen auf Prüfungen, Projektwochen usw.

Betrachtet man die Rücklaufquoten der Befragung nicht auf Klassen-, sondern auf Schüler-ebene, so zeigt sich folgende Statistik (Tabelle 1.3). In die Bruttostichprobe wurden 7.748 Kinder und 19.376 Jugendliche aufgenommen. Jeweils 17 % dieser Schüler konnten aufgrund von Totalausfällen ganzer Klassen nicht erreicht werden. Die bereinigte Stichprobe umfasst deshalb 6.431 bzw. 16.000 Schüler. Von diesen konnten 86 % bzw. 89,4 % tatsächlich befragt werden. Die Kinder bzw. Jugendlichen, die nicht befragt werden konnten, waren entweder am Befragungstag abwesend (7,8 % in der vierten, 8,7 % in der neunten Jahrgangsstufe) i.d.R. aufgrund von Erkrankungen, wobei es sicherlich auch einige Schulschwänzer gibt. Vor allem in der vierten Jahrgangsstufe kommt hinzu, dass einige Eltern der Befragung nicht zugestimmt haben (6,2 %), in der neunten Jahrgangsstufe beträgt diese Verweigerungsquote nur 1,3 %. In beiden Jahrgangsstufen gab es schließlich auch Fragebögen, die augenscheinlich nicht ernst zu nehmen und deshalb nicht verwertbar waren. Dies betraf drei Fragebögen der vierten und 98 Fragebögen der neunten Klassen. Die beiden Stichproben, über die im Folgenden Analysen erstellt werden, haben damit eine Größe von 5.529 bzw. 14.301 befragten Schülern. Die Rücklaufquote der Schülerbefragung ist, selbst wenn sie auf die Bruttostichprobe und nicht auf die bereinigte Bruttostichprobe bezogen wird, als sehr gut einzuschätzen: Fast drei Viertel der ursprünglich zur Befragung vorgesehenen Schüler wurden tatsächlich befragt. Diese gute Ausschöpfung ist auch Resultat der gewählten Vorgehensweise: Klassenbasierte Befragungen führen zur besseren Rücklaufquoten im Vergleich bspw. zu postalischen Befragungen oder Telefoninterviews. Sie haben zudem den Vorteil, dass sie auch schwer erreichbare Bevölke-



rungsgruppen aus benachteiligten Sozialschichten oder ethnischen Minderheiten erreichen (Köllisch & Oberwittler 1994).

Tabelle 1.3: Rücklaufquoten der Schülerbefragung 2005 (Anzahl Kinder/Jugendliche)

	4. Klasse	9. Klasse
Bruttostichprobe	7.748	19.376
Absagen von Klassen/Schulen (Totalausfälle)	- 1.317	- 3.376
Bereinigte Bruttostichprobe	6.431	16.000
Am Befragungstag abwesende	- 499	- 1.398
Teilnahmeverweigerung (Eltern/Schüler)	- 400	- 203
Nicht verwertbare Fragebögen	- 3	- 98
Anzahl Befragte (Analysestichprobe)	5.529	14.301
Rücklaufquote bezogen auf Bruttostichprobe	71,4 %	73,8 %
Rücklaufquote bezogen auf bereinigte Bruttostichprobe	86,0 %	89,4 %

Die verschiedenen Befragungsgebiete unterscheiden sich in Bezug auf die Rücklaufquoten nur dann, wenn die ursprüngliche Bruttostichprobe zugrunde gelegt wird (Tabelle 1.3a und 1.3b). Dies ist darauf zurückzuführen, dass insbesondere in den Großstädten die Bereitschaft zur Teilnahme auf Seiten der Direktoren und Lehrkräfte niedriger war als in den eher ländlichen Gebieten, d.h. die Quote der Totalausfälle ist vor allem in Dortmund, München und Stuttgart recht hoch. In München haben nur etwas über die Hälfte der Schüler, die für die Befragung ausgewählt wurden, auch tatsächlich teilgenommen, in Dortmund nicht ganz zwei Drittel. Insofern diese Totalausfälle aber durch zufällig bestimmte Klassen ersetzt wurden, sollte sich die erhöhte Ausfallquote nicht nachteilig auf die Qualität der Stichproben in diesen Gebieten auswirken.

Tabelle 1.3a: Rücklaufquoten nach Erhebungsgebiet – 4. Jahrgangsstufe

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Pei- ne	Schwä- bisch G.	Soltau- F.	Stutt- gart	Belm/ Wallen- horst
Brutto	948	868	859	1044	631	591	1538	832	437
Totalausfälle (in %)	28,7	31,1	34,6	8,3	11,6	0,0	4,3	30,3	0
Brutto bereinigt	676	598	562	957	558	591	1472	580	437
Abwesend (in %)	6,2	9,4	3,7	9,7	7,2	9,5	9,6	3,3	7,1
Verweigerungen (in %)	6,5	3,3	10,3	4,0	5,2	6,1	7,7	4,3	8,2
Nicht verwertbar (in %)	0,0	0,0	0,2	0,0	0,2	0,0	0,0	0,2	0,0
Anzahl Befragte	590	522	482	826	488	499	1217	535	370
Rücklauf Brutto	62,2	60,1	56,1	79,1	77,3	84,4	79,1	64,3	84,7
<b>Rücklauf Brutto bereinigt</b>	<b>87,3</b>	<b>87,3</b>	<b>85,8</b>	<b>86,3</b>	<b>87,5</b>	<b>84,4</b>	<b>82,7</b>	<b>92,2</b>	<b>84,7</b>

Tabelle 1.3b: Rücklaufquoten nach Erhebungsgebiet – 9. Jahrgangsstufe

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Pei- ne	Schwä- bisch G.	Soltau- F.	Stutt- gart	Lehrte
Brutto	3597	1988	4903	1572	1414	806	1700	2939	457
Totalausfälle (in %)	25,6	6,3	36,0	0,0	6,2	0,0	0,0	16,2	0,0
Brutto bereinigt	2675	1862	3137	1572	1327	806	1700	2464	457
Abwesend (in %)	9,9	9,1	7,5	12,1	10,7	6,3	8,6	7,5	3,1
Verweigerungen (in %)	1,2	1,2	1,2	0,7	1,0	1,5	2,2	1,2	1,5
Nicht verwertbar (in %)	1,0	0,6	0,6	0,4	0,7	0,4	0,4	0,7	0,2
Anzahl Befragte	2352	1659	2846	1364	1164	740	1510	2231	435
Rücklauf Brutto	65,4	83,5	58,0	86,8	82,3	91,8	88,8	83,8	95,2
<b>Rücklauf Brutto bereinigt</b>	<b>87,9</b>	<b>89,1</b>	<b>90,7</b>	<b>86,8</b>	<b>87,7</b>	<b>91,8</b>	<b>88,8</b>	<b>90,5</b>	<b>95,2</b>

Wie ebenfalls zu erkennen ist, wurden in den Fällen, in denen Stichproben befragt und keine Vollerhebungen durchgeführt worden sind, meist sogar mehr Kinder bzw. Jugendliche er-

reicht, als ursprünglich geplant wurde (vgl. Tabelle 1.2). Dies resultiert daher, dass noch während des vorgesehenen Befragungszeitraums auf Totalausfälle reagiert werden musste und dabei bisweilen bereits Klassen nachnominiert worden sind, obwohl die endgültige Entscheidung von Direktoren und Klassenlehrern zur Nicht-Teilnahme noch nicht feststand. Hinzu kommt, dass bei den nachnominierten Klassen die Teilnahmebereitschaft am Ende höher war als erwartet.

Aus den Tabellen 1.3a und 1.3b geht zudem hervor, dass der Anteil an abwesenden Schülern und an Schülern, deren Eltern oder die selbst die Befragung verweigerten, zwischen den Gebieten variiert, vor allem in der vierten Jahrgangsstufe. Während bspw. in Stuttgart nur 3,3 % der Kinder am Befragungstag fehlten, waren es in Oldenburg 9,7 %. Und während in Kassel nur 3,3 % Teilnahmeverweigerungen ausgesprochen wurden, waren es in München 10,3 %. Die Gründe für diese differenziellen Teilnahmemuster lassen sich nicht bestimmen, da z.B. die Gründe für einen Elternwiderspruch nicht erhoben wurden.

Obwohl bei der neunten Jahrgangsstufe die Rücklaufquote, die sich auf die bereinigte Bruttostichprobe bezieht, in allen Städten und Landkreisen sehr ähnlich ausfällt, zeigt sich in einer nach Schulformen differenzierten Betrachtungsweise, dass auch durch die Nachnominierungen nicht verhindert werden konnte, dass die Rücklaufquoten tendenziell bei Hauptschulen und Gymnasien etwas geringer, bei Real- und Gesamtschulen etwas höher sind. Dies führt dazu, dass die Stichproben nicht überall ein genaues Abbild der Grundgesamtheit darstellen. In Tabelle 1.4 sind deshalb die Anteile an Jugendlichen gegenübergestellt, die einerseits laut Angaben der Schulämter eine Schulform besuchen und die andererseits in der Schülerbefragung erreicht wurden. In Dortmund werden bspw. 20,8 % aller Jugendlichen der neunten Jahrgangsstufe in Hauptschulen unterrichtet, in der Stichprobe befinden sich aber nur 18,6 % Hauptschüler. Noch stärkere Abweichungen gibt es hier bei den Schulen in freier Trägerschaft, die von 2,8 % der Schüler besucht werden; von allen in der Schülerbefragung in Dortmund befragten Jugendlichen waren aber 6,4 % Schüler aus freien Schulen. Die höchsten Abweichungen existieren in der Münchener Stichprobe, wo deutlich mehr Haupt- und Real-schüler, dafür deutlich weniger Gymnasiasten erreicht wurden. Auch in der Schülerbefragung 2000 gab es eine gleichartige selektive Teilnahmebereitschaft, weshalb auf die statistische Prozedur der Gewichtung zurückgegriffen wurde (Wilmers et al. 2002, S. 27f). Auch wir haben uns dafür entschieden, die Daten zu gewichten, um die genannten Abweichungen der Stichprobe von der Grundgesamtheit zu kompensieren. Dies bedeutet, dass alle Antworten, die bspw. ein Dortmunder Privatschüler gegeben hat, mit dem Faktor 0.43674 multipliziert wird, alle Antworten, die dort ein Hauptschüler gegeben hat, hingegen mit dem Faktor 1.12105.<sup>13</sup> Wenn wir dieses Anpassungsgewicht in den Datensatz integrieren, entspricht das Verhältnis der Schulformen letztlich exakt dem der Grundgesamtheit. Diese Gewichtungsprozedur wurde für jede Stadt nach Schulform vorgenommen, und zwar derart, dass die Fallzahlen der Analysestichproben konstant gehalten werden. Der Großteil der nachfolgenden Auswertungen der neunten Jahrgangsstufe wird anhand der gewichteten Daten durchgeführt. Für die vierte Jahrgangsstufe ist eine Gewichtung nicht notwendig, weil hier keine nach Schulform geschichtete, sondern eine einfache Zufallsauswahl zum Einsatz kam.

---

<sup>13</sup> Der Gewichtungsfaktor stellt den Quotienten aus dem Anteil in der Population und dem Anteil in der Stichprobe der jeweiligen Schulform dar.

Tabelle 1.4: Bildungsstufe der Jugendlichen in den Grundgesamtheiten und Analysestichproben (9. Jahrgangsstufe)

Schulform	Dortmund		Kassel		München		Oldenburg		LK Peine	
	GGH	SP	GGH	SP	GGH	SP	GGH	SP	GGH	SP
Hauptschule	20,83	18,58	0,0	0,0	26,96	32,22	14,50	12,83	27,58	23,63
HRS	0,0	0,0	9,76	8,20	0,0	0,0	7,57	7,55	0,0	0,0
Realschule	28,11	27,00	4,23	3,07	23,65	30,07	22,71	23,39	39,32	39,86
Gesamtschule	23,15	22,75	51,16	52,44	2,07	2,71	13,74	13,71	10,47	11,17
Gymnasium	25,11	25,30	24,44	24,47	36,79	26,21	27,99	28,96	22,63	25,34
frei	2,80	6,42	10,41	11,81	10,53	8,78	13,49	13,56	0,0	0,0
Gültige N	2352		1659		2846		1364		1164	

Anmerkung: GGH = Grundgesamtheit, SP = Stichprobe, HRS = Haupt- und Realschule

Schulform	Sch. Gmünd		LK Soltau-F.		Stuttgart		Lehrte		Gesamt	
	GGH	SP	GGH	SP	GGH	SP	GGH	SP	GGH	SP
Hauptschule	32,25	29,73	18,06	16,7	26,94	25,9	22,10	20,92	22,71	20,60
HRS	0,0	0,0	22,41	23,1	0,0	0,0	17,29	16,55	2,72	4,62
Realschule	27,67	28,78	15,65	15,7	24,80	24,6	31,51	32,64	23,89	24,24
Gesamtschule	0,0	0,0	21,35	21,2	0,0	0,0	0,0	0,0	11,51	14,82
Gymnasium	34,24	35,54	20,82	21,4	33,35	35,3	29,10	29,88	30,60	27,55
frei	5,83	5,95	1,71	1,72	14,91	14,1	0,0	0,0	8,57	8,16
Gültige N	740		1510		2231		435		14301	

Anmerkung: GGH = Grundgesamtheit, SP = Stichprobe, HRS = Haupt- und Realschule

#### 1.4. Stichprobenbeschreibung

Insgesamt wurden 5.531 Schüler der vierten und 14.301 Schüler der neunten Klassenstufe befragt. Aufgrund des zufälligen Auswahlprozesses und – bei der neunten Jahrgangsstufe - der erfolgten Gewichtung ist davon auszugehen, dass es sich um repräsentative Stichproben handelt. Im Folgenden soll die Zusammensetzung der Stichproben nach verschiedenen soziodemographischen Indikatoren erläutert werden, wobei zuerst die vierte, dann die neunte Jahrgangsstufe vorgestellt wird.

Wie aus Tabelle 1.5 hervorgeht, unterscheiden sich die Stichproben der vierten Jahrgangsstufe zunächst in Bezug auf den Anteil an Schülern, die in freien, d.h. nicht-staatlichen Schulen unterrichtet werden. 6,7 % aller Grundschüler werden in dieser Schulform unterrichtet, wobei insbesondere München, Oldenburg und Stuttgart überdurchschnittliche Anteile von Schülern in freien Schulen aufweisen (Cramers V = .231\*\*). Alters- und Geschlechtsunterschiede gibt es kaum: Von allen befragten Kindern ist die Hälfte männlichen, die andere Hälfte weiblichen Geschlechts. Einzig im Landkreis Peine wurden etwas weniger Jungen, in Wallenhorst etwas weniger Mädchen befragt. Die Unterschiede zwischen den Gebieten sind jedoch nicht signifikant (Cramers V = .048). Auch beim Alter sind die Differenzen zwischen den Gebieten vernachlässigbar: Im Durchschnitt sind die Kinder zum Zeitpunkt der Befragung 10,3 Jahre alt gewesen, in Schwäbisch Gmünd waren sie geringfügig jünger, in Belm geringfügig älter.

Tabelle 1.5: Stichprobenbeschreibung nach Erhebungsgebiet, 4. Jahrgangsstufe

	Dortmund	Kassel	München	Oldenburg	Peine	Schwäbisch G.	Soltau-F.	Stuttgart	Belm	Wallenhorst	Gesamt
N	590	522	482	826	488	499	1217	535	127	243	5529
männlich (in %)	50,4	50,6	49,0	49,9	43,0	52,1	50,8	50,5	48,8	54,1	49,9
Alter (Mittelwert)	10,3	10,3	10,3	10,3	10,3	10,2	10,3	10,3	10,4	10,3	10,3
freie Träger (in %)	4,7	5,7	16,8	13,7	0,0	7,6	1,2	12,0	0,0	0,0	6,7

Hochsignifikante Unterschiede bestehen demgegenüber in der ethnischen Zusammensetzung. Um diese zu bestimmen, wurden die Angaben der Kinder über die Herkunft von Vater und Mutter zusammengeführt. Der genaue Wortlaut hieß: „Aus welchem Land stammen deine Eltern?“ Vorgegeben wurden dabei die Länder Deutschland, Türkei, Polen, früheres Jugoslawien und Russland. Zudem konnten die Kinder andere Herkunftsländer in einem entsprechenden Feld notieren. Wenn beide Eltern aus Deutschland stammen, wurde das Kind als deutsch klassifiziert. Wenn ein Elternteil deutsch, ein anderes nicht deutsch war, handelt es sich um ein Kind mit Migrationshintergrund. Um diesen genauer zu bestimmen, wurden die Angaben zum migrierten Elternteil gesondert ausgewertet, wobei u.a. auch berücksichtigt wurde, in welcher Sprache sich das Kind mit dem migrierten Elternteil unterhält. Wenn beide Eltern eine nicht-deutsche Herkunft hatten, wurde die Herkunft der Mutter zur Bestimmung der ethnischen Abstammung genutzt. Für 16 Kinder konnte die ethnische Herkunft nicht bestimmt werden, da diese keine Auskunft auf die Herkunft der Eltern erteilten (sog. Missings).

Von allen Befragten Kindern haben 66,5 % eine deutsche Herkunft, 11,9 % haben zumindest ein Elternteil, das nicht aus Deutschland stammt, die verbleibenden 21,6 % haben zwei nicht-deutsche Eltern. Die größte nicht-deutsche Gruppe sind die türkischen Kinder, gefolgt von russischstämmigen Kindern. Die anderen Gruppen sind eher selten zu finden. Betrachtet man die Deutschen mit Migrationshintergrund etwas genauer, so zeigt sich, dass ein Fünftel dieser Kinder ein Elternteil hat, das aus Nord- bzw. Westeuropa stammt; ebenfalls noch recht häufig sind ost- und südeuropäische Elternteile. Fast jedes siebente Kind mit Migrationshintergrund hat ein türkisches Elternteil.

Tabelle 1.6: Ethnische Herkunft nach Erhebungsgebiet, 4. Jahrgangsstufe (Spaltenprozente)

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Peine	Schwä- bisch G.	Sol- tau-F.	Stutt- gart	Belm	Wallen- horst	Ge- samt
N	589	520	482	822	485	497	1215	533	127	243	5513
deutsch	50,9	50,8	57,1	75,1	81,6	58,8	80,3	47,3	62,2	88,5	66,5
deutsch (MH)	13,9	15,4	20,1	9,5	7,2	14,3	9,6	12,6	7,9	7,0	11,9
<i>Nord-/Westeuropa</i>	14,6	13,8	17,5	16,9	11,4	12,9	40,4	21,2	20,0	29,4	20,5
<i>Südeuropa</i>	8,5	15,0	16,5	7,8	5,7	22,9	10,5	9,1	10,0	23,5	12,7
<i>Osteuropa</i>	24,4	11,3	12,4	16,9	22,9	18,6	16,7	7,6	10,0	17,6	15,9
<i>Nord-/Südamerika</i>	9,8	16,3	13,4	9,1	2,9	4,3	6,1	12,1		5,9	9,4
<i>Türkei</i>	17,1	15,0	8,2	14,3	31,4	17,1	5,3	13,6	20,0	5,9	13,3
<i>Jugoslawien</i>	3,7	11,3	10,3	3,9	2,9	14,3	4,4	16,7		5,9	8,2
<i>andere</i>	22,0	17,5	21,6	31,2	22,9	10,0	16,7	19,7	40,0	11,8	20,1
türkisch	14,3	13,8	6,2	4,9	4,7	8,7	2,8	12,8	3,9		7,2
russisch	5,4	5,2	1,0	3,3	2,1	7,6	3,5	2,1	20,5	2,5	4,1
jugoslawisch/alban.	3,1	3,5	5,2	0,4	0,8	2,6	1,1	8,3	2,4	1,6	2,6
osteuropäisch	5,1	2,7	2,5	1,7	1,6	3,4	1,1	2,8	1,6		2,3
südeuropäisch	1,4	1,0	1,7	0,1		2,2	0,2	6,2		0,4	1,3
arabisch/nordafrik.	3,2	4,8	2,1	3,5	1,2	1,2	0,8	2,4	0,8		2,2
andere	2,7	2,9	4,1	1,6	0,6	1,2	0,6	5,6	0,8		2,0

MH = Migrationshintergrund

Die einzelnen Erhebungsgebiete unterscheiden sich einerseits deutlich im Anteil nicht-deutscher Grundschüler, andererseits auch in der Zusammensetzung der nicht-deutschen Befragtenpopulation. In Stuttgart ist mit 47,3 % der geringste Anteil deutschstämmiger Kinder zu beobachten, in Wallenhorst sind hingegen fast 9 von 10 Kindern deutscher Herkunft. Oldenburg weicht von den anderen Großstädten insofern ab, als hier immerhin noch 75 % der Kinder zwei deutsche Elternteile haben, nur in den beiden Landkreise und in Wallenhorst sind diese Anteile noch höher. Am stärksten variiert der Prozentsatz russischstämmiger Kinder zwischen den Erhebungsgebieten: In München ist nur jeder hunderste Befragte von dieser

Herkunft, in Belm hingegen jeder fünfte. Tendenziell halten sich die russischen und osteuropäischen Familien demnach eher im Norden der Republik auf, die jugoslawischen und südeuropäischen Familien eher im Südteil. Türkische Kinder sind in erster Linie in den Großstädten anzutreffen, wobei in Dortmund bereits jedes siebente Kind von dieser Herkunft ist.

Die Erhebungsgebiete unterscheiden sich zudem in signifikanter Weise im Hinblick auf vier weitere Indikatoren<sup>14</sup>: die Arbeitslosigkeit, die durchschnittliche Bildung, der Wohnungsgröße und der Familienstruktur (Tabelle 1.7). Fast jedes zehnte Kind gab an, dass die Erwerbssituation der Eltern aktuell von Arbeitslosigkeit gekennzeichnet ist. Die Rangfolge der Städte entspricht dabei dem nach den offiziellen Daten zu erwartendem Bild: In Dortmund und Kassel gibt es die meisten von Arbeitslosigkeit betroffenen Familien; München, die beiden niedersächsischen Gemeinden Belm und Wallenhorst sowie Stuttgart weisen geringe Quoten auf.

22,8 % der Kinder leben in einem Elternhaus mit geringem kulturellem Kapital. Dieses wurde über den Bildungsstand der Eltern erfasst. Allerdings ist es nicht möglich, das Bildungsniveau über die Kinder zu erfragen, weil diese i.d.R. den Abschluss der Eltern nicht kennen. Aus diesem Grund haben wir die Klassenlehrer darum gebeten, einzuschätzen, welches höchste Bildungsniveau ihrer Meinung nach im Elternhaus des Kindes vorhanden ist. Dargestellt sind jene Anteile geringer zugeschriebener Bildung (unterhalb Realschulabschluss). Wiederum sind in Wallenhorst, Belm und München eher geringe Niveaus niedriger Bildung, in Dortmund und Kassel, besonders aber in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart hohe Niveaus geringer Bildung zu verzeichnen.

Tabelle 1.7: Indikatoren des sozio-ökonomischen Status nach Erhebungsgebiet, 4. Jahrgangsstufe

	Arbeitslosigkeit		geringe Bildung der Eltern (Lehrerangabe)		kein eigenes Zimmer		nicht mit zwei Eltern teilen zusammenlebend	
	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %
Dortmund	560	15,4	526	24,9	589	40,2	590	19,2
Kassel	491	13,0	383	24,0	519	30,3	522	19,9
München	458	5,7	378	14,8	479	28,0	482	15,8
Oldenburg	786	9,5	727	20,9	822	15,5	826	20,6
Peine	465	8,8	396	22,2	485	14,0	488	10,9
Schwäbisch G.	478	9,4	374	33,4	493	31,6	499	12,0
Sozial-F.	1169	8,9	747	22,2	1210	14,1	1217	13,3
Stuttgart	499	8,2	424	28,3	532	42,5	535	15,0
Belm	120	5,8	77	14,3	127	29,9	127	12,6
Wallenhorst	242	2,9	199	12,1	240	12,5	243	12,3
Gesamt	5268	9,4	4231	22,8	5496	24,5	5529	15,6
Cramers V	.101**		.123**		.254**		.095**	

Von allen befragten Kindern gab fast ein Viertel an, zu Hause kein eigenes Zimmer zu besitzen. Für Kinder in eher ländlich geprägten Gebieten trifft dies eher seltener zu, Kinder in Großstädten müssen demgegenüber häufiger ihr Zimmer mit Geschwistern teilen. In Stuttgart und Dortmund gilt dies für über 40 % der Kinder.

<sup>14</sup> Als statistisches Maß zur Prüfung der Signifikanz von Unterschieden wird im Text durchgehend der Koeffizient Cramers V sowie das entsprechende Signifikanzniveau angegeben. Dieser Koeffizient ist für nominalskalierte Daten geeignet, die auch mehr als zwei Ausprägungen aufweisen (wie die ethnische Zugehörigkeit) und kann Werte zwischen 0 (kein Zusammenhang) und 1 (perfekter Zusammenhang) annehmen (vgl. Benninghaus, 2005). Wird ein Cramers V mit einem (\*) oder zwei Sternchen (\*\*) berichtet, ist davon auszugehen, dass es im Hinblick auf das betrachtete Merkmal zwischen den einbezogenen Gruppen signifikante (\*) bzw. hoch signifikante (\*\*) Unterschiede gibt.

Die höchsten Anteile von Kindern, die nicht mit zwei Eltern zusammenleben, also bereits Trennungs- oder Scheidungserfahrungen gemacht haben, sind in norddeutschen Großstädten zu finden. Oldenburg, Dortmund und Kassel weisen hier die höchsten Quoten auf, fast jedes fünfte Kind lebt derzeit nicht mit zwei Elternteilen zusammen. In den ländlichen und süddeutschen Gebieten sind diese Quoten um ein Viertel bis die Hälfte niedriger. Zusammengefasst sind es 15,6 % aller Kinder, die von strukturell unvollständigen Familienkonstellationen berichtet werden.

Diese vier Indikatoren variieren nicht nur zwischen den Erhebungsgebieten, auch die verschiedenen ethnischen Gruppen unterscheiden sich in ihrer sozio-ökonomischen Situation signifikant voneinander (Tabelle 1.8). Kinder mit zwei deutschen Elternteilen wachsen häufiger in Familien auf, die weniger von Arbeitslosigkeit betroffen sind, die durch ein höheres Bildungsniveau gekennzeichnet sind, die ihrem Kind häufiger ein eigenes Zimmer zur Verfügung stellen und die in durchschnittlichem Maße strukturell unvollständig sind. Als etwas problematischer erweisen sich die familialen Umstände von deutschen Kindern mit Migrationshintergrund. Deren Eltern sind doppelt so häufig arbeitslos, haben doppelt so häufig eine geringere Bildung und können dem Kind seltener ein eigenes Zimmer bieten. Die schlechtesten Sozialisationsbedingungen weisen allerdings die türkischen Familien auf, für die höchste Arbeitslosenquote, das geringste Bildungsniveau und die geringste Zimmerausstattungsrate zu berichten ist. Auch die russischen und sonstigen nicht-deutschen Befragten müssen im Vergleich mit den Deutschen und den Deutschen mit Migrationshintergrund als benachteiligt gelten.

Tabelle 1.8: Indikatoren des sozio-ökonomischen Status nach ethnischer Herkunft, 4. Jahrgangsstufe

	Arbeitslosigkeit		geringe Bildung der Eltern (Lehrerangabe)		kein eigenes Zimmer		nicht mit zwei Elternteilen zusammenlebend	
	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %
deutsch	3536	6,0	2751	14,4	3651	12,5	3666	15,2
deutsch (MH)	619	11,8	513	23,6	650	24,2	654	25,5
türkisch	365	23,8	351	63,2	392	78,8	399	10,3
russisch	205	20,5	161	29,8	224	43,3	225	11,6
andere	529	14,9	442	38,9	564	56,0	569	12,3
Cramers V	.191**		.347**		.479**		.109**	

Für die neunte Jahrgangsstufe zeigen sich in Bezug auf Geschlecht, Alter und Anteil freier Träger im Vergleich mit der vierten Jahrgangsstufe recht vergleichbare Ergebnisse. Die Hälfte der befragten Jugendlichen ist männlich, die andere Hälfte weiblich. Der niedrigste Anteil männlicher Befragter findet sich in Dortmund, der höchste in Stuttgart (Cramers V = .029). Im Durchschnitt sind die Neuntklässler zum Erhebungszeitpunkt 15,1 Jahre alt gewesen, wobei sie in Oldenburg und Schwäbisch Gmünd etwas jünger, in München etwas älter waren. Signifikant unterschiedlich ist wiederum der Anteil der Schüler in Schulen freier Trägerschaft (Cramers V = .193\*\*): In den Großstädten gibt es größere Anteile, in den Landkreisen niedrigere. In Stuttgart werden 14,9 % der Jugendlichen in nicht-öffentlichen Schulen unterrichtet, in Peine und Lehrte gibt es hingegen keine Schulen in freier Trägerschaft.

Tabelle 1.9: Stichprobenbeschreibung nach Erhebungsgebiet, 9. Jahrgangsstufe

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Peine	Schwä- bisch G.	Sol- tau-F.	Stutt- gart	Lehr- te	Ge- samt
N	2352	1659	2846	1364	1164	740	1510	2231	435	14301
männlich (in %)	48,3	50,0	49,8	48,8	49,3	50,5	48,4	52,8	51,3	49,8
Alter (Mittelwert)	15.1	15.1	15.3	15.0	15.1	15.0	15.1	15.1	15.1	15.1
freie Träger (in %)	2,8	10,4	10,5	7,0	0,0	5,8	1,7	14,9	0,0	7,3

Gewichtete Daten

Die ethnische Herkunft wurde analog zu den Grundschulern gebildet, wobei zusätzlich zu den Angaben zu den Eltern auch Angaben zur eigenen Staatsangehörigkeit sowie zu den Migrationshintergründen der Eltern erfasst wurden. Dies ermöglicht u.a. eine bessere Identifikation der russischstämmigen und osteuropäischen Jugendlichen. Vor allem Kinder von Aussiedlereltern geben im Fragebogen häufig an, dass ihre Eltern deutscher Herkunft sind. Dies ist de jure richtig, de facto liegt der Zeitpunkt der Ausreise der Eltern bzw. der Großeltern (oder auch weiterer Generationen davor) aus Deutschland bereits so lange in der Vergangenheit, dass sich die Familien und insbesondere die Jugendlichen stärker an der Kultur des Herkunftslandes orientieren. Zudem gehen mit dem Migrationsstatus verschiedene belastende Erlebnisse einher, die als kriminalitätsauslösend gelten können. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, Aussiedlern die ethnische Herkunft des Landes zuzuweisen, aus dem sie nach Deutschland gekommen sind und sie nicht wie einheimische Deutsche zu behandeln.

Von allen befragten Jugendlichen der Schülerbefragung 2005 haben 63,8 % eine deutsche Herkunft insofern beide Elternteile bei ihrer Geburt die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen. Jeder zehnte Jugendliche ist ein Kind eines deutschen und eines nicht-deutschen Elternteils. Das nicht-deutsche Elternteil stammt in etwas mehr als einem Fünftel der Fälle aus Nord- oder Westeuropa und zu einem weiteren Fünftel aus Südeuropa und hier hauptsächlich aus Italien und Griechenland. Ein türkisches Elternteil haben nur 8 % der Deutschen mit Migrationshintergrund. Damit bestätigt sich ein Befund der Migrationsforschung, nachdem die türkischen Migranten eher selten ihre Ehepartner außerhalb der eigenen ethnischen Gruppe suchen (Haug 2003). Der größte Teil der türkischen Jugendlichen wächst derzeit mit zwei türkischen Elternteilen auf, insgesamt 8,7 % aller befragten Jugendlichen haben eine entsprechende Herkunft. Die zweitgrößte nicht-deutsche Gruppe wird durch die russischstämmigen Jugendlichen gebildet. Jeder fünfundzwanzigste Jugendliche stammt von osteuropäischen, hauptsächlich von polnischen Eltern ab. Ebenfalls noch recht häufig sind Jugendliche jugoslawischer bzw. albanischer Herkunft (3,2 %). Zwei von hundert Jugendlichen haben eine südeuropäische und ebenfalls zwei von hundert eine arabisch bzw. nordafrikanische Herkunft.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Die südeuropäischen Jugendlichen stammen zu 54,7 % von italienischen Eltern, zu 27 % von griechischen Eltern, zu 10,6 % von portugiesischen Eltern und zu 7,7 % von spanischen Eltern ab. Die 'anderen' Jugendlichen sind zu 37,6 % asiatischer und ozeanischer Herkunft, zu 28,9 % afrikanischer (nicht nordafrikanischer) Herkunft, zu 17,8 % nord- und westeuropäischer Herkunft und zu 15,8 % nord- und südamerikanischer Herkunft.

Tabelle 1.10: Ethnische Herkunft nach Erhebungsgebiet, 9. Jahrgangsstufe (Spaltenprozent)

	Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Peine	Schwä- bisch G.	Sol- tau-F.	Stutt- gart	Lehr- te	Ge- samt
N	2351	1657	2841	1364	1163	740	1508	2227	435	14285
deutsch	62,0	58,9	55,9	77,4	80,3	61,3	79,4	51,1	74,1	63,8
deutsch (MH)	8,5	8,8	13,8	8,9	5,9	9,2	7,4	12,4	5,5	9,9
<i>Nord-/Westeuropa</i>	16,4	18,5	28,2	14,8	14,7	13,1	47,7	17,4	17,4	22,2
<i>Südeuropa</i>	21,9	17,1	18,7	12,4	19,8	19,9	7,1	26,1	25,2	19,2
<i>Osteuropa</i>	19,0	10,0	8,6	8,3	19,4	22,3	12,1	7,9	12,1	11,6
<i>Nord-/Südamerika</i>	3,6	13,3	9,9	13,3	6,0	17,7	0,9	13,4	8,3	9,8
<i>Türkei</i>	10,3	8,2	7,3	11,4	15,6	3,0	3,6	6,5	8,8	7,9
<i>Jugoslawien</i>	7,0	6,2	10,7	6,1	3,1	6,0	3,7	8,8	4,0	7,7
<i>Anderere</i>	21,8	26,7	16,5	33,8	21,3	17,9	24,9	19,8	24,1	21,5
türkisch	11,2	9,3	10,2	3,5	4,8	8,8	3,2	12,7	8,3	8,7
russisch	4,7	7,9	2,3	5,1	3,7	9,2	6,5	3,8	5,8	4,9
jugoslawisch/albanisch	2,2	2,1	6,3	0,1	1,2	2,2	0,6	6,4	0,5	3,2
osteuropäisch	5,6	5,8	4,3	2,0	2,5	4,6	1,9	3,6	2,2	3,9
südeuropäisch	1,3	1,4	2,3	0,1	0,2	2,2	0,1	5,6	1,2	1,9
arabisch/nordafrikanisch	2,8	4,3	2,6	1,4	0,9	1,7	0,4	1,9	1,2	2,1
andere	1,6	1,5	2,3	1,5	0,4	0,8	0,5	2,4	1,2	1,6

Gewichtete Daten; MH = Migrationshintergrund

Es zeigen sich zudem erhebliche Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten in der ethnischen Zusammensetzung der Stichproben. Der niedrigste Anteil deutscher Befragte findet sich in Stuttgart. Aber auch die anderen Großstädte, mit der Ausnahme von Oldenburg, weisen erneut hohe Migrantenanteile auf. Die türkischstämmigen Jugendlichen stellen in sechs der neun Erhebungsgebiete die größte ethnische Minderheit. In drei Gebieten (Oldenburg, Schwäbisch Gmünd, Soltau-Fallingb. B.) ist die Gruppe der russischstämmigen Jugendlichen größer als die der türkischen. Jugoslawische Schüler sind in erster Linie in München und Stuttgart anzutreffen und haben hier einen Anteil von über 6 % der gesamten Schülerschaft. Auch südeuropäische Familien halten sich eher im Süden als im Norden auf.

Die auf diese Weise unterschiedenen ethnischen Gruppen lassen sich im Hinblick auf verschiedene Aspekte ihres Migrationsstatus noch weiter charakterisieren (Tabelle 1.11). Deutsche Jugendliche mit zwei deutschen Elternteilen sind nahezu alle in Deutschland geboren worden und haben alle die deutsche Staatsangehörigkeit. Die wenigen Deutschen, die nicht hier geboren worden sind, halten sich im Durchschnitt seit 11,5 Jahren in Deutschland auf. Die Einreisegründe dieser kleinen Population sind sämtlich idiosynkratischer Art und wurden hier unter „andere“ subsumiert. Im Vergleich der anderen Gruppen ist auffällig, dass es einen negativen Zusammenhang zwischen dem Anteil an hier geborenen Jugendlichen und dem Anteil an Jugendlichen zu geben scheint, die eine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Dies ist eine Folge des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts, das noch bis vor kurzem nach dem Prinzip des *Ius Sanguinis* funktionierte, d.h. wer deutsche Vorfahren hatte, konnte die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen. Deshalb haben die russischstämmigen Jugendlichen, die mehrheitlich Aussiedler sind, obwohl sie am seltensten in Deutschland geboren wurden und auch die kürzeste Zeit hier leben, sehr viel häufiger die deutsche Staatsangehörigkeit als die türkischen Jugendlichen, von denen 86,1 % in Deutschland geboren worden sind. Gleiches gilt für die osteuropäischen Jugendlichen, die ebenfalls mehrheitlich einen Aussiedlerhintergrund aufweisen. Die Gruppe der jugoslawischen Jugendlichen ist demgegenüber zweigeteilt: Die eine Hälfte wurde in Deutschland geboren, die andere Hälfte nicht, was darauf zurückzuführen ist, dass ein Teil dieser Gruppe als Kriegsflüchtlinge nach Deutschland kam, ein anderer Teil Kinder von Gastarbeitern ist. Über die deutsche Staatsangehörigkeit verfügen die jugoslawischen Jugendlichen ebenso selten wie die südeuropäischen Jugendlichen. Letztere wurden allerdings häufiger bereits in Deutschland geboren, d.h. hier handelt es sich, ähnlich



wie bei den türkischstämmigen Jugendlichen, bereits um die zweite oder gar dritte Einwanderergeneration, deren institutionelle Anerkennung in Form der deutschen Staatsangehörigkeit noch immer auf sich warten lässt. Obwohl es mit der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts nach 2001 und der Integration von Elementen des Ius Soli verbesserte Möglichkeiten der Einbürgerung gibt, machen die Jugendlichen der von uns untersuchten Generation noch selten hiervon Gebrauch.

Tabelle 1.11: Migrationsstatus der ethnischen Gruppen, 9. Jahrgangsstufe

	N	Anteil in Deutsch- land gebo- ren (in %)	Jahre in Deutsch- land lebend (Mittelwert)	Anteil deu- tsche Staats- angehörig- keit (in %)	Migrationsgrund (in %)			
					Gast- arbeiter	Aus- siedler	Krieg	An- derer
deutsch	9119	99,5	11,5	100,0	0,0	0,0	0,0	100,0
deutsch (MH)	1409	90,3	9,8	96,9	21,9	1,2	5,3	71,5
türkisch	1243	86,1	10,8	32,5	66,5	0,0	2,4	31,0
russisch	697	9,1	8,8	84,4	3,4	81,5	2,5	12,5
jugoslawisch/albanisch	453	49,0	10,7	13,9	42,6	5,0	26,9	25,6
osteuropäisch	561	72,9	11,9	86,7	11,8	67,1	0,8	20,4
südeuropäisch	270	77,3	10,5	12,6	58,4	0,0	0,0	41,7
arabisch/nordafrikanisch	307	49,5	10,0	51,1	27,9	0,0	34,9	37,2
andere	227	53,3	8,2	45,5	21,1	0,0	26,1	52,8

Gewichtete Daten; MH = Migrationshintergrund

Neben der ethnischen Zusammensetzung existieren auch Niveauunterschiede bei ausgewählten sozio-ökonomischen Indikatoren (Tabelle 1.12). Ein erster bezieht sich darauf, ob die Familie derzeit Sozialhilfe erhält bzw. von Arbeitslosigkeit betroffen ist. Dieser Indikator wurde bereits in den vorangegangenen Schülerbefragungen zur Operationalisierung einer armutsnahen sozialen Lage gebildet. Was sich sowohl in den Strukturdaten der öffentlichen Statistik als auch in der Kinderstichprobe fand, kann auch durch die Jugendstichprobe bestätigt werden: Das größte Ausmaß an armutsnahen Lebenslagen existiert in Dortmund und Kassel. Ebenfalls leicht überdurchschnittliche Niveaus gibt es in Oldenburg und Peine. In den drei süddeutschen Städten hingegen fallen die Armutsraten sehr viel niedriger aus. Insgesamt gaben 12 % der Jugendlichen an, dass die Familie aktuell Sozialhilfe bezieht oder von der Arbeitslosigkeit des Haushaltsvorstandes gekennzeichnet ist.

In fast 22 % aller Familien ist das Bildungsniveau als eher niedrig einzustufen, d.h. die Eltern verfügen höchstens über einen Hauptschulabschluss. Die Angaben zum Bildungsniveau der Eltern basieren dabei auf Schüler-, nicht wie bei den Viertklässlern auf Lehrerangaben. Erneut sticht Dortmund hervor, wo über ein Viertel der befragten Jugendlichen in kulturkapitalarmen Familien leben. Kassel und Oldenburg bilden den Gegenpol, da dort nur etwa jeder siebente Jugendliche diese Form sozialer Benachteiligung erfährt.

Tabelle 1.12: Indikatoren des sozio-ökonomischen Status nach Erhebungsgebiet, 9. Jahrgangsstufe

	Arbeitslosigkeit/ Sozialhilfebezug		geringe Bildung der Eltern		kein eigenes Zimmer		Familienstruktur					Vereinsmitgliedschaft	
	N	in %	N	in %	N	in %	N	LE	AM	MP	AN	N	in %
Dortmund	2097	17,0	1806	27,5	2306	20,0	2333	69,4	11,8	13,5	5,4	2321	51,4
Kassel	1488	15,6	1385	13,9	1630	10,9	1645	67,3	15,6	11,2	5,8	1636	54,1
München	2594	8,1	2531	20,6	2786	16,9	2828	69,1	15,1	10,0	5,8	2816	53,8
Oldenburg	1264	12,5	1191	13,2	1351	5,6	1358	67,1	15,0	12,4	5,5	1349	62,1
Peine	1045	12,9	960	19,1	1147	6,6	1156	70,5	8,9	13,1	7,5	1157	65,7
Schwäbisch G.	661	8,0	645	19,8	726	12,9	737	77,7	8,8	8,1	5,3	735	67,5
Soltau-F.	1364	11,2	1265	18,3	1496	5,1	1500	71,9	9,5	13,3	5,3	1488	66,2
Stuttgart	1972	10,0	1936	22,3	2180	22,8	2215	74,2	11,4	8,5	5,9	2211	58,1
Lehrte	401	12,7	370	21,9	430	8,8	433	70,0	12,5	12,0	5,5	425	61,9
Gesamt	12868	12,0	12089	21,9	14052	14,0	14205	70,4	12,5	11,3	5,8	14138	58,1
Cramers V	.098**		.108**		.186**		.057**					.113**	

Gewichtete Daten; LE = mit beiden leiblichen Eltern, AM = Alleinerziehende Mutter, MP = Mutter mit neuem Partner, AN = Andere (jeweils in %)

In der Verfügbarkeit über ein eigenes Zimmer sind es wiederum die ländlichen Gebiete, die den Jugendlichen bessere Entfaltungsmöglichkeiten gewähren. Eine Ausnahme stellt Oldenburg dar, wo nur 5,6 % der Jugendlichen angaben, kein eigenes Zimmer zu besitzen. In Dortmund, Stuttgart und München sind die Quoten mindestens dreimal so hoch.

Eher geringe, dennoch signifikante Unterschiede existieren im Hinblick auf die Familienstruktur. Durchschnittlich 70,4 % der Jugendlichen geben an, derzeit mit beiden leiblichen Eltern zusammen zu leben. Den geringsten Wert weist Kassel auf (67,3 %), den höchsten Wert Schwäbisch Gmünd (77,7 %). Etwas stärker variiert dagegen der Anteil Jugendlicher, der mit der alleinerziehenden Mutter zusammenlebt. In Schwäbisch Gmünd sind dies nur 8,8 %, in Kassel, München und Oldenburg fast doppelt so viele. Als dritthäufigste Familienform erweist sich das Zusammenleben mit der leiblichen Mutter und ihrem neuen Partner, also dem Stiefvater. Einmal mehr kommt dies in Schwäbisch Gmünd am seltensten, in Dortmund, Peine und Soltau-Fallingb. am häufigsten vor.

Als ein letzter Indikator wird die Mitgliedschaft in Vereinen betrachtet. Vereine stellen eine wichtige zivilgesellschaftliche Größe dar. Sie sind Ausdruck des Sozialkapitals einer Stadt. Am geringsten ist dieses Sozialkapital in Dortmund, da hier nur 51,4 % der Jugendlichen angaben, einem Verein anzugehören.<sup>16</sup> Am höchsten ist es in nicht großstädtischen Gebieten. Schwäbisch Gmünd, Peine und Soltau-Fallingb. weisen die höchsten Mitgliedschaftsquoten auf. Alle Befragten betrachtet gehören 58,1 % mindestens einem der genannten Vereine an.

Auch bei der Befragung der Schüler der neunten Jahrgangsstufe zeigt sich aber, dass weniger die gebietsspezifischen Bedingungen die Lebenslagen der Jugendlichen prägen, sondern vielmehr die Zugehörigkeiten zu ethnischen Gruppen. Die ethnischen Unterschiede bei den ausgewählten Indikatoren der sozio-ökonomischen Situation fallen durchweg höher aus als die Unterschiede zwischen den Gebieten, die Stärke des Zusammenhangs gemessen über den

<sup>16</sup> Gefragt wurde nach der Mitgliedschaft in der Freiwilligen Feuerwehr, einem Sport- oder Turnverein, einem Rettungswesen- oder Katastrophenschutzverein, einem Schützenverein, einem Musikverein oder einem Chor oder Theaterverein, einer Sozialen Organisation, einer politischen Organisation, einer kirchlichen Gruppe, einer Jugend- oder Schülervereinigung, einem Natur-, Umweltschutz- oder Tierschutzverein, einem Reitverein, einem Hobbyverein sowie einem Computerclub.

Koeffizienten Cramers V unterstreicht dies. Während nur 8,1 % der deutschen Jugendlichen mit zwei Elternteilen derzeit in einer von Arbeitslosigkeit bzw. Sozialhilfebezug betroffenen Familie leben, sind es bei den Deutschen mit Migrationshintergrund bereits 13,9 %. Noch einmal um das Doppelte höher fallen die Quoten bei den türkischen, russischen und arabischen Jugendlichen aus. Beim Bildungsniveau sind es ebenfalls türkischstämmige Jugendliche, die am häufigsten ihren Eltern einen niedrigen formalen Bildungsstand attestieren: Über zwei Drittel der türkischen Eltern haben höchstens Hauptschulabschluss. Die südeuropäischen und jugoslawischen Eltern sind ebenfalls häufiger geringer gebildet. Interessant sind hier die Eltern russischer und osteuropäischer Jugendlicher: Deren Bildungsabschluss scheint durchschnittlich sogar etwas über dem der einheimischen Deutschen zu liegen.

Tabelle 1.13: Indikatoren des sozio-ökonomischen Status nach ethnischer Herkunft, 9. Jahrgangsstufe

	Arbeitslosigkeit/ Sozialhilfebezug		geringe Bildung der Eltern		kein eigenes Zimmer		Familienstruktur					Vereinsmitgliedschaft	
	N	in %	N	in %	N	in %	N	LE	AM	MP	AN	N	in %
deutsch	8363	8,1	8074	14,8	9051	5,6	9077	69,0	12,4	12,4	6,2	9029	64,7
deutsch (MH)	1275	13,9	1243	17,2	1394	13,1	1405	55,3	20,9	16,2	7,5	1387	55,9
türkisch	1061	23,3	925	67,4	1162	48,3	1227	88,0	6,8	2,9	2,2	1226	41,4
russisch	591	28,8	490	8,4	679	18,9	685	73,0	14,0	9,3	3,6	690	38,7
jugoslaw./alban.	393	16,3	330	32,1	431	39,2	447	81,0	8,1	6,0	4,9	447	37,1
osteuropäisch	494	10,3	438	7,8	554	15,0	559	71,2	11,8	12,7	4,8	557	51,5
südeuropäisch	228	13,6	191	54,5	261	43,7	267	80,1	11,2	6,4	2,2	267	43,4
arabisch/nordafrik.	258	33,3	229	31,0	287	50,9	301	87,0	8,0	1,7	3,3	301	41,5
andere	195	20,0	158	18,4	219	32,0	224	62,9	9,8	12,5	14,7	225	56,4
Cramers V	.205**		.376**		.421**		.108**					.199**	

Gewichtete Daten; MH = Migrationshintergrund; LE = mit beiden Leiblichen Eltern, AM = Alleinerziehende Mutter, MP = Mutter mit neuem Partner, AN = Andere (jeweils in %)

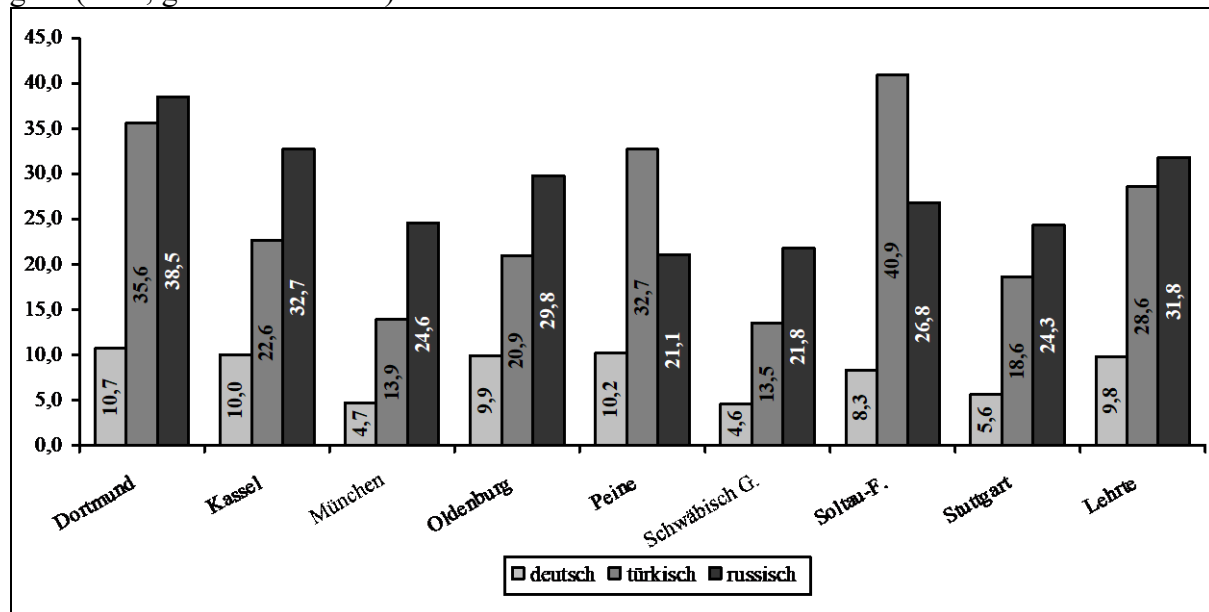
Auch bei der Ausstattung der Wohnung mit einem eigenen Jugendzimmer weisen russische und osteuropäische Jugendliche ein geringeres Ausmaß an Benachteiligung auf als die anderen nicht-deutschen Ethnien. Immerhin jeder zweite türkische und arabische Jugendliche muss sein Zimmer mit mindestens einem weiteren Geschwister teilen. Die beiden letztgenannten Gruppen leben derzeit zudem zu fast 90 % mit beiden leiblichen Eltern zusammen, d.h. Trennungs- oder Scheidungserfahrungen haben diese Jugendlichen nicht gemacht. Dies kann sowohl positiv als auch negativ gedeutet werden: Trennungserfahrungen stellen für Kinder Stresssituationen dar, die u.a. über deviante Verhaltensweisen (z.B. Drogenkonsum) kompensiert werden. Keine Trennung der Eltern zu erleben kann also ein protektiver Faktor sein. Andererseits werden die Auswertungen in den nachfolgenden Kapiteln zeigen, dass das Ausmaß innerfamiliärer, u.a. zwischenelterlicher Gewalt bei nichtdeutschen, insbesondere türkischen Familien deutlich erhöht ist. Diesen Gewalterlebnissen könnte durch eine Trennung der Eltern ein Ende gesetzt werden, mit der Folge, dass die Transmission gewalttätigen Verhaltens zwischen den Generationen verhindert werden würde. Keine Trennung zu erleben kann in ethnienvergleichender Perspektive also auch ein Risikofaktor sein.

Im Anteil der Vereinsmitglieder gibt es ebenfalls deutliche Unterschiede zwischen den ethnischen Gruppen. Am meisten Sozialkapital haben die deutschen Jugendlichen, die zu fast zwei Drittel einem Verein angehören. Besonders selten berichten russische und jugoslawische Jugendliche von einer Mitgliedschaft; hier gehören nur fast halb so viele einem Verein an. Aber auch nur vier von zehn türkischstämmigen Jugendlichen verbringen einen Teil ihrer Freizeit in diesen organisierten Kontexten.

Damit erweisen sich in erster Linie türkische und arabische Jugendliche in mehrfacher Hinsicht als sozial benachteiligt: Hier kommen hohe Armutsquoten, geringe Bildungsniveaus der Eltern, zu kleine Wohnungen und seltenere Vereinsmitgliedschaften zusammen. Ebenfalls prekär sind die sozio-ökonomischen Umstände des Aufwachsens für südeuropäische wie jugoslawische Schüler. Den Deutschen nahezu vergleichbar ist demgegenüber der Status osteuropäischer Jugendlicher.

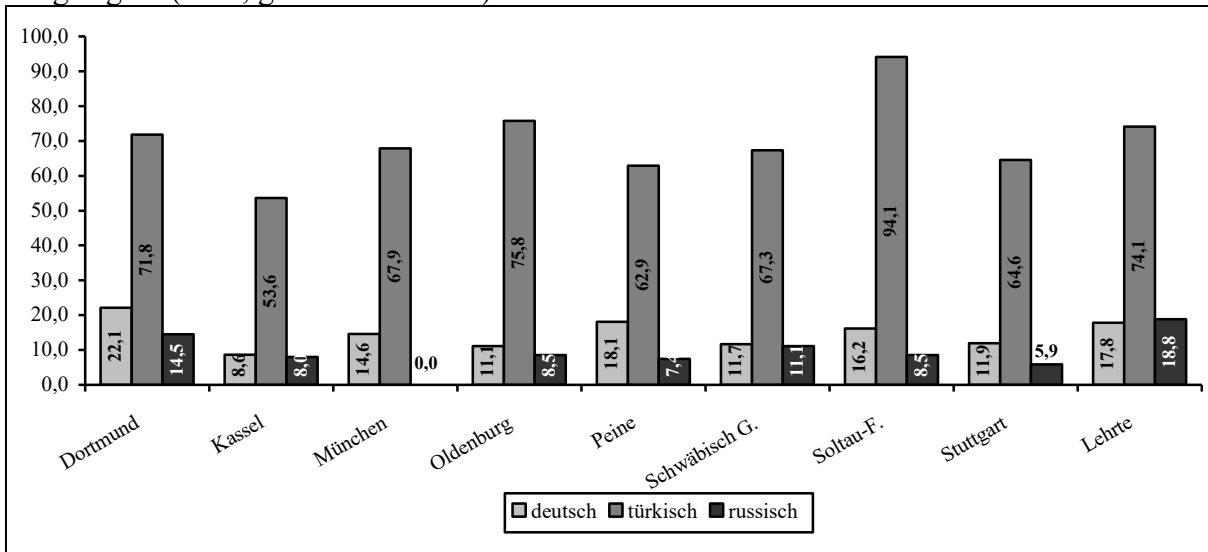
Im Vergleich der drei größten ethnischen Gruppen, der deutschen (mit zwei deutschen Elternteilen), türkischen und russischen Jugendlichen über die Befragungsgebiete hinweg zeigt sich, dass für alle Gebiete gilt, dass die nicht-deutschen Familien signifikant häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen bzw. auf Sozialhilfe angewiesen sind (Abbildung 1.6). In sieben von neun Fällen ist dabei die Situation der russischstämmigen Jugendlichen noch einmal z.T. deutlich schlechter als die der türkischen Jugendlichen. In Peine und in Soltau-Fallingb. sind es stattdessen die türkischen Familien, die die höchste Arbeitslosigkeits-/Sozialhilfequote aufweisen. Das geringste Ausmaß an Ungleichheit, gemessen über den Quotienten der höchsten Quote eines Gebiets und der Quote der Deutschen, besteht in Oldenburg und Peine. Eher hoch ist die Ungleichheit in München, wo fast sechsmal mehr russische Jugendliche von armutsnahen Lebenslagen berichten als deutsche Jugendliche. Auch in den Gebieten Soltau-Fallingb. und Schwäbisch Gmünd wird das Gut Arbeit ungleich zwischen den Ethnien verteilt, da die nichtdeutschen Gruppen fast fünfmal häufiger arbeitslos bzw. auf Sozialhilfe angewiesen sind.

Abbildung 1.6: Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug nach ethnischer Herkunft und Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



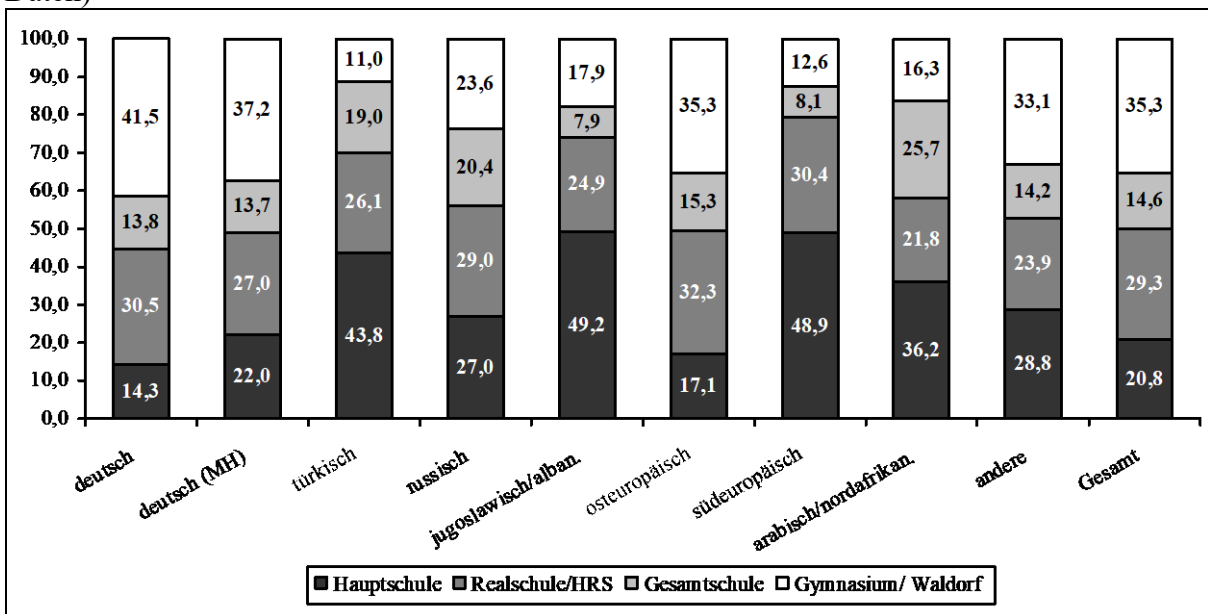
Ein Blick auf die Bildungsniveaus der drei ethnischen Gruppen bestätigt für alle Gebiete, dass die türkischen Eltern mit Abstand am häufigsten nur über einen Hauptschulabschluss oder einen noch niedrigeren formalen Bildungsabschluss verfügen. Die russischen Eltern weisen mit der Ausnahme von Lehrte überall ein geringfügig höheres Bildungsniveau auf. Interessant sind in Bezug auf die türkischen Eltern dennoch die städtischen Unterschiede: In Kassel verfügen demnach 46,4 % der Eltern über einen Abschluss, der mindestens Realschulniveau hat, in Soltau-Fallingb. sind es nur 5,9 %.

Abbildung 1.7: Geringes Bildungsniveau im Elternhaus nach ethnischer Herkunft und Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



Diese in der Familie vorgelegte Bildungsdistanz türkischer Eltern wirkt sich auch auf die Leistungsmotivation und Bildungsaspiration der Jugendlichen aus, die sich weit seltener als andere Gruppen in Gymnasien wiederfinden, wie die nachfolgende Abbildung 1.8 verdeutlicht. Von allen befragten deutschen Jugendlichen besuchen 41,5 % ein Gymnasium bzw. eine Waldorfschule, nur 14,3 % besuchen eine reine Hauptschule. Bei den türkischen Jugendlichen sind diese Anteile spiegelverkehrt, d.h. nur 11 % werden im Gymnasium beschult, dafür 43,8 % in Hauptschulen. Ebenfalls eine geringe schulische Integration weisen die jugoslawischen und südeuropäischen Jugendlichen auf, bei denen sowohl der Anteil an Abiturienten als auch an Hauptschülern leicht über den entsprechenden türkischen Anteilen liegt. Besonders erfolgreich sind, was nach den bisherigen Befunden erwartet werden konnte, die osteuropäischen Jugendlichen. Ihre Gymnasialquote ist nur sechs Prozentpunkte unter der Quote der Deutschen, der Hauptschulanteil ist ebenfalls dem deutschen recht ähnlich.

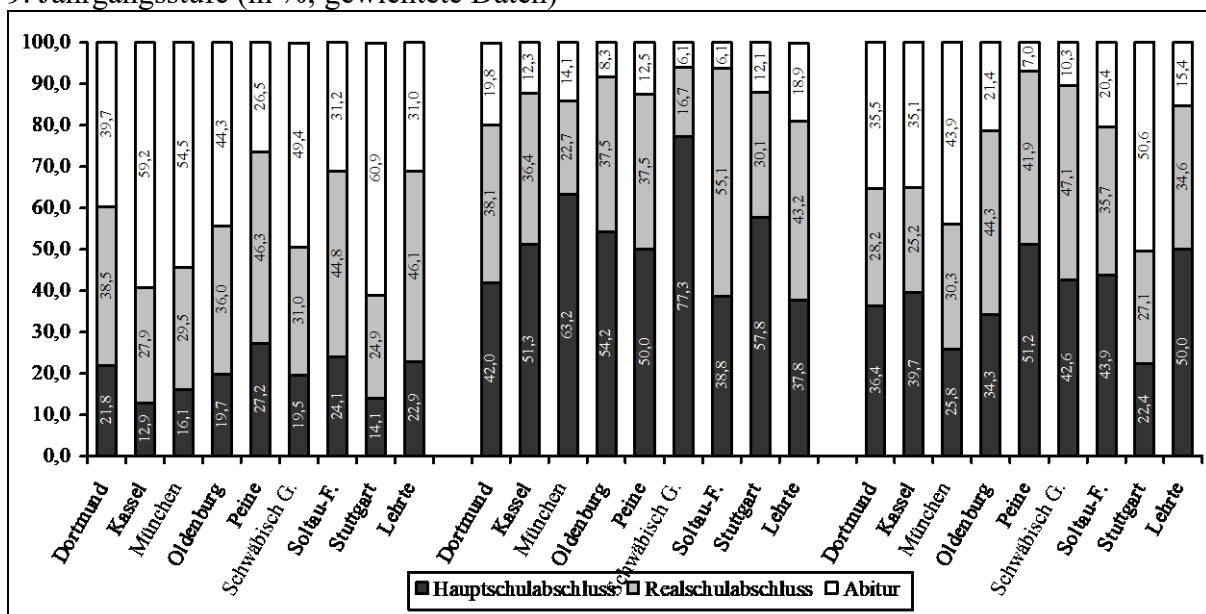
Abbildung 1.8: Schulbesuch nach ethnischer Herkunft, 9. Jahrgangsstufe (in %; gewichtete Daten)



Die Bildungsbeteiligung lässt sich auch über die verschiedenen Erhebungsgebiete hinweg vergleichen (Abbildung 1.9). Dabei muss berücksichtigt werden, dass Gebiete aus fünf Bundesländern an der Schülerbefragung teilgenommen haben. Diese Bundesländer haben verschiedene Bildungssysteme, bspw. gibt es in Bayern und Baden-Württemberg das dreigliedrige Schulsystem, in Niedersachsen hingegen zusätzlich zwei Mischtypen (Haupt- und Realschule, Gesamtschule). Deshalb haben wir die Jugendlichen auch danach gefragt, welchen Bildungsabschluss sie anstreben. In Schulen, die nur einen Abschluss anbieten (Hauptschule, Realschule, Gymnasium) wurde dieser Abschluss als angestrebter Abschluss behandelt; in Schulen des Mischtyps wurde hingegen die Aussage über den angestrebten Abschluss genutzt, wobei unrealistische Angaben in Haupt- und Realschulen korrigiert wurden; d.h. wenn in diesem Mischtyp ein Schüler angab, ein Abitur anzustreben, wurde ihm ein Realschulabschluss zugewiesen. Auf Basis dieses Vorgehens lassen sich die angestrebten Schulabschlüsse in der bekannten Dreiteilung abbilden.

Hierbei zeigen sich deutliche Unterschiede in der Bildungsaspiration der Jugendlichen deutscher und nichtdeutscher Herkunft. In Stuttgart, Kassel und München streben mehr als die Hälfte der deutschen Jugendlichen ein Abitur an, in den Landkreisen Peine und Soltau-Fallingb. sind es nur halb so viele. Dafür sind hier deutlich mehr Schüler in Richtung Haupt- und Realschulabschluss unterwegs. Am weitesten fortgeschritten ist die Bildungsintegration der türkischen Jugendlichen in Dortmund und Lehrte, fast jeder Fünfte hofft, das Abitur abzulegen. Mehr als zwei Drittel niedriger sind die Quoten in Soltau-Fallingb. und in Schwäbisch Gmünd, wo nur 6,1 % der türkischen Jugendlichen ein Abitur machen wollen. Allerdings scheint die Segregation der Türken in Schwäbisch Gmünd noch stärker ausgeprägt zu sein, weil hier drei Viertel nur den Hauptschulabschluss ablegen werden, in Soltau-Fallingb. beträgt dieser Anteil 38,8 %. In manchen untersuchten Gebieten lässt sich die Bildungsintegration der Türken mit dem Begriff der Polarisierung beschreiben. Das beste Beispiel ist die Stadt München: Ein im Vergleich aller Gebiete leicht überdurchschnittlicher Anteil türkischstämmiger Schüler strebt das Abitur an, während fast zwei Drittel in Richtung einen Hauptschulabschluss erreichen möchten. Dazwischen gibt es nur einen kleinen Teil, der einen mittleren Abschluss ablegen wird.

Abbildung 1.9: Angestrebter Schulabschluss nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet, 9. Jahrgangsstufe (in %; gewichtete Daten)



Für die russischen Jugendlichen findet sich mit der Ausnahme von Peine, dass der Abiturientenanteil zwischen dem deutschen und dem türkischen liegt, wobei er sich i.d.R. näher dem deutschen befindet. In Peine, Schwäbisch Gmünd und Lehrte ist dieser Anteil deutlich unterdurchschnittlich, d.h. hier ist die Bildungsintegration dieser ethnischen Gruppe noch nicht sehr weit fortgeschritten. Anders hingegen in München und Stuttgart, also in den beiden Städten, in denen ihr Anteil an der Gesamtpopulation der Jugendlichen eher gering ist.

## **2. Kindergewalt - Befunde zum Ausmaß der Gewalt von und an Kindern auf Basis der Befragung von Schülern der 4. Jahrgangsstufe**

### **2.1. Einleitung**

Gewalt unter Kindern und Jugendlichen ist ein Thema mit dauerhafter Konjunktur, sowohl in der öffentlichen Debatte als auch in der Forschung. Dabei gerät insbesondere die Schule als Sozialisationsinstanz in den Fokus der Aufmerksamkeit. Das mäßige Abschneiden Deutschlands bei den international vergleichenden PISA-Studien 2000 und 2003 wurde dahingehend interpretiert, dass die Schule ihre funktionalen Anforderungen der Bildung und Erziehung nicht in gewünschtem Maße erfüllt. Stattdessen steht vor allem im Grundschulbereich die Einübung sozialer Kompetenzen im Vordergrund, nicht mehr die Wissensvermittlung.

In der Delinquenzforschung sind theoretische Ansätze etabliert, denen zufolge die Weichen für gewalttätiges Handeln bereits in der Kindheit bzw. im Grundschulalter gestellt werden (Gottfredson & Hirschi 1990; Moffitt 1993). Zumindest für den deutschen Sprachraum gilt allerdings, dass die empirische Forschung zur Prävalenz von verbaler und nonverbaler Gewalt unter Kindern noch nicht sehr weit entwickelt ist. Kinder- und jugendpsychiatrische Untersuchungen sind eher auf die Frühauffälligkeit von Kindern gerichtet (Brown 2000), selten jedoch auf alltägliche Konflikte unter Kindern im Schulalltag. Es besteht somit eine Diskrepanz zwischen der Aufmerksamkeit, die das Thema Kinder- und Jugenddelinquenz derzeit genießt, und einer mangelnden empirischen Forschung, die bereits „früh“, also schon in der Kindheit ansetzt.

In die Schülerbefragung 2005 wurde deshalb auch die vierte Jahrgangsstufe einbezogen. Der Fokus lag bei den 10jährigen vor allem auf dem Medienumgang und die Auswirkungen dieses Umgangs auf die Schulleistung; die Ergebnisse zu dieser Fragestellung wurden an anderer Stelle veröffentlicht (vgl. Pfeiffer et al. 2006). Die folgenden Auswertungen sollen auf Basis dieser groß angelegten, bundesweiten Befragung von Grundschulern sowohl deskriptive Befunde zur Prävalenz von gewalttätigen Handlungen von Kindern im Schulkontext liefern als auch Erklärungsmöglichkeiten dieser Handlungen aufzeigen. Von Interesse sind dabei Faktoren, die erstens auf die ethnische und soziale Herkunft der Kinder bezogen sind, zweitens auf Faktoren der häuslichen Situation wie Freizeitverhalten, Erfahrungen von Elterngewalt und elterliches Monitoring, sowie drittens auf Faktoren des Klassenkontextes wie dem Anteil nichtdeutscher Kinder.

Gewalt soll an dieser Stelle recht weit gefasst werden, d.h. es werden sowohl körperliche, als auch verbale Formen untersucht. Wie Scheithauer (2003) zeigt, steht außer Zweifel, dass es sich bei den letztgenannten Formen um aggressives Verhalten handelt, dass auch von Kindern als solches erlebt wird (vgl. auch Ittel & von Salisch 2005).

Die internationale Forschung zu Gewalt und Kriminalität hat in den letzten Jahren einen Fortschritt gemacht, in dem sie ihren Fokus auf die gesamte Lebensspanne ausgeweitet hat. Stand früher hauptsächlich das späte Jugendalter im Mittelpunkt, da die „age-crime-curve“ hier ihren Höhepunkt hat, verlagert sich das Interesse immer stärker auf frühe Fehlanpassungen und Auffälligkeiten einerseits. Andererseits wird aber auch der Entwicklung Erwachsener stärker Aufmerksamkeit geschenkt, wobei u.a. die „turning points“ (Sampson & Laub 2003) untersucht werden. Wichtige Argumente für die Erweiterung der Perspektive ins Kindesalter liefert u.a. Moffitt (1993) mit ihrer Unterscheidung von frühen und späten Startern. Die frühen Starter zeigen bereits als Kind ein schwieriges Temperament, das sich in Bindungsproblemen und



Trotzverhalten niederschlägt. Antisoziale Verhaltensweisen haben bei diesen Kindern eine hohe Kontinuität. Diese Auffassung deckt sich mit Befunden von Längsschnittuntersuchungen, die zeigen, dass die Täterrolle eine hohe Stabilität aufweist (u.a. Schäfer & Korn 2005).

Auf die Frage, ob Kindergewalt in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten zugenommen hat, lässt sich keine einfache Antwort finden. Daten der Polizeilichen Kriminalitätsstatistik sind, worauf bereits Pfeiffer und Wetzels (1997) aufmerksam machen, nur unter großen Vorbehalten nutzbar, da von Kindern ausgeführte Delikte generell selten von Opfern oder Zeugen zur Anzeige gebracht werden bzw. auch von der Polizei mit geringerer Intensität bearbeitet werden. Demnach kann sich bereits eine kleinere Erhöhung des Anzeigeverhaltens oder aber des polizeilichen Kontrollverhaltens in deutlichen Zuwächsen in der registrierten Kindergewalt niederschlagen. Eingedenk dieser Vorbehalte zeigt sich, dass in den letzten 20 Jahren die Gewaltkriminalität von Kindern zugenommen hat, wobei dieser Anstieg geringer ausfällt als bei den Jugendlichen (Pfeiffer & Wetzels 1997). Körperverletzungen und Raub sind gestiegen, allerdings von einer sehr geringen Basisrate aus. Leider lassen sich diese Befunde bislang nicht mit Dunkelfelderhebungen vergleichen, da es bislang keine entsprechenden Untersuchungen gibt. Erste Trendvergleiche liegen nur für Jugendliche vor (siehe Kapitel 8), die zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Beispielsweise finden Mansel und Hurrelmann (1998) einen Anstieg der Jugendgewalt (auch Lösel et al. 1999). Andere Studien neueren Datums hingegen attestieren einhellig rückläufige Tendenzen in der Gewaltbelastung (u.a. Baier & Wetzels 2006, Boers & Reinecke 2004, Bundesverband der Unfallkassen 2005, Oberwittler & Köllisch 2004, Dünkel & Geng 2002).

Die Untersuchung von Kindergewalt im Dunkelfeld sieht sich methodisch der Herausforderung gegenüber, die die Befragbarkeit dieser Altersgruppe mit sich bringt. Befunde können durchaus mit der gewählten Informationsquelle variieren (vgl. u.a. Scheithauer 2003), was nicht notwendig der geringeren Verlässlichkeit von Einschätzungen bspw. der Eltern oder der Lehrer geschuldet ist, sondern dem Umstand, dass diese Informanten jeweils andere Ausschnitte des Kinderlebens beurteilen (Lösel et al. 2005). Insofern ist ein sinnvoller Weg, die Kinder selbst ihr Verhalten einschätzen zu lassen, ähnlich wie dies auch in Jugendstudien getan wird. Wenn Kinder die hierfür notwendigen Kompetenzen besitzen, und dies dürfte für die im folgenden untersuchte Altersgruppe der vierten Jahrgangsstufe gelten, dann sind Selbstauskünfte ein valider Weg der Erfassung der Gewaltbelastung, die altersangemessene Gestaltung und Darbietung von Fragebögen vorausgesetzt.

Für Kinder der zu betrachtenden Altersgruppe ist vor allem die Schule der Ort, in dem Sozialverhalten eingeübt und routinisiert wird (Krappmann & Oswald 1995). Die Kinder müssen lernen, ihre Interessen mit denen anderer Kinder zu koordinieren. Dabei kann aggressives Verhalten situativ entstehen; andererseits kann es ganz gezielt eingesetzt werden. Nicht alle aggressiven Verhaltensweisen sind notwendig „pathologisch“, sondern sie können auch als Taktiken aufgefasst werden, „die aufgrund von sozialen Erfahrungen entwickelt wurden und oft sehr kompetent eingesetzt werden“ (Schenk & Krappmann 2005: 39; vgl. auch Scheithauer 2005). Andere Sozialisationsbereiche bieten für die Kinder weniger Raum der Einübung von Sozialverhalten, sei es, weil es klarere Rollenzuweisungen gibt (z.B. in der Familie), sei es, weil sie entsprechend entwicklungspsychologischer Forschung noch nicht die Relevanz haben, die sie in späteren Lebensaltern besitzen (z.B. die Freundesgruppe). Da also Kinder in diesem Alter einen Großteil ihrer Sozialzeit, die eigenen Gestaltungsmöglichkeiten unterliegt, in der Schule verbringen, ist dieser der zentrale Kontext für die Untersuchung von Gewalt (vgl. Holtappels et al 1997). Aus diesem Grund beschäftigen sich die nachfolgenden Auswertungen mit Opfer- und Tätererfahrungen innerhalb der Schule. In einem ersten Schritt werden deskriptive Auswertungen zur Gewaltbelastung vorgestellt. Daran schließt sich die Prüfung

von möglichen Ursachenfaktoren an. Die zu testenden Thesen werden dabei z.T. aus der Literatur zur Jugendgewalt abgeleitet, z.T. kann aber bereits auf Befunde der Kindheitsforschung zurückgegriffen werden.

## 2.2. Gewalt an Schulen in der Opferperspektive

Jugendbefragungen haben ergeben, dass etwa ein Viertel der Schüler im vergangenen Schulhalbjahr Opfer von Gewalthandlungen geworden sind (Wetzels et al. 2001). Für Kinder im Grundschulalter ist bislang wenig über das Ausmaß an Viktimisierung bekannt. Die Erfassung hält zudem einige Probleme bereit, insbesondere mit Blick auf den in den Fragen spezifizierten Zeitraum. Um diesen der Vorstellungswelt eines Kindes anzupassen, wurde in der vorliegenden Befragung nicht nach den Erfahrungen im letzten Schulhalbjahr, sondern innerhalb der letzten vier Wochen gefragt. Dabei zeigt sich (Tabelle 2.1), dass die Mehrheit der Kinder keine entsprechenden Erlebnisse hatte. Allerdings wurde fast jeder fünfte Schüler mindestens einmal geschlagen. Verbale Angriffe hat sogar ein Drittel der Kinder erlebt.<sup>17</sup> Die Zerstörung von Eigentum oder erpresserische Handlungen berichteten acht von hundert bzw. drei von hundert Kindern.

Tabelle 2.1: Viktimisierung durch Schulgewalt im letzten Monat (in %)

	gar nicht	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	noch häufiger	Gültige N
Ich wurde von Schülern geschlagen oder getreten, und zwar nicht aus Spaß.	78,5	16,5	3,0	2,0	5487
Schüler haben mich gehänselt oder hässliche Dinge über mich gesagt.	66,5	22,4	5,9	5,2	5493
Schüler haben mit Absicht meine Sachen kaputtgemacht.	92,2	6,3	0,6	0,9	5483
Schüler haben mich gezwungen, Geld oder Sachen herzugeben.	97,1	1,9	0,3	0,7	5476
Gesamtprävalenz (mindestens eines der 4 Delikte erlebt)	56,9	29,4	7,2	6,5	5501

Der Prozentsatz an Kindern mit Gewalterfahrungen ist dennoch höher, als die Auswertungen zu den Einzelindikatoren sichtbar machen, da es nicht dieselben Kinder sein müssen, die geschlagen oder gehänselt werden. Schäfer und Korn (2005) berichten für verschiedene Studien Prävalenzraten von 15 bis 35 %. In der hier vorgestellten Studie liegt die Gesamtprävalenzrate bei 43,1 %, d.h. zwei von fünf Kindern haben mindestens eines der vier Erlebnisse gemacht; nur bei 57 % aller Viertklässler war der Schulalltag mithin im letzten Monat nicht durch irgendeine Art von Gewalt gekennzeichnet.

Trägt man dem Umstand Rechnung, dass Hänseln scheinbar ein verbreitetes Phänomen ist, welches kaum problematisch ist, wenn es nur sehr selten vorkommt und berechnet eine bereinigte Gesamt-Opferrate, bei der Hänseln erst dann einbezogen wird, wenn es mehr als zweimal geschehen ist, dann sinkt diese auf 29 %. Diese Quote liegt aber dennoch über den Quoten, die für Jugendliche berichtet werden, wobei sich die Befunde zu Jugendlichen z.T. sogar noch auf einen deutlich längeren Berichtszeitraum beziehen (z.B. letztes Schulhalbjahr). Dies ist insbesondere der höheren Prävalenz von Schlagen/Treten bei Kindern geschuldet, was mehrere Deutungen zulässt: Entweder handelt es sich bei körperlicher Gewalt um ein Phäno-

<sup>17</sup> Atria et al. (2005) berichten niedrigere Opferraten (10,0 % schlagen, 20,8 % beleidigen). Allerdings basieren die Ergebnisse auf einer kleineren Stichprobe von 18 Klassen. Den hier vorgestellten Auswertungen liegen 294 Klassen zugrunde.

men, das Alterungsprozessen unterliegt, mit zunehmenden Alter geht die Gewalt also zurück u.a. aufgrund des Erlernens von Selbstkontrolle und von Fähigkeiten der gewaltfreien Konfliktlösung. Insofern wäre der stärkere Körperbezug gepaart mit einem höheren Aktivismus eine Ursache von personaler Gewalt, die im Kindesalter häufig anzutreffen ist. Andererseits kann sich dahinter auch ein Kohorteneffekt verbergen, was bedeuten würde, dass entsprechend der vielfach öffentlich geäußerten Befürchtung Gewalt tatsächlich zunimmt. Mit einem Querschnittsdatensatz lässt sich nicht entscheiden, welche dieser beiden Deutungen die richtige ist. Zieht man aber in Betracht, dass gemäß einiger Befunde aus der Dunkelfeldforschungen die personale Gewalt von Jugendlichen leicht rückläufig ist (s.u.) und dass die Stabilität von Opfererfahrungen im Grundschulalter sehr gering ist (Schäfer & Korn 2005), dann spricht mehr für die alters- und damit reifungsbezogene Interpretation.

Ingesamt geben 1,3 % der Kinder an (das sind 70 Fälle), dass sie in den letzten vier Wochen sämtliche Erfahrungen mindestens 1- bis 2-mal gemacht hätten.<sup>18</sup> Immerhin 6,5 % der Kinder berichten davon, dass sie eines der vier Delikte häufiger als 6-mal erlebt hätten; d.h. jedes 15. Kind ist Opfer dauerhafter Übergriffe seitens der Mitschüler. Weitere 7,5 % haben eine der vier Taten 3- bis 6-mal gemacht. Auch wenn dieses dauerhafte Schikanieren weitestgehend im verbalen Bereich existiert, sind doch negative Auswirkungen auf die psychosoziale Entwicklung des Kindes nicht auszuschließen.

Im Vergleich der einzelnen Städte existieren wahrnehmbare Unterschiede (Tabelle 2.2). Die Überlegung, dass städtische Umwelten ein höheres Gewaltniveau erzeugen, lässt sich dabei nicht aufrechterhalten. Zwar weist bei allen Indikatoren Dortmund die höchste Belastung auf, die niedrigsten Quoten sind aber sowohl in städtischen, als auch in eher ländlichen Gebieten zu beobachten. Insbesondere der Landkreis Peine, Oldenburg, München und die Gemeinden Wallenhorst und Belm besitzen bei einigen Indikatoren signifikant niedrigere Opferraten. Ansonsten sind die Gebiete recht homogen. Die Grundschulumwelt scheint also deutschlandweit recht ähnlich zu sein. Allerdings fällt die hohe Rate von häufigen Opfern in Dortmund auf: Jedes achte Kind gab hier an, 6-mal und häufiger eines der vier Gewaltdelikte in den letzten vier Wochen erlebt zu haben. In Peine ist es nur jedes 29. Kind.

Tabelle 2.2: Opferraten im letzten Monat nach Erhebungsgebiet (in %)

	geschlagen	gehänselt	Eigentum zerstört	erpresst	Gesamt	Häufige Opfer
Dortmund	<b>28,5</b>	<b>39,0</b>	<b>9,7</b>	<b>5,1</b>	<b>49,8</b>	<b>12,1</b>
Kassel	21,5	33,9	8,2	2,4	44,3	4,5
München	15,9	34,0	7,7	2,3	39,7	4,2
Oldenburg	21,1	28,9	6,0	1,5	39,8	4,8
Peine	18,3	<u>26,6</u>	<u>4,7</u>	2,5	<u>35,9</u>	<u>3,5</u>
Schwäbisch-Gmünd	19,9	35,4	8,5	3,2	42,7	7,4
Soltau-Fallingb.ostel	23,4	35,2	8,5	3,2	45,3	8,4
Stuttgart	22,0	36,1	8,2	3,9	45,7	6,2
Belm	<u>15,7</u>	30,7	9,4	3,9	37,8	6,3
Wallenhorst	18,9	32,1	7,8	<u>0,4</u>	44,0	4,1
Prävalenz	21,5	33,5	7,8	2,9	43,1	6,5
Cramers V	.081**	.075**	.052	.069**	.077**	.073**

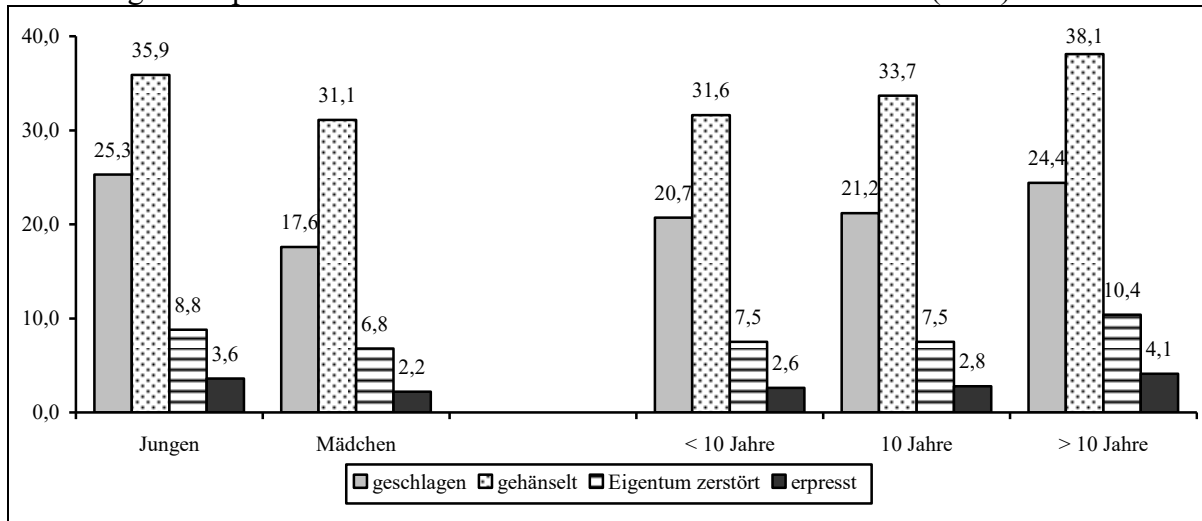
Fett – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .01

Die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen sind eher gering ausgeprägt, wobei Jungen dennoch in allen Bereichen signifikant häufiger Opfererfahrungen berichten (Abbildung 2.1). So gaben 25,3 % der Jungen an, geschlagen oder getreten worden zu sein, aber nur 17,6 % der Mädchen (Hänseln: 35,9 % zu 31,1 %, Eigentum zerstören: 8,8 % zu 6,8 %, Erpressen: 3,6 %

<sup>18</sup> 3,3 % der Kinder haben in drei, 11,9 % in zwei und 26,3 % in einem Bereich Gewalt erfahren.

zu 2,2 %). Ebenfalls eher gering sind die Unterschiede im Hinblick auf die drei Altersgruppen. Während unter 10-jährige zu 20,7 % mindestens einmal in den letzten vier Wochen geschlagen wurden, haben 24,4 % der über 10-jährigen solch eine Opfererfahrung gemacht. Die 10-jährigen unterscheiden sich bei diesem Indikator ebenso wenig von den jüngeren Befragten wie auch bei den anderen drei Indikatoren. Es sind ausschließlich die über 10-jährigen, die die höchsten Gewaltprävalenzen berichten.<sup>19</sup>

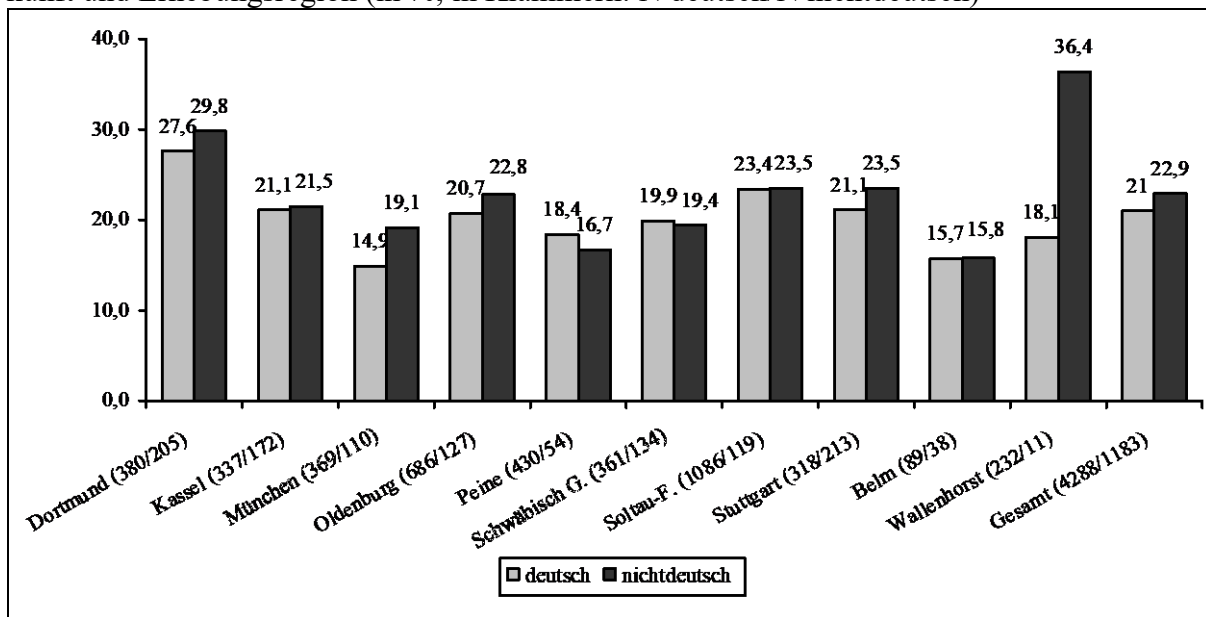
Abbildung 2.1: Opferraten im letzten Monat nach Geschlecht und Alter (in %)



In Bezug auf die ethnische Herkunft der Opfer gibt es in keinem der untersuchten Erhebungsregionen signifikante Unterschiede (Abbildung 2.2). Zwar liegt bei acht der zehn Gebiete die Opferrate der nichtdeutschen Kinder leicht über der der deutschen, dennoch sind diese erhöhten Prävalenzen nicht signifikant. Die Verdopplung der Rate des Geschlagenwerdens in Wallenhorst muss vor dem Hintergrund der extrem kleinen Fallzahl der nichtdeutschen Kinder betrachtet werden. In zwei Gebieten ist die Prävalenz der nichtdeutschen Kinder geringfügig unter der der deutschen (Peine, Schwäbisch Gmünd). Auswertungen für einzelne Ethnien (z.B. türkisch oder russisch) und die anderen Opfererfahrungen bestätigen weitestgehend den Befund, dass es im Bereich der Viktimisierung im Schulkontext in keinem Erhebungsgebiet ethnische Unterschiede gibt.

<sup>19</sup> Zwischen den Schulformen existieren kaum Unterschiede im Ausmaß an Opfer-Prävalenzen: In öffentlichen Grundschulen gaben weniger Schüler an, innerhalb der letzten vier Wochen geschlagen worden zu sein als in freien Schulen (21,1 zu 26,8 %, Cramers V = .035\*). Zwar wird in freien Schulen auch etwas öfter gehänselt (33,4 zu 35,2 %), es werden öfter Sachen zerstört (7,6 zu 10,4 %) und es ereignen sich dort ebenfalls öfter Erpressungen (2,8 zu 4,4 %), diese höheren Prävalenzen sind aber nicht signifikant. Dementsprechend kann auch nicht gesagt werden, dass bspw. in Waldorfschulen das Gewaltniveau geringer ist; tendenziell ist das Gegenteil richtig.

Abbildung 2.2: Opferraten des Geschlagenwerdens im letzten Monat nach ethnischer Herkunft und Erhebungsregion (in %; in Klammern: N deutsch/N nichtdeutsch)



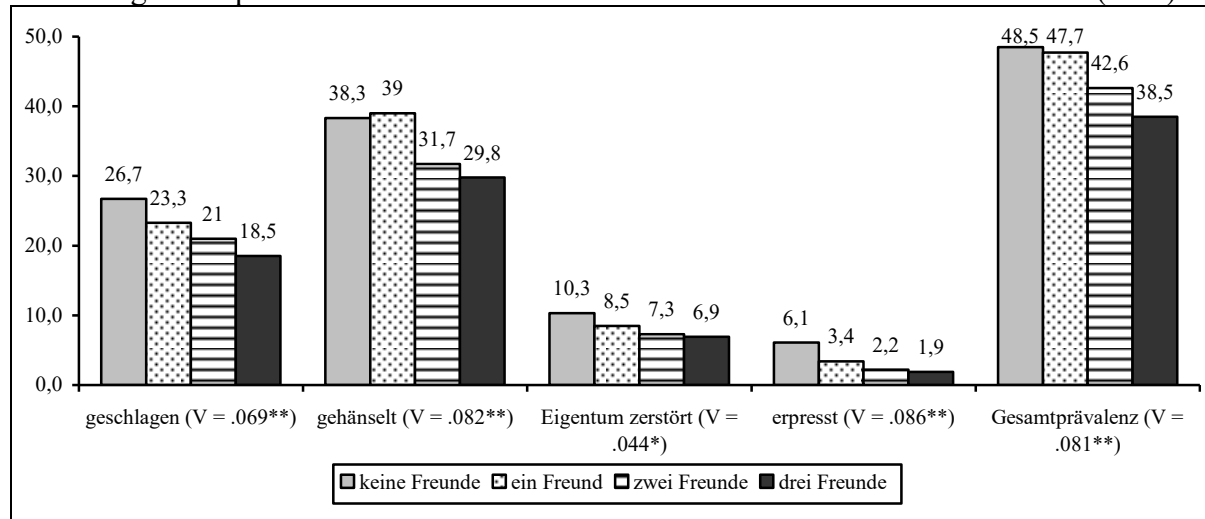
Weitere Faktoren daraufhin zu untersuchen, ob sie mit der Viktimisierung in einem Zusammenhang stehen, ist insofern problematisch, als das Opferwerden nicht als bewusste Entscheidung des Opfers aufzufassen ist, sondern als Ergebnis der Entscheidung eines anderen Kindes bzw. mehrere anderer Kinder. Es lassen sich demnach nicht Persönlichkeitsfaktoren des Opfers als Determinanten des Opferwerdens untersuchen, sondern lediglich situationsspezifische Variablen, d.h. Faktoren, die die Beziehung zwischen Opfer und Täter beschreiben. Diese sind aber in einem Fragebogendesign nur unzureichend zu erfassen. Einen möglichen Faktor bildet die soziale Integration in die Klasse. Kinder, die wenige Beziehungen zu anderen Kindern der Klasse unterhalten, könnten eher den Angriffen ihrer Mitschüler ausgesetzt sein. Natürlich ist die kausale Richtung eines möglichen Einflusses dabei nicht eindeutig: Nicht nur, dass aus dem Klassenverband ausgeschlossene Kinder öfter Gewalt erfahren, sie können gerade aufgrund der Gewalt weiter ausgeschlossen werden; d.h. verschiedene kausale Effekte sind zu vermuten, die in einer Querschnittbefragung nicht hinreichend abgebildet werden können.

Zur Erfassung des Ausmaßes an Integration wurde den Kindern die Frage gestellt, von welchen anderen drei Kindern sie in der letzten Zeit zum Geburtstag eingeladen wurden. Hier sollten sie die Vornamen der drei Kinder notieren sowie, ob sie mit den genannten Kindern in dieselbe Klasse gehen und welcher nationalen Herkunft diese Kinder sind. Kinder, die angaben, von keinem anderen Kind eingeladen worden zu sein bzw. die nur von Kindern eingeladen wurden, die nicht dieselbe Klasse besuchen, haben, so die Interpretation, keine Freunde innerhalb der Klasse. Kinder, die von einem Kind der Klasse eingeladen wurden, haben einen Freund usw. Wie Abbildung 2.3 verdeutlicht, steht das Ausmaß an sozialer Integration in der Klasse mit allen betrachteten Gewalterfahrungen in einem signifikanten Zusammenhang, wobei Kinder mit keinen Freunden meist am häufigsten von Opfererfahrungen berichten. So wurden bspw. 26,7 % der Kinder ohne Freunde in der Klasse in den letzten vier Wochen geschlagen, von den Kinder mit drei Freunden aber nur 18,5 %, also ein Drittel weniger.<sup>20</sup> Die

<sup>20</sup> Kompatibel mit den Auswertungen in Tabelle 2.2 zeigt sich auch, dass in Dortmund die Kinder im Durchschnitt die wenigsten Freunde in der Klasse haben (Mittelwert: 1.5 Freunde). Die meisten Freunde in der Klasse und damit den durchschnittlich höchsten Zusammenhalt in der Klasse hat Wallenhorst (Mittelwert: 2.2 Freunde; s.u.).

Gesamtprävalenz betrachtet ergibt sich zwischen den beiden Gruppen der nicht integrierten und der hochintegrierten ein Unterschied von zehn Prozentpunkten, d.h. das Risiko, Gewalt durch die Mitschüler zu erfahren, ist für Kinder mit vielen Freunden in der Klasse um 20 Prozent geringer als für Kinder ohne Freunde.

Abbildung 2.3: Opferraten im letzten Monat nach Anzahl an Freunden in der Klasse (in %)



### 2.3. Gewalt an Schulen in der Täterperspektive

Neben den Angaben dazu, ob ein Kind bereits einmal Opfer der Übergriffe anderer innerhalb der Schule geworden ist, wurde auch danach gefragt, ob es selbst bereits einmal eines der genannten Dinge getan hat. Der Vergleich mit Befragungen an Jugendlichen enthüllt dabei auch in der Täterperspektive interessante Abweichungen der Kinderbefragung. Zeigt sich bei Jugendlichen mit der Ausnahme der Zerstörung persönlichen Eigentums, dass es immer mehr Personen gibt, die angeben, Täter als Opfer gewesen zu sein (Wetzels et al. 2001, Wilmers et al. 2002), so findet sich bei Kindern durchweg, dass sie z.T. deutlich seltener angeben, Täter zu sein (Tabelle 2.3).

Tabelle 2.3: Aktive Schulgewalt im letzten Monat (in %)

	gar nicht	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	noch häufiger	Gültige N
Ich habe einen Schüler geschlagen oder getreten, und zwar nicht aus Spaß.	86,0	11,9	1,3	0,9	5501
Ich habe einen Schüler gehänselt oder hässliche Dinge über ihn gesagt.	81,1	17,0	1,1	0,8	5506
Ich habe Sachen von einem Schüler mit Absicht kaputtgemacht.	98,9	0,9	0,1	0,1	5503
Ich habe einen Schüler gezwungen, Geld oder Sachen herzugeben.	99,6	0,3	0,0	0,1	5502
Gesamtprävalenz (mindestens eines der 4 Delikte begangen)	73,1	23,3	2,1	1,5	5357
Ich habe mich mit Schülern geprügelt.	83,3	13,3	1,8	1,7	5506
Ich habe einen gefährlichen Gegenstand mit in die Schule gebracht.	97,9	1,6	0,2	0,3	5499

Jedes siebente Kind berichtet, in den letzten vier Wochen ein anderes Kind geschlagen zu haben, jedes fünfte Kind hat in diesem Zeitraum gehänselt. Nur mehr eins von hundert bzw.

eins von zweihundert Kindern sagt, eines anderen Kindes Eigentum zerstört oder es erpresst zu haben.<sup>21</sup> Diese Divergenzen in der Einschätzung von Opfer- und Tätererfahrungen<sup>22</sup> lassen sich mindestens in zweierlei Weise erklären. Die erste Erklärung lehnt sich an Befunde der Jugendforschung an: Diese besagen, dass Jugendliche häufig aus Gruppen heraus Taten begehen, die sich auf Einzelpersonen richten (Warr 2002). Möglicherweise spielt die Gruppe für das Begehen gewalttätiger Akte im Kindesalter noch eine untergeordnete Rolle und die Taten werden hauptsächlich von Einzeltätern begangen. Eventuell äußert sich darin aber auch eine moralische Komponente. Kinder in diesem Alter haben, wie Nunner-Winkler (1998) zeigt, sehr wohl ein ausgeprägtes moralisches Wissen. Allerdings fehlt ihnen zum Großteil noch eine entsprechende moralische Motivation, d.h. sie handeln ohne weiteres gegen ihr moralisches Wissen. Standardisierte Erhebungsinstrumente aktivieren dann gerade die Wissensdimension und Kinder schätzen ihr Verhalten eher so ein, wie es sein sollte, als so, wie es wirklich war. Wir hätten es demnach mit kindertypischen Formen der sozialen Erwünschtheit zu tun.<sup>23</sup> Aus diesem Grund ist es wünschenswert, aggressives und gewalttätiges Verhalten auch auf anderen Wegen als über Selbstauskünfte zu messen. Diese stehen in der hier berichteten Untersuchung allerdings nicht zur Verfügung.<sup>24</sup>

Neben den bereits aus den Ergebnissen zu den Opfererfahrungen bekannten Items wurden in der Täterperspektive zwei weitere delinquente Verhaltensweisen abgefragt. Die Prävalenz des sich Prügelns mit anderen Kindern erreicht dabei ein ähnliches Niveau wie die des Schlagens: 16,7 % der Schülerinnen gaben an, dieses in den letzten Wochen getan zu haben. Wiederum sehr selten ist hingegen das Mitbringen von Waffen bzw. gefährlichen Gegenständen, die nur jedes 50. Kind schon mindestens einmal in der Schule bei sich getragen hat. Da es sich bei diesen beiden Verhaltensweisen weniger um eine eindeutige Täterschaft handelt (Prügeln) bzw. die Gewalt weder einer anderen Person noch ihrem Eigentum angetan wurde (gefährlicher Gegenstand), werden sie in den nachfolgenden Auswertungen nicht weiter berücksichtigt.<sup>25</sup>

Die zusammengefasste Täterrate beträgt bei den Viertklässlern 26,8 %, d.h. etwa jedes vierte Kind ist als Täter irgendeines Gewaltdelikts in Erscheinung getreten. Korrigiert man diese

---

<sup>21</sup> Bei der Befragung von Atria et al (2005) zeigt sich die Opfer-Täter-Asymmetrie nur in Bezug auf verbale Gewalt (5,6 % Täter), nicht in Bezug auf Schlagen (12,3 %).

<sup>22</sup> Die Opferraten sind beim Schlagen um das 1,5fache, beim Hänkeln um das 1,8fache, beim Eigentum zerstören um das 7,1fache und beim Erpressen um das 7,3fache höher als die Täterraten.

<sup>23</sup> Zwei zusätzliche Erklärungen können hier vernachlässigt werden: Die erste würde besagen, dass die Kinder von klassenfremden, hauptsächlich älteren Kindern Gewalt erfahren. Da wir aber Schüler/innen der 4. Jahrgangsstufe an Grundschulen befragt haben, ist diese Altersgruppe per se die älteste an ihrer Schule; dass ihnen Gewalt durch jüngere zugestoßen ist, scheint zweifelhaft. Nicht auszuschließen ist hingegen, dass besonders häufig Kinder aus den nicht befragten Parallelklassen die Täter sind – was aber angesichts der Zufallsziehung der Klassen unwahrscheinlich ist. Die zweite Erklärung hebt darauf ab, dass die Gewalterfahrung außerhalb der Schule gemacht, und dann durchaus wieder durch ältere Kinder verursacht wurde. Diese Erklärung ist wiederum unzureichend, weil die Frageformulierung explizit auf den Schulkontext rekurriert hat („Wie oft hast du so etwas in der Schule gemacht?“) und nicht auf den Schulweg o.ä.

<sup>24</sup> Auch die Ergebnisse des Pretests, der als Wiederholungsbefragung mit einem einwöchigen Zwischenraum zwischen zwei Befragungen angelegt war, liefern nur wenig Hinweise bzgl. der Validität von Selbstauskünften zur eigenen Gewalttätigkeit. Von den 100 Befragten Kindern gaben nur sehr wenige überhaupt an, Gewalt ausgeübt zu haben; teilweise gab es bei beiden Wellen überhaupt keine Varianz (z.B. Erpressung). Die Kappa-Koeffizienten als Maß der Übereinstimmung zwischen erster und zweiter Welle bewegen sich zwischen  $\kappa = .11$  und  $\kappa = 1.00$ .

<sup>25</sup> Dennoch sind die beiden zusätzlichen Indikatoren nicht unabhängig von den anderen vier Verhaltensweisen. Beispielsweise haben 60 % von den Kindern, die angaben, sich in den letzten vier Wochen mit einem anderen Kind geprügelt zu haben, auch berichtet, dass sie mindestens einmal ein anderes Kind geschlagen haben (Cramers  $V = .466^{**}$ ).

Rate wieder um jene, die nur 1- oder 2-mal einen anderen Schüler gehänselt haben, dann sinkt sie auf 15,1 %.

Als massive Täter, d.h. als Kinder, die eine Tat mehr als 6-mal begangen haben, können 1,5 % der Befragten bezeichnet werden, 2,1 % haben mindestens eine Tat 3- bis 6-mal gemacht. Zudem gaben insgesamt nur sieben Kinder an, dass sie alle vier Taten begangen hätten, 29 haben drei der vier Taten begangen. 19,7 % der als Täter in Erscheinung getretenen Kinder haben nur eine der vier zur Auswahl stehenden Dinge getan.

Der in Tabelle 2.4 dargestellte Städtevergleich zeigt im Großen und Ganzen recht ähnliche Ergebnisse wie bei den Opferangaben. Eine Stadt-Land-Differenzierung mit höherer Belastung im urbanen Raum ist nicht eindeutig zu erkennen, besteht wohl aber der Tendenz nach. Dortmund weist im Bereich des Schlagens und Hänselns wiederum sehr hohe Prävalenzen auf, wobei in den Landkreisen Soltau-Fallingb. und Peine sowie in Oldenburg erneut niedrigere Belastungen erkennbar sind. Dazwischen finden sich mit recht ähnlichen Raten die anderen Großstädte. Die Differenzen in Bezug auf die Zerstörung von Eigentum bzw. das Erpressen zu deuten, ist vor dem Hintergrund der extrem niedrigen Prävalenzraten wenig sinnvoll. Die Gesamtrate verdeutlicht, dass jeder dritte Dortmunder Schüler der vierten Jahrgangsstufe bereits mindestens eine der vier Gewalttaten begangen hat, in Peine ist es nur jeder sechste. Ebenfalls recht hoch ist in Dortmund der Anteil der Intensivtäter, also der Kinder, die mindestens eine der vier Taten mehr als 6-mal begangen haben: Er ist in Dortmund viermal so hoch wie Peine oder Soltau-Fallingb. Interessant sind die Ergebnisse zu den beiden Nachbargemeinden Wallenhorst und Belm: Während in Belm der Anteil an physisch gewaltauffälligen Kindern höher ist als in Wallenhorst, ist in dieser Gemeinde wiederum der Anteil an verbal in Erscheinung getretenen Kindern höher.

Tabelle 2.4: Täterraten im letzten Monat nach Erhebungsgebiet (in %)

	schlagen	hänseln	Eigentum zerstören	erpressen	Gesamt	Häufige Täter
Dortmund	18,9	24,4	1,7	0,7	<b>34,6</b>	<b>3,2</b>
Kassel	<b>19,8</b>	22,6	1,9	0,2	33,0	1,7
München	12,9	20,8	<b>2,3</b>	0,4	28,1	1,2
Oldenburg	12,3	16,9	1,1	0,4	24,5	1,7
Peine	13,1	<u>10,5</u>	0,8	<u>0,0</u>	<u>18,5</u>	0,8
Schwäbisch-Gmünd	14,6	20,4	0,6	1,4	27,9	1,4
Soltau-Fallingb.ostel	11,4	17,2	<u>0,4</u>	0,3	23,9	<u>0,7</u>
Stuttgart	16,1	19,3	1,3	0,4	27,5	1,1
Belm	12,6	15,7	1,6	<b>1,6</b>	22,8	1,6
Wallenhorst	<u>7,8</u>	<b>24,7</b>	<u>0,4</u>	<u>0,0</u>	29,2	0,8
Täterraten	14,0	18,9	1,1	0,4	26,8	1,5
Cramers V	.091**	.096**	.059*	.061*	.100**	.069**

Fett – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .05

Im Bereich der Täterraten zeigt sich eine durchgehend signifikante Geschlechterdifferenz, die zugunsten der Jungen ausfällt. So gaben 20,4 % der Jungen an, in den letzten vier Wochen mindestens 1-mal ein anderes Kind geschlagen oder getreten zu haben, aber nur 7,7 % der Mädchen (Hänseln: 23,1 % zu 14,9 %, Eigentum zerstören: 1,5 % zu 0,8 %, Erpressen: 0,7 % zu 0,2 %). Damit werden die Befunde anderer Studien belegt, die ebenfalls zeigen, dass Jungen z.T. eine deutlich höhere Affinität zu physisch gewalttätigen Verhaltensformen besitzen (Haffner et al. 2001). Bei den unprototypischen Formen der Aggression, wozu auch die verbale Gewalt gerechnet werden kann, zeigt sich hingegen bei anderen Untersuchungen eine annähernde Gleichverteilung der Geschlechter, wobei auch der Befund berichtet wird, dass jüngere Mädchen öfter dazu neigen als Jungen (Scheithauer 2005). Dies bestätigen unsere Befunde nicht, da Mädchen in der Schülerbefragung deutlich seltener gehänselt haben als Jun-

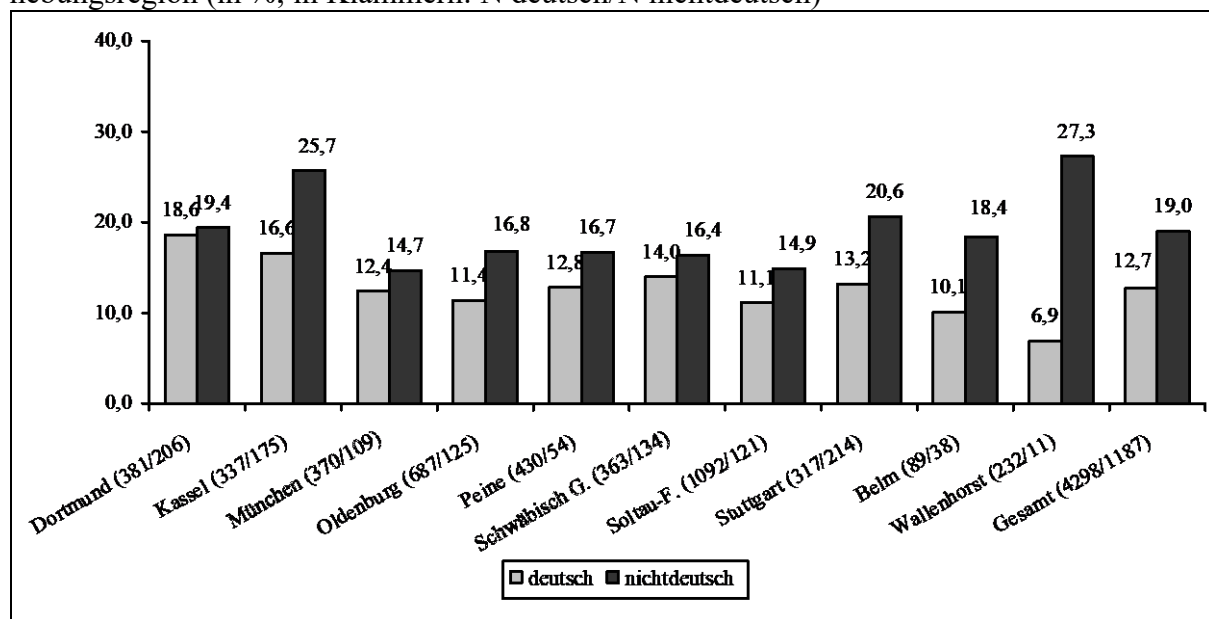


gen, was u.a. an der Auswahl des untersuchten Verhaltens liegen kann, da typische weibliche Aggressionsformen wie das 'Andere-Kinder-aus-dem-Freundeskreis-Ausschließen' (Beziehungsaggression) nicht erfasst wurden (vgl. u.a. Scheithauer 2003, Ittel & von Salisch 2005).

Deutlicher noch als bei den Opferprävalenzen nimmt mit steigendem Alter die eigene Täterschaft zu: Beispielsweise geben nur 11,5 % der unter 10-jährigen an, geschlagen zu haben, aber 14,5 % der 10-jährigen und 18,9 % der über 10-jährigen. Ebenfalls signifikante Anstiege gibt es beim Hänkeln, wo die jüngste Altersgruppe deutlich weniger auffällig ist (16,3 %) als die mittlere (19,9 %) und die älteste Gruppe (21,5 %). Sachen zerstört oder andere Kinder erpresst haben ältere Kinder allerdings nicht signifikant häufiger als jüngere Kinder.

Neben dem Alter und dem Geschlecht steht zudem die ethnische Herkunft in einem Zusammenhang mit der ausgeübten Gewalt. Da die Prävalenzen für das Zerstören von Eigentum und das Erpressen in der Gesamtstichprobe sehr gering sind, um differenzierte Auswertungen durchzuführen, soll sich im Folgenden auf die anderen beiden Verhaltensweisen konzentriert werden (Schlagen, Hänkeln). Die Häufigkeiten des Schlagens nach ethnischer Herkunft stellt Abbildung 2.4 dar.

Abbildung 2.4: Täterraten des Schlagens im letzten Monat nach ethnischer Herkunft und Erhebungsregion (in %; in Klammern: N deutsch/N nichtdeutsch)

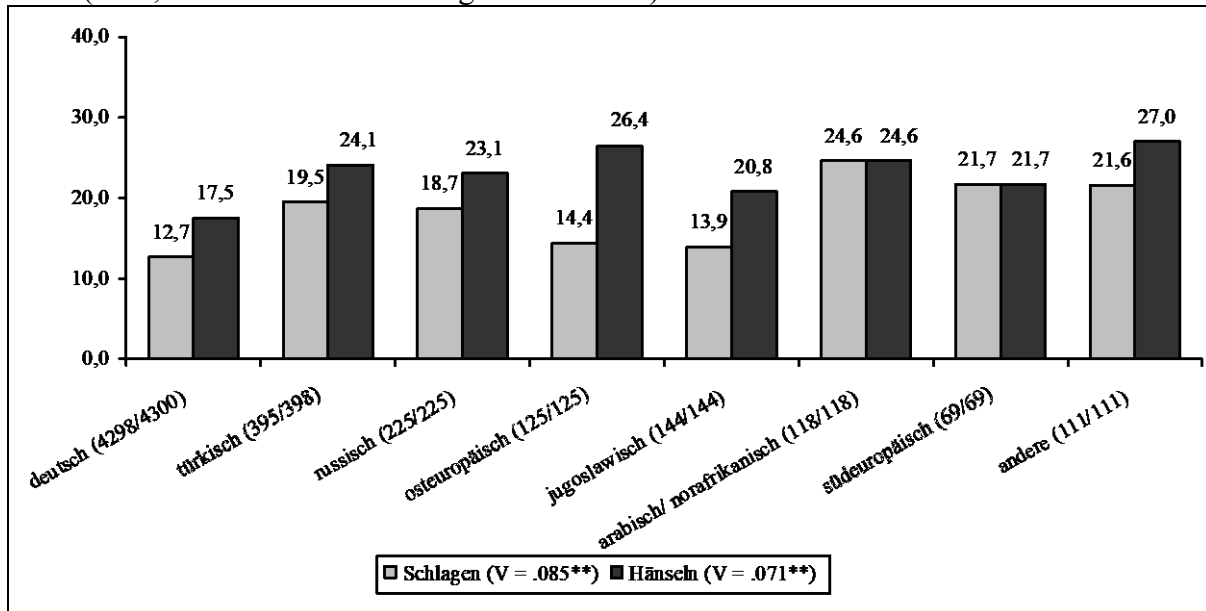


Von den nichtdeutschen Kindern haben in den vergangenen vier Wochen 19 % ein anderes Kind geschlagen oder getreten, bei den deutschen Kindern waren es nur 12,7 %. Dieser Unterschied ist signifikant (Cramers  $V = .074^{**}$ ). Ebenfalls signifikant unterscheiden sich die beiden Befragtengruppen in Kassel ( $V = .108^*$ ), Stuttgart ( $V = .097^*$ ) und Wallenhorst ( $V = .158^*$ ), wobei zu beachten ist, dass in letzterem Gebiet die Anzahl an nichtdeutschen Befragten sehr gering ist. Trotz ausbleibender Signifikanzen zeigt sich aber durchweg in allen Gebieten, dass die nichtdeutschen Kinder höhere Prävalenzen aufweisen. Dies stellt sich im Übrigen im Hinblick auf das Hänkeln ganz ähnlich dar: Hier gaben 17,5 % der deutschen, aber 23,9 % der nichtdeutschen Kinder an, dies getan zu haben (Cramers  $V = .067^{**}$ ). Dabei gibt es nur in Dortmund den Fall, dass nichtdeutsche Kinder geringere Hänkel-Prävalenzen aufweisen als deutsche Kinder (23,7 zu 24,9 %).

Welche ethnischen Gruppen besonders auffällig sind, veranschaulicht die folgende Abbildung 2.5, wobei auch hier anzumerken ist, dass die Aussagen z.T. auf Basis geringer Befragtenanz-

ahlen getroffen werden müssen. Bei der körperlichen Gewalt sind es Kinder arabischer und südeuropäischer Herkunft, die sich besonders gewalttätig verhalten. Osteuropäische und jugoslawische Kinder hingegen erreichen fast das niedrige deutsche Niveau. Osteuropäer neigen den Daten entsprechend dafür am häufigsten zur verbalen Gewalt. Arabische und türkische Kinder führen in ähnlicher Häufigkeit Hänseleien aus.

Abbildung 2.5: Täterraten des Schlagens und Hänseleins im letzten Monat nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N Schlägen/N Hänseleien)



Welche theoretischen Überlegungen können zur Erklärung der erhöhten Auffälligkeit nicht-deutscher Kinder herangezogen werden? Hierfür bietet die wissenschaftliche Diskussion mehrere Anknüpfungspunkte, so u.a. die These gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen (Enzmann, Brettfeld & Wetzels 2003) oder die These mangelnder Selbstkontrolle (Gottfredson & Hirschi 1990).

Bei den gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen handelt es sich um normative Orientierungen, deren kultureller Ursprung in historisch gewachsenen, sozial-geographischen Bedingungen bestimmter Herkunftsländer von Immigranten liegt. Diese Normen können sich über die Einwanderergenerationen reproduzieren oder im Falle ausbleibender Integration reaktiviert werden (siehe Kapitel 1). Enzmann, Brettfeld und Wetzels (2003) haben gezeigt, dass die höhere Gewaltprävalenz bei jungen Türken durch das Konzept der Kultur der Ehre gut zu erklären ist. Folgt man der These von Nisbett und Cohen (1996), dass die Übernahme dieser Normen bei Jungen bereits in der früheren Kindheit beginnt, sind auch bei anderen nicht-deutschen Kindern höhere Gewaltprävalenzen erklärbar.

Auf schon während der Kindheit erfolgende Weichenstellungen verweist ebenso die Selbstkontrolltheorie von Gottfredson und Hirschi (1990). Nach diesem Ansatz ist eine „ineffiziente“ Kindererziehung ursächlich für mangelnde Selbstkontrolle, die sich zu einem Persönlichkeitsmerkmal verfestigt und von den Betroffenen tendenziell ein Leben lang beibehalten wird. Gerade Gewaltdelikte werden in der Regel spontan verübt, so dass die Affekt- bzw. Selbstkontrolle als Erklärung für Gewalt eine hohe Plausibilität aufweist. Um einem Kind die Kompetenz zur Selbstkontrolle zu vermitteln, müssen Eltern ihr Kind aufmerksam beobachten („monitoring“), abweichendes Verhalten erkennen und angemessen sanktionieren. Auch nach der Selbstkontrolltheorie ist es daher naheliegend, bereits das kindliche Gewalthandeln entweder als Folge eines unzureichenden Monitorings oder eines völlig unangemessen harten

Sanktionsstils der Eltern anzusehen. Eine protektive Wirkung kann gewissermaßen nur ein Monitoring von „hoher Qualität“ entfalten: Das richtige Erkennen abweichenden Verhaltens muss konsistent erfolgen (Havers 2001), die Sanktion muss situationsadäquat sein und darf in der Härte keinesfalls übertrieben werden. In Familien ausländischer Herkunft werden entsprechend diverser empirischer Studien häufiger dysfunktionale, gewalttätige Erziehungsformen praktiziert (Wetzels et al. 2001). Diese verhindern die Ausbildung eigener Selbstkontrolle und erhöhen die Vulnerabilität für eigene Gewalttätigkeit.

Insofern sind es im Wesentlichen kulturelle Faktoren, die die höhere Auffälligkeit der nicht-deutschen Kinder erklären. Normen über die Akzeptanz von Gewalt führen dazu, in der Kindererziehung häufiger zu Gewalt zu greifen, was wiederum die Gewaltakzeptanz erhöht und die Selbstkontrolle senkt. Allerdings lässt sich die Entstehung bzw. die Aufrechterhaltung dieser Normen nicht ohne Rekurs auf sozialstrukturelle Problemlagen ethnischer Minderheiten in Deutschland verstehen. Verschiedene Gruppen halten sich bereits seit mehreren Generationen in Deutschland auf, Integration und sozialer Aufstieg ist aber nur wenigen geglückt. Das Aufrechterhalten 'unmoderner' kultureller Vorstellungen erscheint damit auch als Reaktion auf ausbleibende Integration (vgl. Baier, Pfeiffer & Windzio 2006).

Wenden wir uns von der Erklärung der ethnischen Unterschiede zunächst ab – im Schlussteil dieses Kapitels wird dies nochmals aufgegriffen – und einer anderen Variable, der Schulform zu, dann ist zu konstatieren, dass diesbezüglich keine Unterschiede in der Gewaltbelastung festzustellen sind. In Schulen in freier Trägerschaft wird zwar tendenziell etwas mehr geschlagen (15,4 gegenüber 13,9 % in öffentlichen Grundschulen) und etwas seltener gehänselt (17,5 gegenüber 19 %), diese Unterschiede sind aber nicht signifikant. Auch eine gesonderte Auswertung für Waldorfschulen zeigt, dass die Gewaltprävalenzen dort nichtsignifikant über denen der öffentlichen Grundschule liegen (16,6 % Schlägen, 20,7 % Hänseln). Da diese Befunde eines fehlenden Unterschieds auch in den Opferangaben zu beobachten sind, kann zusammengefasst zur Schulform festgehalten werden, dass öffentliche und freie Träger hinsichtlich der Gewalt keine differenziellen Sozialisationskontexte darstellen.

Bevor im Folgenden detailliert mögliche Ursachen der Gewalttäterschaft im Kindesalter untersucht werden, sollen zuvor noch die Angaben der Opfer- und Täterperspektive miteinander in Beziehung gesetzt werden. Damit wird zugleich deutlich, inwieweit Kinder, die Opfer sind, auch als Täter in Erscheinung treten und vice versa. Hierzu wird auf eine gebräuchliche Unterscheidung von Olweus (1996) zurückgegriffen, der drei verschiedene Stadien der Opfer- und Täterschaft unterscheidet: die Kinder, die nie etwas erleben oder tun; diejenigen, die gelegentlich und die, die öfter Opfer- oder Tätererfahrungen berichten. Letztere werden als Bully-Opfer bzw. -Täter bezeichnet. Beide Gruppen stellen Problemgruppen dar, insofern sowohl wiederholtes Opfersein als auch häufige Täterschaft im Kindesalter die weitere Entwicklung beeinträchtigen kann.

Für die kombinierte Auswertung wurden die vier einzelnen Opfer- bzw. Tätervariablen trichotomisiert: (gar nicht = nie Opfer/Täter, 1- oder 2-mal = gelegentlich Opfer/Täter, 3- bis 6-mal/noch häufiger = Bully-Opfer/Täter). Diese Ordnung erscheint vor dem Hintergrund der oben genannten Prävalenzraten, aber insbesondere auch des kurzen Zeitraums, für den die Taten eingeschätzt werden sollten, sinnvoll. Im anschließenden Schritt wurden zwei Indexvariablen gebildet, die den höchsten von einem Befragten bei einem der vier Einzelitems erzielten Wert codiert (getrennt für Opfer und Täter); d.h. wenn ein Kind angegeben hat, dass es mehr als 2-mal geschlagen wurde, bei den anderen drei Opferitems aber „gar nicht“ angekreuzt hat, so wird es dennoch als Bully-Opfer klassifiziert. Insofern enthalten die Indexvari-

ablen nur Informationen über die Häufigkeit, nicht aber die Art des Erlebnisses bzw. der Tat. Die Ergebnisse der kombinierten Auswertung sind in Tabelle 2.5 dargestellt.

Tabelle 2.5: Überlappung der Täter- und Opfererfahrungen bei Schulgewalt (Tabellenprozent)

	nie Opfer	gelegentlich Opfer	Bully-Opfer	Gültige N
nie Täter	49,3 % (N=2705)	17,8 % (N=975)	6,2 % (N=343)	4023
gelegentlich Täter	6,7 % (N=369)	10,7 % (N=590)	5,8 % (N=316)	1275
Bully-Täter	0,9 % (N=47)	0,8 % (N=46)	1,8 % (N=98)	191
gültige N	3121	1611	757	5489

Die Mehrheit der befragten Kinder ist im Berichtszeitraum weder als Opfer, noch als Täter in Erscheinung getreten: 84,5 % gaben an, höchstens gelegentlich (also 1- bis 2-mal) Opfererfahrungen gemacht oder Taten begangen zu haben. Für Jugendliche liegt diese Quote etwas niedriger (vgl. Wilmers et al. 2002), wobei zu beachten ist, dass der erfragte Zeitraum dort meist ein Schulhalbjahr abdeckt. Dennoch kann gefolgert werden, dass das Täter- und Opfererleben bei Kindern weniger intensiv ist bzw. nur bei wenigen Kindern tatsächlich eine dauerhafte Qualität besitzt (vgl. Schäfer & Albrecht 2004). Kinder, die im Wesentlichen nur Opfererfahrungen (Bully-Opfer) gemacht haben, sind deutlich häufiger zu finden (12,0 %) als solche, die nahezu ausschließlich als Täter in Erscheinung getreten sind (1,7 %). Dies konnte nach den vorangegangenen deskriptiven Analysen bereits vermutet werden und steht in deutlichen Kontrast zu Befunden von Jugendbefragungen, in denen der reine Täteranteil fast doppelt so hoch ist wie der reine Opferanteil. Es zeigt sich aber, dass Kinder, die als intensive Bully-Täter bezeichnet werden können, zugleich überzufällig häufig selbst Bully-Opfer sind (1,8 % aller Kinder). Die Hälfte aller Bully-Täter ist also nur Täter und übt an einer größeren Anzahl anderer Kinder Gewalt aus. Die andere Hälfte der Täter sucht sich ebenfalls mehrere andere Opfer, ist aber zugleich auch häufig Opfer wiederholter Übergriffe Dritter. Der größte Teil der Bully-Opfer hingegen verarbeitet die Erfahrungen nicht dadurch, dass er andere Kinder angreift, zumindest nicht in unmittelbarer zeitlicher Nähe zur Opfererfahrung.

Die verschiedenen Erhebungsregionen betrachtet zeigt sich, dass der größte Anteil an Bully-Opfern in Dortmund (15,5 %) und in Soltau-Fallingbostal (15,2 %) zu finden ist. Als Bully-Täter sind am häufigsten Kinder in Kassel (3,0 %) und wiederum in Dortmund (2,7 %) einzustufen. Gleichzeitig Bully-Opfer und -Täter sind Kinder vor allem in Dortmund (3,7 %) und in Kassel (2,2 %).

## 2.4. Ausgewählte Ursachen von Kindergewalt

### 2.4.1. Erlebte Gewalt durch die Eltern

Gewalt in der Erziehung hat, so nicht allein die Befunde vergangener Schülerbefragungen unter Jugendlichen, eine starke Auswirkung darauf, selbst Gewalttaten zu begehen (Wetzels et al. 2001; Wilmers et al. 2002). Die Erklärung hierfür muss auf verschiedene Faktoren rekurren: Einerseits erzeugt erlebte oder beobachtete Gewalt in der Familie den Eindruck, dass Gewalt ein normativ akzeptables Verhalten ist (Pfeiffer, Wetzels & Enzmann 1999), dass auch in anderen Bereichen eingesetzt werden kann, um Ziele zu erreichen oder Probleme zu lösen. Andererseits steht es für eine unzureichend ausgeprägte Bindung zwischen Eltern und

Kindern, für einen konfliktbehafteten Interaktionsstil usw., insgesamt für ein gestörtes Verhältnis, so dass Kinder stabile Bindungen in anderen Kontexten, z.B. innerhalb der Freundesgruppe suchen. Für diese zeigt sich aber wiederholt, dass sie ein Katalysator für Jugendgewalt ist (Baier 2005; Baier & Wetzels 2006). Schließlich hat ausgeübte Gewalt in der Familie auch Auswirkungen auf die Entwicklung der Persönlichkeit. Bekannt ist, dass sich gewaltmindernde Eigenschaften wie Selbstkontrolle, Empathie oder Konfliktlösekompetenz nur unzureichend entwickeln können, wenn ein Kind Gewalt durch die Eltern erfährt (Wilmers et al. 2002, S. 225ff).

Auch in Untersuchungen an jüngeren Altersgruppen werden diese Überlegungen über einen Zusammenhang zwischen Elterngewalt und kindlicher Gewaltausübung bestätigt (u.a. Resch & Parzer 2005). Formale Bestrafung, insbesondere körperlicher Art, d.h. Schlagen oder Prügeln, sind Sanktionen, die beim Kind das Zugehörigkeitsempfinden zu der sanktionierenden Gemeinschaft beeinträchtigen. Dadurch können sie ein stigmatisierendes Schamgefühl auslösen (Braithwaite 1989)<sup>26</sup>, indem das Kind das von den Eltern entgegengebrachte Vertrauen in seine moralische Qualifizierung für die Gemeinschaft entzogen sieht. Im Gegensatz dazu bezieht sich reintegrative Scham auf die begangene Schuld und auf die Möglichkeiten der Wiedergutmachung mit dem Ziel, die Bindung des Täters an die Gemeinschaft wieder zu stärken. Falsche, übertriebene bzw. „stigmatisierende“ Sanktionen können kriminogene Wirkungen entfalten.

Das Ausmaß erfahrener elterlicher Gewalt wurde mittels drei Aussagen erfasst (Tabelle 2.6), wobei die Kinder für die zurückliegenden vier Wochen antworten sollten. Die häufigste Gewaltform ist die Ohrfeige: Mehr als jedes achte Kind gab an, diese mindestens einmal erhalten zu haben. Jedes hunderste Kind bekommt häufiger Ohrfeigen (mehr als 5-mal). Mit der Faust geschlagen bzw. richtig verprügelt werden weniger als drei von einhundert Kindern, 0,3 % müssen diese Formen der elterlichen Gewalt häufig über sich ergehen lassen.

Tabelle 2.6: Gewalterfahrungen durch die Eltern im letzten Monat (in %)

	nie	1- oder 2-mal	3- bis 5-mal	noch häufiger	Gültige N
<i>In den vergangenen vier Wochen haben meine Eltern...</i>					
mir eine runtergehauen.	86,9	10,4	1,6	1,0	5491
mich mit der Faust geschlagen oder mich getreten.	97,2	2,1	0,3	0,3	5443
mich richtig verprügelt.	98,0	1,3	0,4	0,3	5444
Gesamtprävalenz (mindestens eine der 3 Formen elterlicher Gewalt erlebt)	85,7	11,2	1,8	1,3	5504

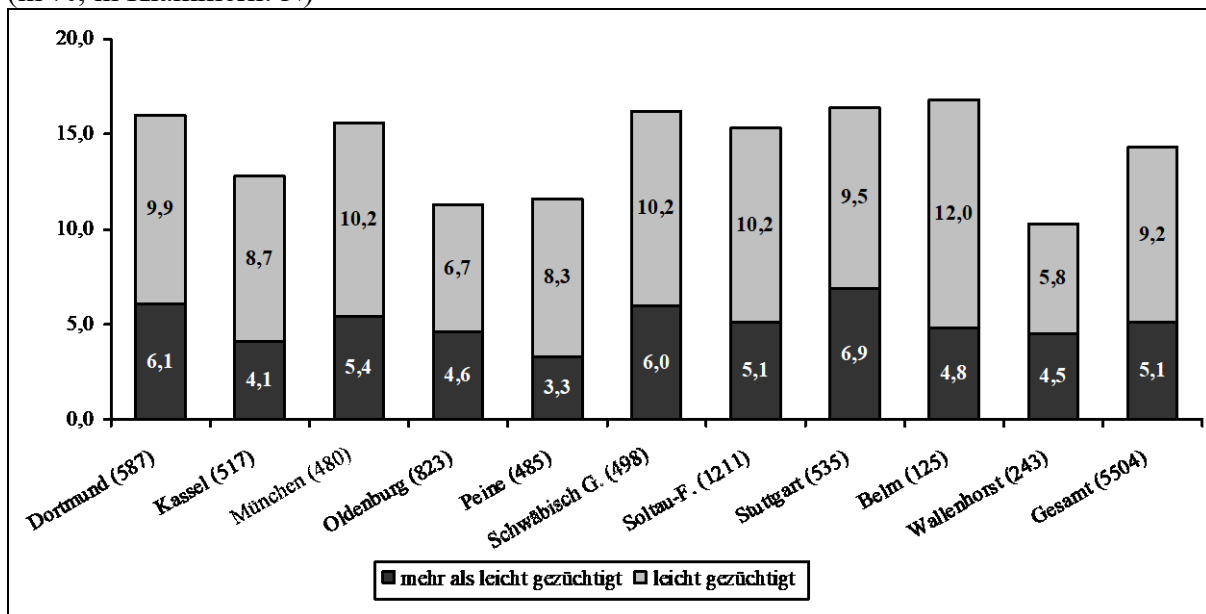
Auch bei der Elterngewalt wurde die Gesamtprävalenzrate abgebildet, die angibt, wie viel Prozent aller Kinder mindestens eine Gewaltform zu einem bestimmten Ausmaß erleben. Dabei zeigt sich, dass jedes siebente Kind mindestens in einer der spezifizierten Formen Gewalt innerhalb der Familie erfährt, bei 1,3 % geschieht dies häufiger. Allerdings ist diese zusammenfassende Darstellung unzureichend, weil dabei sehr verschiedene Formen der Elterngewalt zusammen betrachtet werden. In Anlehnung an die Klassifikation der Jugendbefragung

<sup>26</sup> „(...) Beschämen hat gegenüber der formalen Bestrafung einen großen Vorteil. Beschämen hat eher als die formale Bestrafung einen symbolischen Gehalt. Bestrafung impliziert einen Entzug des Vertrauens in die Moralität des Täters und reduziert Normakzeptanz zu einer einfachen Kosten-Nutzen-Kalkulation; Beschämen kann eine Wiederherstellung und Bekräftigung der Moral des Täters bedeuten, indem persönliche Enttäuschung zum Ausdruck gebracht wird (...) und, wenn das Beschämen re-integrativ ist, indem mit persönlicher Befriedigung festgestellt wird, dass Charakter des Täters wiederhergestellt ist“ (Braithwaite 1989, S. 72f).

haben wir uns deshalb entschieden, leichte Formen der Elterngewalt (leichte Züchtigung) von schweren Formen (schwere Züchtigung bzw. Misshandlung) zu unterscheiden. Da allerdings nur eine verkürzte Skala zum Einsatz kam und auch die Antwortkategorien nicht mit denen der Jugendbefragung übereinstimmen, kann diese sich an die Jugendbefragung anlehrende Kategorisierung nicht dieselbe Differenzierung aufweisen. Es werden deshalb nur drei Gruppen unterschieden: Die erste Gruppe hat nie in den letzten vier Wochen Gewalt durch die Eltern erfahren (85,7 %), die zweite Gruppe hat höchstens 1- oder 2-mal eine Ohrfeige erhalten (9,2 %, leicht gezüchtigt), die dritte Gruppe hat entweder noch häufiger Ohrfeigen bekommen oder aber mindestens eine der anderen beiden Gewaltformen erlebt (5,1 %, mehr als leicht gezüchtigt).

In Abbildung 2.6 sind die so gebildeten elterlichen Gewalttaten nach Erhebungsregion dargestellt. Obwohl auf den ersten Blick die Balken verschiedene Höhen erreichen, müssen diese Unterschiede als statistisch nicht abgesichert gelten (Cramers V = .048). Insofern lassen sich die vorhandenen signifikanten Unterschiede bzgl. der Täterraten, die weiter oben berichtet wurden, nicht auf Unterschiede im Ausmaß elterlicher Gewalt zurückführen. Nichtsdestotrotz kann auf der individuellen Ebene die erlebte Elterngewalt dennoch mit eigener Gewaltausübung in Beziehung stehen.

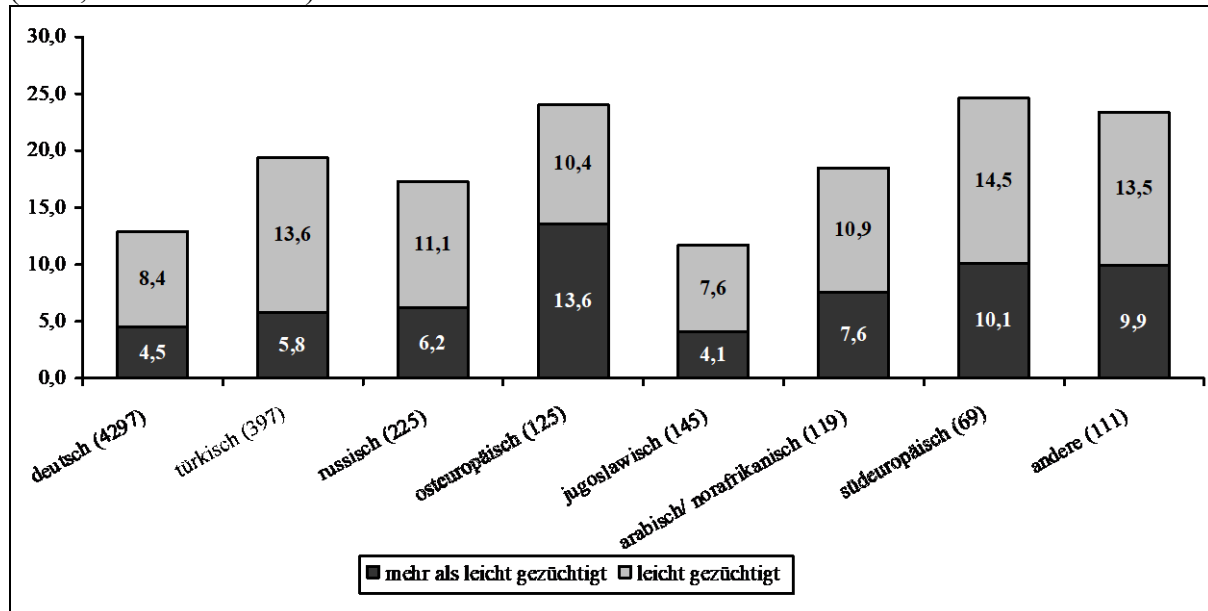
Abbildung 2.6: Anteil Kinder, die Gewalt durch Eltern erlebt haben, nach Erhebungsregion (in %; in Klammern: N)



Leicht geringere Opferraten weisen entsprechend Abbildung 2.6 die Kinder in einigen norddeutschen Gebieten auf, Oldenburg, Peine und Wallenhorst erreichen die niedrigsten Raten. Etwas erhöht sind die Raten dagegen in Süddeutschland (München, Schwäbisch Gmünd und Stuttgart) sowie in Dortmund. Zu vermuten ist, dass diese Höherbelastung auch darauf zurückzuführen ist, dass der Anteil ethnischer Minderheiten in diesen Gebieten größer ist. Denn wie aus der nachfolgenden Abbildung 2.7 hervorgeht, haben mit Ausnahme der jugoslawischen Befragten Kinder aller ethnischen Minderheiten häufiger Gewalt durch die Eltern erlebt als deutsche Kinder (Cramers V = .071\*\*). Dies ist einerseits mit Befunden von Jugendbefragungen kompatibel, in denen ebenfalls höhere Viktimisierungsraten nichtdeutscher Jugendlicher berichtet werden. Andererseits erweisen sich in den Jugendbefragungen auch jugoslawische Jugendliche als eine durch häufigere Elterngewalt gekennzeichnete Gruppe; insofern weichen die Befunde der Kinderbefragung von diesen Ergebnissen ab, was möglicherweise auf die geringe Stichprobengröße sowie auf Unschärfen bei der Erfassung der ethnischen Zu-

gehörigkeit durch Angaben der Kinder zurückgeführt werden kann. Osteuropäische und südeuropäische Kinder berichten am häufigsten von innerfamiliären Gewalterfahrungen, fast jeder vierte ist hier davon betroffen. Ebenfalls hohe Züchtigungsraten sind bei den türkischen Kindern zu erkennen, wo jeder fünfte Befragte Ohrfeigen oder noch härtere Gewaltformen erlebt.

Abbildung 2.7: Anteil Kinder, die Gewalt durch Eltern erlebt haben, nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N)

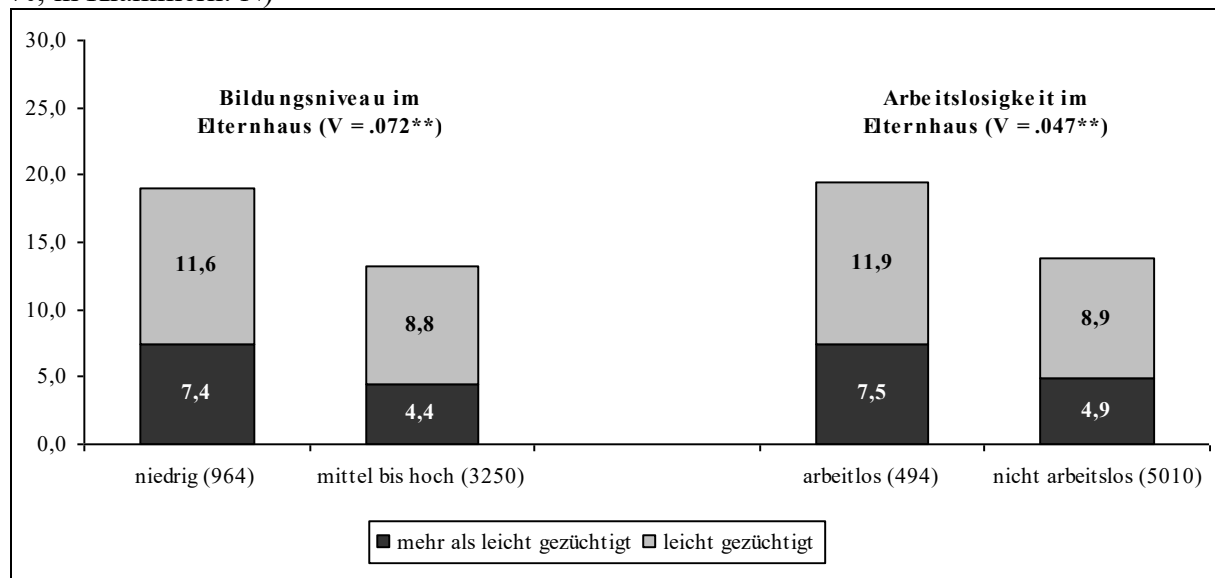


Neben der ethnischen Herkunft ist zudem festzustellen, dass Jungen häufiger körperliche Gewalt durch die Eltern erleben als Mädchen. Während Mädchen nur zu 8,1 % leicht gezüchtigt bzw. zu 3,4 % mehr als leicht gezüchtigt wurden, liegen die Anteile bei Jungen bei 10,2 und 6,8 %; d.h. dass Risiko für Jungen, Gewalt zu erleben, liegt fast 50 % über dem der Mädchen.

Ebenfalls ein Einflussfaktor auf das Niveau innerfamiliärer Gewalt ist entsprechend unserer Daten die sozialstrukturelle Positionierung der Familie. Hierzu wurden auf Basis verschiedener Angaben zwei Indikatoren gebildet: Ein erster Indikator erfasst das höchste Bildungsniveau im Elternhaus. Hierzu wurden die Lehrer der Kinder gebeten, eine Einschätzung auf einer Skala von „1 – gering“ bis „4 – Studium“ vorzunehmen. Nicht in allen Fällen fühlten sich die Lehrer hierzu im Stande, da sie unzureichende Informationen über die Eltern hatten, so dass bei 23,5 % der Kinder keine Angabe über das Bildungsniveau der Eltern vorliegt. Ergänzend wurden deshalb die Antworten der Kinder auf die Frage verwendet, ob ein Elternteil derzeit arbeitslos ist. Hier liegen nur 4,7 % fehlende Werte vor, so dass für den Großteil der Kinder Analysen u.a. im Hinblick auf die Betroffenheit von Elterngewalt durchgeführt werden können. Einschränkend zu beachten ist dabei, dass die Angaben von Kindern über den Beschäftigungsstatus der Eltern möglicherweise fehlerbehaftet sind, insofern die Kinder nicht immer wissen, wie die Eltern derzeit angestellt bzw. nicht angestellt sind. Anzunehmen ist aber weiterhin, dass gerade der Status der Arbeitslosigkeit noch am verlässlichsten berichtet wird, bspw. im Vergleich zum Rentner-Status oder dem Status als Halbtags- oder Ganztags-Angestellter. Wenn Kinder im Fragebogen angeben, dass die Eltern derzeit arbeitslos sind, dann sind diese Angaben höchstwahrscheinlich sehr treffsicher. Problematisch sind demgegenüber die Antworten, die diesen Status keinem der Elternteile zuweisen; dort ist zu vermu-

ten, dass es noch eine Dunkelziffer an Eltern gibt, die arbeitslos sind und deren Status nicht korrekt durch die Kinder berichtet wird.<sup>27</sup>

Abbildung 2.8: Anteil Kinder, die Gewalt durch Eltern erlebt haben, nach sozialem Status (in %; in Klammern: N)



Unabhängig davon, welcher Indikator dazu herangezogen wird, um die soziale Benachteiligung zu erfassen, zeigt sich, dass das Risiko für Kinder in benachteiligten Familien Gewalt zu erfahren, 1,4 mal höher liegt als für Kinder in nicht benachteiligten Familien. Insbesondere die Rate der mehr als leicht gezüchtigten Kinder steigt in benachteiligten Familien um über 50 % an.

In Abbildung 2.9 ist nun deutlich zu erkennen, dass das Erleben von Gewalt in der Familie in einem Zusammenhang steht mit der eigenen Täterschaft. Aussagen über Kausalitäten können dabei nicht getroffen werden, da die Schülerbefragungen als Querschnittbefragungen konzipiert sind und sich die Berichtszeiträume sowohl bei der Elterngewalt, als auch der Schülergewalt auf die letzten vier Wochen beschränken. Theoretisch naheliegend ist, dass die Täterschaft in der Schule eine Folge erlebter Gewalt in der Familie ist, die höchstwahrscheinlich nicht nur in den letzten vier Wochen, sondern i.d.R. auch bereits vor Eintritt in die Schule stattgefunden hat. Nicht auszuschließen ist aber, dass gewaltauffällige Kinder in der Schule auch zu Hause öfter auffällig sind und als Reaktion darauf Gewalt durch ihre Eltern erleben.

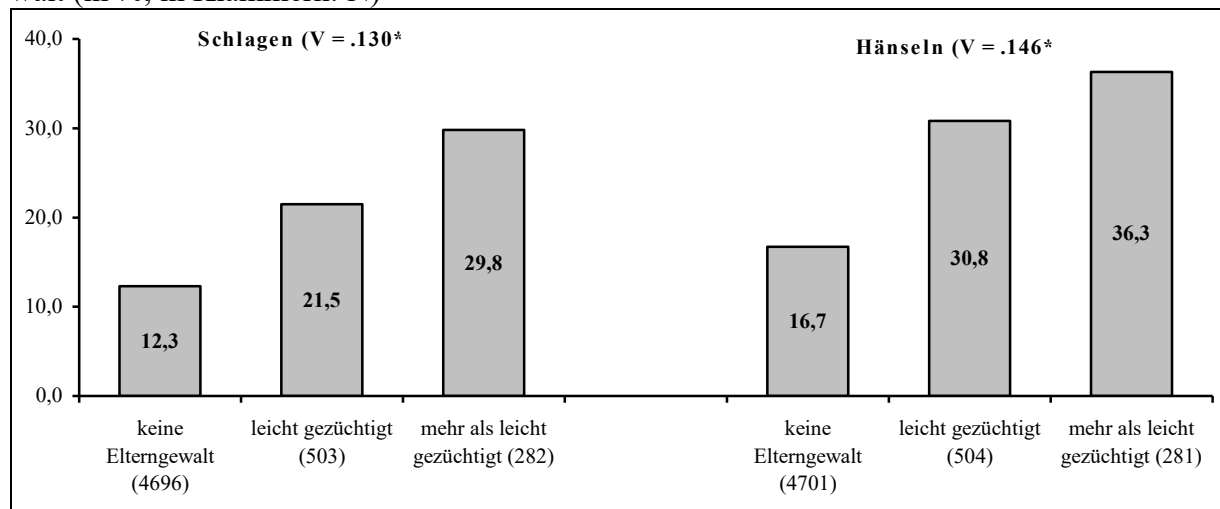
Kinder, die im letzten Monat keine Gewalt durch die Eltern erlebt haben, sind nur zu 12,3 % durch physische Gewalt und zu 16,7 % durch verbale Gewalt in Erscheinung getreten. Bereits das seltene Erlebnis einer Ohrfeige führt dazu, dass ein Kind selbst zu erhöhter Gewalt neigt: von den leicht gezüchtigten Kindern geben 21,5 % an, ein anderes Kind geschlagen zu haben, 30,8 % haben ein anderes Kind gehänselt oder hässliche Dinge gesagt. Dies bedeutet, dass Eltern, die ihr Kind ohrfeigen, in Kauf nehmen, dass dessen Risiko, selbst anderen Kindern Gewalt anzutun, um mindestens 75 % ansteigt. Insofern schaden gewalttätige Eltern nicht nur dem eigenen Kind, sondern auch mittelbar anderen Kindern. Einem noch höherem Risiko

<sup>27</sup> Insgesamt geben 9 % der Kinder an, dass mindestens ein Elternteil derzeit arbeitslos ist. Ein Hinweis darauf, dass die Angaben durchaus verlässlich sind, ergibt sich, wenn man die Arbeitslosenquoten nach Stadtgebiet differenziert. Demnach sind, wie zu erwarten, in Dortmund und Kassel die höchsten Raten, gebildet auf Basis der Kinderangaben, zu beobachten (14,6 bzw. 12,3 %). Signifikant weniger Arbeitslosigkeit besteht in den süddeutschen Städten München (5,4 %) und Stuttgart (7,7 %).



unterliegen letztlich die Kinder, die mehr als leicht gezüchtigt werden: Fast jedes dritte wiederholt bzw. schwer gezüchtigte Kind führt Gewalt in Form von Schlagen oder Treten gegenüber seinen Mitschülern aus, mehr als jedes dritte dieser Kinder hänselt andere. Diese Zusammenhänge sind hochsignifikant. Elterngewalt muss als ein entscheidender Einflussfaktor für die Ausübung von Gewalt im Schulkontext gelten, wobei dieses Urteil für alle betrachteten Befragungsgebiete gilt: In keinem Gebiet weisen nicht gezüchtigte Kinder eine höhere Täterrate auf als Kinder, die Gewalt erlebt haben.

Abbildung 2.9: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach elterlicher Gewalt (in %; in Klammern: N)



Erlebte Gewalt im Elternhaus hat aber nicht nur Auswirkungen auf das Gewaltverhalten, es steht auch mit weiteren untersuchten Variablen in Verbindung und muss dementsprechend als Ausdruck von insgesamt problematischen Lebensumständen gelten. So zeigen die Auswertungen, dass Kinder, die Gewalt zu Hause erfahren, signifikant:

- seltener eine positive Beziehung zu ihren Eltern berichten (bspw. stimmen 85 % der Kinder ohne Gewalterfahrungen voll und ganz der Aussage zu, dass sie von den Eltern gelobt werden, wenn sie etwas gut gemacht haben, bei den Kindern mit leichten Züchtigungserfahrungen sind es nur 79,7 %, bei den Kindern mit noch intensiveren Gewalterfahrungen nur 64,9 %; Cramers V = .109\*\*);
- seltener meinen, dass die Eltern das eigene Verhalten kontrollieren (bspw. berichten 74,3 % der Kinder ohne Gewalterfahrungen, dass die Eltern immer genau wissen, wo sich das Kind in seiner Freizeit aufhält, bei den anderen beiden Gruppen sind es nur 65,5 bzw. 56,6 %; Cramers V = .095\*\*);
- häufiger eine Spielkonsole im eigenen Zimmer haben (keine Gewalt: 26,1 %, leichte Züchtigung: 29,9 %, mehr als leichte Züchtigung: 33,3 %; Cramers V = .042\*\*);
- länger am Tag vor der Befragung fern-/videogesehen oder Computer gespielt haben (Fernsehen: 85 zu 96 zu 121 Minuten; F = 17.080\*\*); Computer: 27 zu 30 zu 47 Minuten; F = 15.357\*\*);
- seltener Freunde in der Klasse haben (1,9 Freunde, 1,7 Freunde, 1,6 Freunde; F = 11.800\*\*).

Einige dieser Faktoren gelten selbst wiederum als Ursachen von Kindergewalt, d.h. dass sich das Erleben von Gewalt durch die Eltern nicht nur unmittelbar in eigener Gewalttätigkeit niederschlägt, sondern auch andere Faktoren beeinflusst und damit mittelbare Wirkungen hat. Im

Folgenden sollen diese Faktoren, soweit sie in der Befragung berücksichtigt werden konnten, näher untersucht werden.

#### 2.4.2. Medien und Gewalt

Die Befragung von Kindern der vierten Jahrgangsstufe hatte ihren Fokus auf den Umgang mit Medien gelegt. Dabei standen das Fernsehen und das Computerspielen im Vordergrund. Die zentrale Frage war, inwieweit sich der Medienkonsum auf die schulischen Leistungen auswirkt. An dieser Stelle sollen nur einige wenige Indikatoren des Medienkonsums und deren Zusammenhänge mit gewalttätigen Verhalten im Schulkontext untersucht werden, da zur Frage der Schulleistungen ein eigener Bericht verfasst wurde (vgl. Pfeiffer et al. 2006).

Zahlreiche Studien belegen, dass ein Zusammenhang zwischen altersunangemessenem Medienkonsum und eigenem Gewaltverhalten besteht. Langzeitstudien mit denselben Befragten, so genannte Panelbefragungen, weisen zudem nach, dass der Medienkonsum dabei tatsächlich eher Ursache als Wirkung ist. Dies scheint für das Fernsehverhalten ebenso zu gelten wie für das Computerspielverhalten. So werden bspw. in der empirischen Forschung Befunde berichtet, die auf einen Zusammenhang von intensivem Computerspielen mit Verhaltensproblemen hindeuten (Havers 2001; Anderson & Bushman 2001; von Salisch et al. 2005).

Im Fragebogen der Kinderbefragung wurden ausgewählte Indikatoren der Mediennutzung aufgenommen. Im Vordergrund standen

- die Ausstattung der Kinderzimmer mit Medien,
- die zeitliche Nutzung der Medien,
- die inhaltliche Nutzung der Medien.

An diesen drei Dimensionen des Medienkonsums orientieren sich die nachfolgenden Auswertungen, wobei zuerst ein Städtevergleich und anschließend eine bivariate Auswertung über den Zusammenhang zwischen der jeweiligen Dimension des Mediennutzungsverhaltens und gewalttätigen Verhaltens erfolgen. Es ist darauf zu verweisen, dass die Auswertungen dieses Abschnittes korrelativ sind. Erst im abschließenden Gesamtmodell wird untersucht, ob gefundene Zusammenhänge unter Kontrolle verschiedener anderer Faktoren bestehen bleiben.<sup>28</sup>

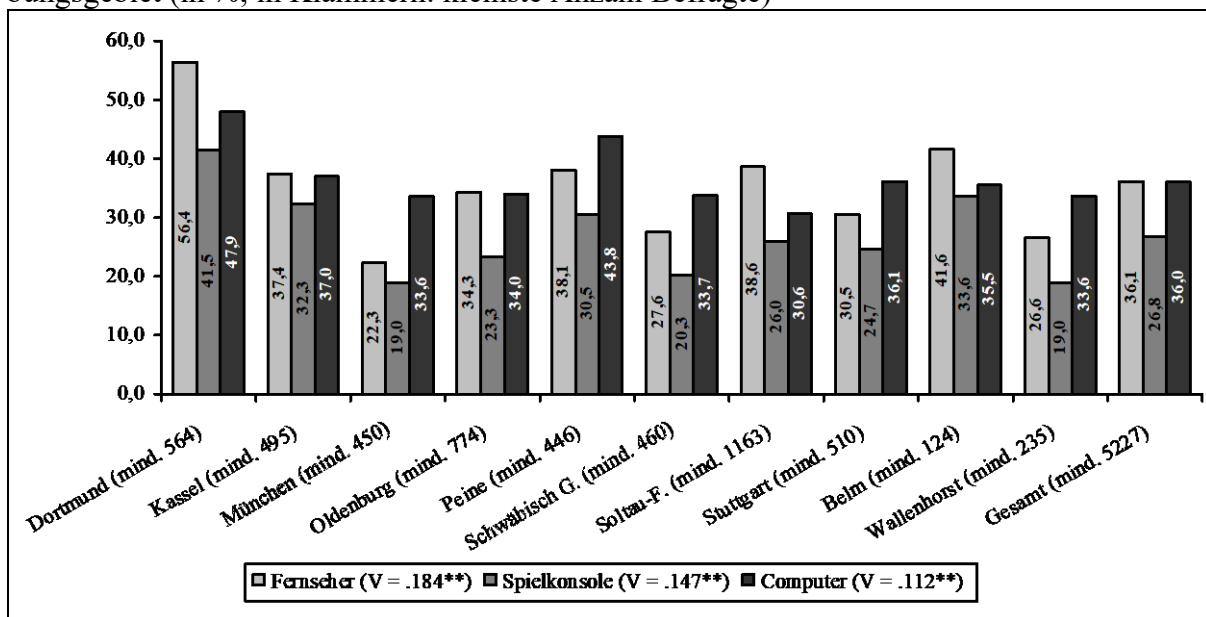
Die Ausstattung der Kinderzimmer mit einem Fernseher, einer Spielkonsole oder einem Computer nach Erhebungsgebiet zeigt Abbildung 2.10. Die Unterschiede sind durchweg signifikant und am höchsten beim Fernseher. In Dortmund hat mehr als jedes zweite Kind einen Fernseher im eigenen Zimmer stehen (56,4 %), in München sind es hingegen nur 22,3 %. Diese beiden Städte bilden auch die Ausstattungs-Pole bezüglich der Spielkonsole: Während in Dortmund 41,5 % der Kinder ein solches Gerät im Zimmer stehen haben, sind es in München nur halb so viele (19 %). Computer haben erneut die Dortmunder Kinder am häufigsten im Zimmer, am seltensten findet sich dieses moderne Artefakt in den Kinderzimmern von Schülern der vierten Jahrgangsstufe des Landkreises Soltau-Fallingb. Zu erkennen ist darüber hinaus, dass in der Ausstattung der Zimmer mit Fernsehern und Spielkonsole eine Nord-Süd-Differenz existiert, d.h. dass Kinder in Süddeutschland seltener von einem Besitz berichten. Auffällig sind die divergierenden Befunde zu den Nachbargemeinden Belm und Wallenhorst: Kinder in Belm haben deutlich häufiger Fernseher und Spielkonsolen im Zim-

---

<sup>28</sup> Beispielsweise ist bekannt, dass sich in sozial schwachen Familien häufiger TV-Geräte oder Spielkonsolen in den Kinderzimmern befinden. Existierende Zusammenhänge zwischen der Ausstattung und eigenem Gewaltverhalten könnten darauf zurückzuführen sein, dass sozial benachteiligte Befragte öfter zu Gewalt neigen. Die Ursache wäre also nicht die Medienausstattung, sondern die soziale Benachteiligung.

mer als Kinder in Wallenhorst. Betrachtet man die Gesamtraten, so ist festzuhalten, dass mehr als jedes dritte Kind über einen eigenen Fernseher verfügt, etwa jedes vierte Kind eine Spielkonsole im Zimmer stehen hat und wiederum jedes dritte Kind mit einem Computer ausgestattet ist. Der Besitz eines Gerätes geht tendenziell auch mit dem Besitz weiterer Geräte einher, was besonders plausibel ist im Hinblick auf die Spielkonsole, die sich ohne einen Fernseher im Prinzip nicht nutzen lässt. Dabei gibt es insgesamt 44,2 % Kinder, die keines der drei genannten Geräte im Zimmer haben, 26,5 % haben eins, 29,2 % mehr als ein Gerät im Zimmer. Jedes zehnte Kind kann über alle drei Geräte verfügen. In Dortmund findet sich am seltensten kein Gerät im Kinderzimmer: Nur 26,3 % aller Kinder gaben hier an, weder Fernseher, noch Spielkonsole oder Computer zu besitzen. In München sind es doppelt so viele (55 %), ähnlich wie in Schwäbisch Gmünd (52,2 %).

Abbildung 2.10: Anteil Kinder, die technisches Gerät im Kinderzimmer haben nach Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: kleinste Anzahl Befragte)

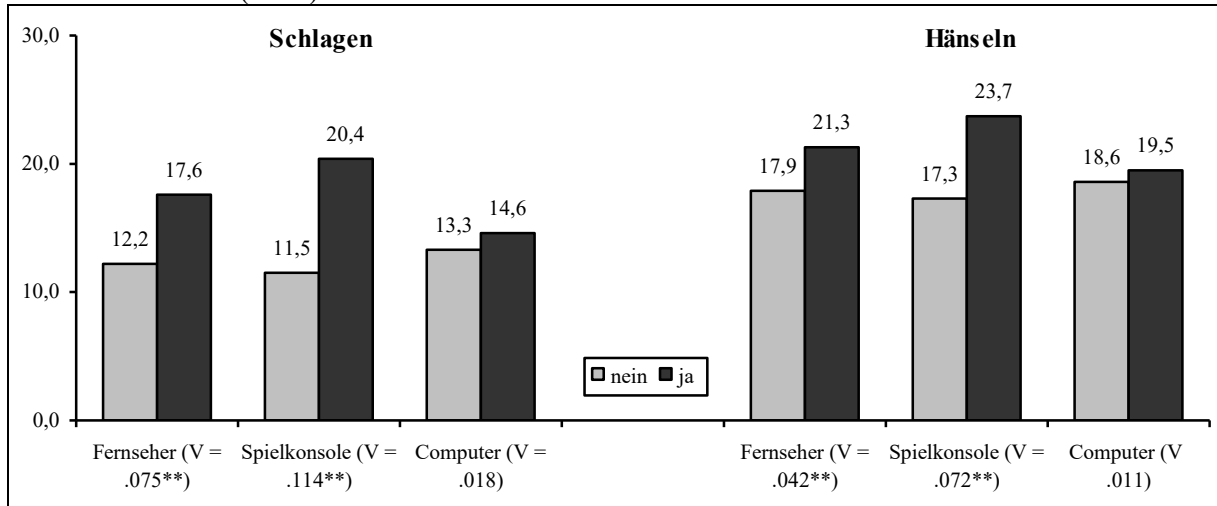


Insbesondere der Besitz eines Fernsehers sowie der Besitz einer Spielkonsole erweist sich als geschlechts-, alters-, status- und ethnienabhängig. Für alle Befragungsgebiete gilt der Befund, dass Jungen häufiger über eigene Geräte verfügen können als Mädchen (Fernseher: 41,8 zu 30,5 %; Spielkonsole: 38,1 zu 15,6 %). Ebenfalls in allen Städten und Landkreisen findet sich, dass über 10-jährige Kinder eine höhere Ausstattungsquote haben als 10-jährige und unter 10-jährige Kinder (Fernseher: 56,7 zu 36,8 zu 27,8 %; Spielkonsole: 44,2 zu 27,1 zu 20,6 %). Eltern, die laut Lehrerangaben ein mittleres und höheres Bildungsniveau haben, kaufen ihren Kindern überall seltener Geräte für das eigene Zimmer als Eltern mit niedrigem Bildungsniveau (Fernseher: 31,3 zu 57,3 %; Spielkonsole: 22,4 zu 42,7 %) – die Ausnahme bilden hier die Gemeinden Wallenhorst und Belm, wo besser gebildete Eltern den Kindern etwas öfter den Zugang zu Spielkonsolen ermöglichen. Ebenso nur mit einer einzigen Ausnahme ist für alle Gebiete festzustellen, dass nichtdeutsche Kinder öfter die Geräte im Zimmer haben als deutsche Kinder (Fernseher: 51,6 zu 31,9 %; Spielkonsole: 43,5 zu 22,3 %). Die Ausnahme hier ist der Landkreis Peine, in dem die nichtdeutschen Kinder genau so oft einen Fernseher haben wie die deutschen Kinder.

Recht deutlich ist festzustellen, dass es einen Zusammenhang zwischen Medienbesitz und Gewalttätigkeit gibt (Abbildung 2.11). Bei Kindern, die einen Fernseher im Zimmer haben, ist die Täterrate beim Schlagen fast 50 % erhöht, beim Hänkeln um fast 20 %. Noch stärker wirkt sich der Besitz einer Spielkonsole aus. Das Risiko, gewaltauffällig zu werden, ist für Kinder

mit Spielkonsole fast doppelt so hoch wie für Kinder ohne Spielkonsole, beim Hänseln sind die Effekte weniger stark, aber dennoch signifikant. Der Computerbesitz wirkt sich hingegen nicht aus, was nicht unplausibel ist, da der Computer auch konstruktiv eingesetzt werden kann, z.B. als Lernmedium.

Abbildung 2.11: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach technischem Gerät im Zimmer (in %)



Die starken Effekte, die vom Besitz von Fernseher und Spielkonsole im eigenen Zimmer ausgehen, dürfen nicht, wie bereits mehrfach angesprochen, kausal interpretiert werden. Möglich ist, dass der Zugang zu gewalttätigen, medial präsenten Vorbildern Kinder mit Medien im Zimmer eher zur Nachahmung verleitet. Möglich ist aber auch, dass auffällige Kinder öfter von den Eltern eine Medienausstattung bekommen. Andere Deutungen sind ebenso denkbar. Sicherlich ist auch entscheidend, wie die Medien konkret genutzt werden. Hierzu haben wir zeitliche und inhaltliche Aspekte erfasst.

Um die Dauer des Medienkonsums abzufragen, wurden zwei Wege beschritten. Ein erster Weg war der sog. Zeitplan (Zeitplan-Methode). Dieser sollte Tätigkeiten erfassen, die am vorangegangenen Tag durchgeführt wurden (Abbildung 2.12), wobei die Kinder vom Beginn bis zum Ende einer Tätigkeit einen Strich eintragen sollten. Neben anderen Tätigkeiten wurde u.a. nach dem Fernsehen, dem Video schauen und dem Computer- und Videospiele<sup>29</sup> gefragt. Da die Erinnerung an den gestrigen Tag noch abrufbar sein dürfte, vor allem bei einem strukturierten Tagesablauf, wie er für 10-jährige charakteristisch ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Angaben der Kinder sehr verlässlich sind. Problematisch ist vielmehr, dass an Montagen befragte Kinder Angaben für den Sonntag machen müssen, der sich im Ausmaß verschiedener, insbesondere auch medienbezogener Tätigkeiten von anderen Wochentagen unterscheidet. Deshalb müssen bei Auswertungen nach der Zeitplan-Methode diese Kinder ausgeschlossen werden, da es sonst zu einer Überschätzung der wochentäglichen Mediennutzungszeit kommen würde. Problematisch ist außerdem, dass es diese Methode nicht erlaubt, gute Einschätzungen über den durchschnittlichen Medienkonsum an Wochenenden, insbesondere an Freitagen und Samstagen zu gewinnen. Einen detaillierten Zeitplan für den vorgestrigen Tag zu berichten, durch den zumindest der Samstag abgedeckt werden könnte, scheint in vierten Klassen aufgrund der zwischenzeitlich vergangenen Zeit zu Ungenauigkeiten zu führen und ist auch nur für an Montagen befragte Kinder möglich, weshalb wir – mit der Ausnahme von einigen medienbezogenen Aktivitäten (s.u.) – hierauf verzichtet haben. Insofern

<sup>29</sup> Es wurde also explizit nach dem Spielen gefragt, nicht danach, ob am Computer eine Hausaufgabe gemacht oder recherchiert wurde o.ä.

können mit der Zeitplan-Methode bei Kindern angewandt hauptsächlich Informationen über den Medienkonsum an Schultagen gewonnen werden. Vernachlässigbar ist demgegenüber der Einwand, dass diese Methode den Zeitaufwand für bestimmte Aktivitäten für einzelne Schüler falsch abbildet, weil sie außergewöhnliche Ereignisse des Vortages nicht berücksichtigt. Wenn ein Kind beispielsweise am Vortag auf einem Kindergeburtstag gewesen ist, wird sich seine Mediennutzung anders gestalten als an normalen Wochentagen. Für den Einzelfall ist dieser Einwand sicherlich richtig; da wir aber in jeder Stadt mehrere hundert Kinder befragt haben, ist davon auszugehen, dass sich solche Fehler zufällig verteilen. Genauso ungewöhnlich hoch kann der Medienkonsum z.B. auch ausfallen, wenn am Vortag ein Kind ein neues Computerspiel geschenkt bekommen hat, welches es – im Unterschied zu anderen Tagen – dann auch exzessiv spielte.

Abbildung 2.12: Ausschnitt aus dem Fragebogen: Die Erfassung der Mediennutzungsdauer mittels der Zeitplan-Methode

Tätigkeit	Vormittag					Nachmittag					Abend							
	7 Uhr	8 Uhr	9 Uhr	10 Uhr	11 Uhr	12 Uhr	13 Uhr	14 Uhr	15 Uhr	16 Uhr	17 Uhr	18 Uhr	19 Uhr	20 Uhr	21 Uhr	22 Uhr	23 Uhr	24 Uhr
In der Schule gewesen																		
Für die Schule gelernt oder Hausaufgaben gemacht																		
Computer- oder Videospiele gespielt																		
Musik gemacht oder in																		

Der andere Weg zur Erfassung der Mediennutzungszeit war, die Kinder direkt nach ihrer durchschnittlichen Seh- und Spieldauer zu fragen (Durchschnitt-Methode). Hier wurden die Kinder gebeten, einzuschätzen, wie lange sie an einem Schultag bzw. an einem Samstag Fern- oder Videosehen und Computer- oder Videospiele. Diese Form der Abfrage setzt ein höheres Abstraktionsvermögen voraus, über das Kinder der vierten Jahrgangsstufe aber entwicklungspsychologisch betrachtet bereits verfügen sollten. Sämtliche Probleme, die mit der Zeitplan-Methode einhergehen, sind bei der Durchschnitts-Methode gegenstandslos. Allerdings muss erst weitere Forschung klären, inwieweit Kinder tatsächlich im Stande sind, solche Fragen nach Nutzungsgewohnheiten verlässlich zu beantworten. Es ist hier nicht nur die Kompetenz nötig, einen gewöhnlichen Schul- oder Samstag gedanklich zu konstruieren, sondern zugleich auch die Zeiträume richtig einzuschätzen, was ein Zeitgefühl voraussetzt. Darüber hinaus ist auch die Fähigkeit gefragt, mathematisch richtig Durchschnitte zu berechnen usw. Beide Methoden haben damit ihre spezifischen Vor- und Nachteile. Sie stellen beide Selbstauskunftsmethoden und keine objektive Messungen der Nutzungsdauer dar.

Möchte man auf Basis der zwei verschiedenen Erfassungswege das zeitliche Ausmaß des Medienkonsums bestimmen, so ergeben sich verschiedene Befunde (Tabelle 2.7).<sup>30</sup> Mittels der Zeitplan-Methode kann ermittelt werden, dass Kinder an Schultagen im Durchschnitt 88 Minuten fernsehen und 28 Minuten Computer spielen. Dies bedeutet, dass sie fast zwei Zeitstunden mit Medien zubringen. An Samstagen erhöht sich das Medienbudget nochmals um

<sup>30</sup> Alle Kinderangaben wurden um diejenigen Werte berichtigt, die sehr hoch ausgefallen sind. Hierzu wurde auf die 1-%-Regel zurückgegriffen: Das Prozent mit den höchsten Angaben wurde auf den höchsten Wert korrigiert, der bei den verbleibenden 99 % der Kinder zu beobachten war. Wenn beispielsweise 99 % aller Kinder angaben, höchstens acht Stunden und 15 Minuten am gestrigen Tag ferngesehen zu haben, dann wurde das verbleibende Prozent der Kinder, die noch höhere Werte erreichten, auf 8 Std. 15 Min. gesetzt. Mit dieser Regel wird verhindert, dass unplausibel hohe Werte in die Analyse eingehen. Zugleich geht aber auch keine Information verloren, weil Kinder mit extrem hohen Konsumzeiten nicht per se als fehlende Werte behandelt werden. Sehr hohe Werte stehen höchstwahrscheinlich tatsächlich für hohe Konsumzeiten, nur dass das absolute Ausmaß, möglicherweise aufgrund eines unzureichenden Zeitgefühls, falsch eingeschätzt wird.

fast eine weitere Stunde, wobei die Zeit für das Fernsehen um 26 Minuten zunimmt und sich die Zeit für das Computerspielen nahezu verdoppelt. Nimmt man die Durchschnitt-Methode zum Ausgangspunkt, ergeben sich durchgängig höhere Nutzungszeiten. Eher gering fällt im Vergleich mit der Zeitplan-Methode der Durchschnittswert des Fernsehens an Schultagen aus, der nun bei 101 Minuten liegt. In Bezug auf das Computerspielen an Schultagen, aber auch auf die medienbezogenen Tätigkeiten an Samstagen weichen die Einschätzungen der Kinder doch deutlich von den Angaben über den vorangegangenen Tag ab. Insgesamt kämen die Viertklässler entsprechend der Durchschnitt-Methode an Schultagen auf zweieinhalb Stunden Medienzeit, an Samstagen auf fast vier Stunden.

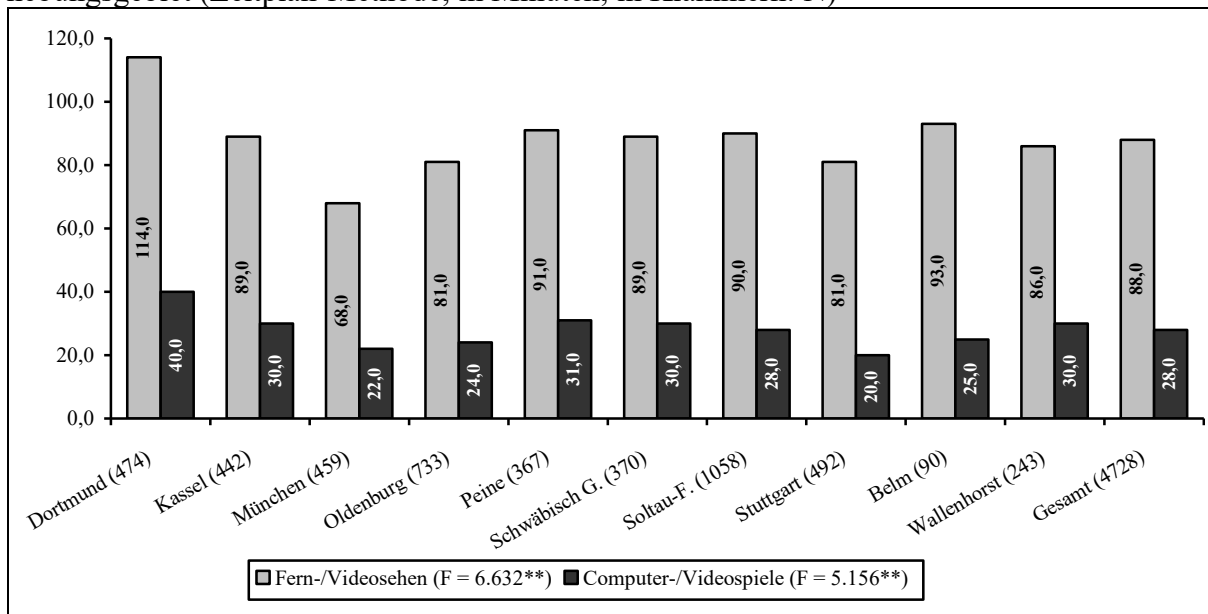
Tabelle 2.7: Durchschnittliche Mediennutzungsdauer nach zwei verschiedenen Erhebungsmethoden

	Zeitplan-Methode		Durchschnitt-Methode	
	Minuten	N	Minuten	N
<i>Schultag</i>				
Durchschnittliche Fernseh- und Videozeit	88	4728	101	5385
Durchschnittliche Computer- und Videospielzeit	28	4728	50	5281
Gesamt	116	4728	151	5202
<i>Samstag</i>				
Durchschnittliche Fernseh- und Videozeit	114	801	153	5422
Durchschnittliche Computer- und Videospielzeit	54	801	82	5328
Gesamt	168	801	236	5271

Im Vergleich dieser Befunde mit Ergebnissen anderer Befragungen scheinen die Mittelwerte auf Basis der Durchschnitt-Methode das tatsächliche Ausmaß an Medienkonsum leicht zu überschätzen. Wahrscheinlich ist die Eignung einer offenen Abfrage der durchschnittlichen Medienzeit für Kinder dieser Altersgruppe noch nicht für alle Schüler gleichermaßen gegeben. Andererseits unterschätzt die Zeitplan-Methode den samstäglichem Medienkonsum augenscheinlich, andere Studien berichten hier höhere Werte. Dies resultiert wahrscheinlich daher, dass der Zwischenraum von zwei Tagen zu groß ist, als dass sich die Kinder noch korrekt an die Ereignisse des vorgestrigen Tages erinnern könnten. Die Ergebnisse legen damit nahe, dass sich verlässliche Aussagen über das Ausmaß an zeitlicher Involviertheit in Medienaktivitäten im Prinzip nur auf die Angaben zum gestrigen Schultag stützen sollten, was im Folgenden getan werden soll.

Ähnlich wie bereits bei den Ausstattungsquoten zu beobachten existieren auch Unterschiede zwischen den Städten, wenn die Medienzeiten betrachtet werden (Abbildung 2.13). Dortmund Kinder haben nicht nur am häufigsten Fernseher und Spielkonsolen im Zimmer stehen, sie nutzen diese Geräte auch deutlich häufiger als Kinder anderer Städte. Der durchschnittliche Dortmunder Viertklässler bringt es auf 154 Minuten Fernseh- und Spielezeit täglich, und das an Schultagen. Das andere Extrem bildet wiederum München, wo die Kinder nur 90 Minuten täglich die Medien nutzen und damit über eine Stunde Zeit für andere Aktivitäten gewinnen. Ebenfalls etwas geringer sind die Nutzungszeiten in Stuttgart. Die anderen Erhebungsgebiete sind hingegen recht ähnlich, die Kinder sehen dort um die 90 Minuten fern und spielen um die 30 Minuten mit dem Computer oder der Konsole. Obwohl sich die Gemeinden Belm und Wallenhorst bei der Medienausstattung unterscheiden, sind die Nutzungszeiten in beiden Gebieten recht ähnlich. Zu erkennen ist damit tendenziell wieder eher eine Nord-Süd-Differenz mit geringeren Nutzungszeiten im Süden. Eine Stadt-Land-Differenz kann nicht identifiziert werden.

Abbildung 2.13: Durchschnittliche Mediennutzungsdauer an Schultagen in Minuten nach Erhebungsgebiet (Zeitplan-Methode; in Minuten; in Klammern: N)



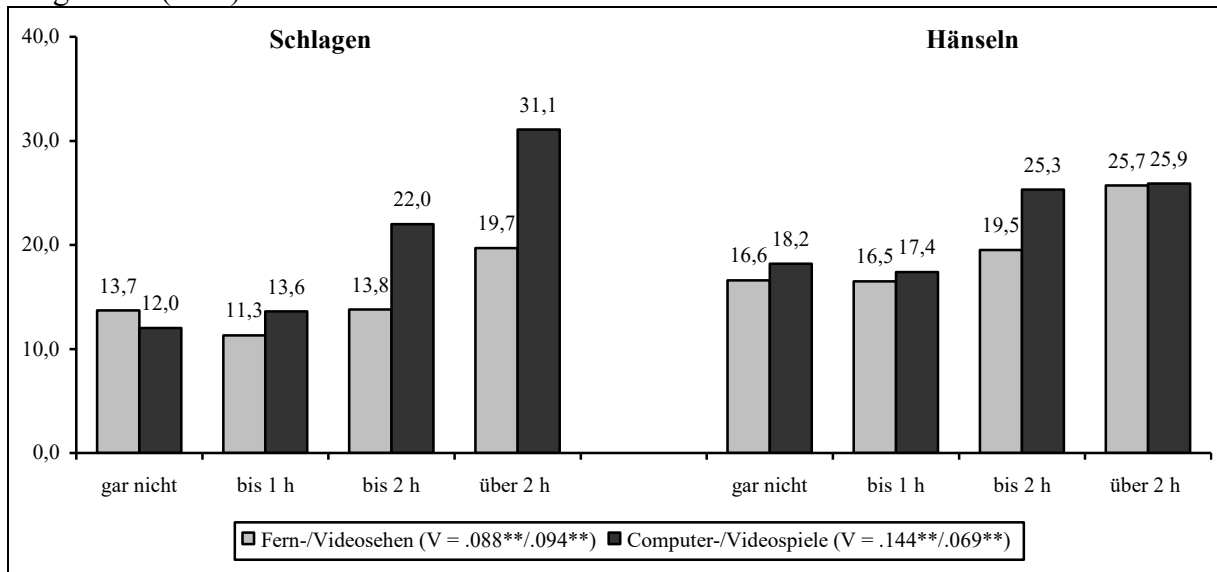
Die Nutzungszeiten unterscheiden sich ebenfalls zwischen verschiedenen Befragten Gruppen. Jungen sehen beispielsweise fast überall länger fern oder spielen intensiver Computer als Mädchen (Fernsehen: 99 zu 77 Minuten; Computerspielen: 41 zu 15 Minuten). Eine Ausnahme ist die Gemeinde Belm, in der die Mädchen im Durchschnitt acht Minuten länger fernsehen als die Jungen (97 zu 89 Minuten). Mit zunehmendem Alter nimmt überall die Medienzeit zu. Über 10-jährige sehen 123 Minuten fern, unter 10-jährige 77 Minuten (Computerspielen: 36 zu 24 Minuten). Kinder von Eltern mit höheren Bildungsabschlüssen werden in allen Gebieten zu geringerem Fernsehkonsum angehalten als Kinder von Eltern mit niedrigen Abschlüssen (78 zu 129 Minuten). Alle Befragten zusammen betrachtet gilt diese Beziehung auch im Hinblick auf das Computerspielen (24 zu 40 Minuten), allerdings existieren in Peine und in Belm keine Unterschiede zwischen den Bildungsgruppen. Recht ausgeprägt sind einmal mehr die Differenzen in den Medienkonsummustern zwischen nichtdeutschen und deutschen Kindern: Erste sehen deutschlandweit deutlich länger fern als letzte (125 zu 78 Minuten) und nutzen auch häufiger die Möglichkeit des Computerspielens (36 zu 26 Minuten). In Peine sind es aber – die einzige Ausnahme – die deutschen Kinder, die etwas länger spielen als die nichtdeutschen Grundschüler (32 zu 25 Minuten).

Ein entscheidender Faktor für die Dauer des Medienkonsums ist darüber hinaus auch die Verfügbarkeit des entsprechenden Gerätes. In keiner Stadt gibt es eine Ausnahme von dieser Regel. Wer einen Fernseher im eigenen Zimmer stehen hat, schaut an Schultagen 51 Minuten länger fern als Kinder, die keinen Fernseher ihr Eigen nennen (120 zu 69 Minuten). Genauso verhält es sich mit der Spielkonsole, da Kinder ohne eigene Konsole nur 20 Minuten an Schultagen, Kinder mit Konsole aber 49 Minuten spielen. Wenn Kinder sowohl einen Fernseher, als auch eine Spielkonsole und einen Computer im eigenen Zimmer haben, verbringen sie im Durchschnitt 191 Minuten täglich mit diesen Geräten. Kinder, die keines der Geräte selbst besitzen, haben fast zwei Stunden mehr Zeit für andere Dinge, da sie nur 81 Minuten fernsehen oder spielen.

Die Beziehungen zwischen der Dauer des Medienkonsums und der Gewaltauffälligkeit in der Schule sind demgegenüber als moderat zu bezeichnen. Abbildung 2.14 veranschaulicht die Zusammenhänge, in dem vier Gruppen unterschieden werden, je nach Länge des Konsums. Gar nicht fern sahen am Tag vor der Befragung 24,7 % der Schüler, Computer spielten im-

merhin 68,3 % nicht. Mehr als zwei Stunden fern sahen fast ein Viertel der Kinder (22,1 %), nur 5,7 % spielten auch solange.

Abbildung 2.14: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach Mediennutzungsdauer (in %)



Zu erkennen ist, dass sowohl das Schlagen und Treten als auch das Hänseln mit länger andauernden Konsumzeiten zunehmen. 13,7 % der Kinder, die nicht fernsehen, aber 19,7 % der Kinder, die mehr als zwei Stunden fernsehen, geben an, in den letzten vier Wochen mindestens einmal ein anderes Kind körperlich angegriffen zu haben. Noch deutlicher fallen diese Beziehung beim Computerspielen aus, wo fast eine Verdreifachung der Gewaltprävalenz von 12,0 auf 31,1 % zu beobachten ist. Die Unterschiede beim Hänseln sind insgesamt etwas niedriger, nichtsdestotrotz aber signifikant. Auch hier sind es die Intensiv-Seher bzw. Intensiv-Spieler, die häufiger gehänselt haben als die Nicht-Konsumenten. Bei beiden Gewalt-Indikatoren ist eine Erhöhung des Anteils an Tätern insbesondere bei den letzten beiden Gruppen festzustellen, d.h. ein moderater Konsum scheint sich eher nicht auf das Ausmaß ausgeübter Gewalt auszuwirken, wohl aber der intensive Konsum. Doch erneut ist zu betonen, dass kausale Aussagen noch weniger angebracht sind als bei den Indikatoren der Medienausstattung, da sich die Erfassung der Medienkonsumdauer auf den vorangegangenen Tag bezieht, die der Gewalt auf die letzten vier Wochen. Nur wenn man den gestrigen Tag als charakteristisch für das Mediennutzungsverhalten erachtet und damit als Ausdruck eines Nutzungsstils, ist die These plausibel, dass sich längeres Fernsehen bzw. Spielen auf das eigene Verhalten auswirkt. Dass es signifikante Zusammenhänge zwischen den Variablen gibt, kann entsprechend unserer Ergebnisse nicht bezweifelt werden.

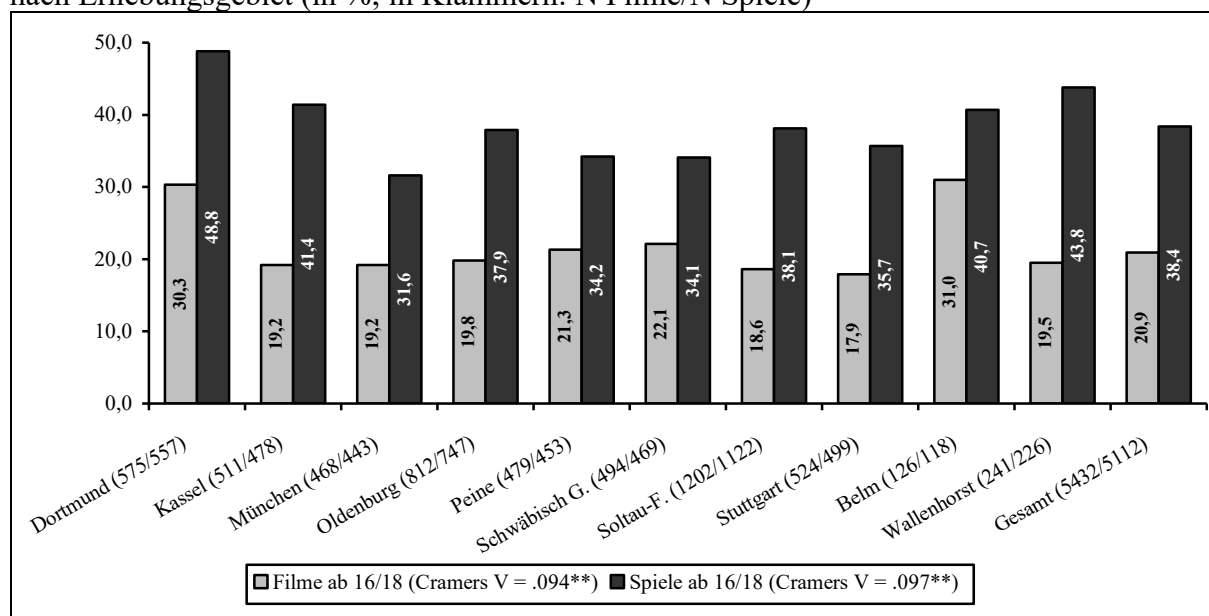
Als letzte Dimension des Medienkonsums haben wir die konsumierten Inhalte erfragt. Allerdings wurde dabei nicht die Strategie gewählt, dass einzelne Computerspielformate abgefragt wurden. Stattdessen wurde sich auf explizit jugendgefährdende Filme bzw. Spiele konzentriert, d.h. auf Material, das erst für Jugendliche ab 16 bzw. 18 Jahre zugänglich ist. Zwar konnten die Kinder an einer Stelle des Fragebogens auch ihre derzeit am meisten gespielten Computer- bzw. Videospiele eintragen. Die Antworten hierauf müssen aber erst in einem langwierigen Codierprozess aufbereitet werden. Die Einstufung, ob ein gesehener Film oder ein gespieltes Spiel erst ab 16 bzw. 18 Jahren ist, wurde den Kindern selbst überlassen. Es



kann davon ausgegangen werden, dass die Kinder hierzu durchaus in der Lage sind. Altersfreigaben für Filme und Spiele sind in diesem Alter sehr oft ein Thema.<sup>31</sup>

Im Vergleich der Erhebungsregionen ist nun wieder zu erkennen, dass Dortmund den größten Anteil an Kindern hat, die schon einmal mit jugendgefährdendem Material in Kontakt gekommen ist. Jeder dritte Schüler gab an, mindestens einen Film, der erst ab 16 oder 18 Jahren freigegeben war, gesehen zu haben, fast jeder zweite Schüler hat schon ein entsprechendes Computerspiel gespielt. Nur in Belm meinten geringfügig mehr Kinder, einen älteren Jahrgängen vorbehaltenen Film gesehen zu haben. Die anderen Befragungsgebiete unterschieden sich kaum im Hinblick auf die Filme, da meist jedes fünfte Kind solch einen Konsum bejahte. Größere Differenzen existieren bei den Computerspielen, wobei München die geringste Quote aufweist, Peine, Schwäbisch Gmünd und Stuttgart folgen. Von allen befragten Kindern gaben 20,9 % an, mindestens einen nicht für ihr Alter freigegebenen Film gesehen zu haben, 38,4 % hatten schon mindestens einmal Kontakt mit altersunangemessenen Computerspielen.

Abbildung 2.15: Anteil Kinder, die bereits einmal Filme bzw. Spiele ab 16/18 genutzt haben, nach Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: N Filme/N Spiele)

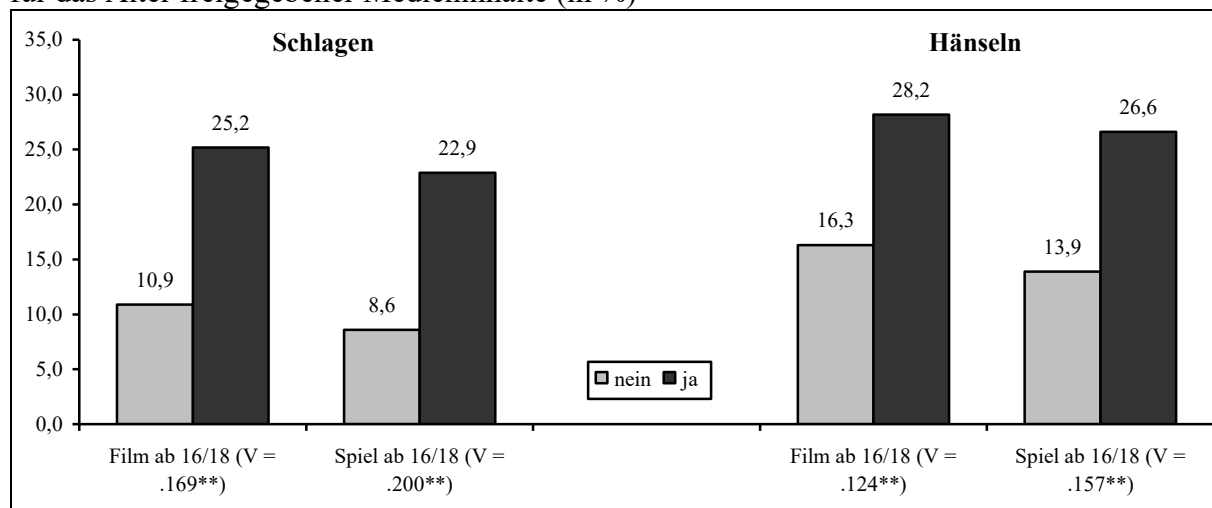


Auch hier sind die Jungen wieder stärker von negativen Umgangsweisen betroffen als Mädchen. In allen Gebieten gaben sie an, häufiger nicht freigegebene Filme und Spiele konsumiert zu haben (Filme: 28,9 zu 13,1 %; Spiele: 57 zu 19,1 %). Mit zunehmendem Alter verdoppelt sich zudem das Risiko, mit diesen Inhalten in Kontakt zu kommen. Jeder dritte über 10-jährige hat schon einen Film ab 16/18 gesehen (33,8 %), aber nur jeder sechste unter 10-jährige (16,4 %; Spiele: 54,5 zu 31,3 %). Auch dabei existiert kein Befragungsgebiet, in dem ein gegenläufiger Trend erkennbar wäre. Gleiches gilt für den sozialen Status: Eltern mit hohen Abschlüssen verhindern häufiger den altersunangemessenen Medienkonsum als Eltern mit niedrigeren Abschlüssen, in ganz Deutschland (Filme: 18,2 zu 32,5 %; Spiele: 34,7 zu 51,9 %). Und auch nichtdeutsche Kinder kommen überall häufiger mit nicht freigegebenen Inhalten in Kontakt als deutsche Kinder (Filme: 33,8 zu 17,4 %; Spiele: 54,5 zu 33,9 %).

<sup>31</sup> Eine erste Auswertung der offenen Angaben über die drei derzeit am meisten gespielten Computerspiele zeigt auch, dass Kinder, die von sich behaupten, schon einmal Spiele ab 16/18 gespielt zu haben, aktuell sehr viel häufiger ein solches Spiel spielen als Kinder, die dies nicht von sich behaupten. 33 % der ersten Gruppe spielen derzeit ein nicht freigegebenes Spiel, aber nur 3 % der zweiten Gruppe. Die Angaben der Kinder über den Konsum nicht freigegebener Spiele scheinen also sehr treffsicher zu sein.

Erneut stellt auch der Besitz von technischen Geräten im Kinderzimmer einen Risikofaktor dar. Während Kinder ohne Fernseher im Zimmer zu 14,9 % einen Film ab 16 oder 18 gesehen haben, sind es bei den Kindern mit Fernseher im Zimmer 31,2 %. Ebenso verdoppelt sich die Quote der Kinder, die schon mindestens einmal ein Spiel ab 16 oder 18 gespielt haben, wenn eine eigene Spielkonsole im Zimmer vorhanden ist. Nur 28,1 % der Kinder ohne Konsole im Zimmer geben an, solch ein Spiel gespielt zu haben, demgegenüber stehen 64,7 % mit Konsole im Zimmer.

Abbildung 2.16: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach Konsum nicht für das Alter freigegebener Medieninhalte (in %)



Die Folgen des Konsums sind in Abbildung 2.16 erkennbar. Von allen drei betrachteten Dimensionen des Medienumgangs findet sich für die Inhaltsdimension der durchgehend stärkste Zusammenhang mit eigener Gewaltausübung. Besonders hohe Effekte sind dabei für die physische Gewaltdimension vorhanden. Kinder, die schon einmal nicht freigegebene Filme oder Spiele konsumiert haben, haben ein mehr als doppelt so hohes Risiko, dass sie andere Kinder schlagen oder treten. Und auch die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen im Hinblick auf das Hänseln anderer Kinder sind beachtlich. Inwieweit diese Effekte tatsächlich auf die Medienwirkungen allein zurückzuführen sind oder ob andere Faktoren hintergründig dafür verantwortlich sind, wird erst ein zusammenfassendes Modell klären können. Die Kausalbeziehung kann aber auch solch ein Modell nicht beantworten: Denn auch hier ist natürlich der Einwand nahe liegend, dass z.B. Kinder mit starkem Temperament und Körperbezug sowohl zu höherer Schulgewalt neigen, als auch innerhalb der Familie eine entsprechende Anregung benötigen und diese über actionreiche Filme und Spiele erhalten.

### 2.4.3. Schule und Gewalt

Neben Faktoren des Elternhauses, in dem auch Mediennutzungsstile sozialisiert werden, wird seit einiger Zeit die Frage untersucht, inwieweit schulische Bedingungen selbst die Gewaltentstehung begünstigen oder verhindern (vgl. Holtappels et al. 1997; Forschungsgruppe Schulevaluation 1998). Das Spektrum möglicher Bedingungen ist dabei recht weit: Es reicht von den baulichen Faktoren als Indikatoren der Desorganisation (Vandalismus u.ä.) über die Schulkultur (u.a. Nunner-Winkler, Nikele & Wohlrab 2005; Funk & Passenberger 1997) bis in zu sozialen Faktoren wie bspw. dem Anteil ethnischer Minderheiten (u.a. Fuchs 1997). Auch die Bedingungen der Produktion von Anerkennung über die Zuteilung von Noten oder Laufbahneempfehlungen geraten dabei in den Blick. Es sind damit sowohl individuelle als auch kollekt-

tive Merkmale (Klasse, Schule), die in einer Verbindung stehen können mit eigener Gewaltauffälligkeit.

*Individuelle Ebene:* Erfolgt die Codierung im Funktionssystem der Erziehung als soziale Selektion (Luhmann 1987, S. 187), also durch positive oder negative Bewertungen, die in ihrem Zusammenhang karrierewirksam sind, dann sind Schulnoten ein Indikator für das relative Niveau der Integration bzw. Inklusion in das Erziehungssystem. Vom Kind selbst muss dies zwar nicht zwangsläufig so wahrgenommen werden, doch es ist davon auszugehen, dass auch bereits 10-jährige Kinder die Selektionsentscheidungen der Lehrer<sup>32</sup> mit einer dahinter liegenden Prestigehierarchie „guter“ und „schlechter“ Kinder in Verbindung bringen. Ein möglicherweise positiver Zusammenhang zwischen schlechten Schulleistungen im Klassenvergleich und einer erhöhten Gewaltwahrscheinlichkeit ist deshalb plausibel und lässt unterschiedliche Erklärungen zu: So können die negativen Selektionsentscheidungen der Lehrer mit Hilfe eines einfachen Frustrations- Aggressionsmodells beschrieben werden. Die erfahrenen Deprivationen (Vorenthalten guter Noten) wird über körperliche Auseinandersetzungen zu kompensieren versucht. Eine weitere Erklärungsmöglichkeit besteht darin, dass sich ein Kind angesichts negativer Selektionsentscheidungen der Lehrer alternative Felder der Anerkennung sucht, da es im Rahmen der schulleistungsbezogenen Prestigeordnung keine positive Identität entwickeln kann. Eines dieser Felder könnte die körperliche Auseinandersetzung und Dominanz über Mitschüler sein, sofern die physiologischen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Oder aber, die schlechte Schulleistung stellt nur eine Ausprägung eines anderen un beobachteten Merkmals dar, welches sowohl mit der Gewaltneigung als auch mit der Schulleistung korreliert. Beispielsweise existiert ein Zusammenhang zwischen dem sogenannten Aufmerksamkeits-Hyperaktivitätssyndrom mit Lernstörungen (Tannock & Brown 2000), zugleich aber auch mit aggressiven Verhaltensauffälligkeiten (Newcorn & Halperin 2000).

Negative Selektionsentscheidungen der Lehrer bedeuten aber nicht notwendigerweise, dass ein Kind den Aufenthalt und das subjektive Erleben des Ortes Schule stets als belastend empfindet. Gerade in Grundschulen, in denen im günstigen Fall der Pausenhof z.B. als Spielfläche gestaltet ist, können auch weniger leistungsfähige Schüler eine Bindung an die Schule entwickeln, die auf den Aspekt der Freude und des Erlebens gerichtet ist. Interpretiert man diese soziale, nicht unmittelbar leistungsbezogene Bindung als „social bond“ im Sinne von Sampson und Laub (1993, S. 18), also als soziales Kapital, welches das Kind nicht gefährden möchte und sich darum an den normativen Erwartungen des entsprechenden Netzwerkes orientiert, ist ein negativer Effekt dieser Bindungen auf die Gewaltwahrscheinlichkeit zu erwarten (vgl. Sprott 2004).

Hinzu kommt, dass die Schulklasse für viele Kinder eine soziale Ressource derart darstellt, dass sich über die Schule soziale Kontakte ergeben und Freundschaften geschlossen werden. Um diesen Aspekt der social bonds nicht durch missbilligtes Verhalten zu gefährden, müsste die Gewaltneigung geringer bei jenen Kindern ausfallen, die nicht die Klasse als soziale Ressource nutzen, die also weniger in Freundesnetzwerke integriert sind.

*Kollektive Ebene – Klasse:* Die Klasse bildet darüber hinaus eine Einheit eigener Art. So finden Schäfer und Korn (2005), dass sich die Sozialbeziehungen innerhalb eines Klassenverbandes, die weniger oder stärker hierarchisch strukturiert sein können, auf die Existenz und die Stabilität von Opfererfahrungen auswirken können. Strohmeier et al. (2005) zeigen, dass die Zusammensetzung der Schulklassen mit gewalttätigem Verhalten in Verbindung steht.

---

<sup>32</sup> Diese „(...) sind Lob und Tadel (oder auf ein Minimum reduziert: Kopfnicken/Kopfschütteln, Kommentierung einer Antwort im Unterricht), ferner Zensuren (...)“ und weitere eher formelle Entscheidungen (Luhmann 1987, S. 190).

Multikulturelle Schulklassen bieten andere Verhaltensmöglichkeiten bzw. –anlässe, u.a. für rassistisches oder diskriminierendes Verhalten. Hierbei ist aber zu beachten, dass die Ebene der Klasse für die Erklärung des Verhaltens innerhalb der Schule künstlich ist, insofern Interaktionen nicht allein zwischen Angehörigen einer Klasse stattfinden. Um (gewalttätige) Interaktionen über die eigene Klasse hinaus initiieren zu können, müssten die Schüler allerdings ihre Klassen verlassen, was besonders in der Grundschule selten ist und i.d.R. nur beim Wechsel von Kursräumen bzw. in den großen Pausen geschieht. Insofern ist die Klassenebene zwar künstlich, aber dennoch sinnvoll, gerade weil die Kinder in der Grundschule sehr viel Zeit in dieser organisatorischen Einheit verbringen.

Auf der Ebene des Klassenkontextes soll nachfolgend der Anteil an ausländischen Schülern und an Jungen betrachtet werden. Mit der Aufnahme dieser zwei Indikatoren verbindet sich die These, dass es bei erhöhten Anteilen zu erhöhter individueller Gewalt kommt. Die Begründung hierfür ist in erster Linie eine strukturelle, da sich die Ausgangsbedingungen für Interaktionen mit steigenden Anteilen von Jungen und Ausländern verändern. Damit wird zugleich die Hypothese untersucht, dass es einen Unterschied macht, ob ein Junge bspw. in einer zahlenmäßig eher durch Mädchen oder eher durch Jungen dominierten Klasse beschult wird (Funk & Passenberger 1997). Im ersten Fall wird sich sein Verhalten stärker dem des eher gewöhnlichen, (physisch) gewaltlosen Mädchen annähern, im zweiten hingegen dem des typischen Jungen.

*Kollektive Ebene – Schule:* Eine ebenfalls zu berücksichtigende Ebene ist die Schule selbst. Hier zeigen Ergebnisse der Forschung, dass insbesondere das Ausmaß an Desorganisiertheit mit individueller Gewalt korreliert. Dies wird auch unter dem Konzept des Sozialkapitals diskutiert (vgl. Stecher 2001). Dort, wo wenige Beziehungen zwischen den Akteuren der Schule existieren (u.a. zwischen Lehrern und Eltern), wo das gegenseitige Vertrauen gering ist u.ä., bilden die Kinder eine geringe Bindung an die Schule, die normalerweise durch sie verkörpert Werte und Normen aus, mit der Folge, dass individuelle Abweichung wahrscheinlicher wird.

Insgesamt sollen damit im Folgenden Variablen auf drei Ebenen der Schulstruktur und deren Beziehungen zum individuellen Gewaltausmaß untersucht werden: 1. Schulmerkmale (Grad der sozialen Desorganisation), 2. Klassenmerkmale (Anteil Ausländer, Anteil Jungen, soziale Kohäsion) und 3. individuelle Merkmale (Schulnoten, Schulbindung, Freundesbeziehungen).

Das Ausmaß sozialer Desorganisation der Schule wurde über die Lehrer erfragt, wobei drei verschiedene Dimensionen berücksichtigt werden. Erstens sollten die Lehrer einschätzen, wie in der Schule das Verhältnis zwischen Eltern und Lehrern zu bewerten ist; hier wurde sowohl nach der Meinung zu drei Aussagen gefragt<sup>33</sup> als auch danach, wie viele Eltern gewöhnlich bei einem Elternabend erscheinen.<sup>34</sup> Zweitens wurden die Lehrer gebeten, die Struktur der Schülerschaft einzuschätzen, d.h. den Prozentanteil an ausländischen Kindern und an Kindern

---

<sup>33</sup> Diese Aussagen sind: „Viele Eltern delegieren ihre Erziehungsprobleme an die Schule“, „Vielen Eltern ist die Arbeit in der Schule gleichgültig, außer wenn es um das Fortkommen ihrer eigenen Kinder geht“ und „Viele Eltern sind nicht zu konstruktiver Zusammenarbeit mit der Schule bereit“. Die Reliabilität dieser Skala beträgt Cronbachs Alpha = .67; 291 von 294 Lehrern haben ihre Meinung zu diesen Aussagen abgegeben. Der Mittelwert beträgt 2.44 und steht damit für eine durchschnittliche Zustimmung zu den Aussagen (die Antwortkategorien reichten von „1 – trifft nicht zu“ bis „4 – trifft zu“). Die verschiedenen Erhebungsgebiete unterscheiden sich nur schwach signifikant in Bezug auf diese Einschätzung ( $F = 2.084^{**}$ ).

<sup>34</sup> Hier machten nur 283 von 294 Lehrern Angaben. Im Durchschnitt kommen 71,1 % aller Eltern zu den Elternabenden, wobei es zwischen den Erhebungsgebieten deutliche Unterschiede gibt ( $F = 7.002^{**}$ ): Eher niedrig ist die Quote in Dortmund (57 %) und Oldenburg (61 %), eher hoch in Schwäbisch Gmünd (80,1 %) und Wallenhorst (82,1 %).

aus Aussiedler- sowie Sozialhilfe beziehenden Familien.<sup>35</sup> Drittens ging es um die Einschätzung des Gewaltniveaus an der Schule. Dabei kam eine Skala zum Einsatz, in der die Auftrittshäufigkeit von sieben Gewaltdelikten einzuschätzen war (Raufereien in den letzten sechs Monaten in der Schule, Hänseleien, Lehrer provozieren usw.).<sup>36</sup> Alle Indikatoren wurden standardisiert und zu einem einzigen Indikator, der sozialen Desorganisation zusammengefasst. Dieser Schritt ist möglich, da alle Indikatoren hinreichend miteinander korrelieren.<sup>37</sup> Analysen in Schulen, in denen mehrere Klassen befragt wurden, haben zudem ergeben, dass sich die Klassenlehrer in ihren Einschätzungen über die Schule ähnlich sind. Mehr als die Hälfte der Varianz der sozialen Desorganisation wird durch die Zugehörigkeit zur Schule erklärt, etwas weniger als die Hälfte durch die Person des Lehrers; d.h. die Person des Lehrers beeinflusst zwar auch das Antwortverhalten, mindestens genauso wichtig sind aber Eigenschaften der Schule selbst.

Der Indikator soziale Desorganisation kann sowohl negative, als auch positive Werte annehmen. Erste stehen dafür, dass die Desorganisation in der Schule eher gering ist, letztere dafür, dass sie hoch ist. Wie Abbildung 2.17 zeigt, unterscheiden sich die Erhebungsgebiete voneinander ( $F = 4.012^{**}$ ). In Dortmund und Kassel wird die schulische Desorganisation von den Lehrern hoch eingeschätzt, d.h. hier kommen verschiedene negative Bedingungen wie ein schlechtes Lehrer-Eltern-Verhältnis, eine sehr heterogene Schülerschaft und ein hohes inner-schulischen Gewaltniveau zusammen. Ein deutlich besseres Schulklima herrscht demgegenüber in Wallenhorst und in München. Interessant ist erneut die Divergenz zwischen den Gemeinden Belm und Wallenhorst: Während in Belm im Vergleich aller Befragungsgebiete das vierthöchste Desorganisationsniveau zu beobachten ist, erreicht Wallenhorst den niedrigsten Werte bei diesem Indikator.

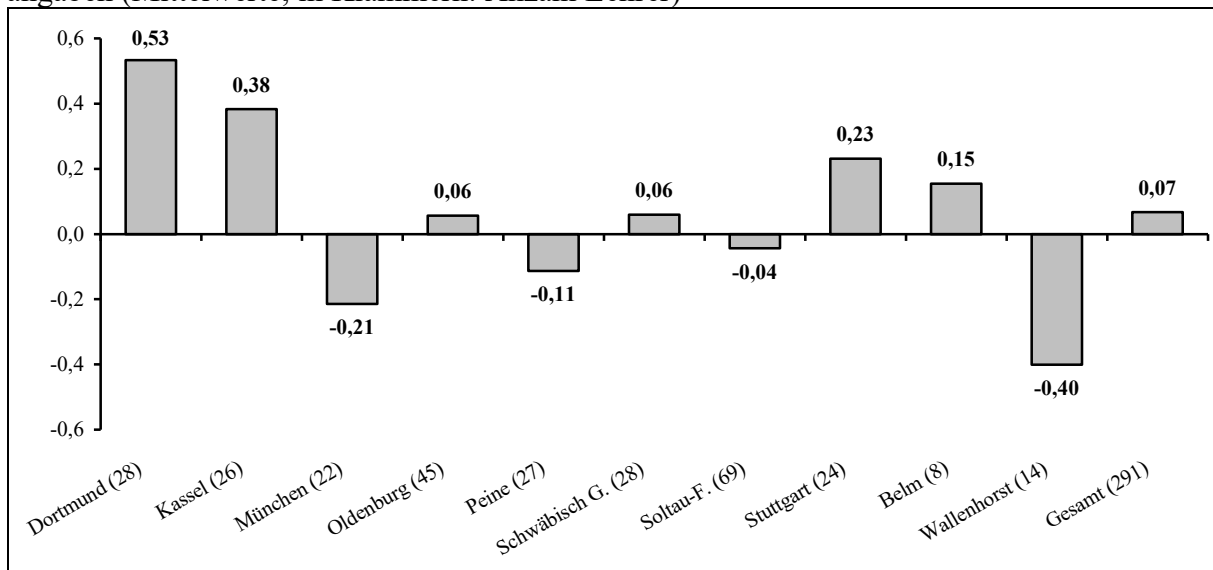
---

<sup>35</sup> Nicht alle Lehrer gaben hierüber Auskunft. Den Prozentanteil an ausländischen Kindern in der Schule konnten 28 Lehrer, den an Aussiedlerkindern 59 Lehrer und den an Sozialhilfe beziehenden Familien 46 Lehrer nicht einschätzen. Die Durchschnittswerte aller Gebiete betragen: 19,2 % (Ausländer), 8,7 % (Aussiedler) und 16,0 % (Sozialhilfe). Bei allen drei Populationsstrukturparametern gibt es die zu erwartenden Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten.

<sup>36</sup> Die Häufigkeit konnte zwischen „1 – nie“ und „4 – oft“ eingeschätzt werden. Die interne Konsistenz beträgt für die 252 Lehrer, die die Skala vollständig beantworteten, Cronbachs Alpha = .86. Der empirisch ermittelte Mittelwert beträgt 2.36 und verdeutlicht, dass es durchaus auch Gewalt an Grundschulen gibt, diese aber nach Meinung der Lehrer eher selten auftritt. Die Befragungsgebiete unterscheiden sich in Bezug auf diese Urteile nicht signifikant voneinander.

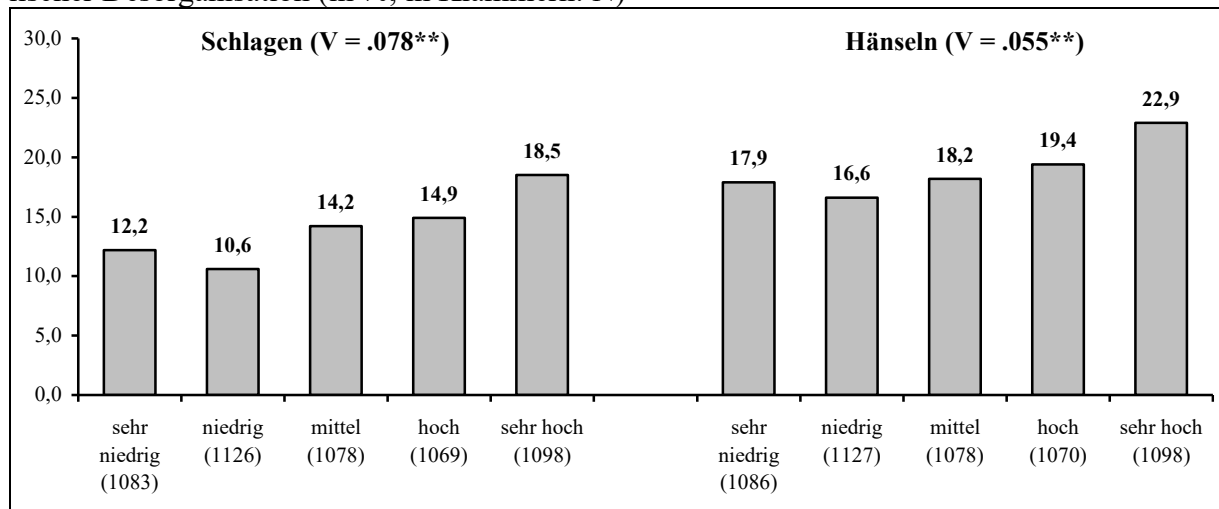
<sup>37</sup> Die Reliabilität dieser aus insgesamt sechs standardisierten Indikatoren (Einschätzung des Lehrer-Eltern-Verhältnisses, der Besuchsfrequenz bei Elternabenden, der Anteile von Ausländern, Aussiedlern und Sozialhilfeempfängern sowie des Gewaltausmaßes) bestehenden Gesamtskala beträgt Cronbachs Alpha = .78. Die niedrigste Trennschärfe weist der Anteil an Aussiedler-Kindern auf (.38), alle anderen Trennschärfen liegen deutlich über .50. Alle sechs Indikatoren laden auf einem gemeinsamen Faktor, der 47,6 % der Gesamtvarianz aufklärt.

Abbildung 2.17: Durchschnittliche schulische Desorganisation nach Erhebungsgebiet, Lehrerangaben (Mittelwerte; in Klammern: Anzahl Lehrer)



Aus Gründen einer besseren Darstellung wurden die Angaben in fünf gleich große Gruppen unterteilt, so dass Schüler in Schulen mit sehr niedriger, niedriger, mittlerer, hoher und sehr hoher Desorganisation differenziert betrachtet werden können. Mit dieser Einteilung ist es zudem möglich, die Folgen von Desorganisation auf das individuelle Gewalthandeln zu analysieren. Die Ergebnisse dieser Analyse sind in der folgenden Abbildung 2.18 dargestellt. Dabei wird die Annahme bestätigt, dass in Schulen, in denen das Schulklima problematisch ist, tatsächlich mehr Gewalttäter zu finden sind. Besonders auffällig sind allerdings nur die Kinder in Schulen mit sehr hoher Desorganisation. Zu ergänzen ist, dass die Beziehungen auch nicht in allen Befragungsgebieten vorhanden sind. In Dortmund, Kassel, Peine, Stuttgart und Wallenhorst sind sie stärker ausgeprägt als in den anderen Gebieten. Insofern kann nur von einem eher schwachen Einfluss der Schulumwelt auf das kindliche Verhalten ausgegangen werden. Dies kann folgende Gründe haben: Entweder ist damit der inhaltliche Befund verbunden, dass nicht die Schulebene, sondern die Klassen- oder die Persönlichkeitsebene für die Verursachung von gewalttätigem Verhalten verantwortlich ist (Funk & Passenberger 1997). Möglich ist aber auch, dass dieser Befund methodisch zu deuten ist, dass also Lehrkräfte eine spezifische Perspektive auf den Bewertungsgegenstand Schule einnehmen und hier auch andere Informationsquellen notwendig berücksichtigt werden müssten. Wie in der Soziologie durch das Thomas-Theorem bekannt ist, ist es entscheidender, wie die Kinder selbst ihre Schulumwelt bewerten, denn: Wenn Menschen Situationen als real definieren, dann handeln sie nach ihren Interpretation, was reale Auswirkungen hat.

Abbildung 2.18: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach Ausmaß schulischer Desorganisation (in %; in Klammern: N)

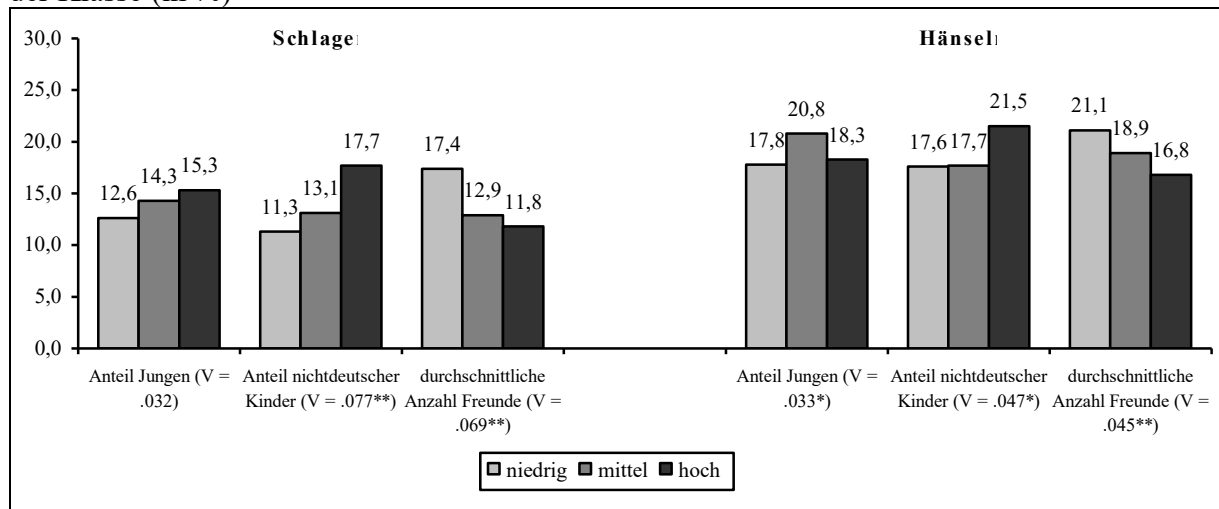


Hierarchisch unter der Schulebene findet sich die Ebene der Klasse. Als mögliche Einflussfaktoren der Gewalttätigkeit von Schülern können hier drei Indikatoren betrachtet werden: der Anteil nichtdeutscher Schüler, der Anteil Jungen und die soziale Kohäsivität, gemessen über die Freundschaftsnetzwerke in der Klasse. Diese Bedingungen beeinflussen die Art und Weise, wie sich die Kinder in der Klasse begegnen, sie rahmen die Verhaltensmöglichkeiten positiv oder negativ. Wenn bspw. in der Klasse ein hohes Ausmaß gegenseitiger Freundschaftsbeziehungen existiert, werden Kinder seltener zu Gewalt neigen, weil die Gewaltopfer öfter die eigenen Freunde sein müssten.

Die Befragungsgebiete unterscheiden sich nun nicht darin, wie groß der Anteil männlicher Kinder in den Klassen ist.<sup>38</sup> Dieser Anteil beträgt im Durchschnitt, wie nicht anders zu erwarten, 50 %; in Peine liegt er etwas darunter (43 %), in Wallenhorst etwas darüber (54 %). Signifikante Unterschiede existieren jedoch im Hinblick auf die anderen beiden Indikatoren. In Städten mit hohem Migrantenanteil ist natürlich der durchschnittliche Migrantenanteil in den Klassen ebenfalls höher als in anderen Gebieten ( $F = 12.827^{**}$ ). Den Spitzenwert erreicht hier Stuttgart, wo im Mittel 40,6 % der Schüler nichtdeutscher Herkunft sind. In Wallenhorst sind es demgegenüber nur 4,8 %. Signifikant verschieden ist zudem die durchschnittliche Anzahl an Freunden pro Klasse ( $F = 4.459^{**}$ ). In Dortmund geben die Kinder pro Klasse durchschnittlich an, 1,5 Freunde zu besitzen (Kassel und Stuttgart 1,7 Freunde), in Wallenhorst und Peine ist die Vernetzung sehr viel ausgeprägter (2,2 bzw. 2,0 Freunde).

<sup>38</sup> Die Klassenindikatoren wurden sämtlich aus den Individualdaten heraus aggregiert, d.h. es gehen nur die Fälle ein, die am Befragungstag anwesend waren und an der Befragung teilgenommen haben. Es ist davon auszugehen, dass die Nicht-Teilnahme an der Befragung nicht systematisch mit den Faktoren Geschlecht, ethnische Herkunft und Freundesanzahl variiert. Für die beiden erstgenannten Faktoren lässt sich diese Annahme auch empirisch belegen, da die Lehrkräfte gebeten worden sind, Angaben zu den nichtteilnehmenden Kindern abzugeben. Es liegen deshalb zu 546 nichtteilnehmenden Kindern Angaben zum Geschlecht und zur ethnischen Herkunft vor. Demnach sind 52,1 % dieser abwesenden Kinder männlichen Geschlechts und 19,1 % nichtdeutscher Herkunft. Alle Befragten betrachtet zeigt sich, dass 49,9 % männlich und 21,6 % nichtdeutsch sind. Signifikante Unterschiede zwischen teilnehmenden und nichtteilnehmenden Kindern existieren also nicht.

Abbildung 2.19: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach Eigenschaften der Klasse (in %)



Die Eigenschaften der Klasse wirken sich weitestgehend in der erwarteten Richtung aus (Abbildung 2.19). Eher gering ist dabei die Rolle, die der geschlechtsspezifischen Komposition der Klasse zukommt. In Klassen mit niedrigem Jungenanteil gibt es 12,6 % Kinder, die innerhalb der letzten vier Wochen ein anderes Kind geschlagen haben, in Klassen mit hohem Jungenanteil 15,3 %. Dieser Anstieg ist allerdings nicht signifikant. Bezüglich des Hänselns gibt es hingegen einen signifikanten Einfluss des Jungenanteils, wobei sich dieser umgekehrt u-förmig darstellt; d.h. die höchste Hänselrate ist Klassen mit durchschnittlichem Jungenanteil zu beobachten.

Ein höherer Ausländeranteil in der Klasse erhöht bei beiden Gewaltformen die Auftrittswahrscheinlichkeit. Vor allem das Ausmaß physisch gewalttätiger Kinder nimmt zu, wenn der Ausländeranteil in der Klasse wächst. Während in Klassen mit geringem Anteil nur 11,3 % ein anderes Kind geschlagen haben, sind es in Klassen mit hohem Anteil 17,7 %, ein Anstieg um 57 %. Nur in München, Schwäbisch Gmünd und Belm ist ein solcher Zusammenhang nicht festzustellen.

Fast im gleichen Ausmaß schlägt sich die Existenz eines dichten Freundschaftsnetzwerks in der Gewalttätigkeit nieder, und auch hier ist ein Einfluss vor allem im Bereich der physischen Gewalt zu konstatieren. Der Anteil an Kindern, die schlagen oder treten, geht um fast 50 % zurück (von 17,4 auf 11,8 %), wenn die soziale Kohäsion in der Klasse hoch ist. Beim Hänseln beträgt der Rückgang noch 25 % (von 21,1 auf 16,8). Diese nahezu spiegelbildlich zum Ausländeranteil verlaufenden Trends lassen die Vermutung zu, dass beide Indikatoren miteinander in Zusammenhang stehen. Und tatsächlich zeigt sich empirisch, dass in Klassen, in denen der Ausländeranteil zunimmt, die gegenseitige Vernetzung zurückgeht. In Klassen mit niedrigem Ausländeranteil ist die durchschnittliche Freundesanzahl 2,0, in Klassen mit hohem Ausländeranteil 1,5. Dies verweist auf das Thema der ethnischen Integration, dem sich am Ende dieses Kapitels gewidmet wird. Gegebenheiten der Klasse wie der Ausländeranteil, so kann aber schon an dieser Stelle gefolgert werden, strukturieren die persönlichen Beziehungsnetzwerke, die sich wiederum auf das persönliche Verhalten auswirken.

Eigenschaften der Klassen scheinen damit, auch wenn es dem nicht-wissenschaftlichen Verständnis über die Ursachen von Gewalt entgegensteht, durchaus mit dem individuellen Verhalten in Verbindung zu stehen, und das stärker noch als allgemein schulische Faktoren. Daran schließt sich zuguterletzt die Frage an, welchen Stellenwert Persönlichkeitsfaktoren ein-



nehmen. Drei Aspekte können hierzu untersucht werden: das Ausmaß an Schulbindung, das Leistungsniveau und die individuellen Freundschaftsbeziehungen.

Es mag etwas irritieren, dass die Freundschaftsbeziehungen hier sowohl als Merkmal der Klasse, als auch als individuelles Merkmal betrachtet werden. Diese doppelte Verwendung des Indikators hat seine Ursache darin, dass dieses Merkmal auf beiden Ebenen eine eigenständige Bedeutung hat. Als Klassenmerkmal beschreibt es das Ausmaß an Kohäsion. Klassen mit zahlreichen Beziehungen stellen ein größeres Sozialkapital zur Verfügung als Klassen, in denen kaum Netzwerke existieren. Auf der anderen Seite können in Klassen ohne allzu viele Freundschaften auch einzelne Schüler existieren, die Freundschaften untereinander unterhalten. Diese mögen dann in besonderem Maße davon profitieren. Ebenso können einzelne Schüler aus Schulklassen mit hoher Dichte aus dem Netzwerk herausfallen, mit möglicherweise sehr negativen Konsequenzen. Das Kollektivmerkmal sagt mithin nicht eindeutig vorher, wie es um die individuellen Freundschaften bestellt ist.<sup>39</sup> Die Auswertungen bestätigen auch, dass der Effekt der individuellen Netzwerkgröße in der Klasse größer ist als der des Kollektivmerkmals. Von den Personen ohne Freunde gaben 20,2 % an, in den letzten vier Wochen ein anderes Kind geschlagen oder getreten zu haben, von den Kindern mit drei Freunden waren es nur halb so viele, nämlich 10,6 % (Cramers V = .089\*\*). Etwas niedriger fallen die Beziehungen im Hinblick auf das Hänkeln aus (22,4 zu 17,4 %; Cramers V = .047\*\*).

Das Ausmaß an Schulbindung wurde mittels der Zustimmung zu zwei Aussagen erfasst, und zwar zu „Ich gehe gern zur Schule“ sowie „Ich finde Schule langweilig“.<sup>40</sup> Das letzte Item stellt ein sogenanntes Umkehritem dar, d.h. die Kinder, die beim ersten Item zustimmen, sollten das zweite Item ablehnen. Für die Auswertungen wurden die Antworten hierauf in dieselbe Richtung gepolt wie beim ersten Item. Beide Items wurden zur Variable „Schulbindung“ zusammengefasst, wobei hohe Werte für eine hohe Bindung stehen. Aus Gründen der besseren Darstellung wurde die Skala an ihrem theoretischen Mittelwert 2.5 getrennt, so dass zwei Gruppen unterschieden werden können: die Kinder mit hoher und die Kinder mit niedriger Schulbindung. Zur Gruppe mit hoher Schulbindung gehören 70,9 % aller Kinder der Stichprobe der westdeutschen Befragungsgebiete (Abbildung 2.20).

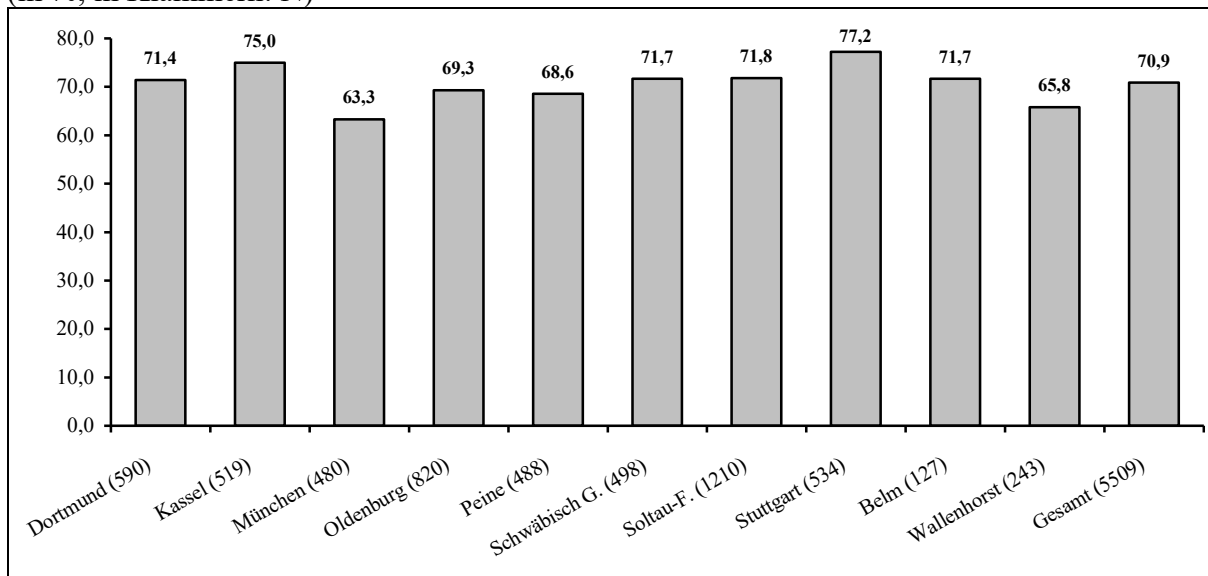
Zwischen den Gebieten existieren signifikante Unterschiede (Cramers V = .078\*\*). In München und in Wallenhorst sind es weniger als zwei Drittel aller Kinder, die Spaß am Zur-Schule-Gehen bekunden. In Stuttgart und Kassel sind es hingegen drei Viertel der Vierklässler. In Dortmund wirkt sich das durch die Lehrer so eingeschätzte höhere Ausmaß an Desorganisation innerhalb der Schulen scheinbar nicht auf die Schullust aus. Ein leicht überdurchschnittlicher Anteil der Kinder äußert hier, gern die Schule zu besuchen. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass schulische Faktoren augenscheinlich kaum mit individuellen Einstellungen und Verhaltensweisen korrelieren. In Städten mit durchschnittlich höherer Desorganisation (Dortmund, Stuttgart) fällt ebenfalls die Schulbindung höher aus, in Städten mit niedriger Desorganisation (München, Wallenhorst) fällt sie niedriger aus.

---

<sup>39</sup> Dennoch sind natürlich beide Indikatoren nicht unabhängig voneinander, d.h. in Klassen mit allgemein wenigen Freundschaftsbeziehungen hat auch der einzelne Schüler tendenziell seltener Freunde und vice versa. Die Korrelation zwischen beiden Indikatoren beträgt  $r = .39^{**}$  und ist als mittelhoch einzustufen.

<sup>40</sup> Die Antworten konnten zwischen „1 – stimmt gar nicht“ und „4 – stimmt voll und ganz“ abgestuft werden. Die Korrelation zwischen beiden Items beträgt  $r = .67^{**}$ .

Abbildung 2.20: Anteil Kinder, die eine hohe Schulbindung aufweisen, nach Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: N)



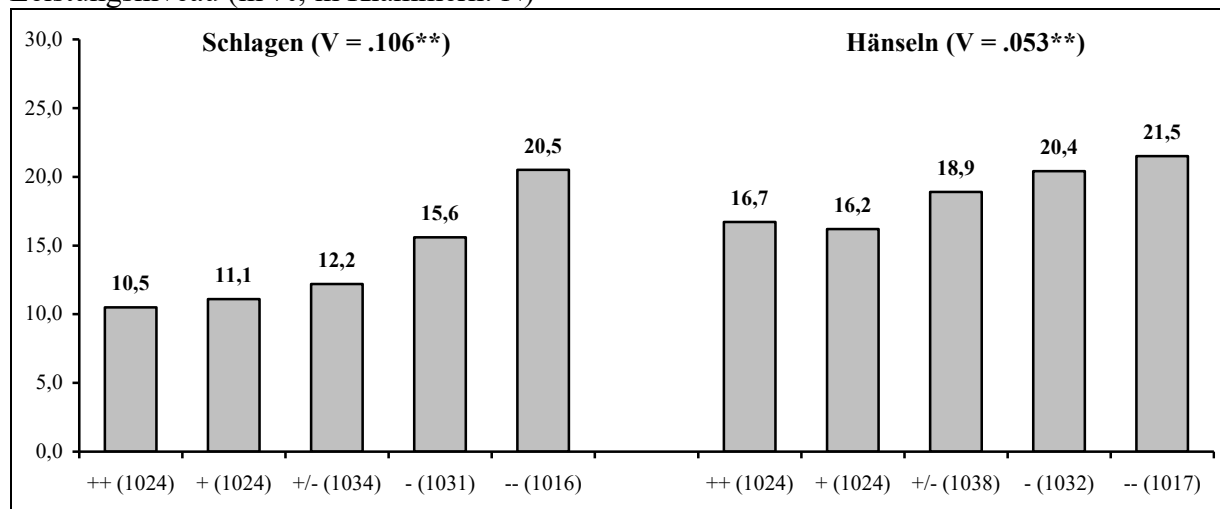
Die Zusammenhänge, die zwischen der Schulbindung und dem gewalttätigen Verhalten bestehen, sind sehr stark. So haben 21,1 % der Kinder, die eine geringe Bindung aufweisen, in den letzten vier Wochen mindestens eine Gewalttat an ihren Mitschülern begangen, bei den Schülern mit Bindung sind es nur halb so viele (11,1 %; Cramers  $V = .130^{**}$ ). Auch das Hän-seln unterlassen Kinder mit hoher Bindung deutlich häufiger als Kinder mit niedriger Bindung (16,6 zu 24,7 %; Cramers  $V = .094^{**}$ ). Wenn Kinder gern in die Schule gehen, dann akzeptieren sie auch die Rollenvorschriften, die in dieser Organisation existieren. Sie fühlen sich in der Schule geborgen und müssen eventuelle Stresserfahrungen, Deprivationserlebnisse o.ä. nicht über Gewalt kompensieren. Dabei ist die Schulbindung kaum abhängig von den erzielten Leistungen: Trotz mäßiger Noten gibt es Schüler, die gern die Schule besuchen; und gute Schüler gehen nicht notwendig mit mehr Begeisterung zur Schule. Die Bindung ist eher ein emotionaler, weniger ein kognitiver Faktor. Dies eröffnet Präventionsmöglichkeiten, da die Verhinderung gewalttätiger Auseinandersetzungen bereits damit beginnt, dass sich die Kinder wohl in der Schule fühlen.

Eine sicherlich interessante Auswertung im Anschluss wäre, die Befragungsgebiete auf Unterschiede im individuellen Schulleistungsniveau zu untersuchen. Trotz der Tatsache, dass wir die Schulnoten als Maß des Leistungsniveaus erhoben haben, können wir diese Auswertung nicht leisten, da die Schulnoten keine absolute Messung des Leistungsniveaus darstellen – dies würden nur entsprechende Testverfahren wie z.B. Intelligenztests vermögen, die wir aber nicht eingesetzt haben. Um dennoch einen Anhaltspunkt über das Leistungsniveau zu erhalten, müssen die erfassten Schulnoten transformiert werden. Diese Transformation führt aber dazu, dass alle eventuellen Unterschiede zwischen den Befragungsgebieten nivelliert werden.

Die Kinder wurden im Fragebogen gebeten, ihre Noten in den Fächern Deutsch, Mathematik, Sachkunde und Sport im letzten Halbjahreszeugnis zu berichten. Da nicht bekannt war, ob die Kinder die Noten wahrheitsgemäß berichten oder sich eventuell etwas besser machen, als sie tatsächlich sind, wurden dieselben Noten noch einmal objektiv durch die Lehrkräfte erfasst. Obwohl zur Bewertung der Schülerleistungen eine Notenskala von eins bis sechs zur Verfügung steht, ist nicht zu erwarten, dass alle Lehrkräfte diesen Notenspiegel einheitlich gebrauchen. Dies bedeutet, dass die Vergabe von Noten nicht absolut erfolgt wie beispielsweise das Vermessen eines Gegenstandes mit dem Metermaß. Noten werden stattdessen relativ verteilt, relativ im Vergleich zum Niveau der gesamten Klasse. Ein guter Schüler in einer allgemein

leistungsschwachen Klasse könnte zu den schlechten Schülern in einer leistungsstarken Klasse gehören, wenn er aus irgendwelchen Gründen die Klasse wechseln müsste. In der ersten Klasse würde er wahrscheinlich deutlich bessere Noten erhalten als in der zweiten Klasse. Aus diesem Grund ist es notwendig, die Noten eines Schülers am durchschnittlichen Niveau der Klasse auszurichten. Für unsere Analysen ist es also unwichtig, welche numerische Note ein Schüler hat; wichtiger ist, ob er in seinem Leistungsniveau durchschnittlich, überdurchschnittlich oder unterdurchschnittlich ist. Wir beziehen uns bei den Auswertungen also nicht auf die Notenangaben, sondern auf die Distanz zum Klassendurchschnitt. Berechnet man diese Distanz für alle Schüler einer Klasse für alle vier Schulnoten, führt dies dazu, dass der Mittelwert für alle Klassen und damit auch alle Städte null ist.

Abbildung 2.21: Täterraten des Schlagens und Hänselns im letzten Monat nach schulischen Leistungsniveau (in %; in Klammern: N)



Anmerkung: ++ weit überdurchschnittlich, + überdurchschnittlich, +/- durchschnittlich, - unterdurchschnittlich, -- weit unterdurchschnittlich

Mittels dieser Methode lassen sich die Kinder nicht in der gewohnten Weise darstellen, d.h. mit den Noten von 1 bis 6. Stattdessen wurden die am Klassenmittelwert standardisierten Noten der Fächer Deutsch, Mathematik und Sachkunde zu einem Leistungswert zusammengefasst und fünf Gruppen von Befragten (weit überdurchschnittlich bis weit unterdurchschnittlich, Abbildung 2.21) unterschieden. Als Grundlage dieser Einstufung dienten einzig die Angaben der Klassenlehrer.

Zu erkennen ist, dass schulisch höchst erfolgreiche Kinder nur halb so oft physische Gewalt ausüben wie die schwächsten zwanzig Prozent eines Jahrgangs. Auch die unterdurchschnittliche, d.h. die zweitschwächste Gruppe neigt noch deutlich häufiger zu Gewalt. Für das Hänseln zeigen sich ähnliche, im Ausmaß etwas geringere Effekte. Das Risiko der leistungsschwächsten Gruppe, verbale Attacken auszuführen, ist ca. 1,3mal über dem der leistungsbesten Gruppe.

### *Exkurs über das wahrheitsgemäße Berichten von Schulnoten*

Die Schulnoten in den Fächern Deutsch, Mathematik, Sachkunde und Sport wurden in der Kinderbefragung aus zwei Perspektiven erhoben: aus der Perspektive des Kindes und der Perspektive des Lehrers. Da davon auszugehen ist, dass die Lehrer, insofern sie sich entschlossen haben, die Befragung zu unterstützen, tatsächlich die korrekten Halbjahresnoten berichteten, ist es möglich zu untersuchen, wie genau die Kinder ihre Noten angaben und welche Faktoren das wahrheitsgemäße Antworten beeinflussen.

Zu beachten ist allerdings zweierlei: Erstens werden in einigen Schulen in freier Trägerschaft keine Noten vergeben. Die Lehrer erhielten hier die Anweisung, die Kinder dennoch entsprechend dem Notenspektrum einzuschätzen. Gleiches haben die Kinder selbst getan. Da sich die Kinder also bei ihren Antworten nicht an einer objektiven Quelle, dem Halbjahreszeugnis, orientieren können, sind die Schulen in freier Trägerschaft aus der Analyse auszuschließen. Zweitens waren die Antwortmöglichkeiten für Kinder und für Lehrer verschieden: Während die Kinder eine sechsstufige Antwortskala entsprechend dem Notenspektrum vorgelegt bekommen haben, konnten die Lehrer die Note offen in ein Feld eintragen. Dies ermöglichte es den Lehrern, auch Noten mit Dezimalstellen zu berichten, die auf Halbjahreszeugnissen vergeben werden, um eine Tendenzaussage zu treffen. Noten mit Dezimalstellen kommen auch zustande, weil sich in manchen Erhebungsgebieten beispielsweise die durchschnittlichen Deutschnoten aus zwei bis drei Unternoten zusammensetzen (Lesen, Schreiben u.ä.). Aus der Analyse müssen deshalb alle Notenangaben ausgeschlossen werden, die Dezimalstellen aufweisen, weil Kinder ihre Noten nicht mit Dezimalstellen berichten konnten.

Tabelle 2.8: Ausmaß der Übereinstimmung der Notenangaben zum Fach Mathematik (Anzahl Fälle)

		Angaben des Lehrers					
		1	2	3	4	5	6
Angaben des Kindes	1	<b>301</b>	35	8	7	1	0
	2	15	<b>1642</b>	118	17	2	0
	3	0	45	<b>1336</b>	112	7	0
	4	0	0	35	<b>632</b>	27	0
	5	1	0	2	17	<b>121</b>	0
	6	0	0	0	1	2	<b>3</b>

Stellt man nun die Angaben der Kinder denen der Lehrer gegenüber, so findet sich das in Tabelle 2.8 präsentierte Bild, wobei hier das Beispiel der Mathematiknote gewählt wurde. Nicht zu verkennen ist, dass die Diagonale jeweils die stärkste Zellenbesetzung aufweist, d.h. dass die Angaben von Kindern und Lehrer weitestgehend übereinstimmen. In 89,9 % der Fälle haben die Kinder genau dieselbe Note angegeben wie die Lehrer. Jedes zehnte Kind hat demnach nicht die korrekte Note berichtet. Dabei liegt bei 9 % der Kinder die angegebene Note aber nur einen Notengrad unter bzw. einen Notengrad über der richtigen Note; d.h. nur bei 1 % aller Angaben ( $N = 46$ ) weicht die vom Kind berichtete Note deutlich von der Lehrernote ab. Wenn eine Abweichung von der Lehrerangabe erfolgt, dann aber zumeist zur besseren Note hin: Von allen 452 Abweichungen liegen 334 (73,9 %) rechts über der Diagonalen, 118 (26,1 %) links darunter.

Als Maß der Übereinstimmung zwei verschiedener Informationsquellen über einen Bewertungsgegenstand wird gewöhnlich auf den Kappa-Koeffizienten zurückgegriffen. Im Beispiel der Mathematiknote beträgt dieser Koeffizient .86. Da der Koeffizient zwischen 0 (keine Übereinstimmung) und 1 (perfekte Übereinstimmung) variieren kann, ist das erreichte Ausmaß an Übereinstimmung als sehr gut zu bezeichnen. Kinder sagen also, wenn sie ihre Note in einer Befragung berichten sollen, mehrheitlich die Wahrheit. Bei der Sachkundenote fällt Kappa etwas niedriger aus (.79), ebenso bei der Sportnote (.84) und der Deutschnote (.82).

Da fast drei Viertel der Abweichungen zur besseren Note hin erfolgen, stellt sich dennoch die Frage, ob es Faktoren gibt, die manche Kinder eher als andere dazu motivieren, dies zu tun. Wären die Abweichungen reiner Zufall, müssten sie sich symmetrisch auf beide Seiten der Diagonalen verteilen. Um diese Frage zu beantworten, wurden vier logistische Regressionsmodelle für jede Note berechnet. Dabei wurden alle jene Fälle, die zur schlechteren Note abweichen, aus der Analyse ausgeschlossen und nur die zwei Gruppen der korrekten Berichter-

erstatte und der Berichterstatte, die sich besser machen, unterschieden. Die Ergebnisse sind in der nachfolgenden Tabelle 2.9 festgehalten.

Tabelle 2.9: Einflussfaktoren des Berichtens besserer Noten (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

	Bessere Note berichtet im Fach			
	Mathematik	Sachkunde	Sport	Deutsch
Note im jeweiligen Fach (Lehrerangabe)	2.734**	3.946**	3.635**	2.487**
Dortmund	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kassel	0.304**	0.246**	0.690	0.053**
München	0.736	0.729	2.579**	0.153**
Oldenburg	0.430**	0.708	1.418	0.201**
Peine	0.399**	0.493*	1.434	0.136**
Schwäbisch Gmünd	0.488*	1.814**	2.514*	0.144**
Soltau-Fallingbostal	0.494**	0.718	2.113*	0.180**
Stuttgart	1.290	1.602	3.451**	0.214**
Belm	0.323*	0.372	1.594	0.225**
Wallenhorst	0.432*	0.318**	3.014**	0.133**
Geschlecht (männlich)	1.563**	1.050	1.118	1.230
Alter	1.000	1.000	1.000	1.000
Arbeitslosigkeit im Elternhaus	0.825	0.800	1.304	0.913
Deutsch	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Türkisch	0.825	0.739	1.026	0.661
Russisch	1.299	0.887	1.346	0.772
Andere	0.817	0.812	1.083	1.231
Unvollständige Familie	1.172	0.960	1.346	1.170
Keine Elterngewalt	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Leichte Züchtigung	1.116	1.366	1.120	0.857
Mehr als leichte Züchtigung	0.885	1.482	1.036	1.490
Kein Gerät im Zimmer	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Nur Fernseher im Zimmer	0.704	0.809	0.632	0.912
Nur Spielkonsole im Zimmer	1.213	0.933	0.823	1.377
Fernseher und Spielkonsole im Zimmer	1.278	0.935	0.941	0.944
Dauer: Fernsehen/Video an Schultag	1.000	1.000	1.000	1.000
Dauer: Computer-/Videospiele an Schultag	1.000	1.000	1.001*	1.000
Kein Kontakt mit altersunangemessenen Inhalten	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Nur Filme ab 16/18 gesehen	0.869	0.872	1.524	0.613
Nur Spiele ab 16/18 gespielt	1.204	1.065	1.151	0.990
Filme ab 16/18 gesehen + Spiele ab 16/18 gespielt	1.815**	0.843	1.363	1.026
Nicht im Kindergarten gewesen	0.800	1.674	0.645	1.167
Anzahl Freunde in Klasse	0.979	1.112	1.082	1.050
Schulbindung	1.056	1.176*	1.020	1.268**
Anteil nichtdeutscher Schüler in Klasse	1.878	3.085**	3.023*	1.723
Anteil Jungen in Klasse	0.476	0.591	0.603	1.548
Anzahl Schüler in Klasse	0.985	0.965	1.026	0.968
Gewalttäterschaft	0.984	0.973	1.090	1.372*
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.183</b>	<b>.220</b>	<b>.151</b>	<b>.195</b>
<b>N</b>	<b>3521</b>	<b>3413</b>	<b>3445</b>	<b>3434</b>

\* p < .05, \*\* p < .01

Hypothesen darüber, welche Faktoren das nicht wahrheitsgemäße Berichten von Schulnoten beeinflussen, lassen sich nicht ex ante formulieren, da hierzu kaum Forschung existiert. Bezieht man dieses Verhalten aber als abweichendes Verhalten, können Variablen zur Erklärung herangezogen werden, die in diesem Forschungskontext untersucht werden. Aus diesem Grund wurden Variablen in das Modell aufgenommen, die hier weitestgehend bereits vorgestellt wurden, wie das Geschlecht, die ethnische Zugehörigkeit, der Status usw. Ergänzt werden sie durch drei zusätzliche Variablen: die strukturelle Unvollständigkeit der Familie, in der das Kind derzeit aufwächst, den Kindergartenbesuch sowie die Klassengröße. Mit der ersten

Variable verbindet sich die Vermutung, dass Kinder in Familien Alleinerziehender einen Mangel elterlichen Monitorings erfahren, der sich darin niederschlägt, dass Problemverhaltensweisen nicht immer adäquat sanktioniert werden, so z.B. das Lügen. Im nachfolgenden Abschnitt wird noch etwas ausführlicher auf die Broken-home-Situation eingegangen. Ein Kindergartenbesuch sollte die Wahrscheinlichkeit senken, da in Kindergärten bereits frühzeitig normative Orientierungen vermittelt werden und damit die Bindung an die Vorgabe, dass man nicht die Unwahrheit sagen soll, erhöht wird. Die Klassengröße hat möglicherweise einen Einfluss auf das Berichtsverhalten, weil in Klassen mit vielen Kindern die Anonymität größer ist. In kleinen Klassen wissen die Kinder hingegen besser übereinander Bescheid, so dass falsche Angaben eher aufgedeckt werden können. Zusätzlich wurde berücksichtigt, ob ein Kind in den letzten vier Wochen als Gewalttäter in Erscheinung getreten ist. Damit lässt sich prüfen, ob das inkorrekte Berichten tatsächlich Bestandteil eines übergreifenden Abweichungssyndroms ist und damit auch die Wahl des Begriffs 'Lügen' angebracht ist.

Die Schulnote im jeweiligen Fach (berichtet durch den Klassenlehrer) wurde aufgenommen, um für alle Schüler die gleichen Ausgangsbedingungen herzustellen. Für Kinder mit besseren Leistungen ist es kaum bzw. überhaupt nicht möglich, das eigene Leistungsniveau besser zu machen, weil sie die Notenskala nicht nach unten erweitern können. Wer eine eins hat, kann nicht Lügen, zumindest nicht in die positive Richtung. Wie die Ergebnisse verdeutlichen, geht von dem aktuellen Leistungsniveau in einem Schulfach tatsächlich der stärkste Effekt aus. Dieser sollte allerdings nicht inhaltlich interpretiert werden, sondern bedeutet nur, dass die Einflüsse anderer Variablen um diesen Aspekt kontrolliert werden.

Neben dem aktuellen Leistungsniveau gibt es aber keine weitere unabhängige Variable, die durchgängig mit dem Berichten besserer Noten korreliert. Im Vergleich zu allen anderen Kindern sind es meist die Dortmunder Kinder, die sich besser gemacht haben. Bei der Deutschnote ist der Einfluss derart stark (Kinder in allen anderen Städten gehören signifikant seltener zur Gruppe der Bessermacher), dass dahinter eher ein Artefakt als ein inhaltlicher Befund zu vermuten ist. Möglicherweise haben sich einige Klassenlehrer systematisch auf eine andere Teilnote bezogen als die Kinder, was im nachhinein nicht zu eruieren ist. Neben den Dortmunder Kindern sind es aber auch Kinder aus Stuttgart, die sich häufiger selbst bessere Noten attestierten als ihre Lehrer. Auch bei diesem Stadteffekt kann vermutet werden, dass befragungsinterne Gründe hierfür verantwortlich sind. Insofern sollten die Effekte der Stadtvariable nicht überbewertet werden.

Daneben gibt es aber nur noch einige vereinzelte, signifikante Prädiktoren, was zu der Schlussfolgerung veranlasst, dass das Berichten von Schulnoten eher keiner Systematik unterliegt bzw. nur einer Systematik, die wir mit den vorliegenden Daten nicht genauer ergründen können. Tendenziell ist es der Fall, dass sich eher Jungen besser machen und nicht Mädchen; aber nur bei der Mathematiknote ist der Einfluss des Geschlechts signifikant. Hier haben Jungen ein 1,563-faches Risiko, zur Gruppe der Kinder zu gehören, die eine bessere Note berichtet haben als ihre Lehrer.

Nichtdeutsche Kinder neigen demgegenüber nicht signifikant öfter dazu, sich besser zu machen als sie tatsächlich sind. Meist sind die Risiken im Vergleich zu den deutschen Kindern sogar etwas geringer. Nur bei der Sportnote neigen alle unterschiedenen nichtdeutschen Befragten Gruppen etwas öfter zum Berichten besserer Noten (nicht signifikant).

Der Medienkonsum bzw. die Medienausstattung stehen ebenfalls in keinem direkten Zusammenhang mit den interessierenden abhängigen Variablen. Nur zwei Effekte werden hier signifikant: So steigt mit der Dauer des Computerspielens an Schultagen auch das Risiko, eine

bessere Note zu berichten. Und der Konsum nicht für das Alter freigegebener Inhalte beeinflusst das Berichtsverhalten der Mathematiknote.

Das Vorliegen einer positiven affektiven Bindung an die Schule („Ich gehe gern zur Schule“ und „Ich finde Schule langweilig“) erhöht unerwarteter Weise sowohl bei der Sachkunde- als auch der Deutschnote das Risiko, nicht die Wahrheit zu sagen. Hierin schlägt sich eventuell eine Dissonanzreduktionsstrategie nieder: Eine hohe Schulbindung und das Ausbleiben schulischer Anerkennung über gute Noten steht in einem Spannungsverhältnis, dass dadurch reduziert wird, dass die Noten nach oben korrigiert werden.

Bei der Sachkunde- und der Sportnote schlägt sich der Anteil nichtdeutscher Schüler in der Klasse nieder, der aber auch bei den anderen beiden Noten das Risiko erhöht, bessere Noten als die Lehrer zu berichten, und dies unabhängig davon, welche ethnische Zugehörigkeit oder welches Leistungsniveau ein Befragter hat. Über die Hintergründe dieses Effekts lässt sich nur spekulieren: Möglicherweise verändern sich mit steigendem Ausländeranteil die Anerkennungsbeziehungen in der Klasse. Anerkennung wird nicht über gute Noten, sondern über bestimmte Formen der Abweichung erhalten. Insofern geht es in diesen Klassen eventuell nicht allein darum, die eigene Leistung in ein besseres Licht zu rücken, sondern eine nicht normenkonforme Handlung zu begehen.

Die Klassengröße geht schließlich nicht mit einem erhöhten Risiko des Lügens einher. Insofern erhält die Anonymitätsthese keinen empirischen Zuspruch. Auch der Umstand, zu den Gewalttätern zu gehören, übt weitestgehend keinen Einfluss aus. Nur bei der Deutschnote findet sich eine Beziehung, die die Annahme stützen würde, dass das Berichten der Noten auch Ausdruck eines übergeordneten Abweichungssyndroms sein könnte. Kinder, die selbst in den letzten vier Wochen eine von den vier Gewalttaten begangen haben, neigen ebenfalls dazu, sich beim Berichten der eigenen Deutschnote etwas besser zu machen als sie tatsächlich sind.

Obwohl für einzelne Variablen signifikante Zusammenhänge identifiziert werden konnten, bleiben für viele anderen Variablen diese Zusammenhänge aus. Die existenten Zusammenhänge ergeben in der Zusammenschau auch kein einheitliches Bild, so dass zu folgern ist, dass es zwar tatsächlich Kinder gibt, die sich bei der Frage nach den Schulnoten besser machen als sie tatsächlich sind. Hierbei handelt es sich aber nur um etwas jedes zwölfte Kind, der Rest gibt die selben Noten an wie seine Lehrer oder macht sich sogar schlechter. Darüber hinaus scheint das Bessermachen auch keiner Systematik zu unterliegen, zumindest keiner Systematik, die wir offen legen konnten. Wenn sich Kinder in Befragungssituationen nicht mehr genau an ihre Noten erinnern können, orientieren sie sich augenscheinlich zu den besseren Noten hin, was im Sinne eines kindlichen Egozentrismus vielleicht als eine normale Reaktion aufzufassen ist. Das Bessermachen sollte in diesem Sinne dann auch nicht im Paradigma des abweichenden Verhaltens untersucht werden. Kognitions- und entwicklungspsychologische Herangehensweisen scheinen hier angemessener zu sein.

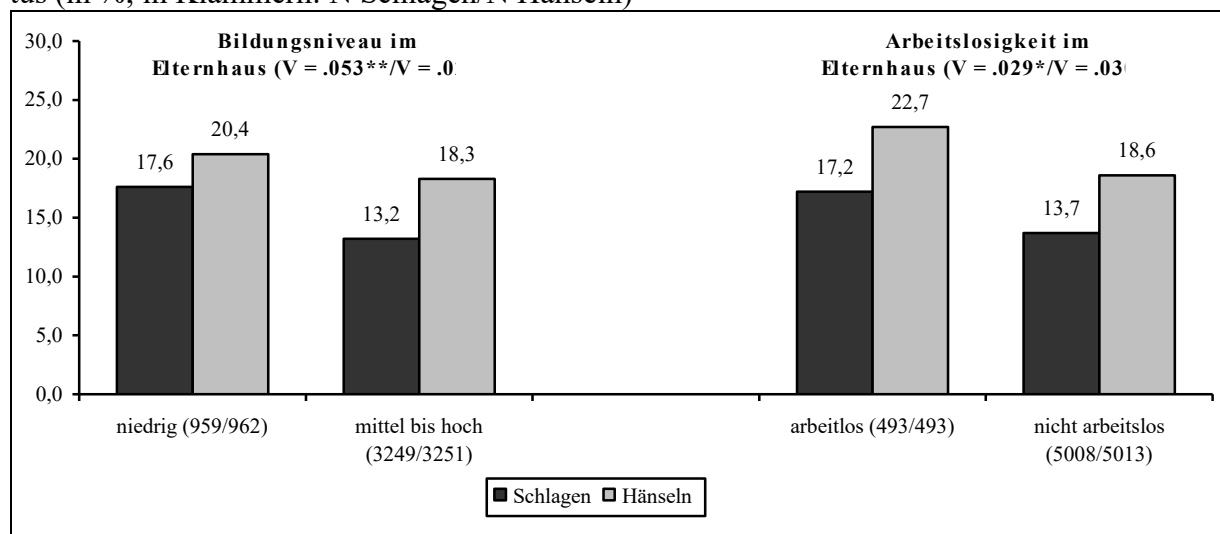
#### 2.4.4. Weitere Einflussfaktoren auf das Gewalthandeln

Einige zentrale Einflussfaktoren auf die eigene Gewalttätigkeit wurden bereits referiert und mit den Daten in Beziehung gesetzt. Neben diesen Faktoren ist eine vornehmlich in der soziologischen Forschung untersuchte Variable der Sozialstatus der Familie. Deprivationstheoretische Überlegungen (vgl. Fuchs et al. 1996) führen zu der These, dass benachteiligte Kinder häufiger zu Gewalt greifen. Dies liegt u.a. daran, dass sie in ihren Familien Gewalt häufiger erleben bzw. durch die Eltern vorgelebt bekommen, dass sie z.T. die sprachlichen Fähigkeiten

für alternative Interaktionen nicht besitzen oder erlittene Frustrationen abbauen wollen. Der Sozialstatus ist eine Variable, die verschiedenste Formen von Benachteiligungen bzw. Risikofaktoren zusammenfasst.

Entsprechend der Daten erhalten diese deprivationstheoretischen Überlegungen jedoch kaum empirische Unterstützung (Abbildung 2.22). Für die beiden Bildungsgruppen zeigt sich, dass Kinder von Eltern, die höchstens einen Hauptschulabschluss besitzen (niedriges Bildungsniveau), signifikant häufiger andere Kinder geschlagen haben als Kinder höher gebildeter Eltern (17,6 zu 13,2 %). In Bezug auf das Hänselfn gibt es hier keine signifikanten Unterschiede. Anders bei der Arbeitslosigkeit: Kinder arbeitsloser Eltern üben beide Formen der Gewalt häufiger aus; allerdings betragen die Abweichungen zwischen beiden Gruppen nur vier Prozentpunkte – dementsprechend sind die Unterschiede auch nur schwach signifikant.

Abbildung 2.22: Täterraten des Schlagens und Hänselfns im letzten Monat nach sozialem Status (in %; in Klammern: N Schlägen/N Hänselfn)



Ein weiterer Risikofaktor ist die strukturelle Unvollständigkeit von Familien, d.h. der Umstand, nicht mit beiden Elternteilen zusammen zu leben.<sup>41</sup> Haffner et al. (2001) zeigen bspw. in ihrer Längsschnittuntersuchung von Grundschulern, dass die Abwesenheit des Vaters einen Effekt auf aggressive Verhaltensweisen hat. Es kann deshalb vermutet werden, dass vollständige Familien vor allem aufgrund der besseren Möglichkeiten des adäquaten Monitorings, d.h. der Verhaltenskontrolle des Kindes, einen gewaltmindernden Effekt haben sollten.<sup>42</sup>

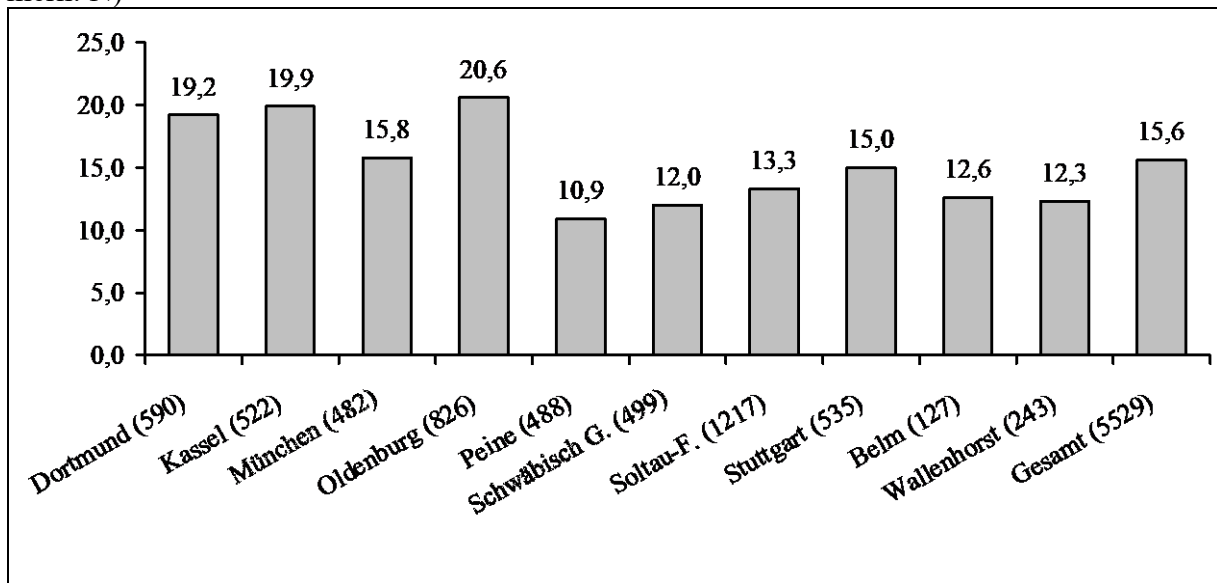
Abbildung 2.23 zeigt, dass sich die Erhebungsgebiete stark im Anteil an Kindern, die nicht mit beiden Eltern zusammen leben, unterscheiden (Cramers V = .095\*\*). Am höchsten ist dieser Anteil in Oldenburg und den anderen beiden norddeutschen Städten Dortmund und Kassel. Eher niedrig ist er in Landkreisen bzw. in süddeutschen Städten. Der niedrigste Anteil ist für den Landkreis Peine zu berichten, wo jedes zehnte Kind derzeit nicht mit zwei Eltern zusammen lebt.

<sup>41</sup> Kinder arbeitsloser Eltern leben öfter nicht mit beiden Eltern zusammen als Kinder nicht arbeitsloser Eltern (25,2 zu 14,7 %; Cramers V = .083\*\*). Soziale Benachteiligung geht als auch mit weiteren problematischen Umständen einher.

<sup>42</sup> Eine zusätzliche Auswertung zeigt dementsprechend, dass bei Kindern, die nicht mit beiden Eltern aufwachsen, signifikant häufiger nach der Schule kein Erwachsener zu Hause ist. Während dies bei Kindern mit zwei Elternteilen zu 10,6 % der Fall ist, ist es bei Kindern in anderer Familienkonstellation zu 15,5 % der Fall (Cramers V = .056\*\*).



Abbildung 2.23: Anteil Kinder, die nicht mit beiden Eltern zusammen leben (in %; in Klammern: N)

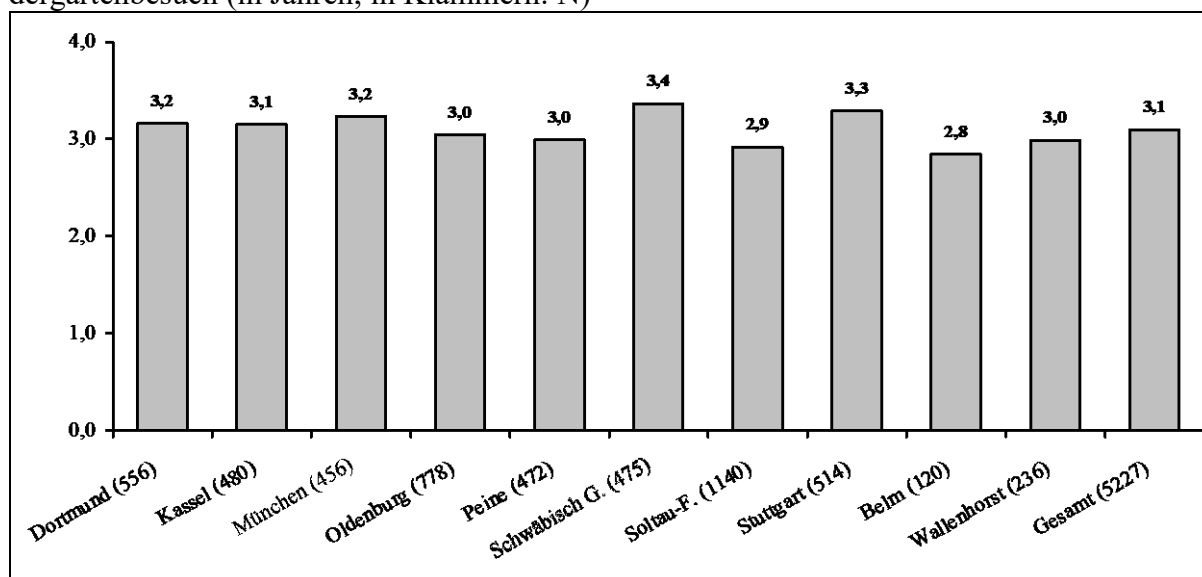


Die bivariaten Zusammenhänge zwischen der Familienkonstellation und dem gewalttätigen Verhalten sind aber nur sehr gering. So geben 13,6 % der Kinder an, die mit zwei Elternteilen zusammen wohnen, dass sie in den letzten vier Wochen ein anderes Kind geschlagen oder getreten hätten, von den Kindern in strukturell unvollständigen Familien sind es 16,3 % (Cramers  $V = .028^*$ ). Beim Hänkeln fallen die Unterschiede noch geringer aus, wobei erste Kinder etwas seltener, aber nicht signifikant seltener als letzte Kinder in Erscheinung treten (18,7 zu 20,2 %, Cramers  $V = .014$ ).

Ein letzter zu betrachtender Faktor ist der Besuch eines Kindergartens. Obwohl dieser Besuch bei Schülern der vierten Jahrgangsstufe bereits sehr lange zurückliegt, ist dennoch davon auszugehen, dass solch ein Besuch bzw. ein Nicht-Besuch langanhaltende Wirkungen besitzt. Wenn ein Kind einen Kindergarten besucht, kommt es frühzeitig in Kontakt mit Gleichaltrigen. Formen des Umgangs miteinander können einstudiert werden. Zugleich lernen die Kinder die Realitätskonstruktionen Anderer kennen und müssen diese akzeptieren. Der kindliche Egozentrismus wird auf diesem Wege reduziert. Kinder, die diese Chance nicht erhalten, bleiben in der frühen Kindheit weitestgehend nur im familialen Kontext, in dem nur ein begrenztes Rollenrepertoire zur Verfügung steht. Darüber hinaus ist zu vermuten, dass es ganz bestimmte soziale Schichten sind, die ihr Kind nicht in den Kindergarten schicken bzw. bei Nicht-Vorliegen spezifischer Voraussetzungen keinen Kindergartenplatz erhalten. So sind sozial schwache, von Arbeitslosigkeit betroffene Familien durch institutionelle Regelungen häufiger davon ausgeschlossen, Kinder im Kindergarten unterzubringen.

Auf die Frage, ob sie vor der Schule in einem Kindergarten waren, antworteten 95,9 % aller Kinder mit ja. Nur 225 Kinder haben keinen Kindergarten besucht. Diese Quote unterscheidet sich nur geringfügig zwischen den Befragungsregionen: In Wallenhorst beträgt die Besuchsquote 98,9 %, der höchste Wert aller Gebiete, in Kassel 94,2 % (niedrigster Wert). Größere Unterschiede gibt es demgegenüber in der Dauer des Besuchs (Abbildung 2.24;  $F = 13.630^{**}$ ). Im Durchschnitt gehen die Kinder in Schwäbisch Gmünd ein halbes Jahr länger in den Kindergarten als die Kinder in Soltau-Fallingb. oder Belm. In Süddeutschland scheint die Dauer des Kindergartenbesuchs generell etwas höher zu liegen als in Norddeutschland. Möglicherweise ist der zu beobachtende Nord-Süd-Unterschied aber auch ein Resultat allgemein höherer Kindergartenbesuchszeiten in Großstädten, da festgestellt werden kann, dass ebenso in Dortmund eine leicht überdurchschnittliche Dauer existiert.

Abbildung 2.24: Dauer des Kindergartenbesuchs nach Erhebungsgebiet, nur Kinder mit Kindergartenbesuch (in Jahren; in Klammern: N)



Die Zusammenhänge zwischen dem Kindergartenbesuch und dem gewalttätigen Verhalten stellen sich dar wie vermutet: Kinder, die im Kindergarten waren, berichten auch weniger Übergriffe auf ihre Schulkameraden. Allerdings ist der Zusammenhang nur im Hinblick auf das Hänselfn signifikant. Hier berichten 18,6 % der Kinder, die einen Kindergarten besucht haben, dass sie dies in den letzten vier Wochen getan hätten. Bei den Nicht-Kindergartenkindern sind es 27,2 % (Cramers V = .044\*\*). Beim Schlagen und Treten beträgt der Abstand zwischen beiden Gruppen nur noch 4,5 Prozentpunkte (13,8 zu 18,3 %; Cramers V = .026). Dass die Beziehungen etwas geringer ausfallen als vermutet, könnte damit zu begründen sein, dass der verhaltensformende Einfluss des Kindergartens mit zunehmenden Alter zurückgeht. In der ersten Jahrgangsstufe wären womöglich stärkere Effekte festzustellen.

#### 2.4.5. Zusammenfassende Modelle

Nachdem alle erfassten Faktoren vorgestellt worden sind, bleibt die Frage zu beantworten, welche davon hauptsächlich dazu beitragen, das Risiko zu erhöhen, im Schulkontext in den vergangenen vier Wochen Gewalt ausgeführt zu haben. Es wurde bereits festgestellt, dass die Einflüsse einiger Faktoren eher gering sind (u.a. schulische Desorganisation, unvollständige Familie); andere haben sich bivariat betrachtet hingegen als sehr wichtig erwiesen (u.a. Elterngewalt, Medienkonsum). Erneut wird diese Frage dabei mit dem statistischen Verfahren der logistischen Regression zu klären versucht. Die in Tabelle 2.10 aufgeführten Ergebnisse geben darüber Auskunft, ob das Risiko steigt (Koeffizienten > 1.000) oder sinkt (Koeffizient < 1.000), zur Gruppe der Täter zu gehören (Schlagen, Hänselfn), wenn bestimmte Umstände vorliegen. Die mit einem oder zwei Asterisks gekennzeichneten Faktoren können als statistisch abgesicherte Einflussfaktoren gelten.

Tabelle 2.10: Einflussfaktoren der Gewalttäterschaft in der Schule (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

	<b>Schlagen</b>	<b>Hänseln</b>
Dortmund	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kassel	1.007	0.970
München	0.797	0.996
Oldenburg	0.633*	0.834
Peine	0.693	0.547**
Schwäbisch Gmünd	0.668	1.117
Soltau-Fallingbostal	0.637*	0.785
Stuttgart	0.848	1.021
Belm	0.612	0.631
Wallenhorst	0.296**	1.479
Geschlecht (männlich)	1.833**	1.079
Alter	1.000	1.000
Arbeitslosigkeit im Elternhaus	0.921	1.126
Nichtdeutsche Herkunft	0.985	1.158
Unvollständige Familie	1.120	1.119
Keine Elterngewalt	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Leichte Züchtigung	1.657**	2.071**
Mehr als leichte Züchtigung	2.211**	2.124**
Kein Gerät im Zimmer	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Nur Fernseher im Zimmer	0.881	.810
Nur Spielkonsole im Zimmer	1.155	.825
Fernseher und Spielkonsole im Zimmer	0.970	.983
Dauer: Fernsehen/Video an Schultag	1.000	1.001*
Dauer: Computer-/Videospiele an Schultag	1.000	1.000
Kein Kontakt mit altersunangemessenen Inhalten	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Nur Filme ab 16/18 gesehen	1.456	1.556*
Nur Spiele ab 16/18 gespielt	1.630**	1.615**
Filme ab 16/18 gesehen + Spiele ab 16/18 gespielt	2.386**	2.160**
Nicht im Kindergarten gewesen	0.896	1.465
Anzahl Freunde in Klasse	1.019	1.023
Schulbindung	0.757**	0.809**
Schlechte Schulleistung (Deutsch, Mathematik, Sachkunde)	1.253**	0.957
Anteil nichtdeutscher Schüler in Klasse	2.150**	0.927
Anteil Jungen in Klasse	3.206*	0.634
Anzahl Schüler in Klasse	0.955**	1.015
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.162</b>	<b>.093</b>
<b>N</b>	<b>4154</b>	<b>4160</b>

\* p < .05, \*\* p < .01

Zunächst wird dabei um das Erhebungsgebiet kontrolliert. Nahezu in allen Gebieten werden die Kinder seltener gewalttätig als in Dortmund. Berücksichtigt man aber, dass die Städte auch unterschiedliche Ausländeranteile, Anteile unvollständiger Familien usw. haben, sind nur noch in den Gebieten Oldenburg, Soltau-Fallingbostal und Wallenhorst signifikant weniger physisch gewalttätige Kinder zu finden, in Peine weniger verbal auffällige Kinder. Insofern ist zu folgern, dass der Einfluss der städtischen Umwelt alles in allem eher gering ist.

Für Jungen ist das Risiko, andere Kinder zu schlagen, fast doppelt so hoch als für Mädchen. In Bezug auf das Hänseln findet sich hingegen kein Geschlechterunterschied mehr. Dies bedeutet, dass bei Berücksichtigung der Tatsache, dass Jungen häufiger als Mädchen geschlagen werden oder häufiger und intensiver mit Medien umgehen, kein eigenständiger Effekt der Geschlechtszugehörigkeit mehr besteht. Oder umgekehrt: Wenn die Mädchen die gleichen Lebenserfahrungen hätten wie die Jungen, würden sie auch genauso häufig andere Kinder hänseln. Dass die Auflösung des Geschlechtsunterschiedes nicht auch beim Schlagen erfolgt, verweist darauf, dass noch weitere Faktoren zu berücksichtigen wären.

Das Alter, die elterliche Betroffenheit von Arbeitslosigkeit, die Familienkonstellation und die ethnische Herkunft haben im Modell keinen eigenständigen Einfluss mehr. Gerade für die ethnische Herkunft ist dieser Befund überraschend, wurden doch weiter vorn deutliche Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Kinder berichtet. Diese gehen aber, so wie beim Geschlecht, auf das Wirken anderer Faktoren zurück. Nichtdeutsche Kinder sind nicht per se gewalttätiger; sie werden 'nur' häufiger von ihren Eltern gezüchtigt oder misshandelt, sie haben häufiger einen altersunangemessenen Umgang mit Medien, sie haben schlechtere Schulnoten und sie werden deutlich häufiger in Klassen mit einem erhöhten Migrantenanteil unterrichtet. Die Sozialisationsumstände unterscheiden sich also deutlich von denen der Deutschen, und das macht sie für Gewalt vulnerabel.

Eindrucksvoll bestätigt wird der aus Jugendbefragungen bekannte Befund des Einflusses elterlicher Gewalt. Kinder, die häufige und/oder schwere Gewalt durch die Eltern erleben, sind mehr als doppelt so häufig selbst Gewalttäter, unabhängig davon, welche Gewaltform betrachtet wird. Selbst das Erleben seltener Ohrfeigen erhöht das Risiko, zur Gruppe der Täter zu gehören, deutlich. Es hat zudem den Anschein, dass das Erleben der Gewalt durch Eltern für die Vorhersage von Kindergewalt wichtiger ist als bei den Jugendlichen (vgl. Kapitel 4 des Berichts), wobei zu beachten ist, dass in den Schätzmodellen bei Jugendlichen i.d.R. auch weitere Faktoren aus dem Bereich kultureller Werthaltungen oder der Freundesgruppe mit einbezogen werden, die bei den Kinder nicht erfragt wurden, auch deshalb, weil sie in dieser Altersgruppe weniger wichtig sein dürften.

Die Ausstattung der Kinderzimmer mit Medien sowie die Dauer des Konsums stehen nicht mit der eigenen Gewalttätigkeit in Beziehung. Einzig das längere Fernsehen erhöht leicht das Hänsel-Verhalten. Entscheidender für die Genese von Gewalt ist demgegenüber der Kontakt mit den falschen Inhalten. Insbesondere das Spielen nicht für das eigene Alter freigegebener Spiele erhöht das Risiko, andere Kinder zu schlagen oder zu hänseln. Wenn Kinder angeben, sowohl derartige Filme gesehen, als auch Spiele gespielt zu haben, ist ihre Gewaltbereitschaft mehr als doppelt so hoch wie die von Kindern, die nichts davon getan haben.

Ein Besuch des Kindergartens wirkt sich isoliert betrachtet nicht auf die Gewalttätigkeit aus. Hier bestätigt sich die weiter oben geäußerte Vermutung, dass dieses Ereignis bereits zu lange in der Vergangenheit liegt, um in der vierten Klasse noch Wirkungen zu zeitigen. Stattdessen sind es die aktuellen, die derzeitige schulische Situation betreffende Faktoren, die sich fast durchgängig signifikant im Ausmaß selbstberichteter Gewalt niederschlagen. Kinder mit hoher affektiver Bindung an die Schule und guten Schulleistungen haben seltener ein anderes Kind getreten oder geschlagen. Zudem senkt die Schulbindung auch die Häufigkeit des Hänselns. Daneben wirken sich alle kollektiven, die Schulklasse betreffenden Faktoren zumindest auf die physische Gewalt aus<sup>43</sup>: In Klassen mit hohem Ausländer- und Jungenanteil wird das einzelne Kind öfter dazu veranlasst, zu Gewalt zu greifen. In Klassen mit vielen Schülern ist die Gewalt dagegen geringer. Dies mag paradox erscheinen, da mit zunehmender Klassengröße gewöhnlich auch die Konflikthanlässe zunehmen sollten. Der Befund bedeutet aber, dass bei Kontrolle aller aufgenommenen Faktoren diese Alltagsbeobachtung nicht stimmt. In großen Klassen, in denen nicht überdurchschnittlich viel Jungen, nichtdeutsche Befragte, sozial Benachteiligte usw. sind, gibt es nicht häufiger gewalttätige Auseinandersetzungen.

---

<sup>43</sup> Es konnten nicht alle Kollektivfaktoren in das Modell aufgenommen werden, da z.T. hochsignifikante Zusammenhänge zwischen ihnen existieren. Die soziale Desorganisation der Schule sowie die soziale Kohäsion in der Klasse gemessen über die durchschnittliche Anzahl an Freunden korrelieren mit  $r > .60$  mit dem Anteil an nichtdeutschen Befragten in der Klasse, weshalb nur der letzte Faktor aufgenommen wurde.

Durch die aufgenommenen Faktoren wird aber das erhöhte Gewalt-Risiko mancher Kinder im Vergleich zu ihren Klassenkameraden nicht vollständig erklärt. Angesichts der vielen Prädiktoren muss die Erklärungskraft der Modelle insgesamt als mittelmäßig eingestuft werden: Nur 16 % der Varianz des Schlagens und 9 % der Varianz des Hänselns werden durch die aufgenommenen Ursachenfaktoren erklärt. Daraus ist zu folgern, dass es neben den betrachteten familialen, medialen und schulischen Risiken noch weitere Faktoren gibt, die mit Gewaltauffälligkeit in Verbindung stehen und entweder andere Aspekte der untersuchten Sozialisationsbereiche Familie, Medien und Schule beschreiben oder aber aus hier nicht untersuchten Bereichen stammen. Zu denken wäre beispielsweise aus dem Bereich der Familie an Faktoren, die das Eltern-Kind-Verhältnis nicht allein im Lichte der Gewaltbelastung betrachten, sondern hier Bindungs- oder Kontrollstile mit berücksichtigen. Eine Rolle spielen im Kindesalter aber sicherlich auch neurobiologische Faktoren, das kindliche Temperament o.ä., d.h. Faktoren, die sich mit der Fragebogenmethode bei Kindern nicht untersuchen lassen.

Verschiedene zusätzliche Auswertungen wären im Anschluss an diese Befunde notwendig. Zu untersuchen wäre beispielsweise, wie sich die Schulbindung entwickelt. Was sind also die Ursachen dafür, dass man sich in der Schule wohl fühlt und gern dorthin geht? Diese Analyse kann an dieser Stelle allerdings nicht erfolgen, da sich die Schülerbefragung 2005 nicht auf diesen Faktor konzentriert hat und damit davon auszugehen ist, dass der Fragebogen nur unzureichende Informationen hierfür liefert. So wurde u.a. die Beziehung zwischen Lehrern und Kindern nicht erfragt; es ist aber davon auszugehen, dass diese in ganz entscheidender Weise die Schulbindung beeinflusst.

Daneben ist es aufschlussreich, sich den Bedingungen guter schulischer Leistungen zu widmen. Dies wird im Zusammenhang mit Frage 2 (s.u.) getan. Weitere Auswertungen hierzu, insbesondere die Beziehungen zum Medienkonsum, erfolgen an anderer Stelle (vgl. Pfeiffer et al. 2006). Die möglichen Bedingungen familialer Gewalt wurden bereits im vorangegangenen Abschnitt erläutert. Insofern sind es noch zwei Anschlussfragen, die zu beantworten sind und die mit unseren Daten beantwortet werden können, weil die dafür nötigen Messungen zumindest teilweise vorgenommen wurden: 1. Welche Bedingungen können eine Erklärung dafür liefern, dass manche Kinder bereits in der vierten Jahrgangsstufe nicht für das Alter freigegebene Medieninhalte konsumieren? 2. Über welche Faktoren stehen die ethnische Zugehörigkeit und die Gewalttätigkeit in Verbindung, wenn eine direkte Beziehung nicht existiert?

#### *Ursachen altersunangemessenen Medienkonsums*

Bereits im Abschnitt über Medien und Gewalt wurde darauf verwiesen, dass ein begünstigender Faktor dafür, altersunangemessene Filme oder Spiele zu konsumieren, im Zugang zu den entsprechenden Geräten liegt. Während Kinder ohne Fernseher im Zimmer zu 14,9 % einen Film ab 16 oder 18 gesehen haben, sind es bei den Kindern mit Fernseher im Zimmer 31,2 %. Und auch die Quote der Kinder, die schon mindestens einmal ein Spiel ab 16 oder 18 gespielt haben, verdoppelt sich, wenn eine eigene Spielkonsole im Zimmer vorhanden ist (28,1 zu 64,6 %). Dieser Einfluss der medialen Infrastruktur auf das Nutzungsverhalten bleibt auch bestehen, wenn weitere Variablen berücksichtigt werden (vgl. Tabelle 2.11).

Tabelle 2.11: Einflussfaktoren des Konsums nicht für das Alter freigegebener Filme/Spiele (binäre logistische Regression, abgebildet: Exp(B))

	Filme ab 16/18 gesehen bzw. Spiele ab 16/18 gespielt
Geschlecht (männlich)	1.997**
Alter	1.107**
Arbeitslosigkeit im Elternhaus	1.065
Deutsch	<i>Referenz</i>
Türkisch	1.196**
Russisch	1.188**
Andere	1.145**
Unvollständige Familie	1.033
Keine Elterngewalt	<i>Referenz</i>
Leichte Züchtigung	1.085*
Mehr als leichte Züchtigung	1.069
Kein Gerät im Zimmer	<i>Referenz</i>
Nur Fernseher im Zimmer	1.074
Nur Spielkonsole im Zimmer	1.130**
Fernseher und Spielkonsole im Zimmer	1.422**
Dauer: Fernsehen/Video an Schultag	1.251**
Dauer: Computer-/Videospiele an Schultag	1.310**
Elterliche Kontrolle des Medienkonsums	0.606**
Fernseher läuft nie, ohne dass jemand hinsieht	<i>Referenz</i>
Fernseher läuft ab und zu/mehrmals in Woche, ohne dass jemand hinsieht	1.128**
Fernseher läuft fast jeden Tag, ohne dass jemand hinsieht	1.123**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.366</b>
<b>N</b>	<b>4521</b>

\* p < .05, \*\* p < .01; Erhebungsgebiet kontrolliert; alle Variablen z-standardisiert

Der Vorteil der in Tabelle berichteten Ergebnisse liegt darin, dass nur standardisierte Variablen aufgenommen wurden. Dies macht es möglich, die Effekte miteinander zu vergleichen und eine Rangordnung zu erstellen. Den höchsten Einfluss auf das Risiko, schon einmal einen solchen Film gesehen oder ein Spiel gespielt zu haben, hat das Geschlecht. Jungen geben doppelt so häufig an wie Mädchen, dies getan zu haben. Der zweitwichtigste Faktor ist die elterliche Kontrolle des Medienkonsums. Erfasst wurde die Kontrolle mit einer Skala, die aus sechs Items besteht. Die Kinder sollten jeweils getrennt für das Fernsehen und das Computerspielen einschätzen, ob 1. die Eltern sagen, was man sehen oder spielen darf, 2. die Eltern sich für Fernsehen und Spielen der Kinder interessieren und 3. die Eltern zeitliche Fristen für den Konsum setzen.<sup>44</sup> Der Mittelwert für alle Kinder beträgt 2.93 auf einer von eins bis vier reichenden Antwortskala, wobei hohe Werte eine hohe Kontrolle indizieren. Dieser Mittelwert bedeutet in Prozenten ausgedrückt, dass zwei Drittel der Kinder eine hohe Kontrolle ihres Konsums erleben.

Der in Tabelle 2.11 berichtete Effekt von 0.606 verdeutlicht, dass mit ansteigender Kontrolle des Medienkonsums das Risiko des Konsums nicht für das Alter freigegebener Inhalte deutlich sinkt. Dies verweist auf die zentrale Rolle, welche der Familie und den medienbezogenen Erziehungsstilen auch im Hinblick auf die Entstehung von Gewalt zukommt: Wenn sich die Eltern nicht für das Nutzungsverhalten ihrer Kinder interessieren, laufen diese Gefahr, sich den falschen Inhalten auszusetzen und in der Schule häufiger Gewalttaten zu begehen.

Der drittwichtigste Einfluss geht vom Besitz von Geräten im eigenen Zimmer aus. Und auch hier gilt entsprechend dem gewählten Verfahren der logistischen Regression: Geräte üben

<sup>44</sup> Der Cronbachs Alpha Wert von .79 verdeutlicht, dass es sich um eine sehr reliable Skala handelt. Obwohl sich die Aussagen auf zwei verschiedene Medien beziehen, laden alle sechs Items auf einem gemeinsamen Faktor.

unabhängig davon, welches Ausmaß die elterliche Kontrolle des Konsums hat oder wie lange jemand sieht usw. eine Wirkung aus. Wer seinem Kind sowohl einen Fernseher, als auch eine Spielkonsole ins Zimmer stellt, erhöht dessen Risiko um fast 50 %, nicht freigegebene Inhalte zu konsumieren.

Ebenfalls wichtig sind schließlich Faktoren, die allesamt einen recht ähnlich hohen Einfluss haben: Wer länger spielt oder fernsieht, kommt häufiger in Kontakt mit nicht freigegebenen Inhalten; alle nichtdeutschen Befragten haben ein um fast 20 % erhöhtes Risiko des Konsums; ähnliches gilt für ältere Kinder. Interessant ist zudem der Effekt einer in den vorangegangenen Analysen nicht berücksichtigten Variable: das Fernsehverhalten in der Familie. Hierzu haben wir die Kinder gefragt, wie oft der Fernseher bei ihnen zu Hause läuft, ohne dass jemand richtig hinsieht. Kinder, die antworten, dass dies nie vorkommt, sind auch seltener in Kontakt gekommen mit nicht freigegebenen Inhalten. Dieser Indikator steht für eine gewisse Sorglosigkeit im Umgang mit den Medien, was für das Nutzungsverhalten augenscheinlich Folgen hat.

Mit diesen weitestgehend familiären Faktoren lassen sich fast 37 % der Varianz der abhängigen Variablen erklären. Damit bestätigt sich, dass für diese Dimension, aber sicherlich auch für andere Dimensionen des Medienkonsums im Kindesalter die Familie von herausgehobener Bedeutung ist. Die Kinder bekommen im Elternhaus vorgelebt, ob mit Medien kontrolliert und reflektiert umzugehen ist oder nicht. Zu verhindern, dass Medien negative Konsequenzen auf verschiedene Kompetenzen der kindlichen Persönlichkeit entfalten, setzt voraus, dass die Mediengewohnheiten der Familie verändert werden.

#### *Nichtdeutsche Herkunft und Gewalttätigkeit – Zur Rolle sozialer und schulischer Integration*

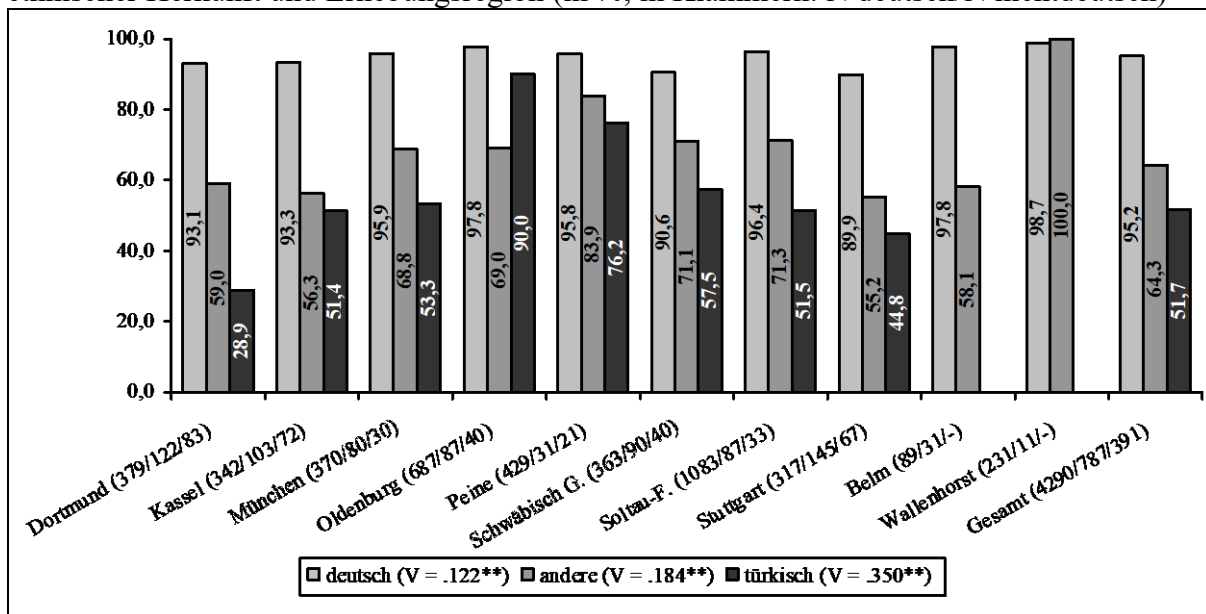
Die ethnische Zugehörigkeit hat keinen eigenständigen Effekt auf die ausgeübte Gewalt im Schulkontext, wie die Ergebnisse der logistischen Regressionen in Tabelle 2.10 zeigen. Dies ist durch verschiedene Faktoren erklärbar: So erleben nichtdeutsche Kinder deutlich häufiger Gewalt durch die Eltern als deutsche Kinder (19,1 zu 12,9 %) und – wie die vorangegangene Analyse belegt hat – sie beschäftigen sich öfter mit nicht für das Alter freigegebenen Medieninhalten. Ein weiterer Faktor ist die differenzielle soziale Integration, die u.a. Auswirkungen auf schulische Leistungen hat, von denen wiederum eigenständige Effekte auf die Gewalttätigkeit ausgehen.

Zur Erfassung sozialer Integration nutzen wir den bereits weiter oben angesprochenen Geburtstagsindikator. Dieser fragt nicht nur danach, ob die einladenden Kinder aus der eigenen Klasse kommen, sondern ebenso, welche ethnische Herkunft diese Kinder haben. Soziale Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft besteht dann, wenn mindestens eine Einladung durch deutsche Kinder ausgesprochen worden ist. Je mehr Freunde eine deutsche Herkunft haben, umso höher fällt die soziale Integration eines Migrantenkinds aus.

Die Erhebungsgebiete der Schülerbefragung 2005 unterscheiden sich sehr deutlich im Ausmaß der sozialen Integration gemessen über den Geburtstagsindikator (Abbildung 2.25). Deutsche Kinder werden dabei fast im identischen Maß von deutschen Kindern eingeladen, d.h. in den Städten scheint es keine differenzielle Einladungskultur unter den Deutschen zu geben. Die höchste Quote hat hier Wallenhorst, wo 98,7 % der Deutschen von Deutschen eingeladen wurden; die niedrigste Quote ist in Stuttgart zu beobachten (89,9 %). In Bezug auf die anderen noch unterschiedenen Migrantengruppen existieren sehr große Differenzen in der Integration. Türkische Kinder haben in Dortmund nur zu 28,9 % eine Einladung eines deutschen Kindes erhalten, in Oldenburg sind es demgegenüber neun von zehn türkischen Kin-

dem. Recht hoch ist diese Quote ebenfalls in Peine. Insgesamt haben nur 51,7 % der türkischen Kinder überhaupt eine Einladung von Deutschen erhalten, die anderen 48,3 % waren nicht bei Deutschen oder überhaupt nicht auf Geburtstagen.<sup>45</sup> Die türkischen Kinder erweisen sich im Vergleich mit anderen nichtdeutschen Gruppen als die am wenigsten sozial integrierten Kinder: Nur jugoslawische Kinder haben eine ähnlich niedrige Quote (53,1 %), osteuropäische (79,8 %), südeuropäische (66,7 %) und russische Kinder (65,4 %) können als weitaus integrierter gelten. Diese verschiedenen Gruppen wurden jedoch für die Darstellung nach Erhebungsgebiet zusammengefasst, weil die Fallzahlen zu klein für differenzierte Analysen sind. In den meisten Gebieten ist zu erkennen, dass die Integration der „anderen“ besser ist als die der Türken. Alle Gebiete betrachtet wurden sie zu 64,3 % von Deutschen eingeladen. Die Unterschiede zwischen den Gebieten fallen auch weniger groß aus als wie bei den türkischen Kindern, die Einladungsquote variiert zwischen 55,2 und 100 %. In Wallenhorst wurden demnach alle elf nichtdeutschen Kinder von deutschen Kindern zum Geburtstag eingeladen. In Oldenburg ist eine Besonderheit festzuhalten: Hier werden die türkischen Kinder häufiger eingeladen als die anderen Migrantenkinder. Insofern besteht in Oldenburg vor allem für die anderen Migrantenkinder weiterer Integrationsbedarf. Zu beachten ist allerdings, dass Oldenburg auch bei dieser Gruppe der anderen nichtdeutschen Kinder im Vergleich aller Gebiete bereits eine hohe Einladungsquote erreicht.

Abbildung 2.25: Anteil Kinder, die von Deutschen zum Geburtstag eingeladen wurde, nach ethnischer Herkunft und Erhebungsregion (in %; in Klammern: N deutsch/N nichtdeutsch)



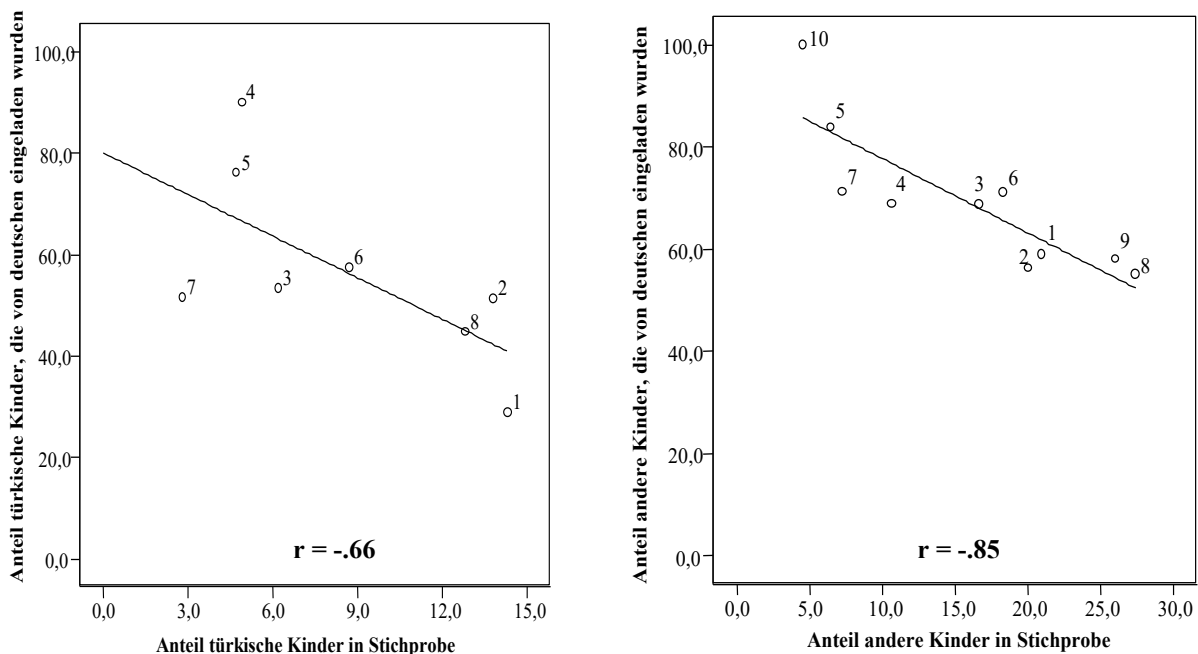
Zentral für die Einladungsquote ist natürlich, inwieweit im Befragungsgebiet überhaupt Kinder einer bestimmten ethnischen Herkunft vorhanden sind. In den Sozialwissenschaften wird diesbezüglich von den strukturellen Opportunitäten gesprochen: Dort, wo beispielsweise wenig türkische Kinder sind, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass diese wenigen türkischen Kinder durch deutsche eingeladen werden. Dieser Zusammenhang bestätigt sich auch anhand unserer Daten. In der Abbildung 2.26 sind jeweils auf der X-Achse die Anteile an türkischen bzw. anderen nichtdeutschen Befragten je Befragungsgebiet und auf der Y-Achse die Einla-

<sup>45</sup> Die niedrige Quote der türkischen Kinder in Dortmund ist nicht darauf zurückzuführen, dass diese Kinder häufiger nicht auf Kindergeburtstage gehen. Von den Dortmunder Türken waren 10,7 % zu keinem Geburtstag eingeladen, in München (16,7 %) und Soltau-Fallingbostal (26,5 %) sind die Quoten deutlich höher; auch in Schwäbisch Gmünd waren 9,3 % der Türken nicht auf Kindergeburtstagen, in Oldenburg immerhin 7,5 %. Insofern haben die türkischen Migranten in Dortmund keine eigene Kindergeburtstags-Partizipationskultur, sie werden tatsächlich seltener von Deutschen eingeladen, was für eine erhöhte Segregation dieser Gruppe spricht.



ungsquote durch deutsche Kinder abgetragen. Der mit (1) gekennzeichnete Punkt steht z.B. für die Stadt Dortmund, in der 14,3 % türkische Kinder befragt wurden, die zu 28,9 % von deutschen Kindern zum Geburtstag eingeladen wurden. Da es sich bei allen untersuchten Stichproben um repräsentative Stichproben handelt, ist davon auszugehen, dass der Stichprobenanteil türkischer oder anderer nichtdeutscher Befragter ein sehr guter Schätzer ist für den Anteil beider Gruppen in der Gesamtpopulation der potenziellen Einladenden eines Erhebungsgebietes. Oder anders ausgedrückt: Es ist sehr wahrscheinlich, dass von allen Kindern, die Kindern der vierten Jahrgangsstufe eine Einladung zum Geburtstag aussprechen könnten, in Dortmund 14,3 % eine türkische Herkunft haben.

Abbildung 2.26: Zusammenhang zwischen Geburtstagseinladungsquote und Migrantenanteil



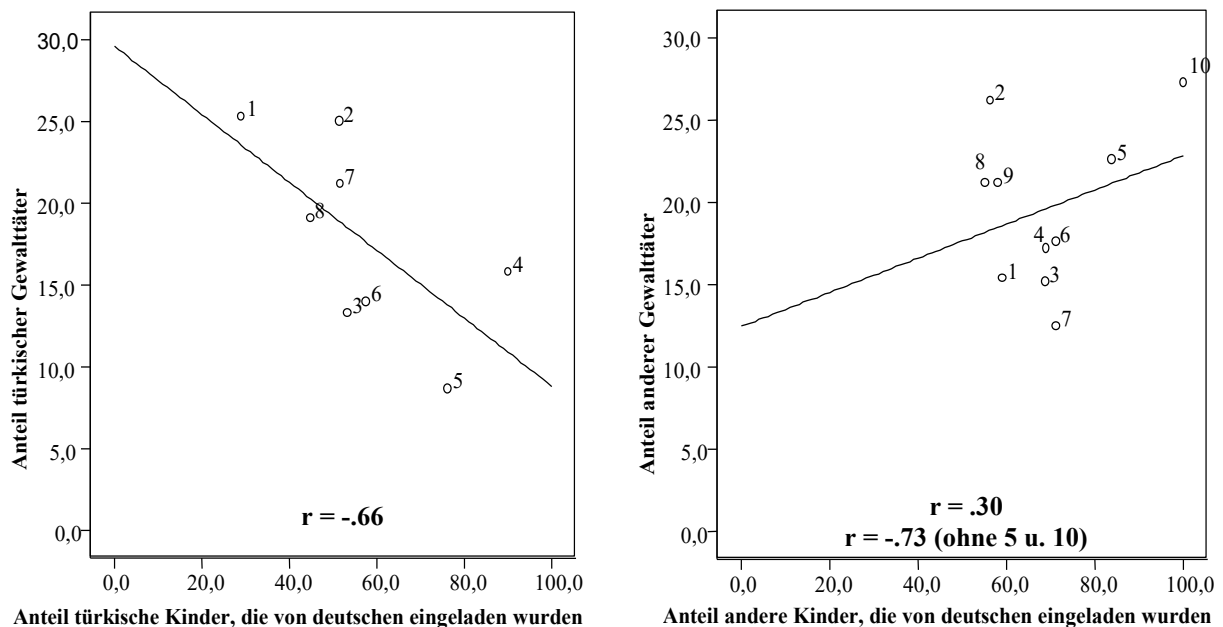
(1 = Dortmund, 2 = Kassel, 3 = München, 4 = Oldenburg, 5 = Peine, 6 = Schwäbisch Gmünd, 7 = Soltau-Fallingb., 8 = Stuttgart, 9 = Belm, 10 = Wallenhorst)

Trägt man alle Städte, in denen ein hinreichend großer Migrantenanteil besteht, im Diagramm ein und legt eine Anpassungslinie zwischen die entstehende Punktwolke, die so konstruiert ist, dass sie die summierten Abstände jedes einzelnen Punktes zur Linie minimiert, dann verläuft diese Linie von links oben nach rechts unten, für beide untersuchten Befragtengruppen. Je mehr Migranten in einer Stadt leben, desto geringer ist also ihre Chance, von Deutschen eingeladen zu werden. Die negative Beziehung wird unterstrichen durch den angegebenen Korrelationskoeffizienten, der bei den türkischen Kindern  $r = -.66$ <sup>46</sup> und bei den anderen Kindern  $r = -.85$  beträgt. Dies bedeutet, dass die Beziehung zwischen Migrantenanteil und Integration für nichttürkische Migranten noch höher ausfällt als für türkische. Insofern geht sowohl bei den Türken als auch bei den anderen Befragten tatsächlich ein großer Teil der Geburtstagseinladungsquote darauf zurück, wie viele Migranten der entsprechenden Ethnie es überhaupt gibt. Vor allem bei den Türken ist dieser strukturelle Faktor allerdings nicht die ganze Erklärung: Dortmund, Soltau-Fallingb. und Oldenburg weisen größere Abweichungen von der konstruierten Linie auf, d.h. hier ist die soziale Integration der Türken deutlich schlechter bzw. deutlich besser, als wie der Anteil an Türken erwarten lassen würde.

<sup>46</sup> Immer wenn ein Korrelationskoeffizient mit „r“ ausgewiesen ist, handelt es sich um den Pearson-Korrelationskoeffizienten. Wenn Korrelationen für andere Skalenniveaus genutzt werden, wird dies entsprechend ausgewiesen.

Die Geburtstageeinladungsquote ist also nicht allein ein alternativer Wert für den Migrantenanteil in einer Stadt, sie hat auch eine eigenständige Bedeutung. Diese zeigt sich u.a., wenn man sie in Beziehung setzt mit dem Anteil an Gewalttätern in einem Erhebungsgebiet (Anteil Kinder, die ein anderes Kind geschlagen oder getreten haben). In Abbildung 2.27 sind dafür die Einladungsquoten auf der X-Achse, die Gewaltquoten auf der Y-Achse abgetragen. Für die türkischen Kinder ergibt sich dabei eine sehr eindeutige Beziehung: Je mehr türkische Kinder in einer Stadt von deutschen Kindern eingeladen werden, umso geringer fällt ihre Gewaltquote aus. Bei den anderen Migrantenkindern ist dieser Zusammenhang auf den ersten Blick nicht gegeben. Hier geht eine bessere soziale Integration mit einer höheren Gewaltquote einher. Allerdings stellt Wallenhorst einen Ausreißer dar. Die elf nichtdeutschen Befragten waren zu über einem Viertel Gewalttäter. Schließt man diesen Ausreißer aus der Analyse aus, ergibt sich auch für die Gruppe der anderen Kinder ein negativer Zusammenhang von  $r = -.25$ ; d.h. auch hier gilt vor allem in Regionen, in denen es einen substanziellen Anteil nichtdeutscher Migranten gibt, dass mehr Integration Gewalt verhindert.<sup>47</sup>

Abbildung 2.27: Zusammenhang zwischen Geburtstageeinladungs- und Gewalttäterquote



(1 = Dortmund, 2 = Kassel, 3 = München, 4 = Oldenburg, 5 = Peine, 6 = Schwäbisch Gmünd, 7 = Soltau-Fallingb., 8 = Stuttgart, 9 = Belm, 10 = Wallenhorst)

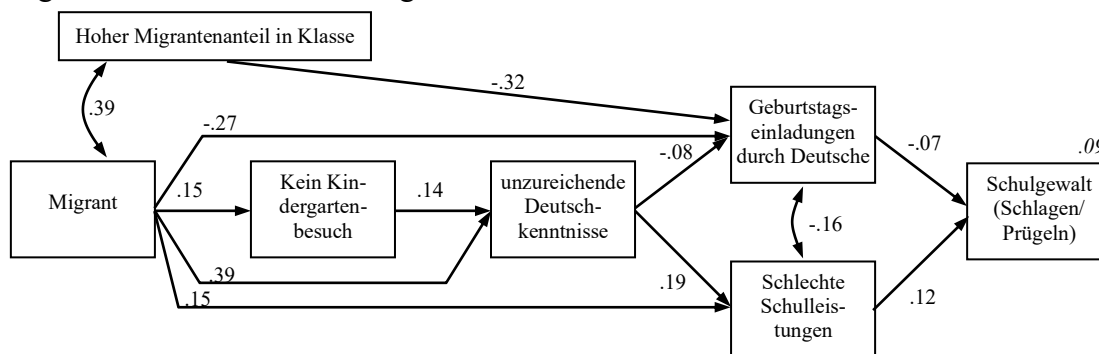
Diese Ergebnisse beziehen sich auf die Ebene der Städte. Die Übertragung der Beziehung zwischen Geburtstageeinladungsquote und Gewaltquote auf die Individualebene, setzt sich der Gefahr eines ökologischen Fehlschlusses aus. Insofern ist zu prüfen, inwieweit Kinder, die von deutschen Kindern eingeladen werden, tatsächlich auch selbst zu weniger Gewalt neigen.

Hierfür wurde auf die Methode der Pfadanalyse zurückgegriffen (vgl. Reinecke 2005). Mit dieser lassen sich mehrstufige Verursachungsmodelle untersuchen. Die Annahme ist, dass nichtdeutsche Kinder seltener von deutschen Kindern zum Kindergeburtstag eingeladen werden und dass deshalb gewalttätiges Handeln wahrscheinlicher wird. Dieser Einfluss fehlender

<sup>47</sup> In der Abbildung wird darüber hinaus der Korrelationskoeffizient berichtet, wenn auch Peine mit dem zweitniedrigsten Anteil anderer Migranten aus der Analyse ausgeschlossen wird. Durch diesen Schritt erhöht sich noch einmal deutlich die Stärke des negativen Zusammenhangs zwischen Einladungs- und Gewalttäterquote.

sozialer Integration lässt sich damit begründen, dass Kinder, ohne Kontakt zu deutschen Freunden, einer weniger intensiven Vermittlung geltender Normen und Werte ausgesetzt sind, sondern stattdessen durch die Normen der Subkultur sozialisiert werden. Hinzu kommen Benachteiligungserfahrungen, die aggressiv bewältigt werden. Diese Benachteiligung bezieht sich u.a. auf ausbleibende schulische Anerkennung. Auch die Schule fördert entsprechend dem „hidden curriculum“ vor allem Kinder mit mittlerem und hohem Kulturkapital. Nicht-deutschen Kindern, die vom Erwerb kultureller Kompetenzen – beginnend bei der Sprache – ausgeschlossen werden, wird die schulische Anerkennung in Form guter Noten öfter verweigert. Freundschaftskontakte zu deutschen Kindern entfalten damit positive Wirkungen auf verschiedenen Ebenen: Es werden normative Bindungen gestärkt, es werden kulturelle Fertigkeiten vermittelt, es werden soziale Kontakte zwischen Elternhäusern vermittelt usw. Freunde stellen ein soziales Kapital dar, das gegen verschiedene Ressourcen getauscht werden kann. Diese soziale Benachteiligung beginnt aber gewöhnlich nicht erst in der Schule, sondern es gibt Des-Integration auch bereits im Vorschulalter. Deshalb wird im Modell der Besuch oder der Nicht-Besuch eines Kindergartens mit berichtet.

Abbildung 2.28: Modell zur Vorhersage von Schulgewalt durch Indikatoren der sozialen Integration und der Schulleistung



Modell-Fit:  $\chi^2 = 72.60$ ,  $df = 28$ ,  $AGFI = .99$ ,  $RMR = .00$ ,  $CFI = 1.00$ , alle Pfade signifikant bei  $p < .01$ ;  
Kontrolliert um Alter, Geschlecht, sozialer Status

In den Ergebnissen werden die Überlegungen weitestgehend bestätigt und es zeigt sich eine mehrfache Schlechterstellung der Migrantenkinder.<sup>48</sup> Diese haben erstens seltener einen Kindergarten besucht; zweitens wurde ihnen durch die Lehrer zur Einschulung häufiger Unkenntnis der deutschen Sprache attestiert; drittens werden sie seltener von deutschen Kindern zum Geburtstag eingeladen; viertens haben sie schlechtere Schulleistungen (durchschnittliche Mathematik-, Deutsch- und Sachkundenote); fünftens werden sie häufiger in Klassen mit einem hohen Migrantenanteil unterrichtet.<sup>49</sup> Wer aber keinen Kindergarten besucht hat, hat eine geringere Chance, gute Deutschkenntnisse auszubilden. Dies wirkt sich dann wiederum auf die eigenen Freundschaftsnetzwerke und die weitere Bildungslaufbahn aus: Kinder, die unzureichend bei der Einschulung Deutsch gesprochen haben, haben aktuell weniger deutsche Freunde und deutlich schlechtere Schulleistungen. Wer wiederum weniger deutsche Freunde

<sup>48</sup> Die abgebildeten Koeffizienten können Werte zwischen 0 und 1 bzw. 0 und -1 annehmen, wobei 1 für einen perfekten Zusammenhang zwischen zwei Variablen, 0 für keinen Zusammenhang steht. Ein mittlerer Zusammenhang kann angenommen werden, wenn die Beziehungen einen Wert von  $.20$  und darüber erreichen.

<sup>49</sup> Der Migrantenanteil der Klasse wurde unter Absehung der Ethnienzugehörigkeit eines Befragten gebildet; d.h. in einer Klasse mit fünf Migranten und 15 Deutschen ist der Migrantenanteil aus der Perspektive eines Migranten  $21\%$  (verbleibende Migranten geteilt durch die Gesamtanzahl an Schülern abzüglich der Person selbst;  $4 / 19$ ), aus der Perspektive eines Deutschen  $26\%$ . Damit wird verhindert, dass Migranten eine ungleich höhere Chance haben, in einer Klasse mit Migranten unterrichtet zu werden, denn nur deutsche Kinder können prinzipiell in Klassen ohne Migranten sein. Durch die gewählte Bildungsvorschrift können es auch Migranten sein, und zwar dann, wenn ein Kind der einzige Migrant in einer Klasse ist.

hat, erhält unterdurchschnittliche Noten. Zudem ist ein geringer Effekt der Integration in deutsche Freundschaftsnetzwerke auf die eigene Gewalttätigkeit festzustellen. Der Einfluss auf die Schulnoten ist aber deutlich stärker. Schlechte Schulnoten erhöhen dann das Risiko für eigene Gewalttätigkeit.<sup>50</sup>

Die erklärte Varianz der abhängigen Variablen beträgt 9 %, was einerseits daran liegt, dass im Modell zahlreiche indirekte Beziehungen vorhanden sind. Andererseits wurden natürlich wichtige Faktoren wie das Geschlecht oder das Alter kontrolliert, die mit der Gewalt in direkter Beziehung stehen. Die erklärte Varianz verdeutlicht damit einerseits, dass Indikatoren der sozialen Integration durchaus einen eigenständigen Erklärungsbeitrag leisten können und auch den Einfluss der ethnischen Zugehörigkeit vermitteln. Zum anderen wird deutlich, dass die hier nicht berücksichtigten Faktoren der Familiengewalt oder des Mediennutzungsverhaltens dazu beitragen würden, dass Modell weiter zu verbessern.

Soziale Kontakte mit Deutschen stehen also sowohl mit gewalttätigem Verhalten, stärker aber noch mit den schulischen Leistungen in Beziehung. Inwieweit dieser Effekt erhalten bleibt, wenn andere wichtige Determinanten der Schulleistung einbezogen werden (Intelligenz, Sozialstatus der Eltern), kann zum aktuellen Zeitpunkt nicht gesagt werden, da diese Determinanten nicht oder nur unzureichend erfasst wurden. Hierüber werden erst Längsschnittstudien Auskunft geben können, die derzeit am KFN durchgeführt werden. Dennoch stellen die sozialen Kontakte zwischen Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher ethnischer Herkunft eine zumindest mittelbare Quelle von Auffälligkeiten dar. Beziehungen zu Mitgliedern der Mehrheitskultur sind eine, bislang vernachlässigte Dimension von Ungleichheit. Wenn den Migranten der Aufbau sozialer Beziehungen zu Deutschen erschwert wird und wenn damit auch die Weichen der schulischen Laufbahn seltener in Richtung Gymnasium, sondern häufiger in Richtung Hauptschule gestellt werden, so ist zu vermuten, dann werden sie dort auf ihresgleichen treffen und die Enttäuschungen über Gewalt kompensieren.

Damit ist nicht gesagt, dass jede Form erhöhten Kontakts zwischen deutschen und nicht-deutschen Kindern mögliche Gewaltkarrieren verhindern kann. Die Wirkung von Kontakten ist weitaus komplexer (vgl. Jonas 1998). Dennoch ergeben sich Hinweise darauf, dass entsprechende Maßnahmen zur Erhöhung des Kontakts bei geeigneter Rahmung und Bereitschaft der Akteure positive Wirkungen nach sich ziehen können.

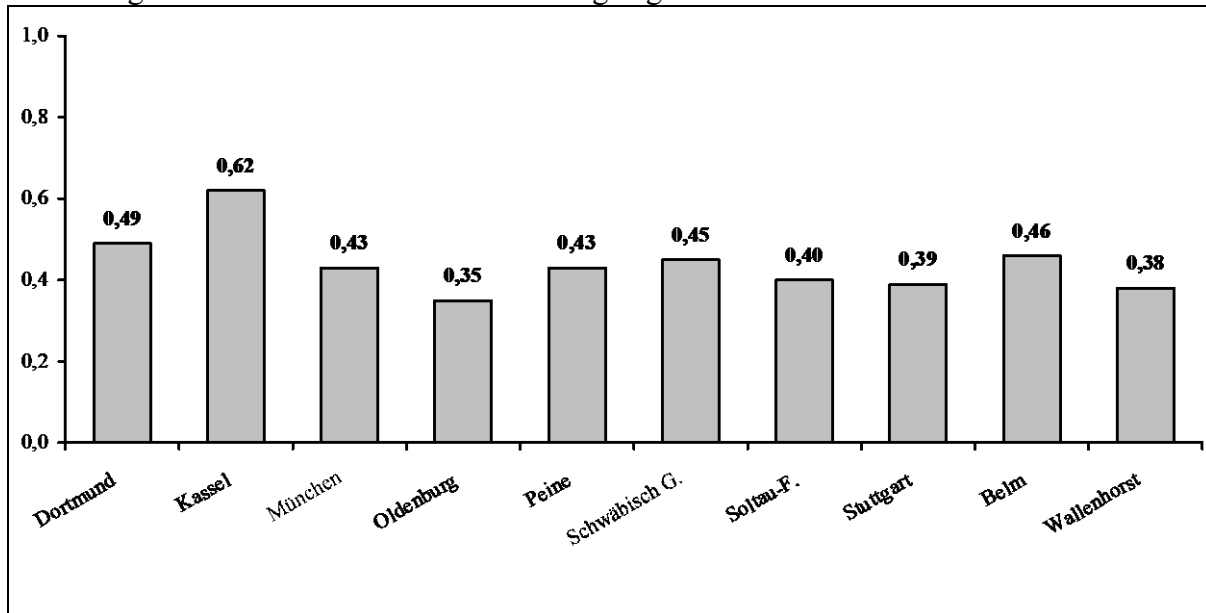
Der Kontakt mit deutschen Kindern beginnt im Kindergarten. Maßnahmen zur Erhöhung des Kontakts und zur Anbahnung interethnischer Freundschaften müssen deshalb bereits hier einsetzen. Aber auch in den Grundschulen bieten sich Ansatzmöglichkeiten insofern versucht wird zu verhindern, dass Kinder nichtdeutscher Herkunft unter sich bleiben. Freundschaften bilden sich in diesem Alter in erster Linie im Klassenverband aus. Wenn es die Konstellationen in der Klasse aber nicht oder kaum ermöglichen, dass sich Beziehungen zu deutschen Kindern etablieren, sind Migranten strukturell benachteiligt. Die in die Schülerbefragung 2005 einbezogenen Untersuchungsgebiete unterscheiden sich stark darin, inwieweit dort die Migrantenkinder strukturell benachteiligt sind, d.h. wie stark sie sich in Klassen mit hohem Migrantenanteil sammeln. In den Sozialwissenschaften wird diesbezüglich von der Segregation gesprochen. Eine hohe Segregation besteht, wenn alle nichtdeutschen Kinder einer Jahrgangsstufe ausschließlich in Klassen mit einhundertprozentigem Migrantenanteil unterrichtet würden; keine Segregation liegt vor, wenn sich alle Migranten entsprechend ihres Bevölkerungsanteils über alle Klassen verteilen würden. Zur Bestimmung des Ausmaßes an Segregation wird u.a. auf den Duncan-Index zurückgegriffen. Dieser setzt den Anteil Deutscher und

---

<sup>50</sup> Schlagen und Prügeln wurden für die Auswertungen zu einer Variablen zusammengefasst, erklärt wird somit der Umstand, ein anderes Kind geschlagen und/oder sich mit anderen Kindern geprügelt zu haben.

den Anteil von Migranten in einer Klasse ins Verhältnis zum Anteil an Deutschen bzw. zum Anteil Migranten in einem Erhebungsgebiet. Der Wert variiert zwischen 0 und 1, wobei hohe Werte höhere Segregation bedeuten; d.h. in Städten mit hohen Werten werden die Migranten häufiger in Klasse mit hohem Migrantenanteil unterrichtet werden als in Städten mit niedrigen Werten.

Abbildung 2.29: Duncan-Index nach Erhebungsregion



Kaum überraschend ist, dass Oldenburg im Vergleich aller Gebiete den niedrigsten Segregationswert aufweist, d.h. hier ist man dem Ziel der Gleichverteilung der Migranten auf alle Schulklassen schon sehr nahe gekommen.<sup>51</sup> Ebenfalls recht gleichmäßig verteilen sich die nichtdeutschen Befragten in Wallenhorst und in Stuttgart. Dabei sind die Voraussetzungen in beiden Gebieten sehr unterschiedlich, da in Stuttgart der höchste Migrantenanteil aller Befragungsgebiete (40,2 %), in Wallenhorst der kleinste Anteil (4,5 %) zu finden ist. Eine höheres Ausmaß an Segregation besteht in den Gebieten Belm, Dortmund, und Kassel. Dieses Ergebnis korrespondiert erneut mit den Täterraten des Schlagens, wovon weiter vorn berichtet wurde. In Belm ist dies darauf zurückzuführen, dass 23 von den hier befragten 38 Migranten in nur zwei Klassen (von insgesamt acht Klassen) unterrichtet werden. Die verbleibenden 15 Migranten verteilen sich hingegen auf sechs Klassen. In Kassel, wo entsprechend des Duncan-Index die ausgeprägteste Segregation besteht, ist die Klasse mit dem höchsten Migrantenanteil aller Befragungsgebiete zu finden (94 % Migranten). Und auch in einigen weiteren Klassen überschreitet der Migrantenanteil den durchschnittlichen Anteil an Migranten in der Stadt deutlich. Es ist auch vor dem Hintergrund des ermittelten Befundes, dass sich der Anteil nichtdeutscher Befragter pro Klasse in erhöhter individueller Gewaltneigung niederschlägt, dafür zu plädieren, dass in den Städten und Gemeinden stärker auf die Verteilung von deutschen und nichtdeutschen Kindern auf Grundschulklassen geachtet wird, auch wenn Maßnahmen, die eine stärkere Durchmischung der Schülerschaft beabsichtigen, den Eltern, Kindern und Städten selbst hohe Kosten u.a. für die notwendige Mobilität verursachen. Integration ist nun mal kein preiswertes Gut.

<sup>51</sup> Der Duncan-Index wurde nicht einzeln für alle ethnischen Gruppen berechnet, sondern es wurde nur die Gruppe der deutschen der Gruppe der nichtdeutschen Kinder gegenüber gestellt.

### 3. Jugenddelinquenz in Opfer- und Täterperspektive

#### 3.1. Die Opferperspektive

Im Fragebogen, der in der Jugendbefragung eingesetzt wurde, wurden Erfahrungen mit Gewaltkriminalität zunächst aus der Perspektive der Opfer erfragt. Es ist davon auszugehen, dass der Einstieg in die Themen Kriminalität und abweichendes Verhalten am besten über die Viktimisierungen erfolgt, da die Angaben hierüber weniger den Effekten der sozialen Erwünschtheit unterliegen; d.h. über Opfererfahrungen geben Jugendliche bereitwilliger und verlässlicher Auskunft als über eigene Täterschaften. Allerdings ist bislang wenig über Antwortmuster unterschiedlicher ethnischer Gruppen bekannt. Möglich ist, dass einige nichtdeutsche männliche Befragte verschiedene Formen der Viktimisierung verschweigen, weil sie nicht im Sinne der aufrechterhaltenen Männlichkeitsnormen sind. Sollte es tatsächlich derartige differenzielle Antwortmuster geben, dann hätte dies zur Folge, dass einerseits ethnische Unterschiede in der Gewaltbelastung eher unterschätzt würden; andererseits würden auch Unterschiede zwischen verschiedenen Befragungsregionen unterschätzt, insofern sich die Population befragter Jugendlicher zwischen den Gebieten im Hinblick auf die ethnische Zusammensetzung unterscheidet. In beiden Fällen wären die nachfolgend präsentierten Ergebnisse also eine konservative Schätzung der tatsächlichen Verhältnisse. Einige Auswertungen werden aber zumindest Hinweise darauf ergeben, dass die Selbstauskünfte der Jugendlichen sowohl zu Opfer- als auch zu Tätererfahrungen durchaus konsistent und valide sind, die Schülerbefragung 2005 also ein verlässliches Bild über das derzeitige Ausmaß der Jugendgewalt in den einbezogenen Gebieten liefert.

Die Viktimisierungen wurden in Bezug auf drei soziale Einheiten erfasst: Gefragt wurde nach Gewalterlebnissen im Erhebungsgebiet im Allgemeinen, wobei die Delikte Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt, Körperverletzung mit Waffen und Körperverletzung ohne Waffen im Vordergrund standen.<sup>52</sup> Zu diesen Delikten wurde die Lebenszeitprävalenz<sup>53</sup>, das Alter der erstmaligen Viktimisierung, die Anzahl an Vorfällen in den Jahren 2004 und 2005 sowie die Anzeigehäufigkeit erhoben. Zudem sollten die Jugendlichen für das am jüngsten zurückliegende Delikt einige detailliertere Auskünfte erteilen, z.B. zum Geschlecht bzw. der ethnischen Herkunft des Täters, zu den materiellen und physischen Folgen usw.

Daneben wurde die Häufigkeit an Viktimisierungen gesondert für den Kontext der Schule sowie für die Familie erfragt. Gewalt in der Schule unterscheidet sich von Gewaltvorkommnissen außerhalb der Schule, insofern Schulen eher selten Tatort schwerwiegender Delikte sind; stattdessen haben hier leichtere Formen z.B. der verbalen Gewalt eine höhere Prävalenz.

---

<sup>52</sup> Diese Delikte wurden im Fragebogen jeweils näher umschrieben; bspw. fand sich beim Raub die folgende Erläuterung: „Jemand hat dir mit Gewalt etwas entrissen oder dir unter Androhung von Gewalt etwas weggenommen, z.B. deine Tasche, dein Fahrrad oder Geld.“ Durch diese Erläuterung wurde sichergestellt, dass die Jugendlichen alle annähernd das Gleiche unter einem Raub verstehen und ähnliche Vorkommnisse unter dieser Rubrik subsumieren.

<sup>53</sup> Die Lebenszeitprävalenz gibt an, welcher Anteil an Befragten in seinem bisherigen Leben schon einmal ein Erlebnis hatte bzw. eine Tat begangen hat (die Kennziffern werden sowohl im Hinblick auf Viktimisierungen als auch auf Täterschaften genutzt). Prävalenzraten drücken demgegenüber aus, welcher Anteil an Jugendlichen in den letzten 12 Monaten etwas erlebt oder auch begangen hat. Inzidenzraten berücksichtigen darüber hinaus, wie häufig in den letzten 12 Monaten ein Ereignis stattfand. Im Folgenden wird hierbei i.d.R. derjenige Anteil an Jugendlichen ausgewiesen, der fünf Mal und mehr etwas erlebt oder begangen hat. Inzidenzraten sind damit eine echte Teilmenge der Prävalenzraten, weil sich beide Male auf das zurückliegende Jahr bezogen wird. Lebenszeitprävalenzen sind z.T. unabhängig von diesen beiden Kennziffern, insofern Erlebnisse oder Taten bereits mehrere Jahre zurückliegen können.

Erfragt wurden Körperverletzungen, Hänseleien, Zerstörungen von Eigentum, Bedrohungen mit Waffen sowie Erpressungen, jeweils für das zurückliegende Schulhalbjahr. Der Gewalt in der Familie wurde sich erneut zugewandt, weil Gewalterfahrungen hier, wie zahlreiche Studien belegen können (u.a. Wetzels et al. 2001, Wilmers et al. 2002), eine Ursache für eigene Gewaltauffälligkeit sind. Die eigene Familie ist für Kinder und Jugendliche noch immer ein durchaus gefährlicher Ort, die Prävalenz erlebter körperlicher Gewalt erreicht i.d.R. ein ähnliches Niveau wie die schulische Gewalt. Die Häufigkeit von fünf verschiedenen Formen elterlicher Übergriffe wurde getrennt für die Kindheit und die letzten 12 Monate erfragt, angefangen von der Ohrfeige bis hin zum Verprügeln. Im Gegensatz zur schulbezogenen Gewalt bzw. zur allgemeinen Delinquenz stand bei der familienbezogenen Gewalt ausschließlich die Opferperspektive im Vordergrund. Bei den anderen beiden sozialen Einheiten wurde komplementär auch die Täterschaft untersucht (s.u.).

Nicht zu verhindern ist, dass sich die Angaben der Jugendlichen über die Viktimisierungen in diesen drei sozialen Einheiten partiell überschneiden. Dies gilt vor allem für die Angaben in Bezug auf Schule und Familie auf der einen Seite, in Bezug auf Erlebnisse im Befragungsgebiet im Allgemeinen auf der anderen Seite.

### 3.1.1. Jugendliche als Opfer von Gewalt im Erhebungsgebiet im Allgemeinen

Im Fragebogen wurde dieser Teil folgendermaßen eingeleitet: „Bei den folgenden Fragen geht es darum, ob Du selbst schon mal Opfer der Gewalt anderer warst. So etwas kann an verschiedenen Orten passieren, zum Beispiel auf der Straße, in einem Bus, in einer Disco, in der Schule oder zu Hause. Die Täter können einzelne Personen oder auch Gruppen sein.“ Daran schloss sich die Abfrage der fünf Delikte Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt, Körperverletzung mit sowie Körperverletzung ohne Waffen an.

In Tabelle 3.1 sind getrennt für die Befragungsgebiete und die Delikte folgende vier Kennzahlen dargestellt: 1. die Lebenszeitprävalenz, 2. das durchschnittliche Alter der Erstviktimisierung, 3. die Prävalenz im Jahr 2004 und 4. der Anteil an Jugendlichen, die ein Delikt fünf Mal und mehr in 2004 erlebt haben. Dabei ergeben sich vor allem im Hinblick auf die Lebenszeit- und 12-Monats-Prävalenzraten<sup>54</sup> signifikante Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten, d.h. das Risiko, Opfer einer Gewalttat zu werden, ist deutschlandweit unterschiedlich.

Betrachten aber wir zunächst alle Gebiete zusammen: Es zeigt sich, dass weitaus am häufigsten Erfahrungen von Körperverletzungen ohne Waffen gemacht werden. Jeder vierte Jugendliche (26,8 %) wurde in seinem bisherigen Leben schon einmal so stark geschlagen, dass er verletzt wurde. Im Mittel waren die Jugendlichen, als die Körperverletzung zum ersten Mal passierte, 11,7 Jahre alt. In den zurückliegenden Monaten ist dies 12,8 % der Befragten zugestoßen, 1,8 % haben fünf und mehr dieser Übergriffe im Jahr 2004 erlebt. Deutlich seltener, sowohl was die Prävalenz- als auch die Mehrfachopferaten betrifft, kommen die anderen vier Gewaltdelikte vor. Etwa jeder zwanzigste Jugendliche (4,6 %) hat in 2004 mind. einen Raub erlebt, 4,2 % eine Körperverletzung mit Waffe. Sexuelle Übergriffe<sup>55</sup> (2,6 %) und Erpressungen (2,3 %) sind noch etwas seltener. Von häufigen Erlebnissen dieserart berichten zwischen

---

<sup>54</sup> Die Prävalenzraten wurden zwar für das Jahr 2004 ermittelt, da die Befragung aber Anfang des Jahres 2005 stattfand, sind die letzten zwölf Monate nahezu deckungsgleich mit dem gesamten Jahr 2004, weshalb „12-Monats-Prävalenz“ und „Prävalenz in 2004“ synonym verwendet werden.

<sup>55</sup> Sexueller Übergriffe wurden dabei recht weit definiert. Im Fragebogen fand sich hierzu die Erläuterung: „Jemand zwingt Dich mit Gewalt oder durch ernsthafte Androhung von Gewalt zu sexuellen Handlungen oder zur Duldung von sexuellen Handlungen, die Du nicht willst (z.B. eine Vergewaltigung oder Dir wird gegen Deinen Willen zwischen die Beine gefasst).“

0,2 und 0,7 %. Das geringste Durchschnittsalter bei Erstviktimsierung ist bei Raubdelikten zu finden (11.3 Jahre), das erstmalige Erleben einer Körperverletzung mit Waffen findet lebensbiographisch betrachtet ein Jahr später statt (12.2 Jahre).

Tabelle 3.1: Opfer von Gewaltdelikten 2004 nach Erhebungsregion (in % bzw. Mittelwerte)

	Raub				Erpressung				sex. Gewalt				KV m. Waffe				KV o. Waffe			
	LP	A	P04	I	LP	A	P04	I	LP	A	P04	I	LP	A	P04	I	LP	A	P04	I
Dortmund	<b>13,5</b>	11.6	<b>6,7</b>	0,6	<b>7,7</b>	11.5	<b>3,0</b>	0,4	7,0	11.4	2,9	0,2	<b>11,4</b>	12.3	<b>5,5</b>	0,5	<b>29,9</b>	11.6	14,2	2,4
Kassel	11,1	11.3	5,0	0,5	6,3	<u>11.9</u>	2,7	0,1	7,4	12.0	3,1	0,2	9,8	12.0	5,2	1,0	26,8	<u>12.1</u>	12,8	1,4
München	9,4	11.5	4,0	0,4	5,3	<u>11.9</u>	2,1	0,1	6,7	12.1	2,7	0,1	7,6	12.6	3,5	0,6	26,3	<u>12.0</u>	12,8	1,8
Oldenburg	10,0	11.4	3,9	0,1	6,6	11.5	2,1	0,1	6,4	12.1	2,5	0,1	8,2	11.8	<u>3,3</u>	0,6	26,2	<b>11.3</b>	10,8	<u>0,9</u>
Peine	10,3	11.2	4,2	0,6	5,6	11.4	2,2	0,5	5,8	12.5	<u>1,6</u>	0,1	8,4	11.5	4,0	0,7	25,5	11.5	12,9	1,8
Schwäb. G.	<u>7,3</u>	11.4	4,2	0,8	<u>4,6</u>	<b>10.6</b>	1,5	0,3	5,6	11.9	2,5	0,3	9,3	12.7	5,2	<b>1,8</b>	<u>24,6</u>	11.6	14,3	<b>3,1</b>
Soltau-F.	11,9	11.5	5,1	0,5	6,9	11.7	2,9	0,3	6,8	12.1	3,0	0,3	<u>7,5</u>	12.2	3,4	0,5	27,9	<u>12.1</u>	13,5	1,8
Stuttgart	9,7	10.8	<u>3,5</u>	0,3	5,2	<b>10.6</b>	1,7	0,2	5,1	12.1	1,8	0,1	7,9	12.3	3,8	0,5	25,2	11.6	11,9	1,5
Lehrte	9,4	10.8	4,2	0,5	5,1	11.3	<u>0,9</u>	0,2	5,8	12.8	<b>3,3</b>	0,2	8,1	11.9	4,0	0,5	28,7	11.7	11,6	1,9
Gesamt	10,6	11.3	4,6	0,4	6,0	11.5	2,3	0,2	6,4	12.0	2,6	0,2	8,7	12.2	4,2	0,7	26,8	11.7	12,8	1,8
Cramers V bzw. F-Wert	.053	1.558	.050	.026	.041	2.219	.036	.030	.029	1.249	.033	.020	.048	1.725	.043	.037	.037	3.840	.031	.039
	**		**		**	*	*				*		**		**	*	*	**		**

LP = Lebenszeitprävalenz, A = Alter erstmalige Viktimisierung, P04 = Prävalenz in 2004, I = Inzidenz (Mehrfachopfer: fünf Viktimisierungen und mehr); gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; **fett** = höchster Wert bei Prävalenz/Inzidenz bzw. niedrigster bei Alter, unterstrichen = niedrigster Wert bei Prävalenz/Inzidenz bzw. höchster bei Alter (nur bei signifikanten Unterschieden)

Bei den Raubdelikten streuen die regionalen Unterschiede der Opferraten bezogen auf die Prävalenz in 2004 zwischen 3,5 % (Stuttgart) und 6,7 % (Dortmund); diese Unterschiede sind signifikant. Dortmund weist zudem die höchste Lebenszeitprävalenz auf, d.h. das Risiko, in Dortmund Opfer eines Raubes zu werden, liegt z.T. deutlich über den Risiken in anderen Städten. Die Lebenszeitprävalenz in Schwäbisch Gmünd ist bspw. nur fast halb so hoch (7,3 %). In Schwäbisch Gmünd findet sich allerdings der höchste Anteil an Jugendlichen, der in den zurückliegenden 12 Monaten fünf Raubtaten und mehr erleben musste. Insofern scheint sich in dieser Stadt das Gewaltgeschehen zwar auf einen kleineren Teil an Jugendlichen als in anderen Städten zu konzentrieren, diese erleben dann aber häufiger wiederholte Übergriffe, ein Befund, der sich auch bei beiden Formen der Körperverletzung wiederholt.

Ebenfalls signifikant, wenngleich eher an der unteren Grenze, sind die regionalen Unterschiede hinsichtlich der Erpressung. Hier liegen Dortmund und Soltau-Fallingb. an der Spitze – jeder dreiunddreißigste Schüler wurde in 2004 mind. einmal erpresst – während Lehrte mit 0,9 % die geringste Prävalenz aufweist. Dortmund weist zudem die höchste Lebenszeitprävalenzrate auf (7,7 %), Schwäbisch Gmünd die niedrigste (4,6 %). Zugleich werden aber in Schwäbisch Gmünd wie auch in Stuttgart Erpressungserfahrungen am frühesten gemacht (10.6 Jahre), in Kassel und München hingegen über ein Jahr später.

Auch bei der sexuellen Gewalt lassen sich signifikante Unterschiede zwischen den Regionen in der 12-Monats-Prävalenz feststellen, wobei diese in Peine mit 1,6 % am geringsten und in Lehrte mit 3,3 % am höchsten ist. Die anderen Kennziffern zur sexuellen Gewalt variieren zwar nicht signifikant zwischen den Gebieten, auffällig ist aber in Bezug auf das Alter der Erstviktimsierung, dass in Dortmund Erfahrungen sexueller Übergriffe sehr viel früher gemacht werden (11.4 Jahre) als in Lehrte (12,8 Jahre) oder in Peine (12.5 Jahre).

Körperverletzungen mit Waffen sind, das Jahr 2004 als Referenz gewählt, am weitesten in Dortmund (5,5 %), Kassel (5,2 %) und Schwäbisch-Gmünd (5,2 %) verbreitet. Mit 3,3 % ist das Risiko in Oldenburg am geringsten, Opfer einer Körperverletzung mit Waffen zu werden. Die Lebenszeitprävalenz zeigt dabei eine recht ähnliche Reihenfolge. Für Schwäbisch Gmünd



findet sich zudem eine erhöhte Rate bei den Mehrfachopfern: 1,8 % der Jugendlichen gaben an, fünf und mehr Verletzungen mit einer Waffe oder einem Gegenstand erlebt zu haben. In den meisten anderen Regionen sind dies nur 0,5 %.

Bei der Körperverletzung ohne Waffen, von der zwischen 10,8 und 14,3 % der Befragten betroffen sind, finden wir hingegen keine signifikanten Unterschiede zwischen den Erhebungsregionen, wenn wir die Prävalenzraten für 2004 betrachten. Die Lebenszeitprävalenzen weisen demgegenüber signifikante Unterschiede auf, wobei Dortmund mit 29,9 % die höchste, Schwäbisch Gmünd mit 24,6 % die geringste Rate aufweist. Dies spricht im Fall von Schwäbisch Gmünd erneut dafür, dass sich das Gewaltgeschehen auf einen kleineren Teil der Jugend bezieht; diese sind aber im letzten Jahr häufiger von Gewalt im Allgemeinen, von wiederholter Gewalt im Besonderen betroffen gewesen. Am jüngsten waren die Oldenburger Schüler, als sie zum ersten Mal eine Körperverletzung erlebten (11.3 Jahre), fast um ein Jahr älter hingegen die Schüler in Kassel und Soltau-Fallingb.ostel.

Auf Basis der fünf Delikte lässt sich die Gesamtopferrate bestimmen, d.h. der Anteil an Jugendlichen, die mindestens eines der Delikte erlebt haben. Demnach wurden 38,9 % aller Schüler bereits einmal Opfer von gewalttätigen Übergriffen in ihrem bisherigen Leben (Abbildung 3.1); für 18,9 % gilt dies in Bezug auf das Jahr 2004. Jeder 26. Jugendliche hat im letzten Jahr mindestens fünf Opfererfahrungen gemacht. Alle drei Gesamtopferraten variieren signifikant zwischen den Erhebungsgebieten. Dortmund weist die höchsten Prävalenzraten auf (43,6 bzw. 21,9 %); bei der Mehrfachopferschaft ist die Rate in Schwäbisch Gmünd am höchsten (5,6 %). Wer also in Schwäbisch Gmünd Opfer wird, hat ein im Vergleich zu den anderen Gebieten deutlich erhöhtes Risiko, wiederholt viktimisiert zu werden. Schüler in Oldenburg leben derzeit in der sichersten Umgebung: Nur 16,4 % haben mindestens eine Gewalttat erlebt, 2,7 % mussten mehr als vier Gewalterfahrungen machen.

Abbildung 3.1: Gesamtopferraten nach Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)

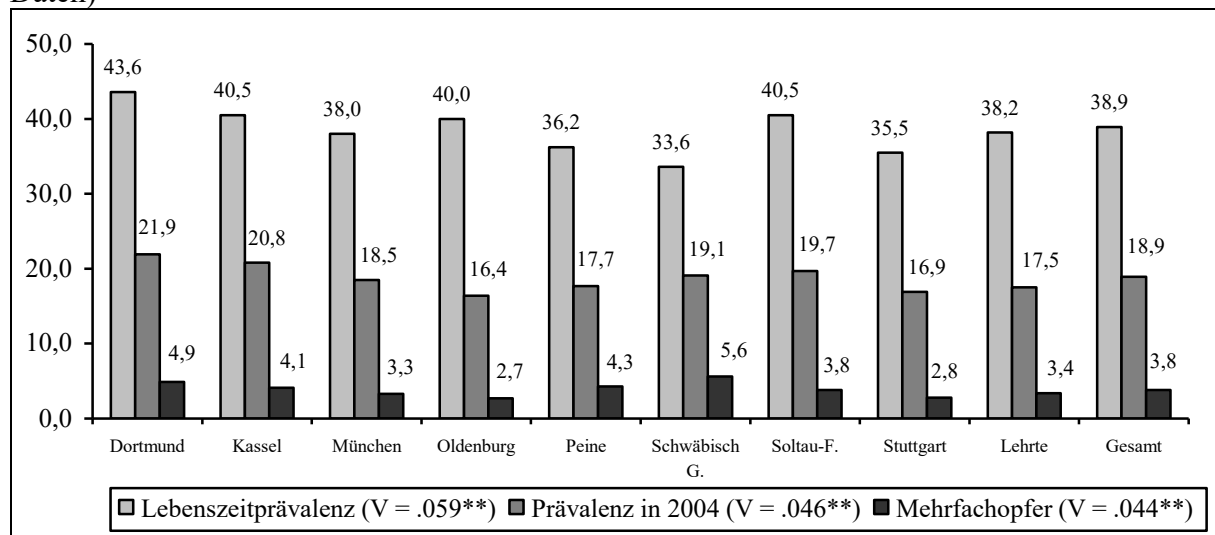
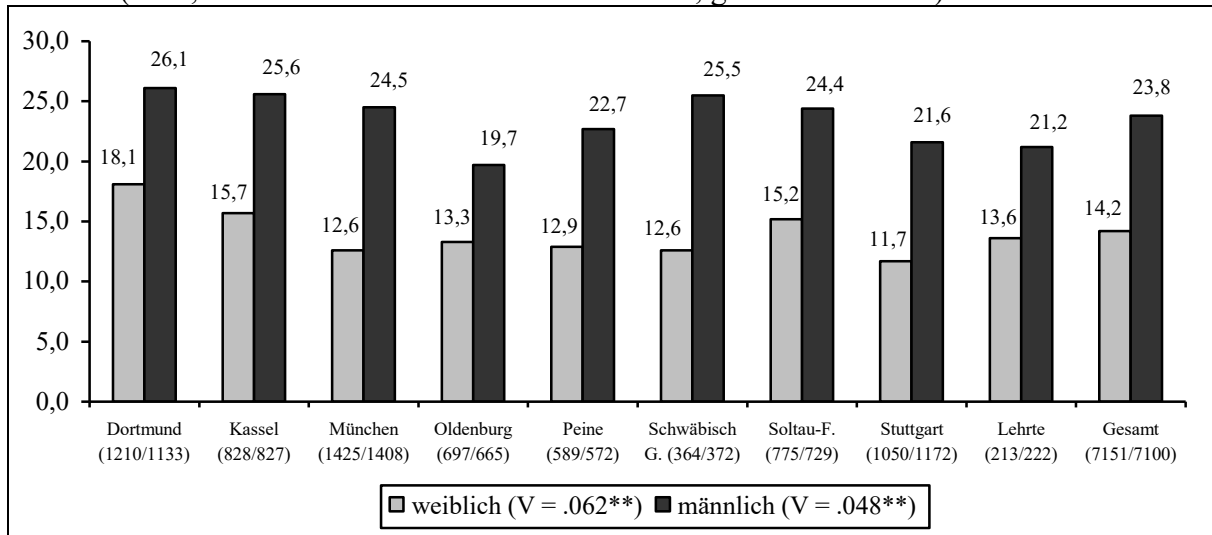


Abbildung 3.2 zeigt den regionalen Vergleich der Gesamtopferrate bezogen auf das Jahr 2004 getrennt für weibliche und männliche Befragte. Während 14,2 % der Mädchen im vergangenen Jahr eines der fünf Gewaltdelikte erlebt haben, sind es bei den Jungen 23,8 %. Einen Geschlechterunterschied gibt es in allen Erhebungsgebieten, das Ausmaß des Unterschieds fällt aber verschieden aus. Recht gering ist er in Oldenburg, Dortmund und Lehrte, höher dagegen in den süddeutschen Städten und vor allem in Schwäbisch Gmünd. Sowohl bei den Mädchen

als auch bei den Jungen weist Dortmund die höchste Gesamtprävalenzrate auf. In Soltau-Fallingb. und Kassel werden daneben die Mädchen, in Kassel und Schwäbisch Gmünd die Jungen überdurchschnittlich oft Opfer von Gewalt.

Abbildung 3.2: Gesamtopferprävalenz für das Jahr 2004 nach Erhebungsgebiet und Geschlecht (in %; in Klammern: N weiblich/N männlich; gewichtete Daten)



Bei den Raubdelikten sind die nach Geschlechtern getrennten regionalen Unterschiede signifikant. In Dortmund werden im Vergleich der Erhebungsgebiete Mädchen und Jungen am häufigsten Opfer einer Raubtat. Bei den Jungen finden wir des Weiteren signifikante regionale Unterschiede bei der Erpressung und bei der Körperverletzung mit Waffe, bei den Mädchen bei der sexuellen Gewalt und der Körperverletzung mit Waffe.

Tabelle 3.2: Opferprävalenzen für das Jahr 2004 nach Erhebungsgebiet und Geschlecht (in %)

	Raub		Erpressung		sex. Gewalt		KV m. Waffe		KV o. Waffe	
	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich
Dortmund	<b>4,9</b>	<b>8,6</b>	1,8	4,3	5,5	0,1	3,3	8,0	9,8	19,0
Kassel	2,4	7,7	1,1	4,3	6,0	0,2	3,2	7,3	7,9	17,5
München	1,8	6,3	1,1	3,1	4,7	0,6	<u>1,5</u>	5,4	7,0	18,7
Oldenburg	2,8	<u>5,0</u>	1,2	3,2	4,8	0,2	1,9	4,7	7,4	14,2
Peine	2,6	5,7	1,0	3,4	<u>2,7</u>	0,4	2,6	5,4	8,0	17,9
Schwäbisch G.	1,6	6,5	0,8	2,2	4,7	0,3	1,9	<b>8,4</b>	7,4	20,9
Soltau-F.	2,9	7,6	1,0	<b>5,0</b>	5,4	0,6	1,6	5,4	8,9	18,4
Stuttgart	1,8	<u>5,0</u>	1,2	2,2	3,3	0,4	1,7	5,6	7,0	16,3
Lehrte	<u>1,4</u>	6,8	0,5	<u>1,4</u>	<b>6,7</b>	0,0	<b>2,8</b>	<u>5,0</u>	7,2	15,8
Cramer V	.069**	.051*	.027	.054**	.049*	.032	.049*	.050*	.038	.042

gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; **fett** = höchster Wert, unterstrichen = niedrigster Wert (nur bei signifikanten Unterschieden)

Im Durchschnitt aller Erhebungsgebiete werden Jungen 2,5mal häufiger Opfer einer Gewalttat (Abbildung 3.3). Ausnahme davon sind die sexuellen Delikte: 4,8 % der Mädchen berichteten von solch einem Übergriff aber nur 0,3 % der Jungen. Dies schlägt sich in der Gesamtprävalenzrate nieder, die für Jungen nur mehr 1,7mal über der der Mädchen liegt (14,2 zu 23,8 %).

Abbildung 3.3: Opferprävalenzen für das Jahr 2004 nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)

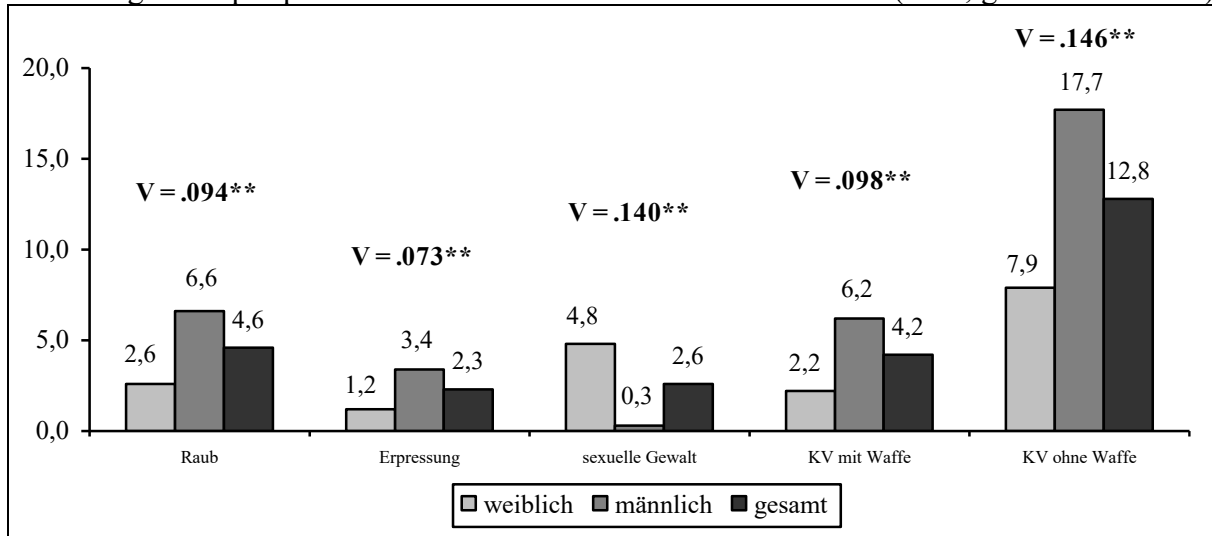
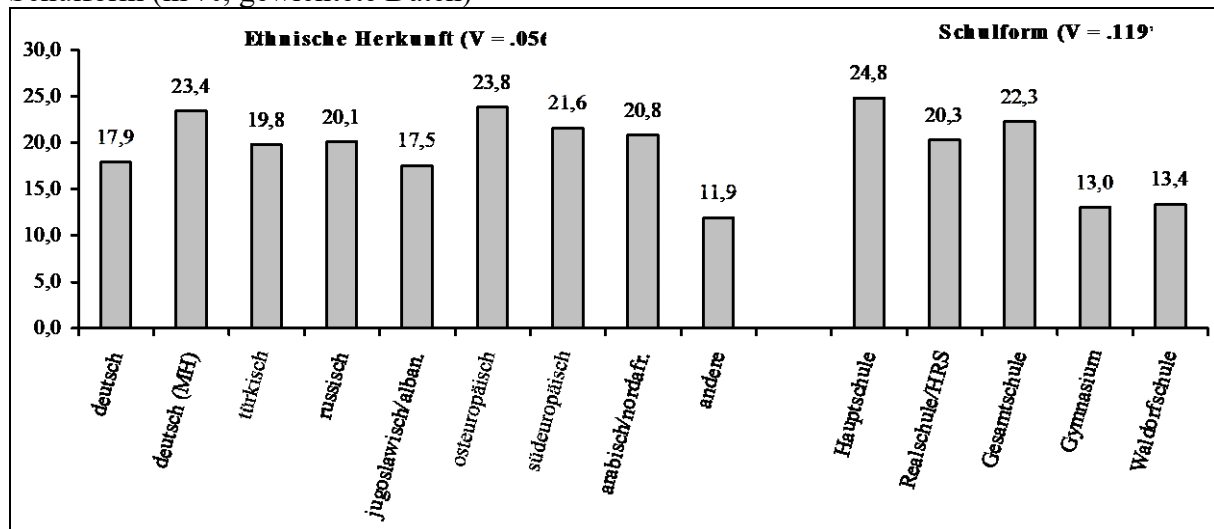


Abbildung 3.4 zeigt zusätzlich die Gesamtopferprävalenz für 2004 getrennt für die ethnische Zugehörigkeit und die besuchte Schulform. In 2004 haben demnach 17,9 % aller deutschen Befragten eines der vier Delikte erlebt. Die geringste Prävalenz weisen allerdings die 'anderen' Ethnien auf.<sup>56</sup> Auffällig niedrig sind zudem die Raten der türkischen (19,8 %) und der jugoslawischen bzw. albanischen Jugendlichen (17,5 %). Möglich ist, dass sich hier die bereits angesprochenen Antwortverzerrungen niederschlagen, türkische und jugoslawische Jugendliche also seltener eine Opfererfahrung angeben, um nicht als Schwächling o.ä. dazustehen. Nicht ausgeschlossen ist, dass sie tatsächlich seltener eindeutige Opferwerdungen hatten, weil sie seltener angegriffen werden (u.a. weil sie häufiger in Gruppen auftreten) oder weil sich Gewaltvorfälle, in die sie involviert waren, mehr als Resultat eines interaktiven Prozesses als eines Übergriffes eines Täters oder mehrerer Täter darstellten. Die höchsten Prävalenzen weisen die deutschen mit Migrationshintergrund sowie die osteuropäischen Befragten auf. Die ethnischen Unterschiede basieren dabei im Wesentlichen auf Unterschieden in beiden Formen der Körperverletzung. Raubtaten, Erpressungen und sexuelle Übergriffe haben die Schüler verschiedener ethnischer Herkunft in etwa gleichem Ausmaß erlebt.

Anders hingegen der Einfluss der Schulform: Hier existieren durchgängig signifikante Unterschiede. Bei vier der fünf Delikte weist dabei die Hauptschule die höchste Prävalenzrate auf, Opfer sexueller Gewalt finden sich etwas häufiger in Real- bzw. Gesamtschulen. Dementsprechend ist die Gesamtopferrate in Hauptschulen deutlich höher als in Gymnasien oder Waldorfschulen: Jeder vierte Hauptschüler hat im letzten Jahr mindestens einen Übergriff erlebt, aber nur jeder siebente Gymnasiast. Dies ist sicherlich auch ein Ergebnis höherer schulischer Gewaltbelastung. Daneben spielt sicher die Zusammensetzung der Schülerschaft eine Rolle, insofern Hauptschüler z.B. häufiger einen gewaltbelasteten familiären Hintergrund aufweisen oder einen Lebensstil pflegen, der sie häufiger in gewaltaffine Milieus führt. Weit geringer sind die Unterschiede, die sich zwischen Hauptschülern und Real- bzw. Gesamtschülern zeigen; bei letzteren berichtete etwa jeder fünfte Schüler mindestens eine Gewalterfahrung.

<sup>56</sup> Hierbei handelt es sich um eine Kategorie von Jugendlichen, deren Eltern aus Länder bzw. Regionen nach Deutschland gekommen sind und die aufgrund zu geringer Fallzahlen zusammengefasst wurden (s.o.).

Abbildung 3.4: Gesamtopferprävalenzen für das Jahr 2004 nach ethnischer Herkunft und Schulform (in %; gewichtete Daten)



In der kriminologischen Diskussion um mögliche Entwicklungstrends der Gewaltkriminalität wird häufig darauf verwiesen, dass eine Gegenüberstellung von Daten des Hellfeldes (z.B. Polizeiliche Kriminalstatistik) und des Dunkelfeldes durch den Faktor der Anzeigebereitschaft beeinflusst wird. Aber nicht allein in der Diskussion um die tatsächliche Kriminalitätsentwicklung ist die Anzeigebereitschaft von entscheidender Bedeutung. Auch wenn ein synchroner Vergleich der Kriminalitätsstatistiken verschiedener Städte vorgenommen wird, ist das Ergebnis nicht unabhängig von der Anzeigebereitschaft. Inwieweit es gebietsspezifischen Ausprägungen der Anzeigebereitschaft gibt, zeigt die folgende Tabelle 3.3.

Tabelle 3.3: Anzeigequoten nach Erhebungsgebiet

	Raub			Erpressung			Sexuelle Gewalt			KV m. Waffe			KV o. Waffe		
	I	A	Q	I	A	Q	I	A	Q	I	A	Q	I	A	Q
Dortmund	356	95	26,7	185	32	17,5	169	13	8,0	251	50	<b>20,0</b>	946	90	9,5
Kassel	213	34	16,0	71	12	17,5	106	5	4,6	272	16	6,0	547	43	7,9
München	247	50	20,2	105	19	17,7	137	15	10,9	301	27	8,9	1041	92	8,8
Oldenburg	105	30	<b>28,3</b>	46	7	16,2	59	8	13,8	113	8	7,4	363	42	11,6
Peine	121	13	10,7	108	4	<u>3,5</u>	33	1	<u>3,5</u>	161	9	<u>5,4</u>	407	38	9,2
Schwäbisch G.	126	8	<u>6,7</u>	47	5	11,7	44	2	4,7	166	13	7,7	470	19	<u>4,1</u>
Soltau-F.	147	38	25,8	423	56	13,1	84	10	12,3	141	22	15,5	569	68	<b>11,9</b>
Stuttgart	158	29	18,7	108	10	9,5	71	7	10,0	281	30	10,6	735	72	9,8
Lehrte	64	9	14,7	9	2	<b>22,5</b>	22	9	<b>43,2</b>	44	3	7,0	156	9	6,0
Gesamt	1537	307	20,0	1102	148	13,4	725	71	9,9	1730	178	10,3	5235	473	9,0

gewichtete Daten; I = Inzidenz (Summe), A = Anzeige (Summe), Q = Anzeigequote (in %), **fett** = höchster Wert, unterstrichen = niedrigster Wert

Zu erkennen ist, dass das Anzeigeverhalten je nach Delikt mehr oder weniger zwischen den Gebieten variiert. Aussagen über die Signifikanz der Unterschiede können allerdings nicht getroffen werden, da es sich bei den Anzeigequoten um aggregierte Merkmale der Städte handelt und die Datengrundlage auf den neun Erhebungsregionen basieren würde. Außerdem hätte man in verschärfter Form das Problem, die Grundgesamtheit definieren zu müssen, über die auf Basis der Stichprobe Aussagen getroffen werden sollen. Nicht zu vernachlässigen ist, dass die Fallzahlen bei einigen Delikten sehr gering sind, wodurch ebenfalls große Schwankungen erzeugt werden. Darum sind in der Tabelle zusätzlich die absoluten Zahlen angeführt, damit die anhand der Stichproben berichteten Anzeigequoten hinsichtlich ihrer Verlässlichkeit eingeschätzt werden können.

Von den 1537 Raubdelikten, die uns die befragten Schüler für das Jahr 2004 berichteten, kamen nach 307 zur Anzeige, was einer Quote von 20 % entspricht. Damit weist der Raub die höchste Quote aller betrachteten Delikte auf. Bei Erpressungen wird jede siebente Tat (13,4 %), bei den anderen drei Delikten nur noch jede zehnte Tat auch angezeigt. Bei den Körperverletzungen ohne Waffe sind die Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten gering, auch deshalb, weil sich die Berechnung der Quoten hier auf eine höhere Fallzahl beziehen kann, einzelne Ausreißer also einen geringeren Einfluss haben. Im Bereich der Raubtaten fällt auf, dass Oldenburg, Dortmund und Soltau-Fallingbostal hohe, Schwäbisch Gmünd und Peine eher niedrige Anzeigequoten haben. Dieses Ergebnis wiederholt sich bei den Quoten zu beiden Körperverletzungen, mit der Ausnahme, dass in Oldenburg die Anzeigebereitschaft bei Körperverletzungen mit Waffen unterdurchschnittlich ist. Bei den Erpressungen und sexuellen Übergriffen findet sich ebenfalls, dass in Peine und Schwäbisch Gmünd eine eher geringe Anzeigebereitschaft vorhanden ist. Die höchsten Quoten sind in Lehrte zu beobachten, wobei einschränkend festzuhalten ist, dass beide Quoten auf sehr geringen Fallzahlen beruhen. Berücksichtigt man dies, dann sind es wiederum Soltau-Fallingbostal, Dortmund und Oldenburg, die sich durch höhere Anzeigequoten auszeichnen. Insofern lassen sich tatsächlich gebietspezifische Anzeigekulturen identifizieren. Die Hellfeld-Dunkelfeld-Diskrepanz ist damit für Peine und Schwäbisch Gmünd am größten, in den anderen drei genannten Gebieten am geringsten.

Tabelle 3.4: Anzeigequoten nach ethnischer Herkunft

	Raub			Erpressung			Sexuelle Gewalt			KV m. Waffe			KV o. Waffe		
	I	A	Q	I	A	Q	I	A	Q	I	A	Q	I	A	Q
deutsch	970	210	21,6	815	122	15,0	463	48	10,3	873	90	10,3	2990	264	8,8
deutsch (MH)	191	32	16,5	77	9	11,1	93	8	8,8	246	22	8,9	723	65	9,1
türkisch	104	11	10,6	85	7	8,8	52	6	11,8	237	36	15,2	492	40	8,2
russisch	65	10	15,7	21	5	25,0	49	4	7,9	103	7	6,7	312	15	4,7
jugoslawisch	54	20	36,0	22	3	13,0	7	1	12,4	57	3	5,6	199	26	13,1
osteuropäisch	74	16	21,1	30	2	5,5	28	1	3,7	101	9	8,5	231	24	10,6
südeuropäisch	23	1	4,2	45	0	0,0	7	1	14,4	24	3	12,9	92	15	15,9
arabisch	41	6	13,8	6	0	0,0	7	1	14,2	78	4	5,2	113	11	9,5
andere	16	3	18,9	0	0	0,0	18	1	5,6	5	3	61,8	75	7	8,7

gewichtete Daten; I = Inzidenz (Summe), A = Anzeige (Summe), Q = Anzeigequote (in %)

Tabelle 3.4 verdeutlicht zudem, dass das Anzeigeverhalten nicht unabhängig ist von der Ethnie des Opfers, wobei die zum Teil sehr geringen Fallzahlen zu beachten sind (insbesondere bei Erpressungen und sexueller Gewalt). Dabei weisen nicht, wie erwartet werden konnte, die deutschen Befragten durchgängig die höchsten Quoten auf. Zu erwarten wäre dies insofern gewesen, als die Bereitschaft, eine erlebte Opfererfahrung zur Anzeige zu bringen, auch ein Indikator für das Vertrauen ist, dass der Polizei entgegen gebracht wird. Dieses Vertrauen sollte bei Einheimischen, die in quasi selbstverständlicher Weise mit dem „Freund und Helfer“ heranwachsen, stärker ausgeprägt sein. Sprachliche oder andere kulturell bedingte Barrieren (z.B. Vorurteile über Diskriminierungen durch die Polizei) sollten weniger auf Seiten der Deutschen, als auf Seiten der Migranten vorhanden sein.

Konzentrieren wir uns auf die beiden nicht-deutschen Gruppen, die ausreichend hohe Fallzahlen zur Analyse bereitstellen, die türkischen und russischen Schüler, so findet sich nur für die russischen Befragten eine etwas geringere Anzeigebereitschaft als für die Deutschen. Für diese Gruppe lässt sich also die Annahme einer sozialen Distanz zur Organisation der Polizei konstatieren; eine Ausnahme besteht bei den Erpressungen, wo von 21 erlebten Delikten 5 zur Anzeige kamen, was über der Quote der Deutschen liegt. Die türkischen Befragten zeigen nur

halb so oft wie die Deutschen erlebte Raubtaten und Erpressungen an. Bei sexuellen Gewaltdelikten wie auch Körperverletzungen mit Waffen liegt die Anzeigequote aber über der deutschen. Körperverletzungen ohne Waffen werden hingegen von beiden ethnischen Gruppen mit einer fast identischen Häufigkeit angezeigt. Bei diesem Delikttyp weisen auch die anderen ethnischen Gruppen hinreichend große Fallzahlen auf, um darauf aufbauend zu folgern, dass die Anzeigebereitschaft der nichtdeutschen Befragten zumindest nicht geringer, tendenziell sogar etwas höher als die Bereitschaft der Deutschen ist.

Bereits in den vergangenen Schülerbefragungen hat sich herausgestellt, dass nicht allein die Ethnie des Opfers für die Anzeigebereitschaft ausschlaggebend ist, sondern die ethnische Konfliktkonstellation. Interethnische Übergriffe, d.h. solche Gewaltdelikte, bei denen Täter und Opfer einen unterschiedlichen ethnischen Hintergrund haben, werden generell häufiger angezeigt, u.a. deshalb, weil die Möglichkeiten der Schlichtung und Schadensregulierung bereits aufgrund sprachlicher Probleme schwieriger sind. Diese Aufgabe wird stattdessen den dafür vorgesehenen Organisationen überlassen. Konflikte innerhalb ein und derselben Ethnie lassen sich demgegenüber auch auf anderen Wegen verarbeiten.

Um diese Befunde erneut und anhand anderer Erhebungsgebiete zu überprüfen, wurden die Schüler gebeten, zum letzten erlebten Delikt weitere Angaben zu machen. Da der letzte erfahrene Übergriff ausgewählt wurde, handelt es sich mehr oder weniger um eine zufällige Auswahl, die es ermöglicht, ein repräsentatives Bild der Konfliktsituationen zu erstellen. Insgesamt gaben 4008 Jugendliche Auskünfte über ihre letzte Opfererfahrung, wobei es sich zu fast zwei Drittel um Körperverletzungen ohne Waffen handelt. Um erinnerungsbedingte Verzerrungen auszuschließen, werden allerdings im Folgenden meist die Angaben ausgewertet, die sich auf die Jahre 2004 und 2005 beziehen. Hier liegen Angaben von insgesamt 2186 Jugendlichen vor, beide Formen der Körperverletzungen machen über drei Viertel (77,2) dieser berichteten Konfliktfälle aus (Tabelle 3.5).

Tabelle 3.5: Angaben zum letzten erlebten Delikt in 2004/2005 (in %; N = 2186)

	Anteil	Anteil im Ortsteil passiert	Kein körperlicher Schaden	Körperlicher Schaden, stationäre Behandlung	Kein finanzieller Schaden	Finanzieller Schaden, über 50 Euro	Anteil Täter männlich	Anteil Einzeltäter	Anteil Täter zwischen 14 und 18 Jahre	Anteil nicht-deutscher Täter	Vorfall angezeigt
Raub	6,9	53,7	74,0	2,0	25,5	40,3	89,4	46,9	69,4	69,3	51,7
Erpressung	4,8	57,3	68,6	1,9	54,3	9,5	85,1	44,1	66,3	74,0	26,0
Sexuelle Gewalt	11,2	53,7	52,3	1,7	97,1	0,8	99,2	83,9	33,5	60,3	21,0
KV mit Waffe	12,3	58,6	10,4	10,4	85,8	6,4	88,0	39,8	67,1	64,3	24,4
KV ohne Waffe	64,9	59,0	11,2	2,1	92,9	3,1	81,4	61,5	76,7	61,2	18,4
Gesamt	100,0	57,9	22,8	3,1	86,1	6,1	84,9	59,6	69,9	62,6	22,1

ungewichtete Daten

Zu erkennen ist in Tabelle 3.5 darüber hinaus, dass etwas über die Hälfte aller Übergriffe im selben Ortsteil passiert, in dem ein Befragter wohnt. Unterschiede zwischen den Delikten gibt es diesbezüglich nicht. Im Hinblick auf die körperlichen und materiellen Folgen des Übergriffs unterscheiden sich die Deliktformen allerdings in zu erwartender Weise: Körperliche Schäden sind am häufigsten bei beiden Formen der Körperverletzungen. Aber auch sexuelle Gewaltdelikte führen in der Hälfte der Fälle zu physischen Schäden. Schwerwiegende Folgen derart, dass man nach dem Übergriff mehrere Tage im Krankenhaus behandelt werden musste, werden bei jeder zehnten Körperverletzung mit Waffe zu berichtet. Hohe finanzielle Schäd-

den sind demgegenüber recht häufig Resultat von Raubdelikten. Bei sexuellen Übergriffen sind finanzielle Folgen kaum zu beobachten.

Mehr als acht von zehn Delikten wurden von einem oder mehreren männlichen Tätern begangen, besonders hoch ist deren Anteil bei Sexualdelikten. Zumeist handelt es sich bei dieser Übergriffsform zudem um Einzeltäter (83,9 %). Aus Gruppen von mehr als einer Person heraus werden hauptsächlich Raubtaten, Erpressungen und Körperverletzungen mit Waffe begangen. In der Regel haben der oder die Täter dabei in etwa dasselbe Alter wie das Opfer, in 69,9 % der Fälle wurde der Angreifer auf ein Alter zwischen 14 und 18 Jahre geschätzt. Eine Ausnahme sind wiederum die sexuellen Übergriffe, bei denen die Mehrheit der Täter älter ist. Fast zwei von drei Tätern haben nach Aussage des Opfers keine deutsche Herkunft. Bei Erpressungen und Raubdelikten ist dieser Anteil noch etwas höher. Aus der Opferperspektive wird damit bereits angedeutet, was die nachfolgend vorgestellte Täterperspektive bestätigen wird: Besonders im Bereich der Gewaltdelikte treten die nichtdeutschen Jugendliche überdurchschnittlich häufig als Täter in Erscheinung. Insofern sind Täter- und Opferperspektive kompatibel, was ein deutlicher Hinweis auf die Validität der Angaben der Jugendlichen ist. Zuletzt bestätigt sich auch, dass die Anzeigehäufigkeit abhängig ist vom Delikt: Raubtaten werden häufiger angezeigt als Erpressungen und diese wiederum häufiger als die anderen drei Delikte. Dabei fällt die Anzeigehäufigkeit durchgängig doppelt so hoch aus als wie sie weiter oben auf Basis der Inzidenzen für das Jahr 2004 ausgewiesen worden ist. Dies hat seine Ursache wahrscheinlich darin, dass sich die Jugendlichen nicht immer an die Anweisung im Fragebogen gehalten und das letzte Delikt berichtet haben, sondern häufiger jenes Delikt auswählten, das eine besondere psychische Relevanz hatte z.B. weil es einen hohen physischen oder materiellen Schaden nach sich zog, oder an das sich – gerade weil es angezeigt wurde – noch besonders gut erinnert werden konnte.

Betrachten wir die Opfer-Täter-Konstellationen differenziert nach ethnischer Herkunft, erhalten wir das in Tabelle 3.6 präsentierte Bild. Insgesamt liegen hier 2183 Fälle für die Jahre 2004 und 2005 vor, für die sowohl Informationen über die eigene, als auch über die vermutete Täterethnie vorhanden sind. Deutsche Opfer gibt es 1621. Von diesen gaben 665 an, dass der oder die Täter eine deutsche Herkunft hatten, was einem Anteil von 41,0 % entspricht.<sup>57</sup> In 26,8 % der Fälle war der Angreifer türkischer Herkunft. Zu fast jedem fünften Angreifer liegen allerdings keine konkreten Angaben über die ethnische Herkunft vor („anderer als Befragter“, „unbekannt“, „keine Angabe“). Dieser hohe Anteil türkischer Täter zeigt sich unabhängig davon, welcher Herkunft ein Opfer ist. Über ein Viertel aller benannten Täter (27,8 %) haben eine türkische Herkunft. Deutsche werden am häufigsten, nämlich von jedem dritten Opfer als Täter benannt (36,2 %).

---

<sup>57</sup> Wenn eine Tat von einer Gruppe begangen wurde, so wurde diejenige ethnische Herkunft zugewiesen, die die Mehrheit der Gruppenmitglieder hatte. Neben der Angaben einer konkreten Täterethnie gab es im Fragebogen auch die Möglichkeit, anzukreuzen, dass der/die Täter einen andere Nationalität hatten, als der Befragte selbst, ohne diese näher zu spezifizieren („andere als Befragter“). Zudem konnte angekreuzt werden, dass man keine Ahnung hat, woher der/die Täter stammen („unbekannt“).

Tabelle 3.6: Täter-Opfer-Konstellation nach ethnischer Herkunft in 2004/2005

Opfer Täter	deutsch	türkisch	russisch	jugoslaw.	osteurop.	südeurop.	arabisch	andere	Gesamt
deutsch	41,0 <sup>1</sup> 665	23,8 43	23,3 27	21,3 13	21,7 20	12,5 5	28,3 13	15,4 4	36,2 790
türkisch	26,8 435	35,4 64	20,7 24	19,7 12	35,9 33	37,5 15	26,1 12	46,2 12	27,8 607
russisch	5,7 93	8,3 15	21,6 25	0,0 0	5,4 5	5,0 2	4,3 2	7,7 2	6,6 144
jugoslawisch/ albanisch	2,2 36	4,4 8	4,3 5	21,3 13	7,6 7	7,5 3	4,3 2	0,0 0	3,4 74
osteuropäisch	1,5 24	0,0 0	3,4 4	1,6 1	6,5 6	0,0 0	0,0 0	0,0 0	1,6 35
südeuropäisch	1,2 20	2,8 5	1,7 2	1,6 1	1,1 1	7,5 3	0,0 0	0,0 0	1,5 32
arabisch/ nordafr.	0,7 11	3,9 7	5,2 6	6,6 4	1,1 1	0,0 0	10,9 5	0,0 0	1,6 34
andere	1,4 22	1,7 3	0,9 1	4,9 3	4,3 4	0,0 0	2,2 1	7,7 2	1,6 36
andere als Be- fragter	7,5 121	8,3 15	9,5 11	8,2 5	8,7 8	5,0 2	6,5 3	15,4 4	7,7 169
unbekannt	8,9 145	6,6 12	6,0 7	9,8 6	7,6 7	20,0 8	13,0 6	7,7 2	8,8 193
keine Angabe	3,0 49	5,0 9	3,4 4	4,9 3	0,0 0	5,0 2	4,3 2	0,0 0	3,2 69
Gesamt	100,0 1621	100,0 181	100,0 116	100,0 61	100,0 92	100,0 40	100,0 46	100,0 26	100,0 2183

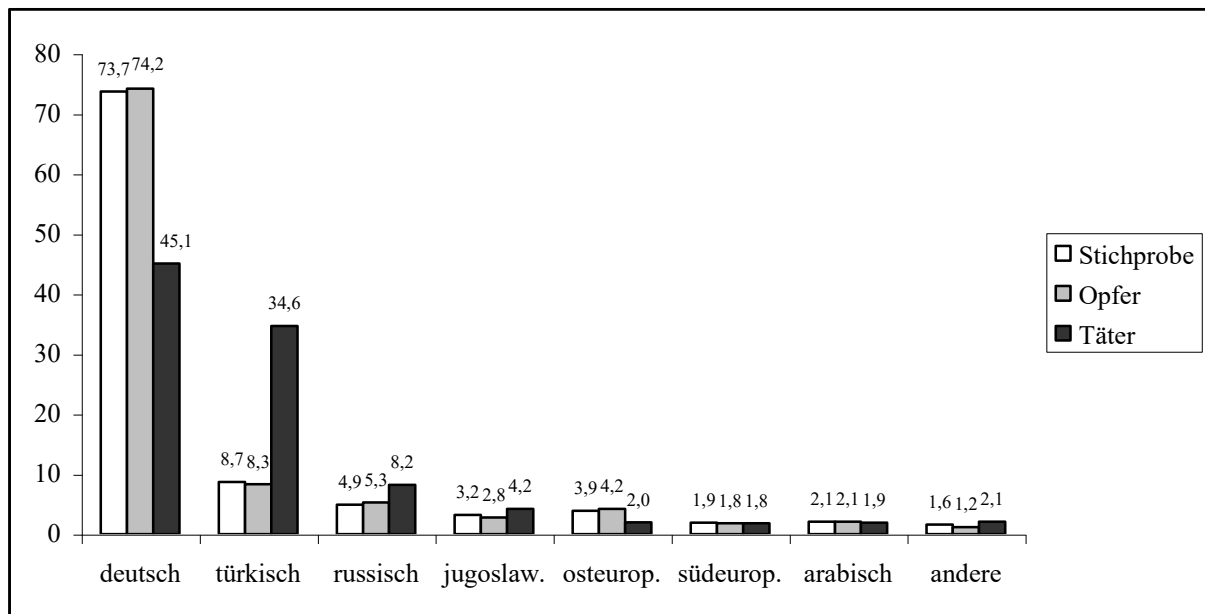
ungewichtete Daten; <sup>1</sup> – die obere Zahl gibt den Anteil (Spaltenprozent), die untere Zahl die Anzahl Fälle an

Der hohe Anteil türkischer Täter steht in deutlichen Kontrast zu ihrem tatsächlichen Bevölkerungsanteil, der nur 8,7 % beträgt. Zudem haben nur 8,3 % der türkischstämmigen Jugendlichen in 2004 und 2005 überhaupt eine Gewalttat als Opfer erlebt. Sie sind also viermal häufiger in der Täterpopulation zu finden als es ihrem Bevölkerungsanteil entspräche, was die folgende Abbildung 3.5 veranschaulicht.<sup>58</sup> Die Deutschen treten demgegenüber deutlich seltener als Täter in Erscheinung und ihr Anteil an den Opfern (74,2 %) entspricht in etwa dem ihres Bevölkerungsanteils (73,7 %). Bei den verbleibenden Ethnien zeigen sich zudem bei den russischen und bei den jugoslawischen Jugendlichen leicht erhöhte Anteile an Täternennungen. Osteuropäische Migranten sind leicht unterrepräsentiert im Vergleich zu ihrem Bevölkerungs- und Opferanteil. Bei den südeuropäischen und arabischen Jugendlichen sind die Relationen hingegen recht ausgeglichen.

<sup>58</sup> Der Anteil an türkischen Tätern, der in Abbildung 3.5 dargestellt ist, weicht von dem in Tabelle 3.6 aufgeführten Anteil ab, da bei der Berechnung des tatsächlichen Täteranteils nur diejenigen Antworten der Befragten einbezogen wurden, bei denen eine Ethnie benannt und keine unspezifische Angabe zur Herkunft des Täters gemacht wurde, also insgesamt 1752 Opferangaben (2183 – 69 – 193 – 169)



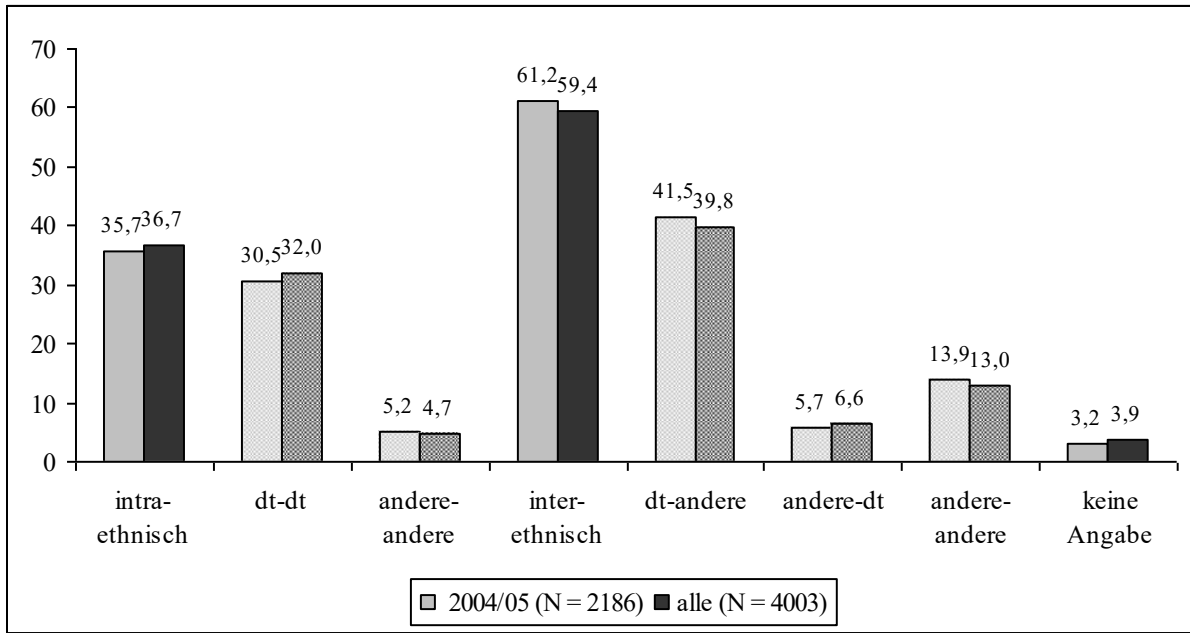
Abbildung 3.5: Anteile der ethnischen Gruppen in der Stichprobe (N = 14301), an allen Opfern in 2004/2005 (N = 2183) und an benannten Tätern (N = 1752; in %; ungewichtete Daten)



In der Diagonalen in Tabelle 3.6 sind die intraethnischen Vorfälle abgebildet, also jene gewalttätigen Auseinandersetzungen, die zwischen Angehörigen ein und derselben ethnischen Herkunft stattgefunden haben. Deutsche Opfer trafen zu 41 % auf deutsche Täter, türkische Opfer zu 35,4 % auf türkische Täter usw. Gleichzeitig hatten bei den deutschen Opfern damit 47,1 % der Täter eine nicht-deutsche Herkunft (interethnische Konflikt), bei 11,9 % liegen gar keine Angaben über die Täterethnie vor. Bei den türkischen Opfern hatten 53 % der Täter eine andere Herkunft als die türkische, in 11,6 % der Fälle wurde keine Ethnie benannt. Wenn man nach diesem Muster alle intraethnischen von allen interethnischen Vorfällen unterscheidet, zeigt sich, dass sich etwas über ein Drittel aller Vorfälle zwischen Angehörigen ein und derselben ethnischen Herkunft abspielt (Abbildung 3.6), etwa 60 % hingegen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ethnien.<sup>59</sup> Dabei wurden sowohl die Antworten, die sich auf die beiden Jahre 2004 und 2005 bezogen haben, als auch jene Antworten, die sich auf länger zurückliegende Vorfälle beziehen, dargestellt, um aufzuzeigen, dass es bzgl. der ethnischen Herkunft der Täter keine erinnerungsbedingten Effekte zu geben scheint. Die innerdeutschen Vorfälle machen etwas weniger als ein Drittel aller Gewaltvorfälle aus, die Vorfälle zwischen den Angehörigen ein und derselben nichtdeutschen Angehörigkeit um die 5 %. Der häufigste Konflikttyp ist zwischen einem deutschen Opfer und einem nichtdeutschen Täter, zwei von fünf Übergriffen entsprechen diesem Typus. Dass ein deutscher Täter auf ein nichtdeutsches Opfer trifft, kommt in ca. 6 % aller Fälle vor. In ein von sieben Fällen spielt sich der Vorfall zwischen einem nichtdeutschen Jugendlichen und einem oder mehreren weiteren nichtdeutschen Jugendlichen einer anderen Herkunft als das Opfer ab.

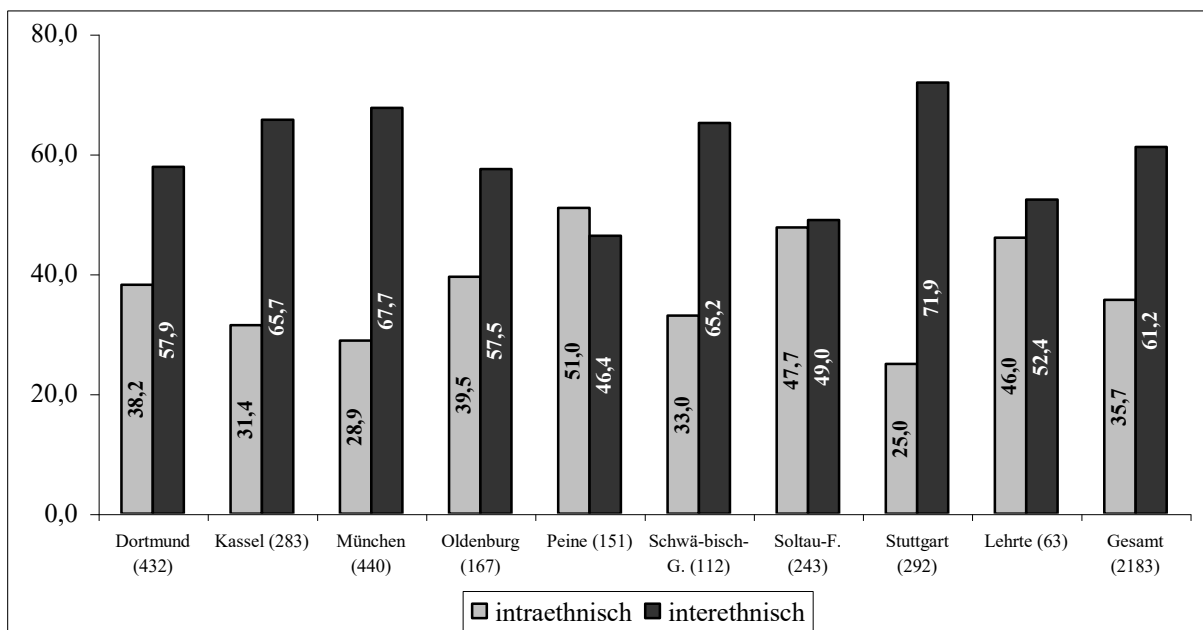
<sup>59</sup> Opfer, die Angaben, dass der/die Täter unbekannt war/en, wurden zu den interethnischen Konfliktfällen zugeordnet. Diese Zuordnung erscheint gerechtfertigt insofern als das Opfer einen Täter der eigenen Herkunft aufgrund des Auftretens und der Sprache höchstwahrscheinlich zweifelsfrei erkennen würde.

Abbildung 3.6: Täter-Opfer-Konstellationen (in %; ungewichtete Daten)



Die Anteil intra- und interethnischer Konflikte variiert entsprechend des unterschiedlichen Migrantenanteils zwischen den Erhebungsgebieten (Abbildung 3.7). In Stuttgart sind von 100 Gewaltkonflikten 71,9 interethnischer Art, nur mehr 25 % spielen sich zwischen Angehörigen ein und derselben Ethnie ab. Das andere Extrem bildet hier der Landkreis Peine. Die Mehrheit der Übergriffe wird von Tätern begangen, die die gleiche Herkunft haben wie die Opfer. In Peine sind dies überwiegend deutsche Jugendliche. Bei etwas weniger als der Hälfte entstammten Täter und Opfer aus zwei verschiedenen Ethnien.

Abbildung 3.7: Anteile intraethnischer und interethnischer Konstellationen in 2004/2005 nach Erhebungsregion (in %; in Klammern: N; ungewichtete Daten)



Ein weiteres Ergebnis verdient Beachtung: Legt man alle Angaben von Opfern über die Täter zugrund (N = 4003) zeigt sich, dass während nur 18,3 % der intraethnischen Vorfälle zur Anzeige kommen, es bei den interethnischen Vorfällen 21,8 % sind, ein signifikanter Anstieg

von 3,5 Prozentpunkten. Besonders niedrig sind die Anzeigequoten in jenen Fällen, in denen Migranten derselben Ethnie aufeinander treffen (14,6 %), besonders hoch sind sie, wenn Deutsche Opfer der Übergriffe von Migranten geworden sind (23,1 %). Ähnliche Ergebnisse wurden bereits in den vorangegangenen Schülerbefragungen erzielt (Wilmers et al. 2002, S. 36f.). Und auch andere Studien kommen zu dem Schluss, dass deutsche Opfer nichtdeutsche Täter häufiger anzeigen (u.a. Mansel 2003). Die Frage ist allerdings, ob diese Effekte auch in multivariaten Analysen bestehen bleiben. Hierzu wurden zwei logistische Regressionsmodelle berechnet, die zu erklären versuchen, welche Faktoren die Anzeigebereitschaft einer Opfererfahrung vorhersagen (Tabelle 3.7).

Einbezogen werden sowohl Faktoren der Person des Opfers als auch Faktoren der Tat. Die Ergebnisse zeigen zunächst, dass es im Gesamtmodell kaum mehr Unterschiede zwischen den Regionen in der Anzeigebereitschaft gibt, einzig in Kassel liegt sie schwach signifikant unterhalb der Dortmunder Anzeigebereitschaft. Persönlichkeitsfaktoren wirken sich hingegen recht stark darauf aus, ein erlebtes Delikt auch zur Anzeige zu bringen, und das selbst unter Berücksichtigung von Tatumständen. Das Geschlecht, die ethnische Herkunft und der soziale Status (gemessen über den Sozialhilfebezug bzw. die Arbeitslosigkeit im Elternhaus) des Opfers sind dabei irrelevant. Wichtiger ist das Bildungsniveau, wo sich zeigt, dass Gesamtschüler und Hauptschüler eine signifikant höhere Anzeigebereitschaft haben als Gymnasiasten. Dieser Effekt ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass Schüler in diesen Schulformen häufiger Gewalt, insbesondere auch schwere Gewalt erleben und deshalb häufiger in Kontakt mit der Polizei stehen. Zudem senken eine niedrige Selbstkontrolle und die Zustimmung zu Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen die Anzeigebereitschaft. Dies ist zu erwarten, da Personen mit diesen Eigenschaften weniger auf institutionelle Regelungen der Täterermittlung und –bestrafung setzen, sondern vielmehr eigenständig tätig werden. Eine Aussage der Skala „Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen“ lautet beispielsweise „Ein Mann, der nicht bereit ist, sich gegen Beleidigungen mit Gewalt zu wehren, ist ein Schwächling“. Es ist anzunehmen, dass sich diese Einstellung, sich zu wehren, nicht allein auf Beleidigungen bezieht.

Faktoren der Tat haben aber mindestens einen genauso hohen Stellenwert in der Prädiktion der Anzeigebereitschaft. Raubtaten werden entsprechend der Ergebnisse signifikant häufiger angezeigt, was damit zusammenhängt, dass nur so der entstandene Schaden auch durch Versicherungen ersetzt wird, insofern eine solche Versicherung abgeschlossen ist. Das Jahr der begangenen Tat, der Ortsteil und der Umstand, dass die Tat mit einer Waffe begangen wurde, schlagen sich nicht in der Anzeigebereitschaft nieder. Damit zeigt sich erneut, dass berichtete Taten, die länger als zwei Jahre zurückliegen, nicht abweichend von aktuellen Taten berichtet werden und es somit wenig Anlass dafür gibt, Angaben, die sich auf die Jahre vor 2004 beziehen, aus den Analysen auszuschließen. Dass sich die Gegenwart einer Waffe nicht auf die Bereitschaft auswirkt, ist damit zu begründen, dass die Frage so gestellt war, ob die Täter eine Waffe dabei hatten, nicht, ob sie benutzt wurde. Wenn sie benutzt wurde und damit körperlicher Schaden angerichtet wurde, ist die Anzeigebereitschaft zumindest dann signifikant erhöht, wenn der körperliche Schaden eine ärztliche Behandlung nach sich zog. Insofern ist nicht das Mitführen einer Waffe, sondern der entstandene Schaden relevant. Interessant sind hierzu zwei Ergebnisse: Wenn nur ein leichter körperlicher Schaden berichtet wurde, dann ist die Anzeigebereitschaft sogar signifikant geringer. Und ein finanzieller Schaden wirkt sich erst dann aus, wenn er 50 Euro übersteigt. Ist der letzte Befund noch plausibel insofern die Polizei nicht wegen Bagatellverlusten eingeschaltet wird, ist selbst ein nur leichter körperlicher Schaden eigentlich nicht als Bagatelle zu bezeichnen. Die diesbezüglich bestehende geringere Anzeigebereitschaft ist möglicherweise Ausdruck eines derzeit noch bestehenden kulturellen Konsenses, nicht jede Form erlittener Gewalt zu kriminalisieren.

Tabelle 3.7: Einflussfaktoren des Anzeigeverhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet: Exp(B))

Block	Variable	Anzeigeverhalten	
		Modell I	Modell I
Gebiet	Dortmund	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	Kassel	0.713*	0.708*
	München	0.912	0.904
	Oldenburg	0.815	0.815
	Peine	0.746	0.766
	Schwäbisch G.	0.910	0.895
	Soltau-F.	1.071	1.086
	Stuttgart	0.954	0.943
Lehrte	0.678	0.690	
Person	Geschlecht (männlich)	0.981	0.963
	ethnische Herkunft (nicht-deutsch)	0.862	0.827
	Gymnasium	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	Waldorf	0.665	0.681
	Gesamtschule	1.502**	1.513**
	Realschule	1.227	1.225
	Hauptschule	1.496**	1.498**
	Sozialhilfe/Arbeitslosigkeit: ja	1.285	1.280
	Selbstkontrolle: Impulsivität	0.860**	0.859**
Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen	0.668**	0.666**	
Tat	Tat: Raub	2.696**	2.652**
	Tat: Erpressung	1.453	1.434
	Tat: sexuelle Gewalt	1.186	1.173
	Tat: KV mit Waffe	1.228	1.250
	Tat: KV ohne Waffe	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	Jahr der Tat: 2004/05	1.357	1.345
	Jahr der Tat: 2002/03	1.395	1.376
	Jahr der Tat: 2000/01	1.318	1.308
	Jahr der Tat: vor 2000	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	Tat in Ortsteil passiert	0.944	0.932
	Tat mit Waffe geschehen	1.012	0.991
	kein körperlicher Schaden	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	körperlicher Schaden ohne Behandlung	0.613**	0.619**
	körperlicher Schaden mit ambulanter Behandlung	2.353**	2.380**
	körperlicher Schaden mit stationärer Behandlung	2.567**	2.626**
	kein finanzieller Schaden	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	finanzieller Schaden bis 10 €	0.860	0.859
	finanzieller Schaden bis 50 €	0.863	0.856
	finanzieller Schaden über 50 €	2.078**	2.085**
	Täter männlich	0.862	0.853
	Täteranzahl: 1 Täter	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	Täteranzahl: 2 Täter	1.918**	1.931**
	Täteranzahl: 3-5 Täter	1.674**	1.664**
	Täteranzahl: 5-10 Täter	2.458**	2.435**
	Täteranzahl: über 10 Täter	2.695**	2.676**
	Täteralter: unter 14	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
	Täteralter: 14 bis 18	1.904**	1.881**
	Täteralter: 18 bis 21	2.116**	2.095**
	Täteralter: über 21	4.859**	4.963**
	Täteralter: keine Angabe	2.143**	2.129**
Täter nichtdeutsch	1.076	-	
Täter-Opfer-Konstellation: interethnisch	-	1.292**	
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.206</b>	<b>.209</b>	
<b>N</b>	<b>3927</b>	<b>3927</b>	

ungewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; keine Angaben („Missings“) bei Variablen der Tat kontrolliert,

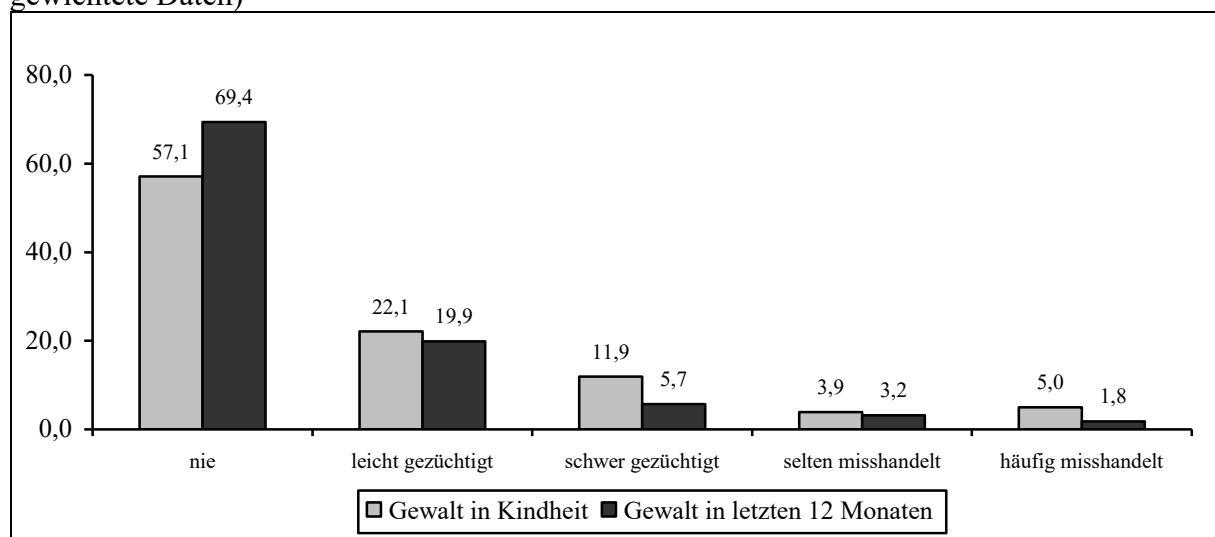
Ein männliches Geschlecht des Täters wirkt sich nicht auf eine erhöhte oder verringerte Anzeigebereitschaft aus. Entscheidender sind hier noch zwei andere Variablen: Wenn eine Tat durch mindestens zwei Täter begangen wurde, ist die Bereitschaft zur Anzeige deutlich höher. Gleiches gilt, wenn die Tat von älteren Personen begangen wurde. Insbesondere Täter, die älter als 21 Jahre waren, müssen damit rechnen, von ihrem Opfer angezeigt zu werden.<sup>60</sup>

Die Ethnie des Angreifers wirkt sich isoliert betrachtet, nicht darauf aus, ob eine Tat angezeigt oder nicht angezeigt wird. Das zweite Modell belegt stattdessen, dass es darauf ankommt, wie die Opfer-Täter-Konstellation gewesen ist. Interethnische Vorfälle werden signifikant häufiger zur Anzeige gebracht als intraethnische Vorfälle. Der Einbezug dieses Faktors erhöht die erklärte Varianz des Gesamtmodells ohne dabei die anderen Faktoren in ihrem Einfluss zu verändern, d.h. die Art der Konstellation ist eine von anderen Faktoren der Tat unabhängige Einflussgröße auf das Anzeigeverhalten.

### 3.1.2. Jugendliche als Opfer elterlicher Gewalt

Viele kriminologische Ansätze sehen in der körperlichen Gewalt, die Kinder und Jugendliche im familiären Nahraum, also zumeist durch ihre eigenen Eltern, erlebt haben, eine wesentliche Ursache für die eigene Gewaltausübung. Wenngleich bekanntermaßen bei Weitem nicht jede Person, die in ihrer Kindheit und Jugend Opfer elterlicher Gewalt wurde, auch selbst im späteren Leben zur Anwendung von Gewalt neigt, ist die Elterngewalt dennoch ein wichtiger Prädiktor für das eigene Gewalthandeln. Dies hat sich in zahlreichen empirischen Untersuchungen in den unterschiedlichsten Varianten gezeigt (u.a. Wetzels et al. 2001). Insofern ist zunächst eine beschreibende Darstellung der Gewalt, die von den befragten Schülerinnen und Schülern in ihrer Kindheit und Jugend erlebt wurde, von Interesse.

Abbildung 3.8: Erlebte elterliche Gewalt in der Kindheit und in den letzten 12 Monaten (in %; gewichtete Daten)

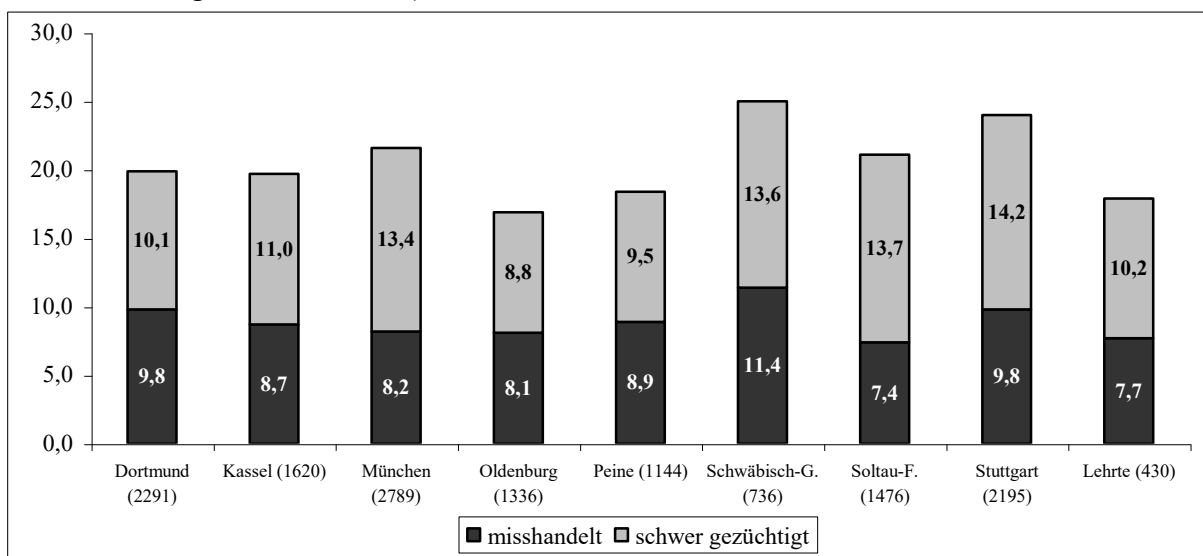


<sup>60</sup> Im Modell zeigt sich auch, dass Opfer, die keine Angabe über das Alter des/der Täter/s gemacht haben, signifikant häufiger angezeigt haben als Opfer, deren Angreifer unter 14 Jahre war. Dies kann an dieser Stelle nicht inhaltlich gedeutet werden, spricht aber dafür, dass bei diesen Antwortverweigerern der Täter wohl auch älter als 14 Jahre gewesen ist. Die Strategie der Kontrolle der fehlenden Angaben wurde bei allen Variablen der Tat verfolgt, weil hier z.T. eine höhere Anzahl an Missings vorliegt. Wenn die fehlenden Antworten nicht eigens ausgewiesen werden, hat sich im Modell kein signifikanter Effekt ergeben.

Abbildung 3.8 zeigt die relativen Häufigkeiten erlebter Gewalt durch die Eltern, wobei sich „Kindheit“ auf die retrospektive Angabe von Gewalterfahrungen vor dem 12. Lebensjahr bezieht. Erfasst wurden die Gewaltformen für beide Referenzzeitpunkte über die Einschätzung der erlebten Häufigkeit folgender sechs Übergriffsformen: eine runtergehauen, mit einem Gegenstand geworfen, hart angepackt oder gestoßen, mit einem Gegenstand geschlagen, mit der Faust geschlagen oder getreten, geprügelt oder zusammengeschlagen. Wenn bei allen sechs Formen „nie“ angekreuzt wurde, hat ein Befragter keine Gewalt erlebt, wenn höchstens die ersten drei Formen selten erlebt wurden, bezeichnen wir den Erziehungsstil als leicht gezüchtigt; wenn diese drei Formen häufiger oder die vierte überhaupt angewandt wurden, sprechen wir von schwer gezüchtigt. Seltene Misshandlung liegt vor, wenn selten mit der Faust geschlagen/getreten wurde bzw. geprügelt oder zusammengeschlagen wurde, häufige Misshandlung, wenn diese beiden Formen öfter zur Anwendung kamen.

Aus der Abbildung 3.8 ist ersichtlich, dass 42,9 % (100 % – 57,1%) der Befragten in ihrer Kindheit mindestens Gewalt in Form leichter Züchtigung durch die Eltern erlebt haben, im Jugendalter waren dies immerhin noch 30,6 % (= 100 % – 69,4 %). Die leichte Züchtigung ist dabei die am häufigsten erlebte Art der Gewalt. In der Kindheit haben Sie 22,1% der Befragten erlebt, im frühen Jugendalter waren es 19,9 %. Es deutet sich damit an, dass die erlebte Gewalt in der Jugend etwas seltener vorkommt, als in der Kindheit. So beträgt etwa der Anteil jener, die schwere Züchtigung erlebten, in der Kindheit 11,9 %, in der Jugend noch 5,7 %. Mit einer in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen eher hohen Korrelation ( $r = .540$ ) ist elterliche Gewalt häufig eine über den Lebenslauf vieler Kinder und Jugendlicher konstante Erfahrung, d.h. wer bereits in der Kindheit Gewalt erlebt hat, erlebt sie auch in den letzten 12 Monaten noch. Dennoch geht mit dem Heranwachsen der Kinder die Möglichkeit der physischen Gewaltausübung durch die Eltern sukzessive zurück, was sich vor allem bei den häufigen und schweren Gewaltformen zeigt. Immerhin ist es aber noch jeder zwanzigste Schüler, der angab, Misshandlungen durch die Eltern in den letzten 12 Monaten erfahren zu haben, in Bezug auf die Kindheit erinnern sich 8,9 % an schwere elterliche Übergriffe.

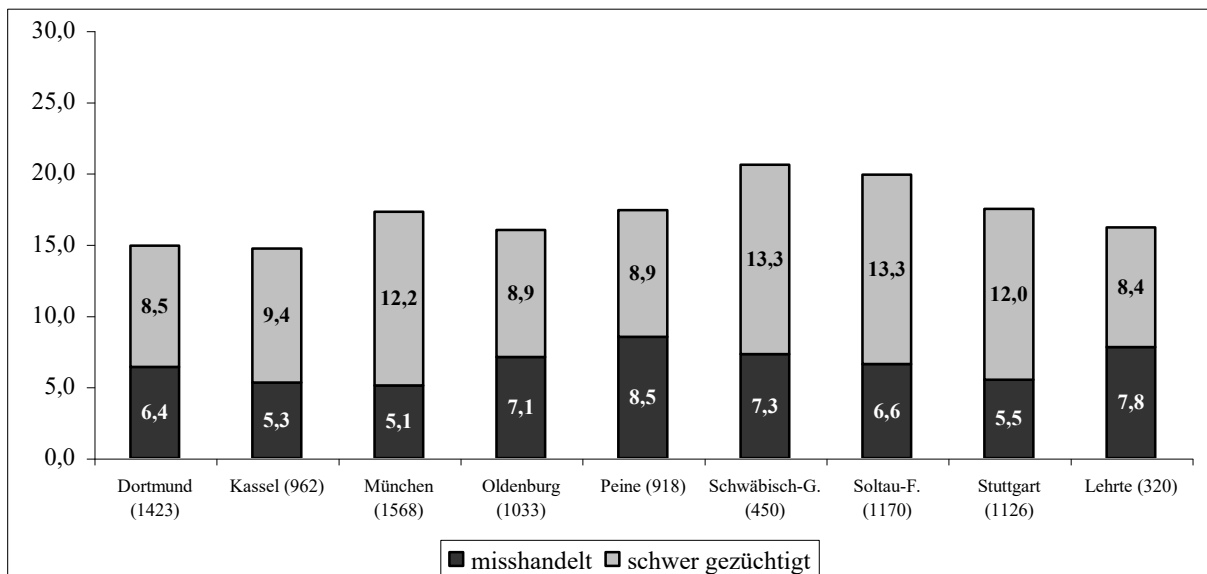
Abbildung 3.9: Erlebte elterliche Gewalt in der Kindheit nach Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



In der Kindheit, also vor ihrem 12. Lebensjahr, haben in Schwäbisch-Gmünd 11,4% der Jugendlichen eine Misshandlung durch ihre Eltern erlebt, während dies in Soltau-Fallingbostel nur 7,4 % sind. Schwäbisch-Gmünd liegt zudem bei der schweren Züchtigung mit 13,6 % unter den Regionen mit den höchsten Quoten, den höchsten Wert weist hier allerdings Stutt-

gart mit 14,2 % auf. Die Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten sind signifikant ( $V = .054^{**}$ ), wobei es den Anschein hat, als ob elterliche Gewalt in den süddeutschen Gebieten insgesamt etwas weiter verbreitet ist als in den nördlichen Gebieten. Dies kann aber auch ein Effekt der unterschiedlichen ethnischen Zusammensetzung der Gebiete sein, weshalb in der nachfolgenden Darstellung die Züchtigungs- bzw. Misshandlungsquoten nur für die deutschen Befragten dargestellt sind, die zwei deutschstämmige Elternteile haben.

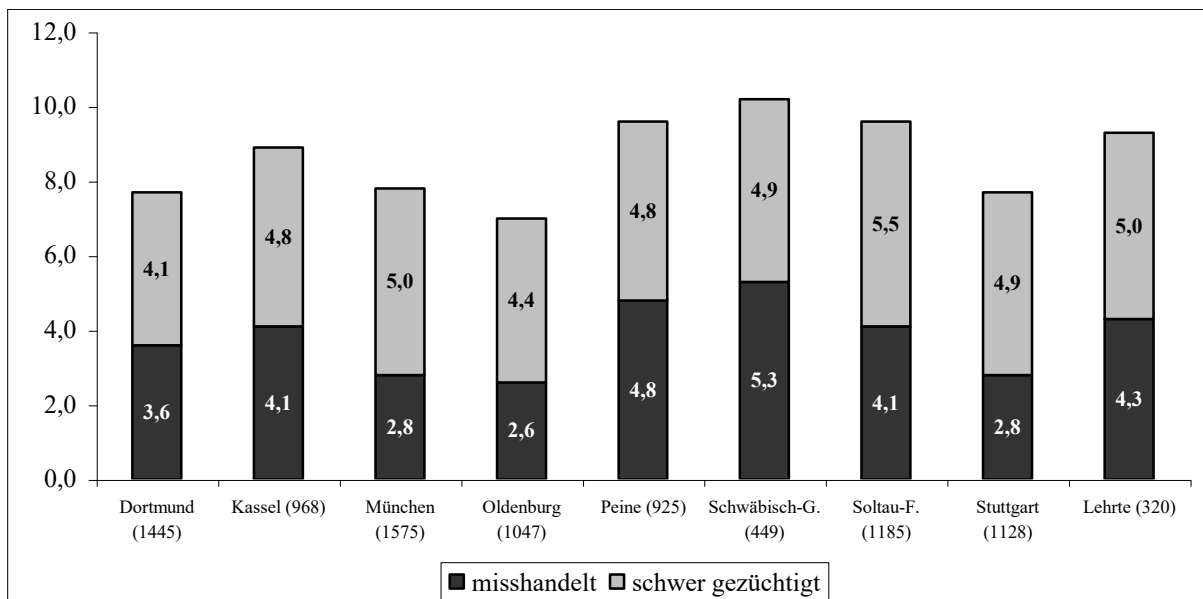
Abbildung 3.10: Erlebte elterliche Gewalt in der Kindheit nach Erhebungsgebiet – nur deutsche Befragte (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



Dabei zeigen sich weiterhin signifikante Unterschiede zwischen den Gebieten ( $V = .057^{**}$ ) und auch weiterhin weist Schwäbisch Gmünd zusammengenommen die höchste Quote schwerer elterlicher Gewalt auf. Stuttgart und München liegen aber nun eher im Mittelfeld. Betrachten wir nur die Misshandlungen, so hat sich die Reihenfolge der Gebiete sogar stark verändert: Die höchste Misshandlungsquote weist der Landkreis Peine auf, gefolgt von Lehrte, Schwäbisch Gmünd und Oldenburg. Eher selten erlebten die Jugendlichen in ihrer Kindheit Misshandlungen durch die Eltern in Stuttgart, Kassel und München.

In Bezug auf die erlebte elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten fallen die Gebietsunterschiede etwas geringer, dennoch signifikant aus (Cramers  $V = .042^{**}$ ). In Schwäbisch Gmünd berichten dabei die Schüler erneut am häufigsten, schwerere Formen des elterlichen Übergriffs erlebt zu haben, wobei wiederum nur die deutschen Jugendlichen verglichen werden (Abbildung 3.11). Ebenfalls recht hoch liegen die Quoten in den beiden Landkreisen Peine und Soltau-Fallingb., gefolgt von Lehrte und Kassel. In Oldenburg haben hingegen die Jugendlichen am seltensten Misshandlungen erlebt, schwere Züchtigungen sind hier ebenfalls selten. Letzteres trifft auch auf Dortmund zu, allerdings ist der Anteil misshandelter Kinder in Dortmund nur durchschnittlich.

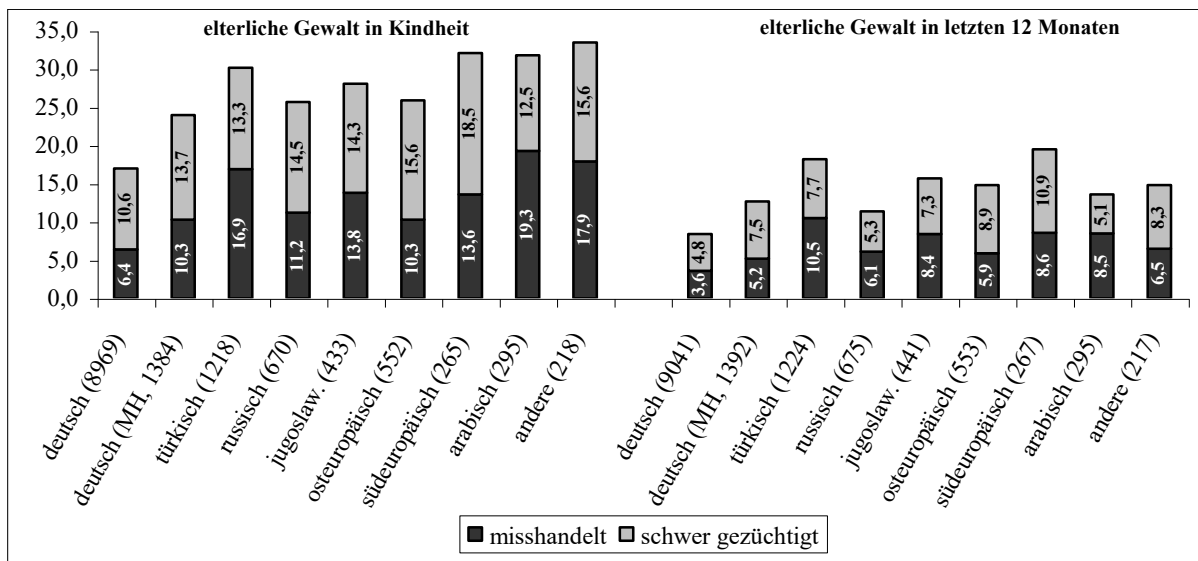
Abbildung 3.11: Erlebte schwere elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten nach Erhebungsgebiet – nur deutsche Befragte (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



Bedeutsamer als Gebietsunterschiede sind allerdings die Zusammenhänge zwischen der ethnischen Herkunft und der erlebten Gewalt in der Kindheit ( $V = .081^{**}$ ) und in den letzten 12 Monaten ( $v = .064^{**}$ ). Abbildung 3.12 zeigt, dass Jugendliche deutscher Abstammung zu 17,0 % in der Kindheit schwere Züchtigungen oder Misshandlungen erfahren mussten, bei den türkischen Jugendlichen sind es hingegen doppelt so viele (30,2 %). Auch die südeuropäischen, arabischen und anderen Ethnien weisen deutlich höhere Quoten als die Deutschen auf. Insgesamt findet sich eindrücklich bestätigt, dass der Erziehungsalltag in Migrantenfamilien, unabhängig davon, um welche Ethnie es sich im Speziellen handelt, sehr viel häufiger durch massive Elterngewalt gekennzeichnet ist. Dies gilt auch für die letzten 12 Monate. Während deutsche Jugendliche in diesem Referenzzeitraum zu 8,4 % Opfer gewalttätiger Übergriffe durch die Eltern wurden, sind es bei den türkischstämmigen Jugendlichen 18,2 %, bei den südeuropäischen Jugendlichen sogar 19,5 %. Insbesondere die Misshandlungsquote liegt bei allen nichtdeutschen Ethnien mindestens um das 1,5fache über der deutschen; bei den türkischen Befragten ist sie 3,5mal so hoch.



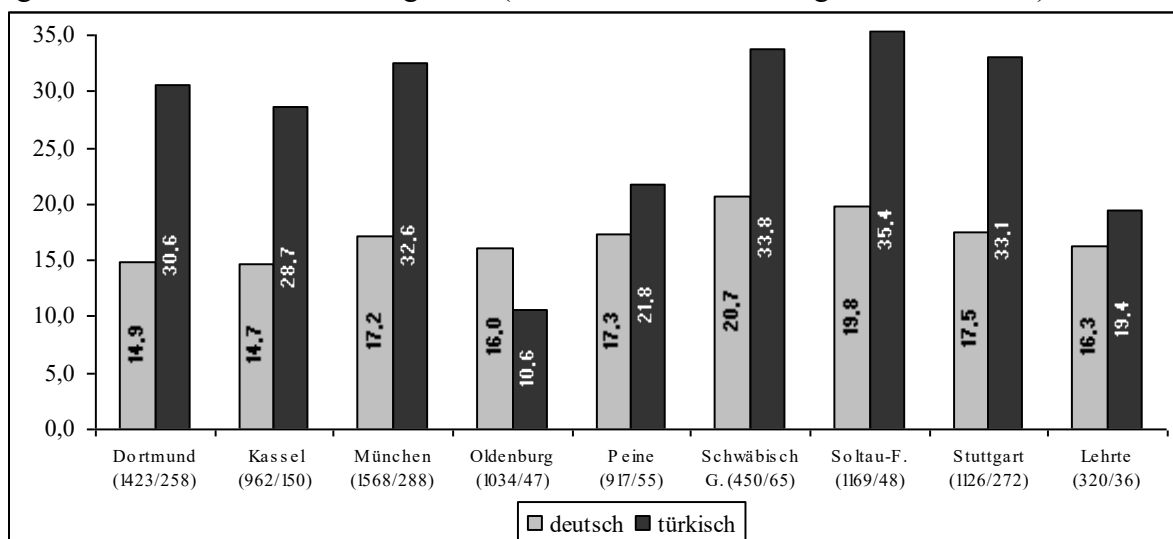
Abbildung 3.12: Elterliche Gewalt in der Kindheit und in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



Nicht in allen Erhebungsgebieten fallen die ethnischen Unterschiede aber gleich hoch aus, wie die nachfolgende Abbildung 3.13 anhand der Gegenüberstellung von deutschen und türkischen Befragten deutlich macht.<sup>61</sup> Generell scheint zu gelten: Je kleiner die Gemeinschaft einer nichtdeutschen Gruppe in einem Gebiet ist, umso eher entspricht ihr Erziehungsverhalten dem der deutschen Eltern. Gerade in den Großstädten, in denen die türkischen Migranten einen substantiellen Anteil an der Gesamtbevölkerung stellen, liegt die Gewaltquote (schwere Züchtigung und Misshandlung zusammengefasst) in der Regel doppelt so hoch wie die Gewaltquote der Deutschen. In Oldenburg, Peine und Lehrte, wo die Anteile der türkischen Migranten an der Gesamtbevölkerung unterdurchschnittlich sind, weicht die Gewaltquote derselben hingegen nicht mehr signifikant von der deutschen ab. In Oldenburg haben entsprechend der retrospektiven Angaben der Schüler die türkischen Eltern sogar etwas seltener Gewalt in der Kindheit angewandt. Eine Ausnahme hiervon bildet Soltau-Fallingbostal: Obwohl der Bevölkerungsanteil türkischstämmiger Migranten hier nur 3,2 % beträgt und damit als eher gering zu bezeichnen ist im Vergleich mit den anderen Gebieten, weicht das Erziehungsverhalten der türkischen Eltern – wie in den Gebieten mit hohem Anteil türkischstämmiger Migranten – deutlich von dem Ausmaß an Gewalt, das deutsche Eltern eingesetzt haben, ab. Für die elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten gelten im Prinzip dieselben Ergebnisse (ohne Abbildung): In den Gebieten mit hohem Anteil an Türken ist das Erziehungsverhalten weit stärker durch Gewalt geprägt als in Gebieten mit niedrigem Anteil. In Oldenburg, Peine, Lehrte und dieses Mal auch in Soltau-Fallingbostal bestehen hingegen keine Unterschiede zwischen den beiden ethnischen Gruppen.

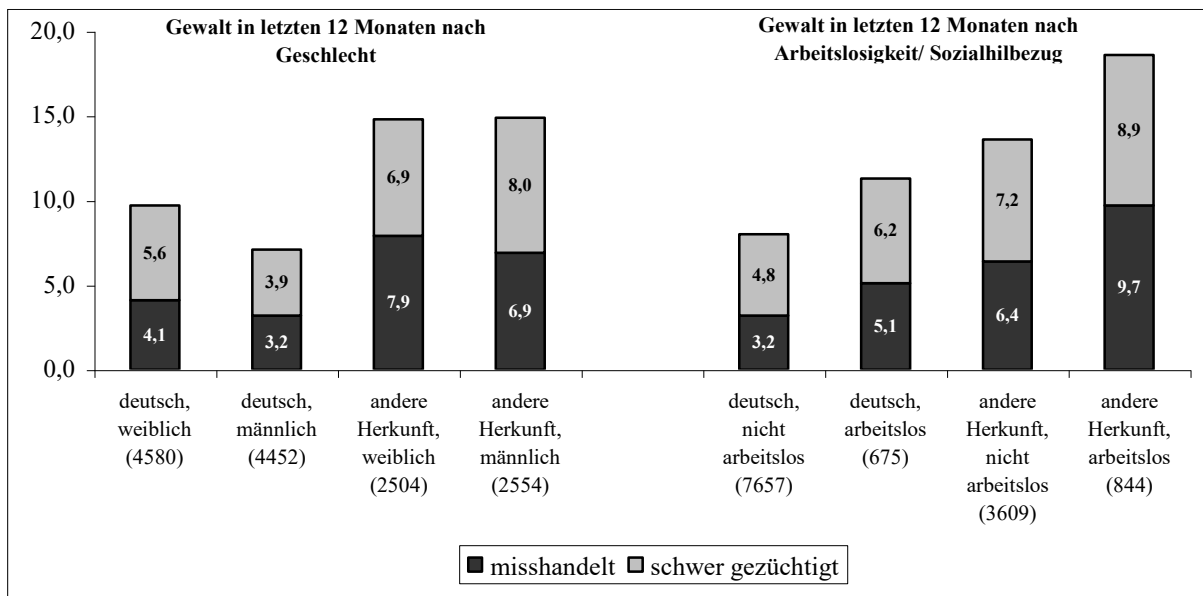
<sup>61</sup> Die türkischen Jugendlichen wurden ausgewählt, da es für diese in allen Erhebungsgebieten noch eine ausreichende Anzahl an Befragten gibt, für die differenzierte Analysen vorgenommen werden können.

Abbildung 3.13: Elterliche Gewalt in der Kindheit nach ethnischer Herkunft, schwer gezeichnet und misshandelt zusammengefasst (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



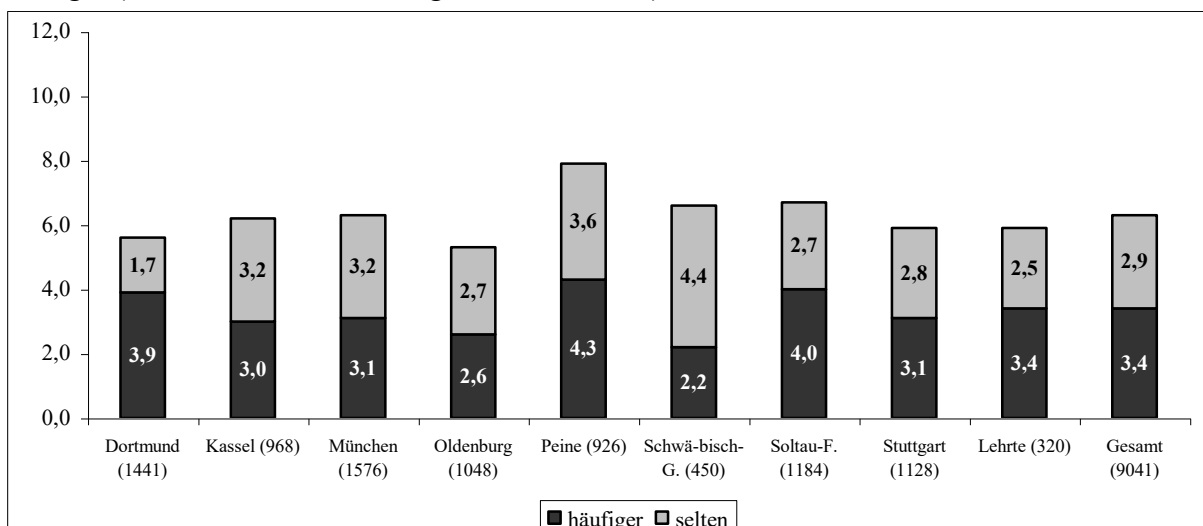
Zwei zusätzliche Befunde zum Ausmaß elterlicher Gewalt sind erwähnenswert: Für deutsche Befragte gilt der Befund, dass Mädchen etwas häufiger schwere Formen der Gewalt erfahren als Jungen, wie Abbildung 3.14 am Beispiel der erlebten Gewalt in den letzten 12 Monaten verdeutlicht ( $V = .047^{**}$ ). Bei nichtdeutschen Befragten gibt es hingegen keine signifikanten Geschlechtsunterschiede. In beiden Befragtengruppen zeigt sich aber ein Zusammenhang zwischen der Armutslage einer Familie, erfasst darüber, ob derzeit der Haushaltsvorstand arbeitslos ist oder Sozialhilfe bezieht, und der Ausübung elterlicher Gewalt. Etwas stärker ist dieser Zusammenhang bei nichtdeutschen Befragten ausgeprägt ( $V = .063^{**}$ ), etwas schwächer bei den deutschen ( $V = .036^*$ ). Dennoch findet sich bestätigt, dass Armut ein Risikofaktor für erhöhte elterliche Gewalt darstellt. Allerdings ist damit die Frage nach der tatsächlichen Ursache nicht geklärt: Erhöht Arbeitslosigkeit die Anzahl an innerfamiliären Konflikten aufgrund der knapperen Ressourcen oder aber ist es nicht vielmehr der Fall, dass bestimmte soziale Schichten eher von Arbeitslosigkeit betroffen sind, und zwar diejenigen Schichten, die auch häufiger zu einer gewaltförmigen Kindererziehung neigen. Abschließend klären lassen sich derartige Fragen nur im Längsschnittdesign, in denen die Ereignisse der Arbeitslosigkeit und der Elterngewalt zu verschiedenen Zeitpunkten erhoben werden. Da diese in der Schülerbefragung nicht zur Verfügung stehen, kann nur die Schlussfolgerung gezogen werden, dass beide Sichtweisen Plausibilität beanspruchen können, also sowohl die Sichtweise, dass es sich um einen Selektionseffekt handelt als auch die Sichtweise, dass es sich um einen Verursachungseffekt aufgrund erhöhten innerfamiliären Stresserlebens handelt.

Abbildung 3.14: Elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten nach verschiedenen Variablen (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



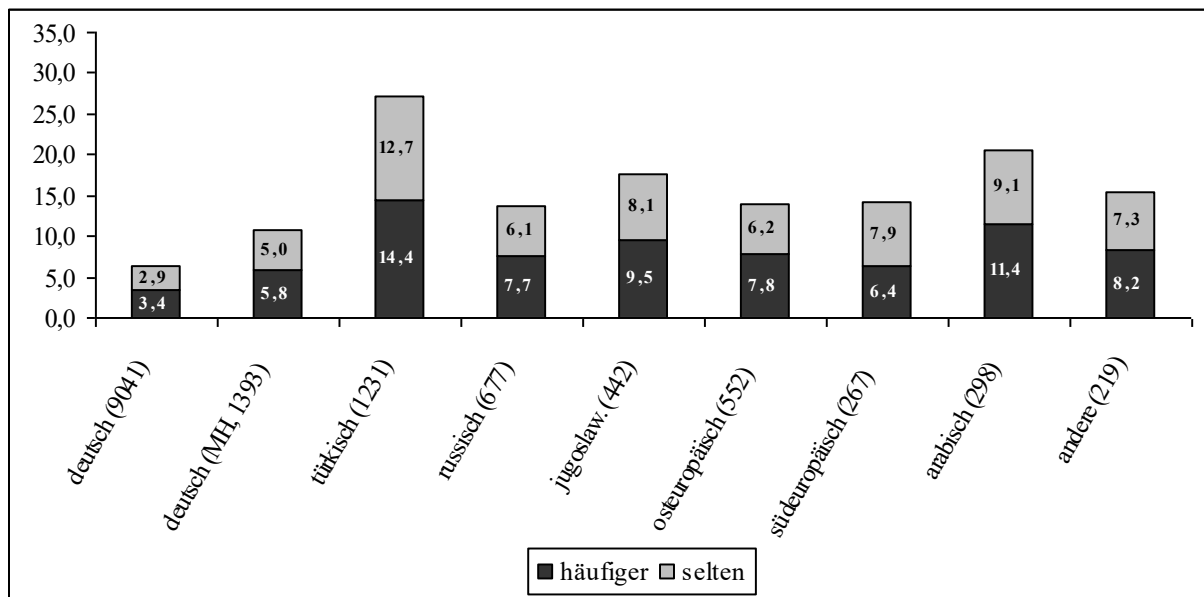
Neben der Gewalt, die Eltern ihren Kindern antun, haben wir die Jugendlichen auch danach gefragt, ob sich die Eltern untereinander gewalttätig behandeln. Diesbezüglich sollte eingeschätzt werden, wie häufig in den letzten 12 Monaten gesehen wurde, dass ein Elternteil das andere mit der Hand geschlagen hat bzw. mit dem Fuß getreten/mit der Faust geschlagen hat. Insgesamt gibt jeder zehnte Jugendliche an, elterliche Partnergewalt beobachtet zu haben, wobei dies 5,4 % häufiger, 4,7 % selten taten. Konzentrieren wir uns wiederum auf die deutschen Befragten (mit zwei deutschen Elternteilen), dann fällt diese Quote etwas niedriger aus, da nurmehr 6,3 % der deutschen von elterlicher Partnergewalt berichteten. Dabei gibt es zwar wahrnehmbare Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten – in Peine ist die Quote 1,5mal so hoch wie in Oldenburg. Dies Unterschiede sind aber nicht signifikant ( $V = .036$ ). Die Erziehungswirklichkeit von deutschstämmigen Jugendlichen ist damit deutschlandweit recht ähnlich im Hinblick darauf, wie häufig sich die eigenen Eltern sich selbst gewalttätig behandeln.

Abbildung 3.15: Beobachtung elterlicher Partnergewalt nach Erhebungsgebiet – nur deutsche Befragte (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



Damit ist erneut zu vermuten, dass die nichtdeutschen Befragten häufiger von Gewalt zwischen den Eltern berichten. Dies bestätigt Abbildung 3.16 ( $V = .150^{**}$ ). Vor allem die türkischen Befragten stechen hervor, 14,4 % dieser Migrantengruppe haben häufiger, 12,7 % selten beobachten können, wie sich die Eltern geschlagen haben, insgesamt also mehr als jeder vierte. Alle anderen Gruppen erreichen diesbezüglich ebenfalls höhere Prävalenzen, in erster Linie noch die arabischen und jugoslawischen Jugendlichen. Das höhere innerfamiliäre Gewaltniveau der türkischen Familien beschränkt sich nicht, wie dies noch für die Gewalt den Kindern gegenüber galt, auf diejenigen Erhebungsgebiete mit höherem türkischen Migrantenteil. In allen einbezogenen Erhebungsgebieten berichten türkische Jugendliche signifikant häufiger als deutsche Jugendliche, dass die Eltern sich gegenseitig gewaltsam behandeln.

Abbildung 3.16: Beobachtung elterlicher Partnergewalt nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



Die Beobachtung elterlicher Partnergewalt kommt in jenen Familien häufiger vor, in denen die Kinder auch in der Kindheit bzw. in den letzten 12 Monaten gezüchtigt oder misshandelt wurden, oder umgekehrt ausgedrückt: Eltern, die sich gegenseitig Gewalt antun, tun auch ihren Kindern Gewalt an. Die Korrelationen fallen aber eher mittelmäßig aus; zwischen beobachteter Gewalt und Gewalt in der Kindheit beträgt die Korrelation  $r = .23^{**}$ , zwischen beobachteter Gewalt und Gewalt in den letzten 12 Monaten  $r = .20^{**}$ .<sup>62</sup> In Prozentzahlen übersetzt bedeuten dies: Während 73 % der Jugendlichen, die angaben, in den letzten 12 Monaten keine Gewalt der Eltern untereinander beobachtet zu haben, auch selbst keine Gewalt in diesem Zeitraum erfahren haben, sind es von jenen, die häufiger Elterngewalt beobachteten, nur noch 46,4 %. Zugleich sind es aber immerhin noch 7,7 % die meinten, sie wären im zurückliegenden Jahr durch die Eltern schwer gezüchtigt bzw. misshandelt worden und die keine Elterngewalt beobachtet haben. Demgegenüber stehen 32,7 % die Partnergewalt beobachtet und gleichzeitig selbst schwere Elterngewalt erlebt haben. Elterliche Partnergewalt ist steht damit für eine Akzeptanz von Gewalt und ist ein wichtiger Risikofaktor dafür, selbst im Familienkontext Gewalt zu erfahren. Aber nicht alle Jugendlichen, die Gewalt beobachten, werden selbst zu Opfern elterlicher Übergriffe, und nicht alle Jugendlichen, die keine Partnergewalt beobachten, sind frei von diesen Übergriffen.

<sup>62</sup> Berechnet wurde der Spearman-Rho-Koeffizient, der bei ordinalskalierten Variablen einzusetzen ist.

### 3.1.3 Jugendliche als Opfer von Schulgewalt

Neben dem Elternhaus ist für Jugendliche die Schule ein Ort mit hohem sozialisatorischem Stellenwert. Dies gilt auch in negativer Hinsicht, insofern an diesem Ort Gewalterfahrungen gemacht werden müssen. Das Risiko, verbaler und nonverbaler Viktimisierung ist hier recht hoch. Dieser Umstand sowie die hohe mediale Aufmerksamkeit, die schulische Gewalt genießt, haben zu einem starken wissenschaftlichen Interesse seit Anfang der 1990er Jahre geführt. Auch in der Schülerbefragung 2005 wurden die Schüler darum gebeten einzuschätzen, wie häufig sie im letzten Schulhalbjahr von anderen Schülern geschlagen oder getreten wurden, ob man sie gehänselt oder hässliche Dinge über sie gesagt hat, ob absichtlich ihre Sachen zerstört oder sie mit einer Waffe bedroht wurden, oder aber ob andere Schüler sie erpresst und gezwungen haben, Geld oder Sachen abzugeben. Fast die Hälfte der Jugendlichen hat angegeben, mindestens eines dieser Delikte mindestens 1 bis 2 Mal im Referenzzeitraum erlebt zu haben (Tabelle 3.8); 9,9 % müssen als Mehrfachopfer gelten, d.h. jeder zehnte Jugendliche hat zumindest mehrfach monatlich einen Übergriff erlebt. Gehen wir also davon aus, dass eine Durchschnittsklasse 25 Schüler hat<sup>63</sup>, so gilt statistisch, dass mindestens zwei davon Mehrfachopfer sind. In jeder zweiten Klasse findet sich darüber hinaus ein Schüler, der häufige körperliche Gewalt über sich ergehen lassen muss.

Tabelle 3.8: Viktimisierung durch Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr (in %)

	gar nicht	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	mehrfach monatlich	mehrfach wöchentlich	Gültige N
Ich wurde von Schülern absichtlich geschlagen oder getreten.	81,8	13,6	2,3	1,3	1,1	14169
Andere Schüler haben mich gehänselt oder hässliche Dinge über mich gesagt.	58,6	25,8	7,0	4,7	3,9	14165
Andere Schüler haben meine Sachen absichtlich kaputtgemacht.	90,0	7,9	1,1	0,5	0,4	14166
Ich wurde von anderen Schülern mit einer Waffe bedroht.	98,5	1,0	0,2	0,1	0,2	14168
Andere Schüler haben mich richtig erpresst und gezwungen, Geld oder Sachen herzugeben.	98,8	0,6	0,1	0,1	0,2	14165
Gesamtprävalenz (mindestens eines der 5 Delikte erlebt)	51,1	30,7	8,0	5,3	4,6	14189

gewichtete Daten

Dennoch handelt es sich bei der Mehrzahl der Mehrfachopfer um Opfer wiederholter verbaler Attacken. Diese haben insgesamt 41,4 % (100 % - 58,6 %) aller Schüler erlebt, 8,6 % in recht hoher Frequenz. Ebenfalls noch recht häufig kommen körperliche Übergriffe vor, fast jeder fünfte Jugendliche hat erlebt, dass er geschlagen oder getreten wurde; etwa jedem Vierzigsten Jugendlichen widerfährt das Schicksal mehrfach monatlicher körperlicher Viktimisierung. Eher die Ausnahme sind Bedrohungen mit Waffen und Erpressungen; 98,5 % bzw. 98,8 % haben angegeben, dass sie diese Formen der Gewalt im zurückliegenden Schulhalbjahr erfahren mussten.

Die Unterschiede zwischen den Befragungsgebieten fallen eher gering aus, nur bei zwei der fünf Delikte sind signifikante Unterschiede – auf recht niedrigem Niveau – zu beobachten. Bei vier Variablen weist die Stadt Schwäbisch Gmünd die höchsten Prävalenzen auf, d.h. hier werden die Schüler am häufigsten geschlagen, mit der Waffe bedroht, erpresst oder es wird ihr Eigentum zerstört. Niedrige Prävalenzen kommen demgegenüber beim Schlagen in Mün-

<sup>63</sup> Dieser Wert stellt die mittlere Klassengröße aller 636 befragten Schulklassen dar.

chen, beim Eigentum-Zerstören in Lehrte, beim Mit-einer-Waffe-Bedrohen in Oldenburg und Peine und bei den Erpressungen erneut in Oldenburg vor. Für das Hänselfn werden zwei Maßzahlen berichtet, was seinen Hintergrund darin hat, dass seltenes Hänselfn recht weit verbreitet zu sein scheint und auch als weniger problematisch einzustufen ist, wenn es selten geschieht. Die erste Spalte des Hänselfn gibt deshalb an, wie viel Prozent aller Jugendlichen mindestens einmal gehänselft wurden, die zweite Spalte, wie viel Prozent mehrfach monatlich oder mehrfach wöchentlich, also massiv gehänselft wurden. Am häufigsten berichten die Oldenburger Schüler davon, dass sie gehänselft werden, die Quote der massiv Gehänselften liegt hier aber im Durchschnitt. Vier Prozent niedriger liegt die Hänself-Prävalenz in Dortmund (39,5 %), wo aber immerhin jedes zehnte Opfer zu den massiv gehänselften Opfern zu zählen ist. Nur in Lehrte gibt es noch geringfügig mehr Jugendliche, die massive verbale Gewalt erlebt haben. Die hohe Hänself-Prävalenz in Oldenburg schlägt sich dann auch in der Gesamtopferrate nieder, die hier am höchsten ist (52 %). Allerdings sollte zum Vergleich der Befragungsregionen eher die um die seltenen Hänself-Opfer bereinigte Gesamtopferrate herangezogen werden. Diese weist aus, dass 27,1 % alle Jugendlichen der Schülerbefragung Opfer eines Gewaltdelikts im letzten Schulhalbjahr geworden sind. In München ist diesbezüglich das friedlichste Schulklima zu konstatieren (24,4 % Opfer), in Schwäbisch Gmünd das am wenigsten friedliche (32,4 % Opfer). Eher gering sind die zusammengefassten Gesamtopferraten darüber hinaus in Stuttgart und in Kassel, eher hoch in Dortmund.

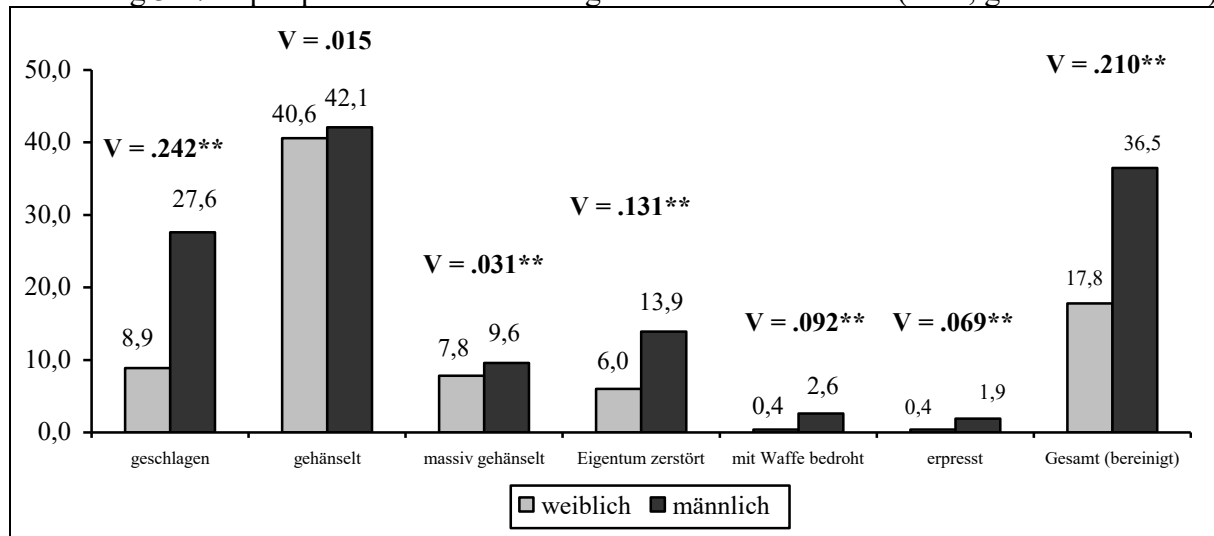
Tabelle 3.9: Opferraten der Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr nach Erhebungsgebiet (in %)

	geschlagen	gehänselft	massiv gehänselft	Eigentum zerstört	mit Waffe bedroht	erpresst	Gesamt	Gesamt (bereinigt <sup>1</sup> )
Dortmund	19,5	<u>39,5</u>	10,1	10,1	2,0	<b>1,5</b>	47,0	29,2
Kassel	18,1	41,6	8,4	10,4	1,8	1,1	48,2	26,4
München	<u>15,8</u>	41,2	<u>7,3</u>	9,7	1,6	1,4	48,1	<u>24,4</u>
Oldenburg	17,7	<b>43,8</b>	9,2	9,7	<u>1,0</u>	<u>0,6</u>	<b>52,0</b>	27,4
Peine	20,0	41,9	9,0	9,0	<u>1,0</u>	0,8	50,5	28,2
Schwäbisch-Gmünd	<b>22,1</b>	42,9	9,5	<b>14,0</b>	<b>2,2</b>	<b>1,5</b>	51,8	<b>32,4</b>
Soltau-Fallingb.ostel	20,8	42,9	8,4	9,3	1,5	1,2	51,3	28,0
Stuttgart	16,6	39,8	8,1	10,0	1,1	0,8	<u>46,8</u>	25,7
Lehrte	17,9	42,5	<b>10,9</b>	<u>8,1</u>	1,2	0,9	50,6	27,1
Prävalenz	18,2	41,4	8,6	10,0	1,5	1,2	48,9	27,1
Cramers V	.050**	.028	.036*	.035*	.031	.031	.038**	.046**

<sup>1</sup> – bereinigt bedeutet, dass nur diejenigen Schüler einbezogen werden, die mindestens mehrfach monatlich gehänselft wurden; gewichtete Daten; **Fett** – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .01

Ein zu erwartendes Bild bietet sich, wenn die Opferschaften getrennt für männliche und weibliche Befragte untersucht werden (Abbildung 3.17). Mit der Ausnahme des Hänselfns sind Jungen signifikant häufiger Opfer eines gewalttätigen Übergriffs innerhalb der Schule gewesen als Mädchen. Ihre Prävalenzrate ist bei der Körperverletzung dreimal höher, beim Zerstören von Eigentum zweimal höher und bei den restlichen beiden Delikten mindestens fünfmal höher. Dass man Zielscheibe verbaler Angriffe gewesen ist, berichten sowohl zwei Fünftel der Mädchen als auch zwei Fünftel der Jungen. Nur massiven Hänselfeien fallen Jungen etwas häufiger zum Opfer als Mädchen (9,6 vs. 7,8 %). Zusammengefasst führt dies dazu, dass Jungen ca. doppelt so häufig gewaltsame Übergriffe, wiederholter verbaler bzw. mindestens einmaliger anderer Natur, erleben.

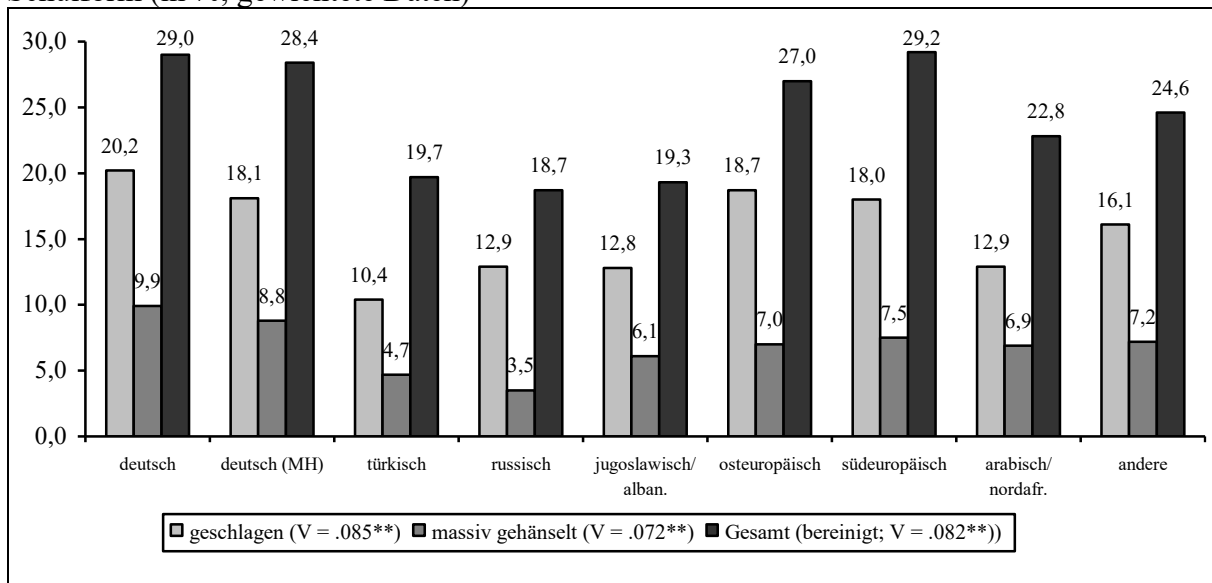
Abbildung 3.17: Opferprävalenzen der Schulgewalt nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



Nicht unbedingt zu erwarten ist allerdings, dass nahezu ausnahmslos alle unterschiedenen nichtdeutschen Schüler weniger Gewalterfahrungen berichten als die deutschen Schüler (Abbildung 3.18). Während jeder fünfte deutschstämmige Jugendliche angibt, im letzten Schulhalbjahr geschlagen worden zu sein, sind es bei den türkischstämmigen Jugendlichen nur 10,4 %. Auch russische, jugoslawische und arabische Jugendliche weisen hier sehr niedrige Niveaus auf. Ein ähnliches Bild findet sich beim Hänselein: Fast jeder zehnte Deutsche berichtet davon, aber nur mehr jeder zwanzigste türkische und jeder fünfundzwanzigste russische Schüler. Für die Gesamtprävalenz bedeutet dies, dass fast jeder dritte deutsche Jugendliche eine ernstzunehmende Opfererfahrung hatte, aber nur jeder fünfte türkische, russische und jugoslawische Schüler. Die Südeuropäer erreichen hingegen fast das deutsche Niveau, was darauf zurückzuführen ist, dass sie überdurchschnittlich häufig die Zerstörung des persönlichen Eigentums erlebt haben; 13,9 % gaben ein solches Erlebnis für den Referenzzeitraum an, aber nur 9,7 % der Deutschen. Eine Erklärung der niedrigen Opferprävalenzen einiger nichtdeutscher Ethnien könnte darin bestehen, dass sie tatsächlich im Schulkontext weniger angegriffen werden, weil sie sich öfter in Gruppen von Gleichaltrigen aufhalten und aus diesen Gruppen heraus häufiger die Täterrolle einnehmen. Möglich ist zudem, dass diese Ethnien ihr delinquentes Verhalten auf Orte außerhalb der Schule beschränken und sich innerhalb der Schule an die Verhaltensregeln halten. Insofern würden sie auch verstärkt außerhalb der Schule angegriffen. Die erhöhten Opferprävalenzen, die sich weiter oben bei der Betrachtung des Erhebungsgebiets im Allgemeinen gezeigt haben, sprechen für solch eine Verlagerungsthese.<sup>64</sup> Nicht auszuschließen ist ein spezifisches Antwortverhalten derart, dass einige ethnische Gruppen gemachte Opfererfahrungen nicht als solche definieren und deshalb nicht berichten.

<sup>64</sup> Die weiter oben berichteten höheren Opferprävalenzen nichtdeutscher Ethnien (vgl. Abbildung 3.4) können natürlich auch damit in Zusammenhang stehen, dass die nichtdeutschen Jugendlichen ihre innerfamiliären Gewalterfahrungen berichtet haben, die ja deutlich höherer Frequenz auftreten als bei den deutschen Jugendlichen.

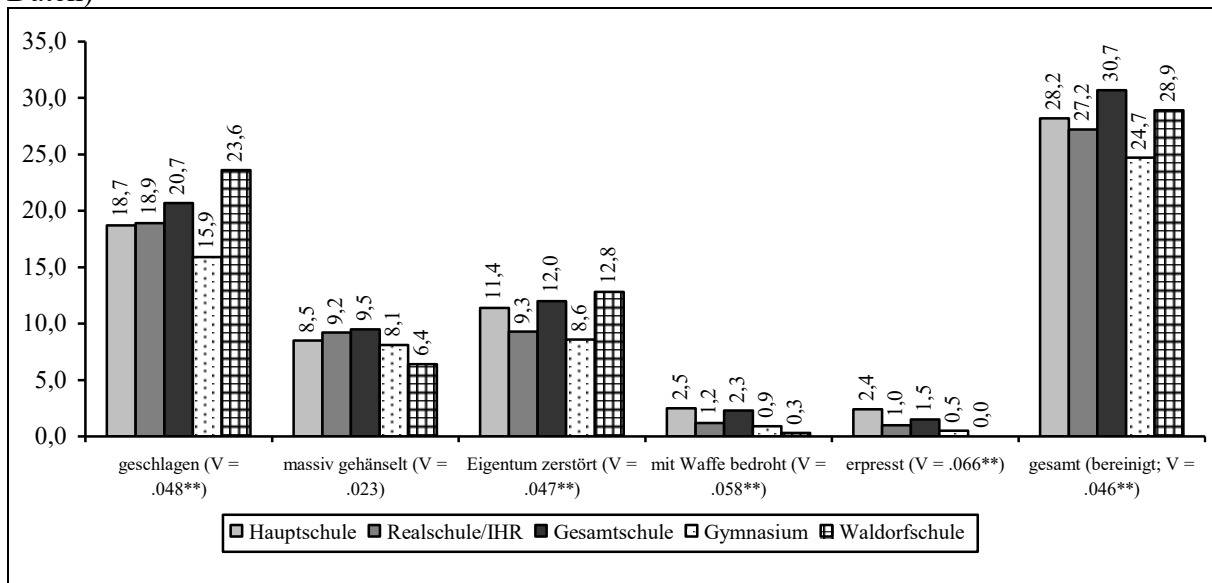
Abbildung 3.17: Gesamtopferprävalenzen der Schulgewalt nach ethnischer Herkunft und Schulform (in %; gewichtete Daten)



Die Schulform steht ebenfalls mit dem Ausmaß an Schulgewalt in Beziehung, und ebenfalls nicht immer fallen diese Beziehungen erwartungsgemäß aus. Gymnasien weisen zwar bei allen Verhaltensindizes die niedrigste Prävalenz auf und nur jeder vierte Schüler war hier im zurückliegenden Schuljahr überhaupt Opfer eines tätlichen Übergriffs. Das Ausmaß an Gewalt ist in den anderen Schulformen aber nur etwas und keinesfalls außerordentlich viel höher. Hinzu kommt, dass Schulen in freier Trägerschaft, hier präsentiert durch die Waldorfschulen, keine gewaltlosere Lernumwelt bereitstellen. Im Gegenteil: Hier haben 23,6 % der Schüler im zurückliegenden Schulhalbjahr körperliche Gewalt in Form des Schlagens oder Trezens erlebt, in den Hauptschulen waren es nur 18,7, in den Gesamtschulen 20,7 %. Betrachtet man nur diejenigen Schüler, die mehrfach monatlich bzw. mehrfach wöchentlich körperliche Gewalt erfahren haben, dann sinken die Anteile auf 2,7 % bei Waldorfschulen, 2,6 % bei Hauptschulen und 3,0 % bei Gesamtschulen. Die Gymnasien weisen eine Quote massiv geschlagener Schüler von 1,8 % auf. Insofern mag ein Teil des erhöhten Gewaltniveaus in Waldorfschulen auch darauf zurückzuführen sein, dass die Sensibilität für Gewalt eine höhere ist, d.h. auch die seltenen, leichten Angriffe als Körperverletzungen gewertet werden. Allerdings ist das erhöhte Ausmaß an Gewalt in Waldorfschulen auch in Bezug auf die Zerstörung persönlichen Eigentums zu konstatieren: Während nur 8,6 % der Schüler in Gymnasium solch eine Tat schon erlebt haben, waren es Waldorfschulen 50 % mehr. Massiv gehänselte Schüler finden sich hingegen häufiger in Gesamt- und Realschulen. Die beiden Delikte des Bedrohens mit einer Waffe und des Erpressens scheinen in allen Schulformen die große Ausnahme darzustellen, wobei Haupt- und Gesamtschüler überdurchschnittlich häufig von entsprechenden Erlebnissen berichten.



Abbildung 3.18: Gesamtopferprävalenzen der Schulgewalt nach Schulform (in %; gewichtete Daten)



Neben dem Schultyp wurde zudem untersucht, ob andere schulische Faktoren einen Einfluss auf das Ausmaß erlebter Schulgewalt haben. Im Ergebnis hat sich gezeigt, dass weder die Klassengröße noch die Schulgröße mit häufigeren Opfererlebnissen in Verbindung stehen, eine Anonymitätsthese, nach der große Schulkomplexe oder große Klassen die Ausübung von Gewalt begünstigen, kann also nicht bestätigt werden. Wie sich aber zeigt, hängt der Anteil nichtdeutscher Befragter in der Schule mit dem Gewaltaufkommen zusammen. Hierzu wurde auf Basis der befragten Klassen einer Schule der Anteil an nichtdeutschen Schülern geschätzt. Dort, wo mehr als eine Klasse pro Schule befragt wurde, gingen alle Klassen in die Berechnung des Migrantenanteils der Schule ein. Dieses aus den Daten aggregierte Merkmal korreliert sehr hoch mit der Einschätzung des Ausländeranteils, welche die Klassenlehrer über die Schule abgeben sollten ( $r = .82^{**}$ ). In einem zweiten Schritt wurde dann analysiert, welche Opfererfahrungen in Schulen mit hohem Migrantenanteil häufiger auftreten. Die körperliche Gewalt in Form des Schlagens und Tretens sowie das Hänseln stehen in keiner statistischen Beziehung mit dem Migrantenanteil der Schule, wohl aber die anderen drei Gewaltformen. Während bspw. in einer Schule mit einem Migrantenanteil bis 10 % nur 8,9 % der Schüler eine Zerstörung des persönlichen Eigentums erlebt haben, sind es in Schulen mit einem Anteil von über 40 % insgesamt 11,6 % der Schüler (Waffe bedrohen: 0,8 vs. 2,5 %; Erpressung: 0,7 vs. 2,1 %). Dies bestätigt, dass es auch notwendig ist, bei der Erklärung von schulbezogenen Ereignissen die verschiedenen Erklärungsebenen (Individuum, Klasse, Schule) zu berücksichtigen, auch wenn die Erklärungsbeiträge der Ebenen höherer Ordnung meist etwas geringer ausfallen.

### 3.2. Die Täterperspektive

#### 3.2.1. Delinquentes Verhalten im Allgemeinen

Abweichendes und kriminelles Verhalten wurde in der Schülerbefragung an verschiedenen Stellen des Fragebogens und bezogen auf verschiedene thematische Bereiche erfragt. Um das Ausmaß der Delinquenz zu untersuchen, wurde den Schülern eine Liste mit 12 Delikten vorgelegt mit der Bitte anzugeben, ob sie überhaupt schon einmal ein solches Delikt begangen haben (Lebenszeitprävalenz), ob sie dies in den zurückliegenden 12 Monaten getan haben (12-Monats-Prävalenz) und wenn ja, wie häufig sie das in diesem Referenzzeitraum getan

haben, wobei jene Jugendlichen gesondert ausgewiesen werden, die fünf und mehr Delikte begangen haben (Mehrfachtäter). Bei den zwölf Delikten handelt es sich um vier Gewalttaten (Körperverletzung, Raub, Bedrohung mit einer Waffe, Erpressung), sechs reine Eigentumsdelikte (Ladendiebstahl, Autoeinbruch, Einbruch in Gebäude, Fahrzeugdiebstahl, Graffiti-sprühen, Vandalismus) sowie um das Schwarzfahren und das Fahren ohne Fahrerlaubnis. Die Abfrage der Delikte befand sich im hinteren Teil des Fragebogens, dem zudem einige Fragen zu delinquenten Freunden vorgeschaltet waren. Es ist anzunehmen, dass an dieser Stelle bereits das „Eis gebrochen“ war und die Jugendlichen weitestgehend wahrheitsgemäß antworteten, zumal sie zunächst über ihre Freunde und erst dann über sich selbst Auskunft erteilen sollten. Eingeleitet wurde dieser Teil damit, dass darauf verwiesen wurde, dass fast alle Menschen als Jugendliche schon einmal unerlaubte Dinge getan hätten.<sup>65</sup> Daran schloss sich jeweils eine kurze Charakterisierung des Delikts an.

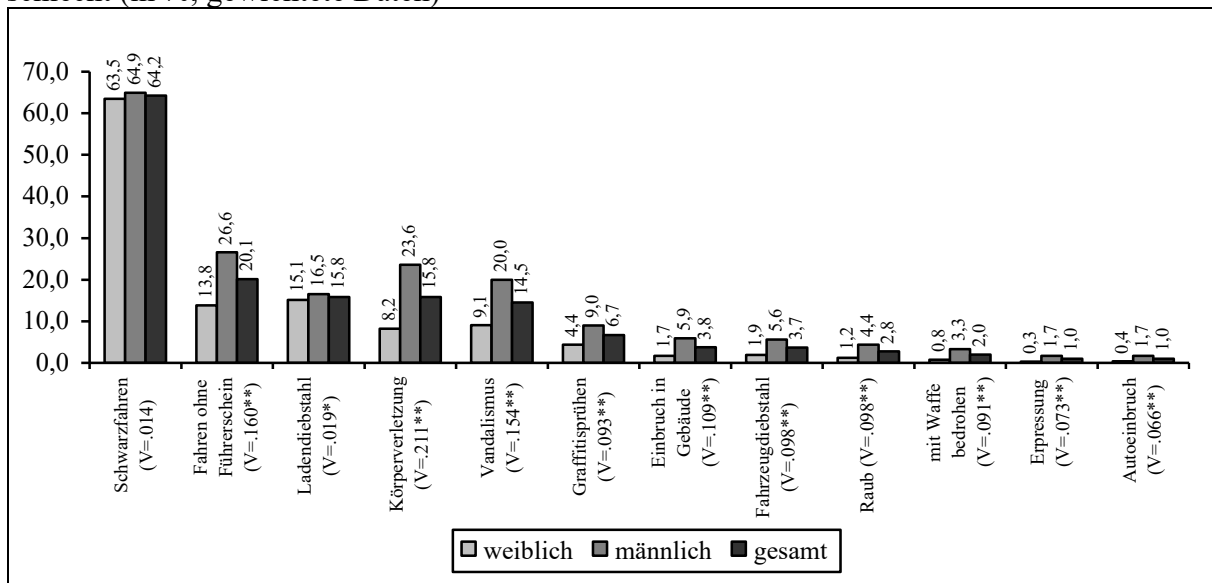
Abbildung 3.19 zeigt über alle Erhebungsgebiete hinweg, welcher Anteil an Schülern in den letzten 12 Monaten mindestens ein Delikt des jeweiligen Typs begangen hat. Da es ein mehrfach replizierter und damit gesicherter Befund ist, dass das Geschlecht einen der wichtigsten Faktoren in der Erklärung von delinquenten Verhaltensweisen darstellt, werden die Prävalenzraten getrennt für weibliche und männliche Befragte berichtet. Sehr deutlich ist, dass die schwere Delinquenz in Form von Körperverletzungen, Einbrüchen oder Raubtaten im Jugendalter die Ausnahme und nicht die Regel ist. Nur ein einziges Delikt, das Schwarzfahren, wurde von einer Mehrheit der Jugendlichen begangen. Fast zwei Drittel gaben an, dies im zurückliegenden Jahr getan zu haben. Hierbei unterscheiden sich die beiden Geschlechter nicht signifikant voneinander. Ebenfalls eher gering sind die Geschlechterunterschiede beim Ladendiebstahl: Etwa jedes sechste Mädchen und auch etwa jeder sechste Junge hat im Referenzzeitraum mindestens einmal etwas in einem Laden mitgenommen ohne dafür zu bezahlen. Bei allen anderen Delikten sind die Geschlechterunterschiede stark ausgeprägt; es sind immer mindestens doppelt so viele männliche wie weibliche Befragte, die ein Delikt begangen haben.

Das zweithäufigste von Jugendlichen begangene Delikt ist das Fahren ohne Führerschein. Allerdings steht dieses Delikt bei den Mädchen erst an dritter und nur bei den Jungen an zweiter Position. Jeder vierte Junge, aber nur jedes sechste Mädchen hat im letzten Jahr schon einmal ein Fahrzeug gesteuert, ohne die entsprechende Fahrerlaubnis zu besitzen. Ebenfalls noch relativ häufig sind Körperverletzungen (15,8 %) und vandalistische Taten (14,5 %). Alle anderen Delikte kommen selten bis sehr selten vor. Vor allem die schwerwiegenden Gewaltdelikte (Raub, Erpressung, Bedrohung mit Waffe) und der Einbruch in ein Auto um daraus etwas zu stehlen, werden nur von jedem 35. bis jedem 100. Jugendlichen ausgeführt.

---

<sup>65</sup> Der genaue Text lautete: „Fast alle Menschen haben als Jugendliche schon einmal unerlaubte Dinge getan, z.B. geklaut oder absichtlich fremdes Eigentum kaputt gemacht. Einige haben auch schon mal absichtlich jemanden verprügelt und verletzt. (Damit meinen wir aber nicht solche Situationen, bei denen Jugendliche aus Spaß miteinander kämpfen.) Wie ist das bei Dir?“

Abbildung 3.19: Täterraten selbstberichteter Delinquenz in den letzten 12 Monaten nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



Im Hinblick auf die häufiger vorkommenden Delikte bestehen auch deutliche Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten (Tabelle 3.10a und b). Fast neun von zehn Münchner Jugendlichen gaben bspw. an, bereits einmal in ihrem bisherigen Leben schwarz gefahren zu sein (88,7 %), in Soltau-Fallingbostal beträgt die Lebenszeitprävalenz hingegen nur 50,8 %. Auch in Peine und Schwäbisch Gmünd ist sie, ebenso wie die 12-Monats-Prävalenz und die Rate der Mehrfachtäter, weit unterdurchschnittlich. Die Deutung hierfür ist naheliegend: In Großstädten ist das Angebot an öffentlichem Personennah- und -fernverkehr sehr viel größer. Zugleich ist die Kontrolldichte geringer. Viele Möglichkeiten und seltenere Kontrollen erzeugen den Freiraum für die Ausübung abweichenden Verhaltens. Dieser Freiraum scheint in München insgesamt am größten zu sein insofern jeder zweite Schüler als Mehrfachtäter im Bereich des Schwarzfahrens zu gelten hat. In anderen Großstädten ist dies nur jeder vierte Schüler.

Tabelle 3.10a: Täterraten selbstberichteter Delinquenz in nach Erhebungsgebiet (in %)

	Schwarzfahren			Fahren ohne Führerschein			Ladendiebstahl			Körperverletzung			Vandalismus			Graffiti-sprühen		
	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I
Dortmund	70,4	56,0	14,7	20,3	18,2	7,2	24,5	14,4	4,1	<b>22,9</b>	<b>18,3</b>	3,4	<u>13,7</u>	<u>11,7</u>	<u>2,6</u>	9,1	7,7	<b>3,0</b>
Kassel	80,1	73,2	27,5	18,4	17,1	5,7	23,4	15,2	2,7	18,4	15,2	2,8	20,3	<b>18,6</b>	<b>5,5</b>	6,4	5,5	<u>0,9</u>
München	<b>88,7</b>	<b>84,8</b>	<b>49,5</b>	22,2	20,1	6,5	<b>29,7</b>	<b>19,5</b>	<b>4,7</b>	19,7	16,1	3,8	14,6	12,8	2,8	7,5	6,3	1,5
Oldenburg	70,0	60,1	15,5	17,9	16,3	6,5	26,5	16,4	3,2	<u>16,9</u>	<u>12,2</u>	<u>1,7</u>	16,6	14,8	4,9	<b>10,3</b>	<b>9,0</b>	2,7
Peine	56,8	50,2	12,7	25,0	23,6	10,4	21,9	13,2	2,9	20,0	15,4	1,8	17,3	15,2	4,1	6,5	5,8	1,4
Schwäbisch G.	54,2	50,1	15,3	28,5	26,9	11,2	21,7	14,0	2,9	18,2	15,1	<b>4,0</b>	15,1	14,1	3,3	8,5	7,8	1,8
Soltau-F.	<u>50,8</u>	<u>44,9</u>	<u>10,6</u>	<b>32,0</b>	<b>29,5</b>	<b>12,7</b>	26,3	16,1	3,5	21,8	17,2	3,3	<b>20,8</b>	18,4	5,0	7,6	7,0	1,2
Stuttgart	76,6	67,4	25,8	<u>17,0</u>	<u>15,4</u>	<u>4,9</u>	25,2	16,0	3,9	18,3	15,0	2,7	15,2	13,8	3,9	7,1	5,9	1,4
Lehrte	71,4	66,4	18,9	25,9	24,7	10,5	<u>14,5</u>	<u>7,9</u>	<u>1,6</u>	19,0	15,5	3,2	13,9	13,0	4,2	<u>6,0</u>	<u>4,4</u>	<u>0,9</u>
Gesamt	72,1	64,2	24,4	21,9	20,1	7,6	25,2	15,8	3,7	19,7	15,8	3,0	16,3	14,5	3,8	7,8	6,7	1,7
Cramers V	.273	.275	.317	.112	.111	.094	.072	.066	.041	.047	.045	.043	.067	.067	.053	.045	.045	.055
	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**

LP = Lebenszeitprävalenz, P12 = Prävalenz in letzten 12 Monaten, I = Inzidenz (Mehrfachtäter: fünf Taten und mehr); gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; **fett** = höchster Wert bei Prävalenz/Inzidenz, unterstrichen = niedrigster Wert bei Prävalenz/Inzidenz (nur bei signifikanten Unterschieden)

Das Fahren ohne Führerschein ist ein ebensolches Delikt, dass Opportunitätsstrukturen auf der einen und geringere Kontrollen auf der anderen Seite zur Voraussetzung hat, nur dass für dieses Delikt gilt, dass die Freiräume in ländlichen Gebieten höher sind als in Großstädten. In diesem Sinne findet sich, dass die höchsten Prävalenzen für alle drei berichteten Maßzahlen im Landkreis Soltau-Fallingb. zu beobachten sind. In Stuttgart gibt es hingegen deutlich weniger Jugendliche, die dieses Delikt verübt haben.

Für alle anderen Delikte fallen die Gebietsunterschiede geringer aus, erkennbar an der Höhe des berichteten Cramers-V-Koeffizienten. München weist dabei Auffälligkeiten im Bereich der Ladendiebstähle und Erpressungen auf. In Dortmund ist im Vergleich aller Befragungsgebiete der höchste Anteil an Gewalttättern zu finden, in Oldenburg hingegen der niedrigste. Vandalistische Taten werden am häufigsten in Kassel und Soltau-Fallingb. verübt, wobei Dortmund bei diesem Verhaltensindex die am wenigsten auffällige Jugend stellt. Obwohl Oldenburg gerade bei den Gewalttaten zu den gering belasteten Städten zu zählen ist, gibt es bei zwei Deliktformen eine deutliche Höherbelastung der Oldenburger Jugend: Jeder zehnte Jugendliche hat hier schon einmal in seinem Leben ein Graffiti gesprüht, im letzten Jahr waren das immerhin noch 9,0 %. Und 7,4 % der Jugendlichen berichten davon, ein Fahrzeug gestohlen zu haben, wobei es sich um ein Fahrrad, ein Mofa oder ein anderes Fahrzeug gehandelt haben kann. Höchstwahrscheinlich ist auch dieses Delikt hochgradig abhängig von der Angebotsstruktur: In Städten, die sehr fahrradfreundlich sind, besteht auch ein größerer Anreiz, Fahrräder zu entwenden. Zuletzt gibt es auch noch höhere Prävalenzen von Raubtaten in der Stadt Kassel, wo 3,8 % der Jugendlichen im letzten Jahr alleine oder mit anderen zusammen jemandem mit Gewalt etwas abgenommen haben. München hat bei der Lebenszeit- und der 12-Monatsprävalenz die zeithöchste Raubtäterrate; wenn man diejenigen Jugendlichen gesondert ausweist, die fünf und mehr Raubtaten begangen haben, dann stellt München sogar den höchsten Anteil an Mehrfach-Raubtätern. Die Bedrohungen mit einer Waffe, die Autoeinbrüche und z.T. auch die Erpressungen stellen in allen Gebieten äußerst seltene Delikte dar, so dass signifikante Unterschiede zwischen den Gebieten nicht festzustellen sind.

Tabelle 3.10b: Täterraten selbstberichteter Delinquenz nach Erhebungsgebiet (in %)

	Einbruch in Gebäude			Fahrzeugdiebstahl			Raub			mit Waffe bedrohen			Erpressung			Autoeinbruch		
	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I	LP	P12	I
Dortmund	4,9	3,9	0,9	2,9	2,3	0,3	3,4	2,9	0,7	3,0	2,4	0,4	<b>1,6</b>	1,1	0,2	1,9	1,3	0,1
Kassel	<b>6,0</b>	<b>5,1</b>	0,7	2,5	2,0	0,3	<b>4,5</b>	<b>3,8</b>	0,9	3,0	2,7	0,5	1,2	1,2	0,2	1,4	1,1	0,1
München	5,2	4,4	1,0	6,6	5,8	1,2	3,8	3,5	<b>1,2</b>	2,8	2,2	0,5	<b>1,6</b>	<b>1,4</b>	0,5	1,6	1,2	0,4
Oldenburg	3,0	2,2	0,4	<b>7,4</b>	<b>6,9</b>	<b>1,4</b>	2,5	<u>2,1</u>	<u>0,1</u>	1,9	1,6	0,1	0,7	<u>0,4</u>	0,1	1,1	0,9	0,1
Peine	<u>2,5</u>	<u>2,1</u>	0,5	4,5	3,9	0,4	2,7	<u>2,1</u>	0,4	2,2	1,8	0,2	<u>0,5</u>	<u>0,4</u>	0,0	1,0	0,8	0,1
Schwäbisch G.	4,6	3,9	0,7	2,6	2,2	<u>0,0</u>	2,4	2,2	0,4	1,9	1,5	0,3	0,7	<u>0,4</u>	0,1	0,5	0,4	0,0
Soltau-F.	4,1	3,6	0,7	4,8	4,1	0,7	2,6	2,2	0,3	2,3	2,1	0,9	1,1	1,1	0,1	1,3	0,9	0,2
Stuttgart	4,8	4,2	0,7	<u>2,2</u>	<u>1,9</u>	0,2	2,8	2,6	0,3	2,1	1,7	0,3	1,1	0,8	0,1	1,5	1,0	0,2
Lehrte	2,8	2,5	0,2	5,5	5,5	1,2	<u>2,3</u>	2,3	0,5	0,9	0,9	0,2	<u>0,5</u>	0,5	0,2	0,9	0,9	0,0
Gesamt	4,5	3,8	0,7	4,3	3,7	0,7	3,2	2,8	0,6	2,5	2,0	0,4	1,2	1,0	0,2	1,4	1,0	0,2
Cramer's V	.049 **	.047 **	.025	.093 **	.095 **	.057 **	.040 **	.037 *	.047 **	.033	.030	.034	.036 *	.036 *	.031	.029	.022	.028

LP = Lebenszeitprävalenz, P12 = Prävalenz in letzten 12 Monaten, I = Inzidenz (Mehrfachtäter: fünf Taten und mehr); gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; **fett** = höchster Wert bei Prävalenz/Inzidenz, unterstrichen = niedrigster Wert bei Prävalenz/Inzidenz (nur bei signifikanten Unterschieden)

Neben den Faktoren des Angebots und der Kontrolldichte dürfte für das Ausmaß der Delinquenzbelastung eines Gebietes auch entscheidend sein, welche ethnische Zusammensetzung

existiert. Nichtdeutsche Befragte neigen bspw. deutlich häufiger zu Gewalttaten, so dass die geringere Belastung von Gebieten mit niedrigem Migrantenanteil keine Überraschung darstellt (Wetzels et al. 2001; Wilmers et al. 2002). In Tabelle 3.11 findet sich eine Bestätigung dieser bisherigen Befunde: Sowohl bei den Körperverletzungen, als auch bei den Raubtaten weisen alle unterschiedenen nichtdeutschen Befragten z.T. deutlich höhere 12-Monats-Prävalenzen auf wie die deutschen Befragten. Türkische Jugendliche haben in den letzten 12 Monaten doppelt so häufig einen anderen Menschen verprügelt oder verletzt (25,6 %), jugoslawische Jugendliche haben 2,5mal so häufig eine Raubtat begangen (5,1 %). Für die jugoslawischen Jugendlichen sind zudem die höchsten Prävalenzraten für Schwarzfahren, Fahrzeugdiebstahl, Bedrohungen und Erpressungen festzustellen.

Nicht immer sind es aber die deutschen Jugendlichen, die eine geringere Delinquenzbelastung aufweisen. Bei vielen Delikten rangieren sie eher im Mittelfeld, während die 'anderen' Ethnien die geringsten Prävalenzen haben. Osteuropäische Jugendliche neigen den Ergebnissen entsprechend überdurchschnittlich häufig zum Ladendiebstahl, zum Vandalismus und zum Einbruch in Gebäude.

Tabelle 3.11: Täterraten selbstberichteter Delinquenz in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft (in %)

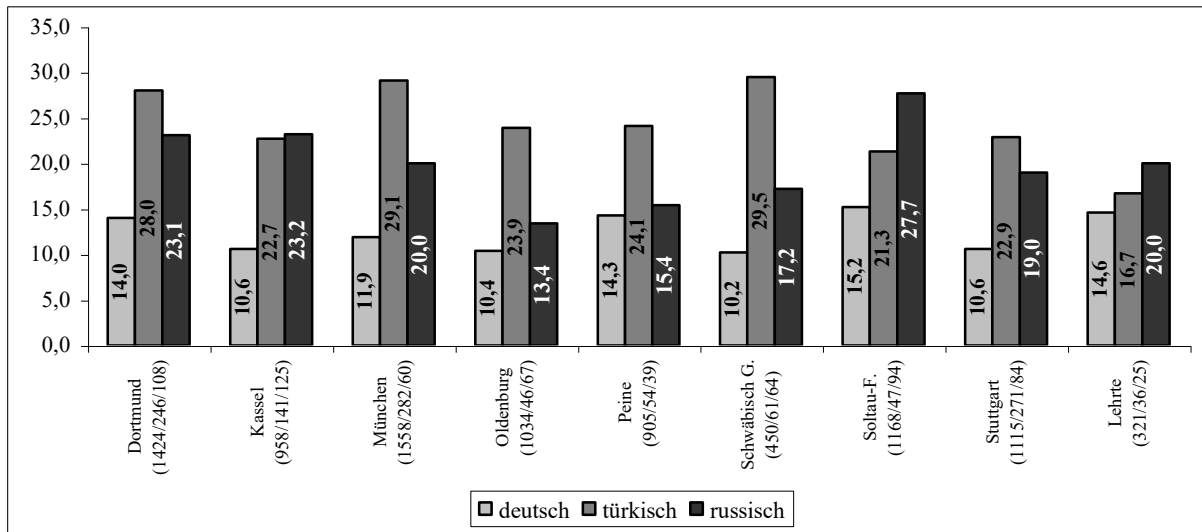
	Schwarzfahren	Fahren ohne Führerschein	Ladendiebstahl	Körperverletzung	Vandalismus	Graffiti-sprühen	Einbruch in Gebäude	Fahrzeu-gdiebstahl	Raub	mit Waffe be-drohen	Erpressung	Autoeinbruch
Deutsch	63,4	19,2	15,2	<u>12,5</u>	14,0	6,3	3,1	3,3	<u>2,0</u>	1,7	0,7	0,7
Deutsch (MH)	70,0	22,4	20,0	19,4	16,8	<b>10,8</b>	4,6	<b>5,6</b>	3,5	3,1	1,4	1,5
Türkisch	59,6	22,8	<u>11,8</u>	<b>25,6</b>	13,1	5,1	4,4	3,5	4,9	3,4	1,9	1,6
Russisch	64,2	<b>24,1</b>	16,7	21,0	16,6	6,8	6,8	4,7	5,0	2,9	1,6	<b>2,8</b>
Jugoslawisch/albanisch	<b>71,2</b>	20,3	18,8	22,8	14,7	4,6	5,1	<b>5,6</b>	<b>5,1</b>	<b>3,7</b>	<b>2,5</b>	2,3
Osteuropäisch	67,0	23,9	<b>22,1</b>	21,5	<b>20,7</b>	10,7	<b>6,9</b>	5,1	4,5	2,2	0,9	1,3
Südeuropäisch	67,2	22,2	17,6	19,8	15,1	5,7	5,0	3,0	3,8	<u>0,4</u>	0,8	1,1
Arabisch/nordafrikanisch	<u>58,6</u>	17,3	12,8	25,2	11,3	<u>3,7</u>	4,7	2,4	2,4	1,4	<u>0,3</u>	0,3
Andere	67,1	<u>10,4</u>	13,2	15,8	<u>8,1</u>	5,4	<u>1,8</u>	<u>1,4</u>	2,3	1,3	1,4	<u>0,0</u>
Cramers V	.060**	.054**	.064**	.131**	.053**	.069**	.062**	.047**	.071**	.052**	.053**	.056**

gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; **fett** = höchster Wert bei Prävalenz, unterstrichen = niedrigster Wert bei Prävalenz

Besonders deutlich fallen die ethnischen Unterschiede bei den Körperverletzungen aus. Der Befund, dass türkische Jugendliche bei diesem Delikt sehr hohe Prävalenzen aufweisen, variiert dabei nicht zwischen den Erhebungsgebieten, wie die nachfolgende Abbildung verdeutlicht, in der die 12-Monats-Prävalenzen für Körperverletzungen für deutsche, türkische und russische Jugendliche dargestellt sind. Überall liegen die Prävalenzen der beiden nichtdeutschen Befragten über denen der deutschen Jugendlichen. In Soltau-Fallingbostal und in Lehrte sind die Unterschiede zwischen den deutschen und den türkischen Jugendlichen allerdings eher gering; bspw. liegt die Gewaltprävalenz der türkischen Schüler in Lehrte nur zwei Prozent über der Prävalenz der deutschen Schüler. In Soltau ist sie nur 1,4mal so hoch, was einerseits an der niedrigen Prävalenz der türkischstämmigen Migranten, andererseits aber auch an der im Vergleich aller Befragungsgebiete höchstens Gewalttätigkeit der deutschen Jugendlichen liegt. Denn auch dieses macht die Abbildung deutlich: die deutschen, türkischen und russischen Jugendlichen sind nicht überall gleich gewaltauffällig. Es gibt gebietsspezifische Faktoren, die das Gewaltausmaß einer ethnischen Gruppe beeinflussen. Hierzu zählt si-

cherlich die Größe einer Migrantengruppe, aber auch der Stand ihrer Integration. Besonders stark variiert der Anteil an russischen Jugendlichen, die mindestens eine Körperverletzung begangen haben. Während sich in Oldenburg diese Jugendlichen kaum von den Deutschen unterscheiden, sind sie in Soltau-Fallingb. fast doppelt so häufig gewaltauffällig wie die deutschen Jugendlichen dort bzw. die russischen Jugendlichen in Oldenburg. In Kassel, Lehrte und Soltau-Fallingb. übersteigt ihr Gewaltniveau selbst das der türkischen Schüler, in allen anderen Gebieten ist es z.T. deutlich darunter.

Abbildung 3.20: Täterraten von Körperverletzungen in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



Neben Geschlechts-, Gebiets- und Ethnienunterschieden sollen auch die Prävalenzen getrennt für die einzelnen Schulformen berichtet werden (Tabelle 3.12). Bei neun der 12 betrachteten Delikte weisen die Hauptschulen den größten Täteranteil auf. Der deutlichste Zusammenhang zwischen der Schulform und der Delinquenz besteht dabei erneut bei den Körperverletzungen: Während nur 7,6 % der Waldorfschüler in den letzten 12 Monaten einen anderen Schüler verprügelt und verletzt haben, waren es dreimal so viele Hauptschüler. Waldorfschüler zählen neben den Gymnasiasten zu denjenigen Schülern, die sich am normenkonformsten verhalten, mit zwei Ausnahmen: Über drei Viertel der Waldorfschüler sind im letzten Jahr schwarzgefahren und mehr als jeder fünfte Waldorfschüler hat im Referenzzeitraum einen Ladendiebstahl begangen. Bei diesen beiden Delikten stellen sie mithin den höchsten Täteranteil. Darin schlägt sich nieder, dass der Großteil der in der Schülerbefragung befragten Waldorfschüler aus Großstädten kommt, in denen die Anreizstruktur für diese beiden Verhaltensweisen besonders hoch ist.

Zugleich machen die Ergebnisse in Tabelle 3.12 zweierlei deutlich: Einerseits sind nach den Hauptschulen die Gesamtschulen meist die am zweistärksten belasteten Schulen. Andererseits sind die Prävalenzen, die sich für die Hauptschulen zeigen, nicht dramatisch höher als die anderer Schulformen. Auch in den Hauptschulen ist es – mit der Ausnahme des Schwarzfahrens – stets eine Minderheit, die sich delinquent verhält. Denn auch wenn 24,8 % der Jugendlichen im letzten Jahr eine Körperverletzung begangen haben, haben dies immerhin noch 75,2 % nicht getan. Und insbesondere die schweren Gewalttaten wie der Raub oder die Erpressung sind auch hier nur von einer deutlichen Minderheit begangen worden.

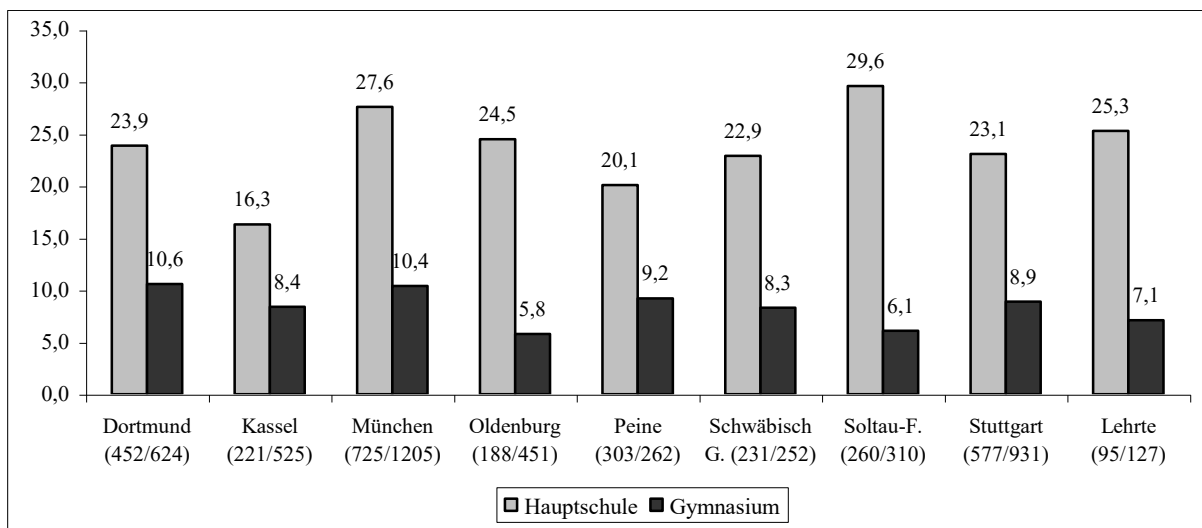
Tabelle 3.12: Täterraten selbstberichteter Delinquenz in den letzten 12 Monaten nach Schulform (in %)

	Schwarz- fahren	Fahren ohne Führerschein	Laden- diebstahl	Körper- verletzung	Vandalismus	Graffiti- sprühen	Einbruch in Gebäude	Fahrzeug- diebstahl	Raub	mit Waffe be- drohen	Erpressung	Autoeinbruch
Hauptschule	<u>59,3</u>	<b>24,8</b>	18,8	<b>24,8</b>	15,3	<b>8,3</b>	<b>5,7</b>	<b>6,6</b>	<b>4,6</b>	<b>3,2</b>	<b>1,7</b>	<b>1,9</b>
Realschule/HRS	62,2	23,1	16,1	16,9	<b>16,6</b>	7,3	3,9	4,6	2,9	2,0	0,9	1,0
Gesamtschule	60,4	20,9	17,2	18,2	16,1	7,0	4,9	3,1	3,5	2,8	1,3	1,3
Gymnasium	69,7	<u>14,6</u>	<u>12,8</u>	8,9	<u>11,6</u>	<u>4,9</u>	<u>2,0</u>	1,7	<u>1,3</u>	1,2	0,4	<u>0,5</u>
Waldorfschule	<b>77,2</b>	16,3	<b>21,8</b>	<u>7,6</u>	15,1	7,6	3,4	<u>1,4</u>	1,7	<u>1,0</u>	<u>0,0</u>	0,7
Cramer's V	.098**	.105**	.067**	.162**	.061**	.054**	.074**	.098**	.074**	.056**	.050**	.052**

gewichtete Daten; \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$ ; **fett** = höchster Wert bei Prävalenz, unterstrichen = niedrigster Wert bei Prävalenz

Abbildung 3.21 stellt abschließend die 12-Monats-Prävalenzen für die Körperverletzungen separat für die Hauptschulen und Gymnasien für die jeweiligen Erhebungsgebiete vor.<sup>66</sup> Für alle Befragungsgebiete gilt, dass die Hauptschulen einen höheren Anteil an Gewalttätern aufweisen als die Gymnasien. Allerdings variieren die Unterschiede der Prävalenzen beträchtlich: Während in Kassel und Peine die Hauptschüler nur rund zweimal häufiger mindestens eine Gewalttat begangen haben, sind es in Soltau-Fallingbostal fast fünfmal so viele. In Peine sind die Hauptschüler also besonders friedlich, in Soltau-Fallingbostal und auch in Oldenburg sind es die Gymnasiasten. Allerdings sind die Unterschiede zwischen den Hauptschulen der verschiedenen Gebiete (ohne Kassel) nicht signifikant ( $V = .063$ ), ebenso wenig unterscheiden sich die Gymnasien zwischen den Erhebungsgebieten in signifikanter Weise ( $V = .056$ ). Insofern ist weniger die Frage zu beantworten, was Hauptschulen im Landkreis Peine besser machen als Hauptschulen in Soltau-Fallingbostal. Die Frage bleibt stattdessen, warum Gymnasien im Allgemeinen weniger belastet sind als Hauptschulen. Wir werden uns der Beantwortung dieser Frage im nachfolgenden Kapitel zuwenden.

Abbildung 3.21: Täterraten von Körperverletzungen in den letzten 12 Monaten nach Schulform und Erhebungsgebiet (in %; in Klammern: N; gewichtete Daten)



### 3.2.2. Gewalttätiges Verhalten in der Schule

Komplementär zur Viktimisierung innerhalb der Schule wurde in der Schülerbefragung 2005 auch nach den eigenen Täterschaften gefragt, wobei die Items spiegelbildlich aus der Täterperspektive formuliert wurden. Der einzuschätzende Zeitraum war dabei ebenfalls das letzte Schulhalbjahr. Fast 60 % der Jugendlichen haben angegeben, dass sie in diesem Zeitraum zumindest 1 oder 2 Mal etwas getan hätten; immerhin 13,1 % können als massive Täter klassifiziert werden, die mehrfach monatlich oder mehrfach wöchentlich eine der fünf genannten Gewaltformen begangen haben. Damit zeigt sich, dass ca. 10 % mehr Jugendliche Täter als Opfer sind, was damit zu begründen ist, dass die Gewalttaten im Schulkontext häufiger aus Gruppen heraus begangen werden.

Tabelle 3.13: Aktive Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr (in %)

	gar nicht	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	mehrfach	mehrfach	Gültige N
--	-----------	---------------	--------------	----------	----------	-----------

<sup>66</sup> In Kassel gibt es keine reinen Hauptschulen. Für den Vergleich wurden deshalb integrierte Haupt- und Realschulen den Gymnasien gegenübergestellt.



			monat- lich		wöchent- lich	
Ich habe einen anderen Schüler absichtlich geschlagen oder getreten.	76,6	16,3	4,0	1,6	1,4	14183
Ich habe einen anderen Schüler gehänselt oder hässliche Dinge über ihn gesagt.	45,7	30,9	11,4	6,9	5,1	14179
Ich habe Sachen von einem anderen Schüler absichtlich kaputtgemacht.	92,2	5,3	1,2	0,6	0,7	14161
Ich habe einen anderen Schüler mit einer Waffe bedroht.	98,1	1,0	0,3	0,2	0,3	14167
Ich habe einen anderen Schüler erpresst und gezwungen, Geld oder Sachen herzugeben.	98,2	0,8	0,3	0,2	0,4	14169
Gesamtprävalenz (mindestens eines der 5 Delikte getan)	41,2	33,2	12,5	7,3	5,8	14193
Ich habe mich mit anderen Schülern geprügelt oder mit ihnen gekämpft.	81,0	12,7	3,7	1,4	1,1	14181
Ich habe eine Waffe (z.B. Messer) mit in die Schule gebracht.	93,1	3,4	1,0	0,8	1,7	14172

### Gewichtete Daten

Höhere Anteile an Tätern finden sich insbesondere bei den Körperverletzungen (23,4 % Täter, aber 18,2 % Opfer) und bei den Hänseleien (54,3 % Täter, 41,4 % Opfer). Die Zerstörung von persönlichem Eigentum wird hingegen etwas häufiger erlebt – 10 % gaben dies an – als dass es getan wird (7,8 % Täter). Als massive Gewalttäter im Bereich der körperlichen Gewalt müssen 3 % der Schüler eingestuft werden, was wiederum bedeutet, dass statistisch betrachtet in fast jeder Klasse solch ein Mehrfach-Gewalttäter zu finden ist. 12 % der Schüler gaben an, dass sie andere Schüler wiederholt verbal attackieren würden; die anderen drei Übergriffsformen kommen in der massiven Form nur bei ca. jedem hundertsten bis zweihundertsten Schüler vor.

Neben den bereits bekannten Items wurden aus der Täterperspektive auch noch zwei weitere Verhaltensweisen abgefragt, und zwar ob sich der Schüler im zurückliegenden Schulhalbjahr bereits einmal geprügelt oder ob er eine Waffe mit in die Schule gebracht hat. Wie bereits weiter vorn bei den Ausführungen zur Kindergewalt festgestellt wurde, handelt es sich dabei weniger um eine eindeutige Täterschaft (Prügeln) bzw. nicht um eine genuine Gewalttat (Waffe mitbringen), so dass diese Indikatoren in den weiteren Ausführungen nicht weiter berücksichtigt werden. Festzuhalten ist an dieser Stelle nur, dass das Prügeln in einer ähnlichen Häufigkeit vorkommt wie das absichtliche Schlagen und Treten und dass immerhin 6,9 % der Schüler bereits einmal eine Waffe mit in die Schule gebracht haben. Jeder vierzigste bringt mindestens mehrfach monatlich eine Waffe mit.

Die Unterschiede zwischen den Befragungsgebieten sind zwar, die Einzelindikatoren betrachtet, mit Ausnahme der Hänsel-Prävalenz signifikant, allerdings kann man hier kaum noch von substanziellen Unterschieden sprechen (Tabelle 3.14). Hinzu kommt, dass beide Gesamtindikatoren nicht mehr signifikant zwischen den Gebieten variieren, weshalb gefolgert werden kann, dass sich das Gewaltausmaß innerhalb der Schulen zwischen den Gebieten eher nicht unterscheidet. Zwei Gebiete treten dennoch etwas hervor: In Soltau-Fallingbostal ist der höchste Anteil an physisch und verbal aggressiven Schülern zu verzeichnen, was sich letztlich in der höchsten Gesamtprävalenz niederschlägt. Und in München gibt es überdurchschnittliche Anteile an Schülern, die andere Schüler massiv hänseln, ihr Eigentum zerstören und sie erpressen. Ein etwas gewaltfreieres Schulumfeld bieten demgegenüber Stuttgart, Oldenburg, Lehrte und der Landkreis Peine. Zu beachten ist dabei, die bereinigte Gesamttätterrate zugrunde gelegt, dass sich die Täterraten nur um 3,6 % zwischen dem höchstbelasteten Gebiet Soltau-Fallingbostal und dem am wenigsten belasteten Gebiet Peine unterscheiden, d.h. in

erstgenannten Gebiet gibt es pro einhundert Schüler drei Gewalttäter mehr als in letztgenanntem Gebiet.

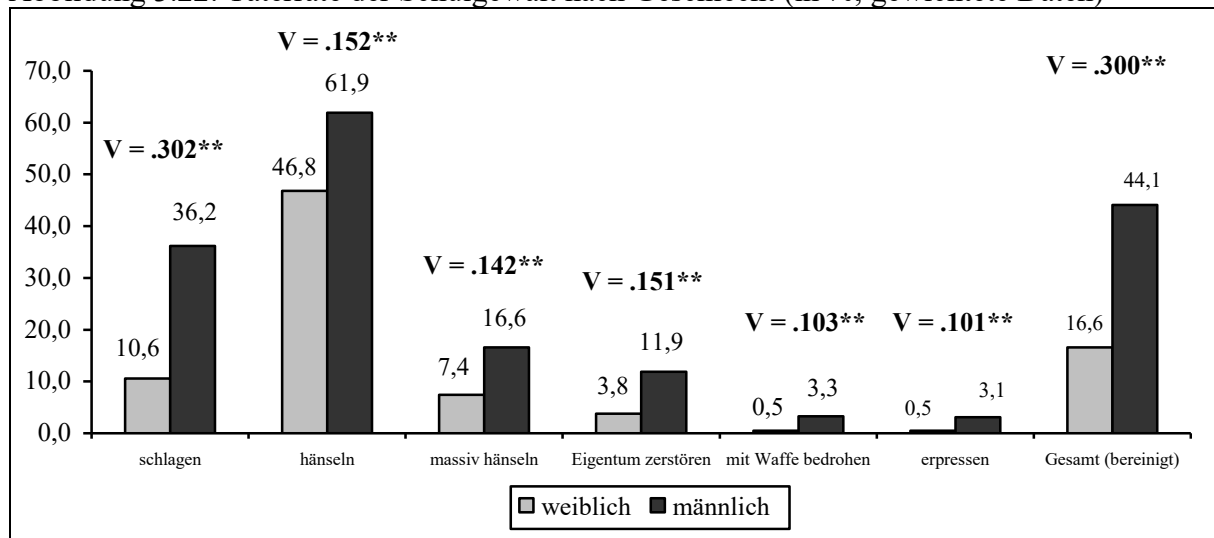
Tabelle 3.14: Täterrate der Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr nach Erhebungsgebiet (in %)

	schlagen	hän-seln	massiv hänseln	Eigentum zerstören	mit Waffe bedrohen	er-pres-sen	Gesamt	Gesamt (bereinigt <sup>1</sup> )
Dortmund	25,0	52,8	11,3	8,2	2,4	2,4	58,8	32,1
Kassel	23,6	55,3	12,1	8,0	2,3	2,0	58,7	30,2
München	<u>21,5</u>	55,1	<b>13,7</b>	<b>8,9</b>	2,2	<b>2,5</b>	58,9	29,2
Oldenburg	21,7	54,9	13,5	6,1	1,1	<u>0,9</u>	58,8	30,0
Peine	22,6	54,8	<u>9,4</u>	7,6	1,4	1,1	60,1	<u>28,9</u>
Schwäbisch-Gmünd	23,8	<u>51,5</u>	9,8	8,7	<b>3,1</b>	1,9	56,7	29,3
Sozial-Fallingbostal	<b>26,0</b>	<b>57,4</b>	12,6	7,7	1,7	1,2	<b>61,9</b>	<b>32,5</b>
Stuttgart	23,5	52,5	11,1	7,5	1,5	1,4	<u>56,6</u>	29,7
Lehrte	23,1	55,1	<b>13,7</b>	<u>4,4</u>	<u>0,7</u>	<u>0,9</u>	59,6	30,9
Prävalenz	23,4	54,3	12,0	7,8	1,9	1,8	58,8	30,3
Cramers V	.035*	.032	.043**	.037*	.040**	.045**	.030	.027

<sup>1</sup> – bereinigt bedeutet, dass nur diejenigen Schüler einbezogen werden, die mindestens mehrfach monatlich hänseln; gewichtete Daten; **Fett** – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .01

Sehr viel bedeutsamer als das Erhebungsgebiet erweist sich erneut das Geschlecht eines Befragten (Abbildung 3.22). Im Vergleich mit den weiter oben präsentierten Opferprävalenzen existieren aber im Hinblick auf alle Verhaltensformen signifikante Geschlechtsunterschiede derart, dass männliche Befragte durchgängig häufiger als weibliche Befragte angegeben haben, zur Gruppe der Täter zu gehören. Deren Gesamtprävalenzrate liegt 2,5mal höher als die der Mädchen (44,1 zu 16,6 %). Insofern geht der „Überschuss“ an Tätern im Vergleich zum Anteil an Opfern voll und ganz auf das Konto der Jungen; d.h. vor allem die Jungen agieren häufiger aus Gruppen heraus. Der Gesamt Opferanteil der Mädchen (17,8 %) entspricht in etwa ihrem Gesamt Täteranteil (16,6 %). Am geringsten ist der Abstand zwischen den Geschlechtern noch beim einfachen bzw. massiven Hänseln, wobei Jungen dennoch 1,3mal häufiger hänseln und 2,2mal häufiger massiv hänseln. Bei den Angaben der Opfer gab es diesbezüglich keine oder nur geringe Geschlechterunterschiede. Insofern attackieren die Jungen nicht nur ihresgleichen verbal, sondern sie tun dies über die Geschlechtergrenzen hinweg. Sehr stark fällt der Geschlechterunterschied im Bereich der physischen Gewalt aus: Jungen gaben 3,4mal häufiger an, im letzten Schulhalbjahr einen anderen Schüler geschlagen oder getreten zu haben als Mädchen.

Abbildung 3.22: Täterraten der Schulgewalt nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



Betrachten wir nun die Anteile an Schulgewalttätern nach ethnischer Herkunft, so bestätigen sich die Befunde aus dem Abschnitt über das allgemein delinquente Verhalten (Tabelle 3.15): Nichtdeutsche Befragtengruppen sind bei jenen Verhaltensindizes besonders auffällig, die sich unter der Kategorie Gewalt subsumieren lassen. Vor allem die türkischen Jugendlichen treten durch den höchsten Anteil an physisch aggressiven Schülern hervor, 28,9 % gaben an, im letzten Schulhalbjahr so etwas getan zu haben. Deutsche und Jugendliche mit 'anderer' Herkunft sind signifikant geringer belastet. Die hohe Gewaltaffinität der türkischen Jugendlichen zeigt sich auch in ihrem deutlich überdurchschnittlichen Anteil beim Bedrohen mit der Waffe (4,5 %) und Erpressen (4,2 %). Die jugoslawischen Jugendlichen weisen hier die zweithöchste Prävalenz auf. Im Bereich der Hänseleien und des Zerstörens von persönlichen Gegenständen sind es demgegenüber die osteuropäischen Jugendlichen, die den höchsten Anteil an Tätern stellen, was die hohen Gesamtprävalenzraten dieser Gruppe erklärt. Gerade beim Hänseeln scheinen sich die türkischen Jugendlichen hingegen zurückzuhalten.

Tabelle 3.15: Täterraten der Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr nach ethnischer Herkunft (in %)

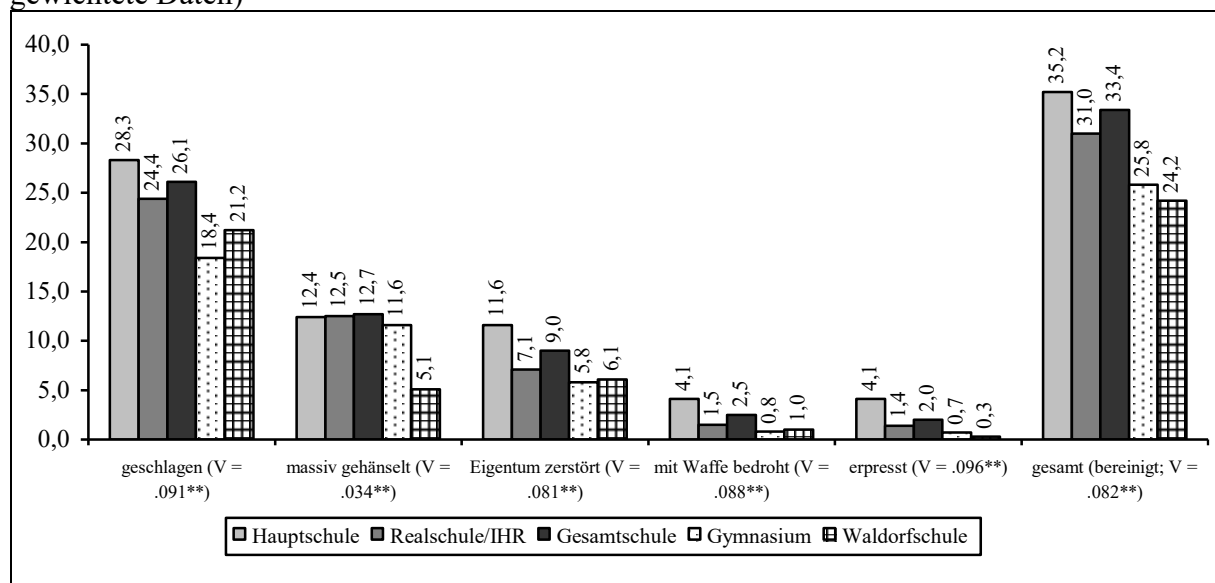
	schlagen	hän-seln	massiv hänseln	Eigentum zerstören	mit Waffe bedrohen	er-pressen	Gesamt	Gesamt (bereinigt <sup>1</sup> )
Deutsch	21,7	55,2	11,5	<u>6,5</u>	<u>1,3</u>	<u>1,1</u>	59,1	28,5
Deutsch (MH)	26,4	57,7	13,0	10,1	2,2	2,1	62,9	33,5
Türkisch	<b>28,9</b>	46,5	<u>10,8</u>	9,6	<b>4,5</b>	<b>4,2</b>	54,6	35,5
Russisch	25,2	49,1	13,1	7,9	3,1	2,3	54,4	32,4
Jugoslawisch/alban.	24,2	56,3	15,5	11,5	3,8	3,8	59,4	31,2
Osteuropäisch	27,6	<b>62,1</b>	<b>15,8</b>	<b>12,8</b>	3,1	3,6	<b>66,7</b>	<b>37,1</b>
Südeuropäisch	25,1	56,4	12,7	12,4	1,5	<u>1,1</u>	58,6	33,7
Arabisch/nordafrik.	25,8	46,7	13,2	9,0	2,0	2,7	49,7	31,2
Anderer	<u>18,5</u>	44,1	<u>10,8</u>	9,0	2,3	2,3	48,6	<u>24,8</u>
Cramers V	.061**	.074**	.037*	.072**	.075**	.081**	.064**	.062**

<sup>1</sup> – bereinigt bedeutet, dass nur diejenigen Schüler einbezogen werden, die mindestens mehrfach monatlich hänseln; gewichtete Daten; **Fett** – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .01

Die Auswertung getrennt nach Schulformen (Abbildung 3.23) ergibt das zu erwartende Bild: In Hauptschulen gibt es signifikant mehr schulische Gewalttäter (35,2 %) als in Gymnasien und in Waldorfschulen (25,8 bzw. 24,2 %). Dabei stellt die Hauptschule mit der Ausnahme

des massiven Hänselfns überall den höchsten Täteranteil. Obwohl dieses Ergebnis den Erwartungen entspricht und zudem mit den Befunden zur Delinquenz im Allgemeinen übereinstimmt (s.o.), gibt es zwei auffällige Diskrepanzen zu den Opferangaben der schulischen Gewalt. Die erste Diskrepanz betrifft die Waldorfschulen: Während hier 23,6 % der Schüler angaben, im letzten Schulhalbjahr geschlagen worden zu sein, sind es nur 21,2 %, die auch eingestanden haben, dies getan zu haben. Noch deutlicher fallen Opfer- und Täteraussagen beim Zerstören von Eigentum auseinander (12,8 % Opfer vs. 6,1 % Täter). Dies lässt zwei Deutungen zu: Entweder terrorisiert in Waldorfschulen eine kleine Anzahl an Tätern die anderen Schüler oder aber die Waldorfschüler weisen ein besonders hohes Ausmaß sozial erwünschten Antwortverhaltens auf, sie also durchaus Gewalterfahrungen berichten, nicht aber, dass sie diese auch selbst begangen haben. Die zweite Diskrepanz betrifft das Geschlagenwerden: Die Opfer- und Täterangaben hier gehen umso weiter auseinander, je geringer das Schulniveau ist. In Hauptschulen gaben bspw. 18,7 % der Schüler an, geschlagen wurden zu sein, eine solche Tat ausgeführt haben aber 28,3 % (Realschule: 18,9 vs. 24,4 %; Gesamtschule: 20,7 vs. 26,1 %; Gymnasium: 15,9 vs. 18,4 %). Auch dies kann sowohl inhaltlich als auch artefaktbezogen erklärt werden. So ist durchaus denkbar, dass das Agieren aus u.a. ethnisch konstituierten Gruppenkontexten heraus in Hauptschulen eine größere Rolle spielt als in Gymnasien. Möglicherweise gibt es aber auch ein schulformspezifisches Antwortverhalten, nach dem es in Hauptschulen eine geringere Bereitschaft gibt, sich als Opfer eines gewalttätigen Übergriffs zu definieren.

Abbildung 3.23: Täterraten der Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr nach Schulform (in %; gewichtete Daten)



Wie die Auswertungen darüber hinaus belegen, gibt es Zusammenhänge einerseits zwischen Gewalttäterschaften außerhalb und innerhalb der Schule sowie andererseits zwischen dem Opferstatus und der eigenen Täterschaft im Schulkontext. Betrachten wir bspw. nur die Körperverletzungen, so haben Jugendliche, die im letzten Jahr außerhalb der Schule keine Körperverletzung begangen haben, nur zu 15,9 % innerhalb der Schule ein anderes Kind geschlagen oder getreten; von denjenigen Jugendlichen, die aber mindestens einmal eine Körperverletzung außerhalb der Schule verübt haben, taten dies auch 61,1 % innerhalb der Schule ( $V = .392^{**}$ ). Für Erpressungen findet sich ein ähnlich hoher Zusammenhang ( $V = .316^{**}$ ), ebenfalls für die Bedrohung mit einer Waffe ( $V = .399^{**}$ ). Gewaltauffällige Schüler in der Schule sind damit auch allgemein auffällige Schüler, ihre Delinquenz beschränkt sich nicht allein auf die Schule, was für bereichsübergreifende Präventionsmaßnahmen spricht. Die Schule kann

also ihre Gewaltprobleme nicht im Alleingang lösen sondern sie ist auf die Kooperation der Jugendhilfe, der Familie, der Vereine usw. angewiesen.

Die Zusammenhänge, die zwischen dem Opferstatus und der Täterschaft bestehen, zeigt Tabelle 3.15. Es werden vier verschiedene Zustände unterschieden: Entweder ein Schüler ist im Hinblick auf einen Verhaltensindex weder als Täter, noch als Opfer in Erscheinung getreten, oder er war nur Täter, nur Opfer oder beides. Insgesamt ist zu erkennen, dass etwas über die Hälfte aller Schüler im zurückliegenden Schulhalbjahr nichts getan und nichts erlebt haben, wobei das Hänselfn nur dann einbezogen wurde, wenn es mindestens mehrfach monatlich geschehen ist. Die anderen drei Gruppen sind nahezu gleich verteilt, d.h. jeder sechste bis siebente Schüler war ausschließlich Täter, ausschließlich Opfer oder sowohl Täter als auch Opfer. Insofern gilt, dass Opfer ihre Erlebnisse nicht selten darüber verarbeiten, dass sie selbst zu Tätern werden bzw. umgekehrt, dass auch Täter zu Opfern werden können. Am häufigsten existiert eine solche Spirale der Gewalt bei den Körperverletzungen, wo jeder zehnte Täter auch Opfer war bzw. vice versa. Zudem bestätigt sich erneut, dass die Gruppe der reinen Täter immer etwas größer ist als die Gruppe der reinen Opfer. Eine Ausnahme hiervon bildet die Zerstörung des persönlichen Eigentums, was Schüler etwas häufiger erlebt als selbst verübt haben.

Tabelle 3.15: Zusammenhänge zwischen Opfer- und Täterprävalenz der Schulgewalt im letzten Schulhalbjahr (in %)

	Weder Täter noch Opfer	Nur Täter	Nur Opfer	Sowohl Täter, als auch Opfer	Cramers V
schlagen	68,4	13,4	8,2	10,0	.351**
massiv hänselfn	81,6	9,7	6,4	2,2	.130**
Eigentum zerstören	84,7	5,3	7,5	2,5	.211**
mit Waffe bedrohen	97,1	1,4	1,0	0,5	.306**
erpressen	97,5	1,3	0,7	0,4	.294**
Gesamt (bereinigt)	57,1	15,9	12,7	14,4	.305**

Gewichtete Daten

Auch in Bezug auf die Täterschaft bestätigt sich der bereits bei den Opfererfahrungen berichtete Befund, dass zahlenmäßig große Schulen bzw. große Klassen keine begünstigenden Umstände für die Gewaltausübung bereitstellen. Wichtiger als die Größe einer Schule sind für das Ausmaß an Gewalt vielmehr die ethnische Zusammensetzung der Schule sowie Merkmale der Schulkultur. Mit steigendem Migrantenanteil nehmen mit der Ausnahme des massiven Hänselfns alle anderen Gewaltdelikte zu, was seine Ursache in den emergierenden interethnischen Konflikten haben dürfte. Darüber hinaus senkt das Vorhandensein einer hohen schulischen Bindung das Gewaltausmaß. Wenn sich also die Schüler einer Schule stark mit derselben identifizieren können, wird es weniger wahrscheinlich, dass sie sich gegenseitig attackieren, und dies gilt für jede Form der Schulgewalt. Das Ausmaß an Gewalt reduziert sich ebenfalls, wenn die Schüler den Lehrkräften eine hohe Interventionsbereitschaft attestieren, sie also kollektiv der Meinung sind, dass die Lehrer bei Gewalt eingreifen und nicht wegsehen. Zudem hat sich gezeigt, dass Schulen, die in der durchschnittlichen Wahrnehmung der Schüler hoch gewaltbelastet sind, auch dazu motivieren, dass man selbst gewalttätig wird. Die kulturelle und normative Ordnung einer Schule zu stärken kann damit eine effektive Methode sein, der Gewalt zwischen den Schülern vorzubeugen.

## 4. Ursachen delinquenten Verhaltens

Im vorangegangenen Abschnitt wurde das Ausmaß verschiedener Formen delinquenten Verhaltens beschrieben und bereits ausgeführt, welche Unterschiede im Hinblick auf die Erhebungsgebiete, das Geschlecht, die ethnische Herkunft sowie die Schulform bestehen. Dieses Kapitel geht darüber hinaus, insofern auch weitere Ursachenfaktoren, die in der Untersuchung kriminellen und abweichenden Verhaltens identifiziert worden sind, einbezogen werden. Dabei wird sich an dem in Kapitel 1 vorgestellten Modell orientiert, d.h. im Folgenden werden Faktoren aus dem Bereich der Familie, der Persönlichkeit, der Medien, der Schule sowie der Freundschaftsbeziehungen mit den Selbstauskünften der Schüler zum Ausmaß der eigenen Delinquenz in Beziehung gesetzt. Dabei werden die Erhebungsgebiete nicht separat analysiert, da nicht davon ausgegangen wird, dass Thesen über Zusammenhänge verschiedener Variablen gebietsspezifisch variieren.

Jedes der folgenden Unterkapitel ist so aufgebaut, dass zunächst bivariate Analysen erfolgen, d.h. zuerst untersucht wird, ob zwei Variablen, z.B. das Ausmaß erlebter Elterngewalt und das Ausmaß eigenen gewalttätigen Verhaltens, miteinander korrelieren. Daran schließen sich jeweils multivariate Analysen an, die versuchen, die zentralen Prädiktoren aus einem Bereich zu identifizieren. Im ersten Schritt werden dabei der qualifizierte Diebstahl (Fahrzeughdiebstahl, Einbruch in Gebäude zum Stehlen, Einbruch in Auto zum Stehlen), das Graffiti-sprühen, die Sachbeschädigung (absichtlich Fenster, Telefonzellen, Straßenlampen oder ähnliche Dinge beschädigt), der Ladendiebstahl sowie die personale Gewalt (Raub, Erpressung, Körperverletzung, Bedrohung mit Waffe) separat betrachtet, wobei jeweils der Anteil der Mehrfachtäter ausgewiesen wird, also derjenigen Personen, die fünf und mehr Taten eines Delikttyps ausgeführt haben. Im zweiten Schritt, der multivariaten Analyse, wird sich hingegen auf die personale Gewalt konzentriert, wobei getrennte Modelle für die Prävalenz (mindestens eine Gewalttat in den letzten 12 Monaten begangen) und die Mehrfachtäterschaft berechnet werden.

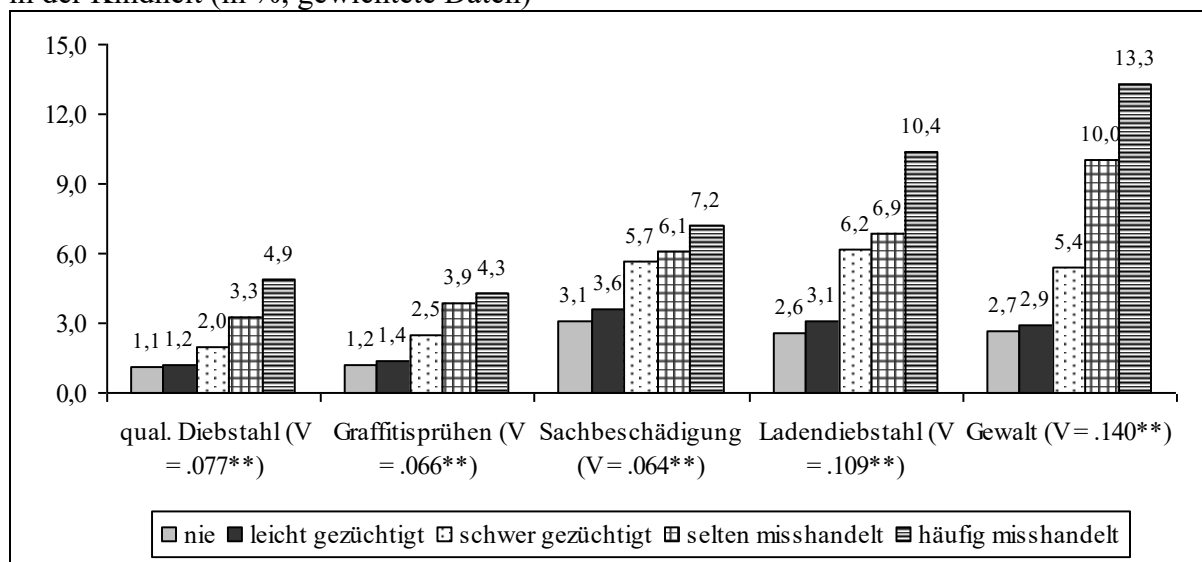
Die Entscheidung, diese angesprochenen fünf Delikte zu berichten, liegt darin begründet, dass zum Einen Schwarzfahren und Fahren ohne Führerschein zwei ubiquitäre Phänomene im Jugendalter darstellen, die nicht allein von Faktoren der Persönlichkeit oder des näheren sozialen Umfelds abhängen, sondern besonders von den Opportunitätsstrukturen; d.h. in jenen Gebieten, mit hoher Dichte des öffentlichen Nah- und Fernverkehrs sind auch die Möglichkeiten gegeben, schwarz zu fahren (s.o.). Und in hauptsächlich ländlichen Gebieten ist die Kontroll-dichte geringer, so dass die Freiräume für das Fahren ohne Führerschein größer sind. Insofern ist die Erklärung dieser beiden Delikte sozialwissenschaftlich weniger interessant. Die Unterscheidung in die fünf anderen Delikte hat zum anderen den Hintergrund, dass sich an der Klassifikation der Kriminalstatistik orientiert wird. Zusätzlich haben vorgeschaltete Clusteranalysen ergeben, dass nicht alle delinquenten Jugendlichen gleichermaßen delinquent sind. Es scheint vielmehr verschiedene Gruppen delinquenten bzw. nicht-delinquenten Jugendlicher zu geben. Die größte Gruppe stellen dabei die unauffälligen Jugendlichen, die in den letzten zwölf Monaten nur sehr sporadisch abweichendes Verhalten praktiziert haben – dies sind fast drei Viertel aller Jugendlichen. Daneben gibt es die Gruppe der Ladendiebe, etwa jeder zehnte gehört hierzu. Zusätzlich werden die zwei Gruppen der Graffiti-sprüher und der vandalistischen Jugendlichen ausgewiesen, d.h. obwohl beide delinquenten Verhaltensweisen Sachbeschädigungen darstellen, scheinen es verschiedene Jugendliche zu sein, die diese Tätigkeiten ausführen, weshalb diese Verhaltensweisen getrennt zu untersuchen sind. Die Graffiti-sprüher sind dabei eine eher kleine Gruppe von ca. 4 %, die Vandalen sind eine in etwa doppelt so große Gruppe. Zuletzt gibt es die multipel delinquenten Jugendlichen, also Jugendliche, die

gleichzeitig auf allen Abweichungsdimensionen auffällig sind. Hierzu gehört wiederum ca. jeder 25. Jugendliche. Dies bedeutet zugleich, dass die beiden Formen der personalen Gewalt und des qualifizierten Diebstahls eher zusammen auftreten und damit höchstwahrscheinlich auch sehr ähnlich gelagerte Ursachen haben. Demgegenüber haben die anderen drei Verhaltensindexe zwar zum Teil auch ähnliche Ursachen, insofern es die Gruppe der hoch delinquenten Jugendlichen gibt, die diese ebenso ausführen wie Gewalt- und Diebstahltaten. Zum anderen Teil mögen sie aber auch andere Ursachen haben, weshalb getrennte Analysen sinnvoll erscheinen.

#### 4.1. Familiäre Faktoren

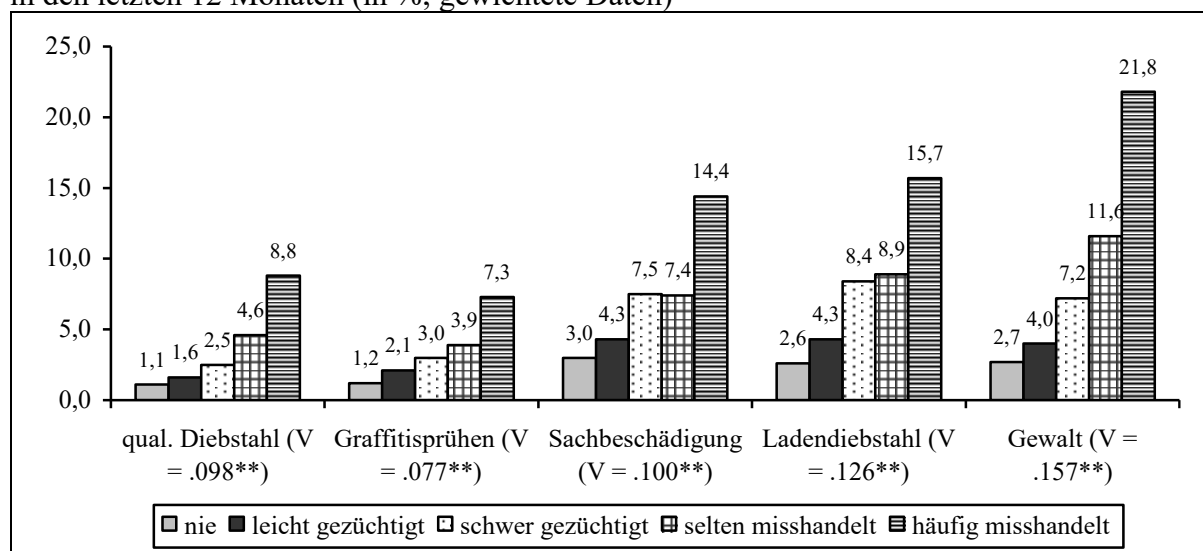
Die Herkunftsfamilie ist in vielerlei Hinsicht prägend für das spätere Sozialverhalten, es gibt aber kaum einen zweiten Faktor, der in ähnlich enger Beziehungen zu kindlichen und jugendlichen Auffälligkeiten steht wie die Erfahrung innerfamiliärer Gewalt, und zwar sowohl die Elterngewalt, die ein Kind selbst erfährt als auch die Elterngewalt, die es stellvertretend erfahren muss, indem es die Eltern dabei beobachtet, wie sie sich gegenseitig Gewalt antun. In dem Sinne, dass ein von Gewalt geprägtes Erziehungsklima Ausdruck mangelnder Erziehungskompetenzen ist, ist zu erwarten, dass in diesen Familien generell die Vermittlung sozialkompetenten, gesetzeskonformen Verhaltens in unzureichender Weise geschieht, d.h. die Konfrontation mit innerfamiliärer Gewalt sollte sich nicht allein in höherer Gewalttätigkeit des Kindes, sondern ebenso in anderen delinquenten Verhaltensbereichen niederschlagen. Diese Überlegung wird durch die Ergebnisse in Abbildung 4.1 gestützt. Für alle fünf betrachteten Delikte gilt, dass es einen mehr oder weniger exponentiellen Anstieg der Delinquenz mit zunehmenden Gewalterlebnissen in der Kindheit gibt. Besonders gefährdet sind jene Schüler, die Formen von Misshandlung erlebt haben, die also mit der Faust geschlagen oder geprügelt wurden; diese Jugendlichen stellen durchgängig die höchsten Mehrfachtäterquoten. Sehr eng ist der Zusammenhang zwischen elterlicher Gewalt in der Kindheit und eigener Gewalttätigkeit in den letzten 12 Monaten: Während nur 2,7 % der Jugendlichen, die keine Gewalt erlebt haben, selbst mehr als vier Gewaltdelikte begangen haben, sind es bei jenen mit häufigen Misshandlungen 13,3 %, also eine Verfünfachung des Risikos. Zugleich bedeutet dies allerdings auch, dass 86,7 % der häufig misshandelten nicht zum Mehrfach-Gewalttäter werden, es gibt mithin auch protektive Faktoren.

Abbildung 4.1: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach erlebter elterlicher Gewalt in der Kindheit (in %; gewichtete Daten)



Erstreckt sich das Erleben von elterlicher Gewalt auch noch über die Jugendzeit, in unserem Fall die zurückliegenden 12 Monate, dann fällt die Beziehung mit der eigenen Delinquenz noch enger aus. Jugendliche, die im letzten Jahr häufig misshandelt wurden, sind zu 8,8 % Intensivtäter im Bereich der qualifizierten Diebstähle, zu 7,3 % im Bereich des Graffiti-sprühens, zu 14,4 % bei den Sachbeschädigungen, zu 15,7 % bei den Ladendiebstählen und zu 21,8 % bei den Gewalttaten. Die Beziehung zwischen erlebter Gewalt und selbst ausgeübter Gewalt ist also auch hier besonders eng. Untermauert wird dieser Zusammenhang, wenn zusätzlich die Prävalenzen betrachtet werden (ohne Abbildung): Von allen häufig misshandelten Jugendlichen haben im letzten Jahr 45 % eine Gewalttat verübt, also fast jeder Zweite; bei den nie gezüchtigten bzw. misshandelten sind es nur 13,9 %. Dies macht zugleich deutlich, dass das Risiko, zum Mehrfach Täter zu werden, wenn man einmal die Schwelle zum Gewalttäter überschritten hat, für misshandelte Jugendliche höher ist als für Jugendliche, die ohne Gewalt aufwachsen. Fast jeder zweite häufig misshandelte Gewalttäter ist auch Mehrfach Täter, bei den nie Jugendlichen ohne Gewalterlebnisse ist es nur jeder Fünfte.

Abbildung 4.2: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfach Täter) nach erlebter elterlicher Gewalt in den letzten 12 Monaten (in %; gewichtete Daten)



Die nachfolgende Abbildung 4.3 macht deutlich, wie die Beziehungen zwischen erlebter Elterngewalt und eigener Gewaltauffälligkeit zu interpretieren sind. Die Erfahrung wiederholter innerfamiliärer Gewalt formt die Persönlichkeit. Und dies in mehrfacher Hinsicht. Gezüchtigte und vor allem misshandelte Kinder sind sehr viel häufiger der Meinung, dass Gewalt ein adäquates Mittel ist, um seine Ziele zu erreichen oder Anerkennung zu erlangen. Sie würden auch bei möglichen Angriffen durch Dritte schneller zu gewaltförmigen Reaktionen greifen. Wir sprechen von der persönlichen Einstellung der Gewaltaffinität, die im Fragebogen über die Zustimmung zu elf Aussagen wie „Man muss zu Gewalt greifen, weil man nur so beachtet wird“ erfasst wurde. Zugleich werden in der Konfrontation mit der Gewalt wichtige Eigenschaften wie die Selbstkontrolle oder die Konfliktkompetenz systematisch unzureichend ausgebildet. Eine geringe Selbstkontrolle umfasst bspw., dass man handelt ohne lange nachzudenken (Impulsivität), gern gefährliche Dinge tut (Risikobereitschaft) oder ein aufbrausendes Temperament hat.<sup>67</sup> Alle drei Dimensionen der (fehlenden) Selbstkontrolle steigen mit erfahrener Gewalt in der Kindheit. Im Gegenzug sinkt die Fähigkeit, Konflikte auch auf anderen Wegen als der Gewalt zu lösen. Diese Konfliktlösekompetenz wurde über fünf Einschätzungen darüber erfasst, wie gut man etwas kann, z.B. andere nicht beschimpfen, obwohl man

<sup>67</sup> Die Erfassung dieser Dimensionen der Selbstkontrolle sowie der Gewaltaffinität wird im folgenden Abschnitt zu Persönlichkeitsfaktoren näher erläutert.



wütend ist oder bei einem Streit erstmal weg gehen und sich beruhigen (Cronbachs Alpha = .73).<sup>68</sup>

Abbildung 4.3: Persönlichkeitsfaktoren nach erlebter elterlicher Gewalt in der Kindheit (standardisierte Mittelwert; gewichtete Daten)

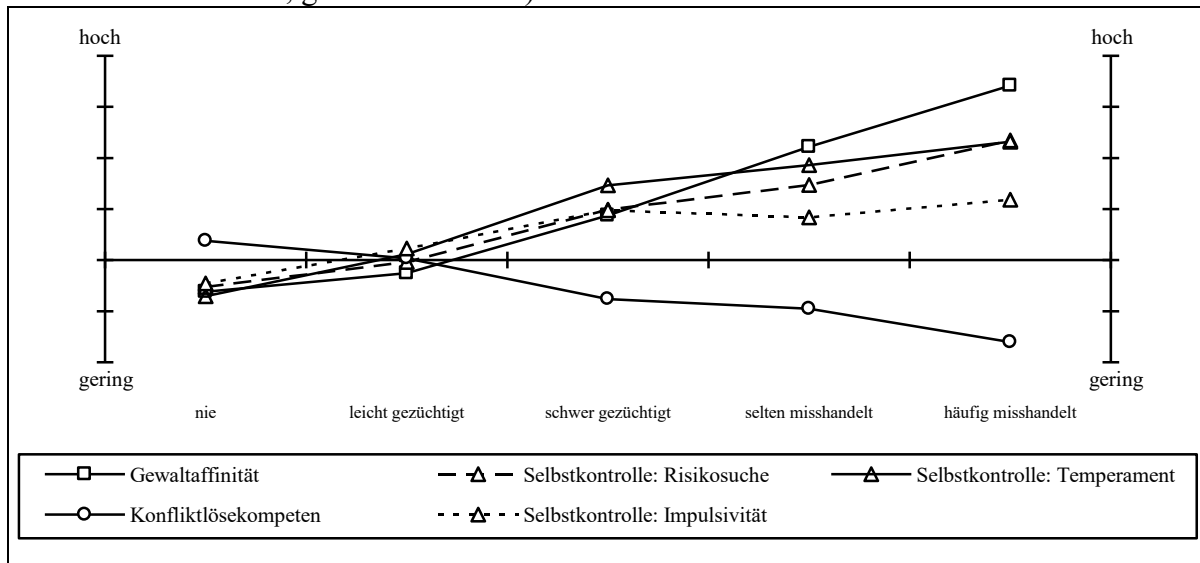
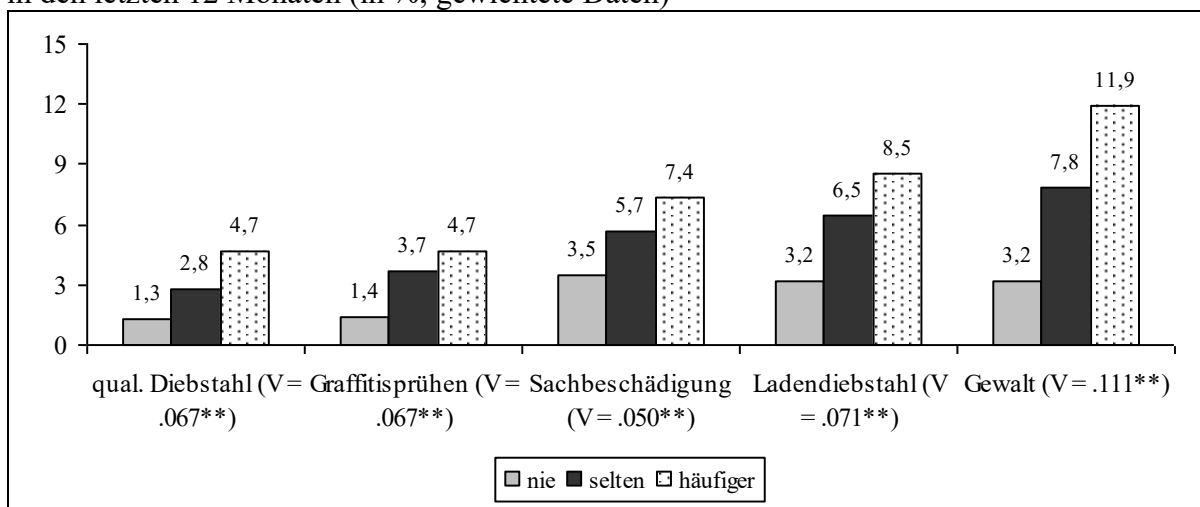


Abbildung 4.4 unterstreicht darüber hinaus, dass auch die Beobachtung elterlicher Partnergewalt negative Auswirkungen auf das eigene Verhalten hat. Mit zunehmender Gewaltintensität elterlicher Interaktionen steigt die Bereitschaft bei Jugendlichen, sich ebenfalls abweichend zu verhalten. Die Mehrfachtäterquoten derjenigen Schüler, die häufiger beobachten, dass sich die Eltern gegenseitig schlagen, sind zwei- bis dreimal über den Quoten derjenigen Jugendlichen, die diese Beobachtungen in den letzten 12 Monaten nicht gemacht haben. Der Kreislauf der Abweichung ist erneut wieder enger für den Bereich der Gewalttaten, etwas weniger eng hingegen für die Sachbeschädigungen. In allen Fällen handelt es sich dennoch um hochsignifikante Zusammenhänge.

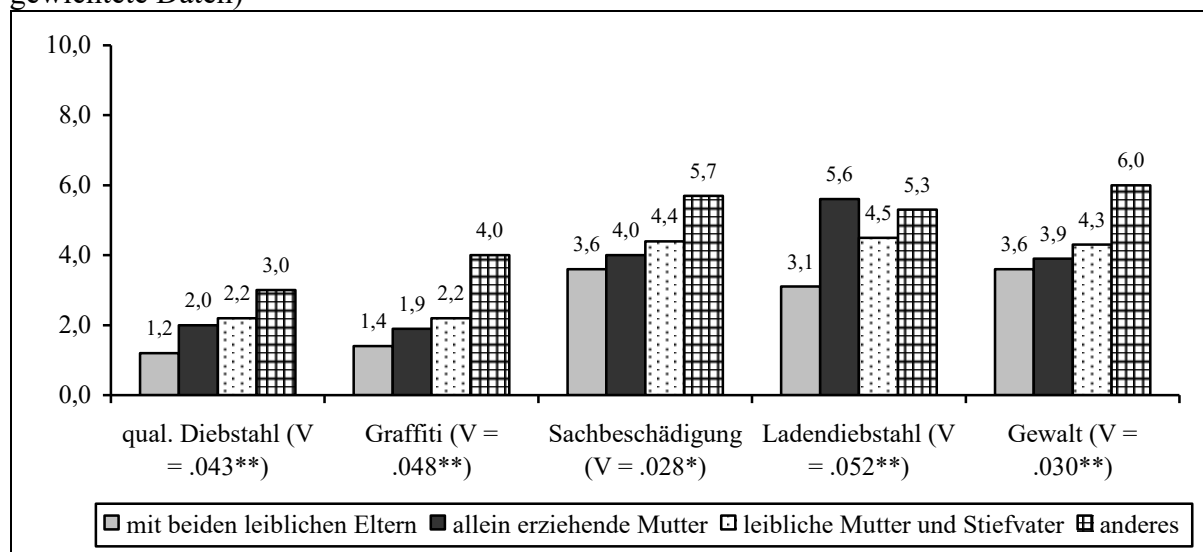
Abbildung 4.4: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach beobachteter Elterngewalt in den letzten 12 Monaten (in %; gewichtete Daten)



<sup>68</sup> Die anderen drei Items lauteten: „Mir eine andere Meinung erst mal genau anhören“, „Zugeben, dass ich mich vielleicht irre“ und „Überlegen, ob der andere nicht vielleicht doch recht hat“.

Der Einfluss der familialen Erziehung kann allerdings nicht nur auf die Gegenüberstellung gewalthaltiger und nicht gewalthaltiger Interaktionsformen beschränkt werden. Daneben gibt es verschiedene weitere Dimensionen, die in der Literatur mit erhöhter Abweichung in Beziehung gebracht werden. Unterschieden werden dabei einerseits Aspekte der strukturellen Situation und andererseits Aspekte des Erziehungsstils, also eher Faktoren der Familienkultur. Die strukturelle Situation von Familien wird u.a. abgebildet über die Familienkonstellation oder die ökonomische Lage. Entsprechend Abbildung 4.5 unterscheiden sich die Jugendlichen, die derzeit mit beiden leiblichen Eltern zusammenwohnen im Ausmaß ihres delinquenten Verhaltens signifikant von Jugendlichen in anderen Konstellationen und zwar derart, dass sie durchgängig das niedrigste Delinquenzniveau aufweisen. Das höchste Niveau findet sich demgegenüber mit der Ausnahme des Ladendiebstahls bei den 'sonstigen' Familienformen, die eine Sammelkategorie für ganz verschiedene Konstellationen darstellen (allein erziehender Vater, wohnen bei Pflegeeltern usw.). Kinder allein erziehender Mütter und Kinder, die bei der leiblichen Mutter und dem Stiefvater leben, liegen zwischen diesen beiden Kategorien. Allerdings ist der Abstand zur Kategorie der mit beiden leiblichen Eltern zusammenlebenden Jugendlichen eher als gering einzustufen, insofern kann nicht pauschal unterstellt werden, dass z.B. allein erziehende Mütter zu wenig das Verhalten ihrer Kinder kontrollieren und sanktionieren würden. Eine Ausnahme bildet hier der Ladendiebstahl. Möglicherweise handelt es sich dabei aber auch nur um eine scheinbare Beziehung, insofern sowohl der Ladendiebstahl als auch das Aufwachsen in weniger konventionellen Familienformen in Großstädten häufiger vorkommt. Letztendlich ist der Einfluss der Familienkonstellation auf das abweichende Verhalten damit als eher schwach einzustufen.

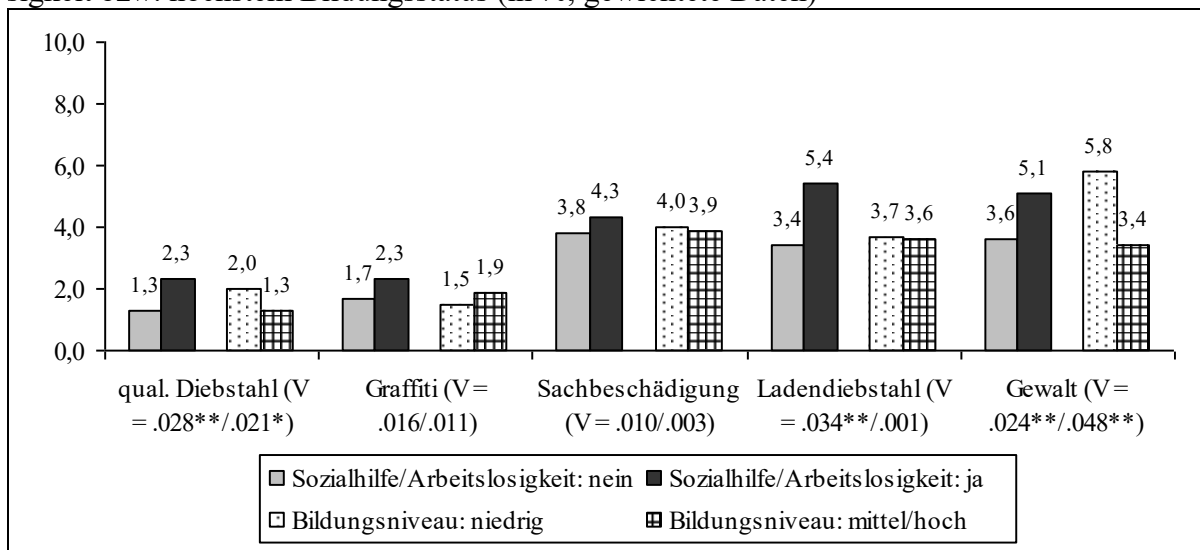
Abbildung 4.5: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Familienkonstellation (in %; gewichtete Daten)



Ebenfalls eher in geringem Umfang wirkt sich die sozialstrukturelle Marginalisierung einer Familie auf das delinquente Handeln eines Jugendlichen aus. Hierzu werden in Abbildung 4.6 zwei Indikatoren berichtet. Der erste Indikator gibt an, ob eine Familie derzeit Sozialhilfe bezieht oder von Arbeitslosigkeit gekennzeichnet ist. Hierbei handelt es sich mithin um einen Indikator, der eine armutsnahe Lebenslage abbildet. Der zweite Indikator unterscheidet zwei Gruppen elterlicher Bildung. Hierzu wurde das höchste in einem Haushalt vorhandene Bildungsniveau genutzt und dichotomisiert, d.h. es werden jene Familien mit Hauptschulabschluss oder niedriger von denjenigen Familien mit mindestens Realschulabschluss unterschieden. Der qualifizierte Diebstahl und die Gewalttäterschaft stehen mit beiden Indikatoren in signifikanter Beziehung. Jugendliche, die Armut erleben und die in einem kulturell armen

Elternhaus heranwachsen, begehen häufiger diese Taten. Zudem findet sich, dass von Armut betroffene Jugendliche auch mehr Ladendiebstähle ausführen. Bei sämtlichen signifikanten Unterschieden ist das Risiko der benachteiligten Gruppe in der Regel aber nur ca. 1,5mal so hoch wie das Risiko der nicht benachteiligten Gruppe. Die Vermutung liegt deshalb, nahe, dass diese Unterschiede in einer multivariaten Analyse, in der u.a. auch die familialen Interaktionsstile berücksichtigt werden, nicht erhalten bleiben. Objektive Deprivation hat in diesem Sinne eher keine direkten Folgen auf das Handeln. Wie aber z.B. Baier (2005) zeigt, steht sie mit anderen Faktoren, die selbst als Ursachen von gewalttätigen und abweichenden Verhalten gelten, in Beziehung, entfaltet also eine mittelbare Wirkung.

Abbildung 4.6: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Sozialhilfebezug/ Arbeitslosigkeit bzw. höchstem Bildungsstatus (in %; gewichtete Daten)



In den beiden nachfolgenden Abbildungen werden zwei elterliche Erziehungsstile und deren Zusammenhänge mit der Jugenddelinquenz veranschaulicht. Dabei handelt es sich um die elterliche Zuwendung und die elterliche Kontrolle, beide Male eingeschätzt für die Kindheit. Im Fragebogen sollten diesbezüglich Angaben zum Vater und zur Mutter gemacht werden, wobei die Kontrolle u.a. über die Häufigkeit folgender Tätigkeiten operationalisiert wurde: Eltern haben sich erkundigt, mit wem das Kind befreundet ist, sie haben gewusst, wo es sich in der Freizeit aufhält oder sie haben darauf geachtet, dass es für die Schule lernt.<sup>69</sup> Das Ausmaß elterlicher Zuwendung wurde darüber erfasst, dass die Kinder die Häufigkeit von u.a. diesen elterlichen Handlungen einschätzen sollten: Belobigung, in den Arm nehmen, trösten.<sup>70</sup> Zur Antwort stand eine vierfach gestufte Skala zur Verfügung (1 = nie bis 4 = häufig). Um die Zusammenhänge besser darstellen zu können, wurden jeweils drei Gruppen gebildet: niedrige Kontrolle bzw. Zuwendung (Mittelwert 1.0 bis 2.0), mittlere Kontrolle bzw. Zuwendung (> 2.0 bis 3.0) und hohe Kontrolle bzw. Zuwendung (> 3.0). Geringe Kontrolle und geringe Zuwendung sind die Ausnahme, nur 4,2 bzw. 4,9 % der befragten Jugendlichen gaben dies an. Hohe Supervision attestierten hingegen 66,3 %, hohe Zuwendung 70,7 %.

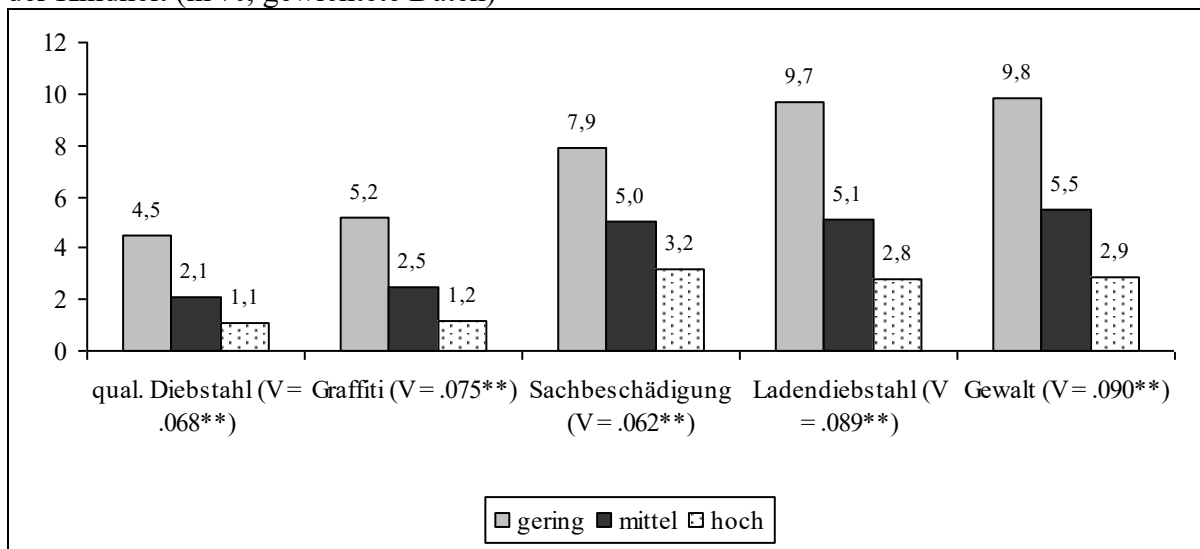
Zu erkennen ist nun, dass sich sowohl eine positive emotionale Beziehung zu den Eltern, als auch eine hohe Verhaltenskontrolle positiv auf das spätere Verhalten auswirkt. Das Risiko,

<sup>69</sup> Die 5-Item-Skala zur elterlichen Supervision wurde bereits in den vorangegangenen Schülerumfragen eingesetzt, für den genauen Itemwortlaut und die psychometrischen Eigenschaften vgl. deshalb Wilmers et al. (2002, S. 240f sowie S. 368).

<sup>70</sup> Insgesamt wurde das Konstrukt elterliche Zuwendung über 7 Items operationalisiert (vgl. wiederum Wilmers et al. 2002, S. 240 und 368).

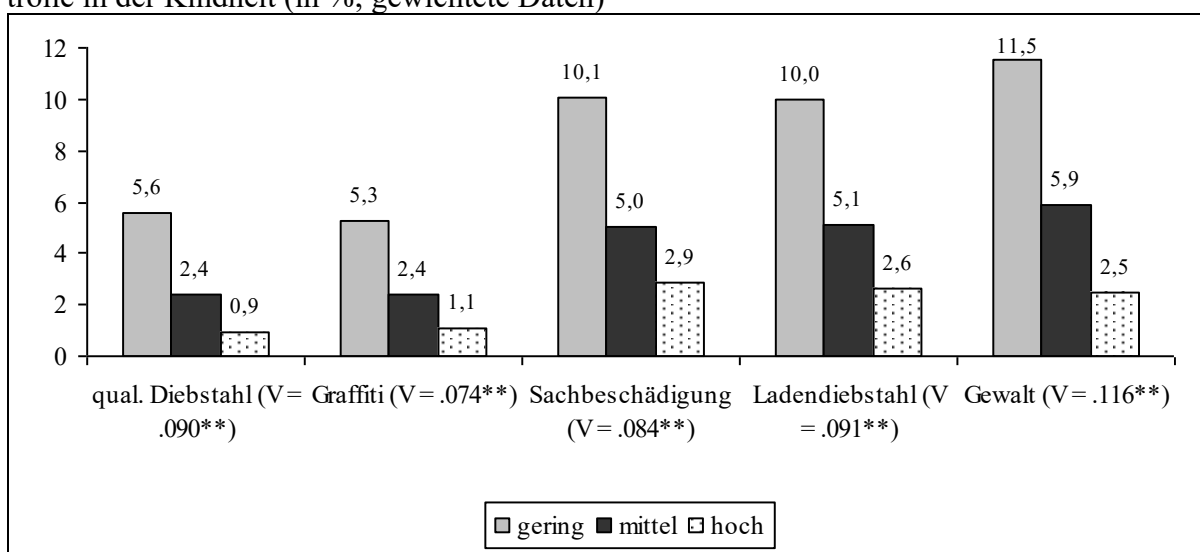
eines der fünf Delikte zu begehen, ist für Jugendliche, die nur geringe Zuwendung oder Kontrolle erfahren haben drei bis vier Mal höher als für Jugendliche, die davon berichten konnten.

Abbildung 4.7: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach elterlicher Zuwendung in der Kindheit (in %; gewichtete Daten)



Dabei hat es zudem den Anschein, als ob die Verhaltenskontrolle etwas stärkere Effekte zeitigt. Dies stimmt mit Befunden überein, die zeigen, dass es für die Entwicklung einer normkonformen Persönlichkeit entscheidend ist, dass die Eltern bereits frühzeitig klare Verhaltensregeln formulieren und damit Grenzen setzen. Zugleich ist es aber notwendig, diese Verhaltensregeln nicht nur zu setzen, sondern sie dem Kind auch zu erklären und bei einem Fehlverhalten nicht die härteste Form der Sanktionierung zu wählen, die körperliche Bestrafung, sondern eher kommunikative Sanktionsstrategien zu nutzen. In dieser Hinsicht ist ein Erziehungsstil, der sowohl die Kontrolle, als auch die Zuwendung in sich vereinigt, einer positiven Kindesentwicklung am zuträglichsten.

Abbildung 4.8: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach elterlicher Verhaltenskontrolle in der Kindheit (in %; gewichtete Daten)



Baumrind (1966) bezeichnet einen solchen Erziehungsstil als autoritativ. Daneben werden noch der autoritäre Stile (hohe Kontrolle, niedrige Zuwendung), der permissive (hohe Zuwen-

derung, fehlende Kontrolle) und der unbeteiligte Erziehungsstil (weder Kontrolle, noch Zuwendung) unterschieden. Auch an dieser Stelle soll sich an dieser Taxonomie orientiert werden, insofern sich eine gleichzeitige Berücksichtigung beider Erziehungsstilelemente in einer multivariaten Analyse mit dem Problem der Multikollinearität konfrontiert sehen würde; d.h. es gibt einen hohen Zusammenhang zwischen der Kontrolle und der Zuwendung ( $r = .72^{**}$ ): Wer in seiner Kindheit Zuwendung erfahren hat, berichtet mit hoher Wahrscheinlichkeit auch von hoher Supervision. In der Gesamtstichprobe haben etwas mehr als die Hälfte der Jugendlichen einen autoritativen Erziehungsstil erlebt (58,3 %), 8 % wurden autoritär erzogen, 12 % permissiv. Bei immerhin 21,3 % wird der Erziehungsstil als unbeteiligt eingestuft. Zu beachten ist dabei, dass die Größe einer Erziehungsstilgruppe abhängig davon ist, wie die empirischen Grenzen gezogen werden. Hier wurde zur Klassifikation nicht der theoretische Mittelwert der beiden Skalen, der bei einer Antwortskala von 1 bis 4 bei 2.5 liegt, genutzt, sondern weil die Antwortverteilungen sehr rechtssteil sind, wurden die geringen und mittleren Kategorien zusammengefasst. Als autoritativ erzogen werden damit bspw. nur diejenigen Jugendlichen eingestuft, die hohe Kontrolle und hohe Zuwendung erlebt haben, als unbeteiligt, die sowohl niedrige und mittlere Supervision als auch niedrige und mittlere Zuwendung berichteten.

Ebenfalls hohe Zusammenhänge weisen die elterliche Gewalt in der Kindheit und die elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten auf. Um den Einfluss der erlebten Gewalt dennoch multivariat schätzen zu können, wurden sechs Gruppen unterschieden: erstens Jugendliche, die weder in der Kindheit, noch in der Jugend Gewalt erlebt haben (51,7 %); zweitens Jugendliche die in beiden Referenzzeiträumen höchstens leicht gezüchtigt wurden (24,7 %); drittens Schüler, die zu beiden Zeitpunkten schwere Züchtigungen erlebt haben (2,9 %); viertens Jugendliche, die ausschließlich in der Kindheit schwere elterliche Gewalt erfahren mussten, in der Jugend aber höchstens leichte Züchtigungen (13,0 %); fünftens Befragte, bei denen es sich genau anders herum verhält (2,9 %); schließlich sechstens Jugendliche, die zu beiden Zeitpunkten Misshandlungen erfahren haben (4,9 %). Zudem wurden jene Jugendlichen als eine gesonderte Gruppe ausgewiesen, die keine Angaben über das Ausmaß erlebter Elterngewalt gemacht haben (Missing).

Bezieht man nun alle vorgestellten Variablen der familialen Situation in ein Erklärungsmodell für die Gewalt-Prävalenz und die Gewalt-Inzidenz mit ein, dann zeigt sich das in Tabelle 4.1 präsentierte Bild. Die Koeffizienten sind dabei direkt miteinander vergleichbar, da alle berücksichtigten Variablen dichotom sind. Das höchste Risiko eigener Gewalttäterschaft haben Jugendliche, die sowohl in der Kindheit als auch in der Jugend misshandelt wurden. Das Erleben schwerer Züchtigungen wirkt sich ebenfalls gewaltsteigernd aus, wobei ein interessanter Effekt zu beobachten ist: Wenn die schwere elterliche Gewalt nur in der Kindheit stattgefunden hat und danach zumindest in ihrer schweren Form beendet worden ist, haben die betroffenen Jugendlichen zwar weiterhin ein im Vergleich mit nie gewalttätig behandelten Jugendlichen erhöhtes Risiko eigener Gewalttäterschaft, dieses Risiko ist aber deutlich geringer als das Risiko derjenigen Personen, bei denen die Gewalt erst in der Jugend eingesetzt hat. Leichte Züchtigung steht mit der Mehrfachtäterschaft in keinerlei statistischer Beziehung mehr, sondern nur noch mit der Gewalt-Prävalenz.<sup>71</sup>

Auch bei Konstanthaltung der selbst erlebten Gewalt bleibt ein Einfluss der beobachteten Partnergewalt bestehen. Vor allem die Jugendlichen, die häufig ihre Eltern dabei beobachtet

---

<sup>71</sup> Wie sich auch zeigt, haben Jugendliche, die keine Auskunft zur erlebten Elterngewalt gegeben haben, ein erhöhtes Risiko eigener Gewalttäterschaft, was die Vermutung zulässt, dass es sich hierbei um Jugendliche handelt, die bewusst die höchstwahrscheinlich häufig erlebten elterlichen Übergriffe nicht berichten wollten.

haben, wie sie sich gegenseitig Gewalt zufügten, unterliegen einem doppelt so hohen Risiko, selbst zum Mehrfach-Gewalttäter zu werden.

Neben diesen Faktoren der innerfamiliären Gewaltbelastung erweisen sich zudem vor allem zwei Erziehungsstile als problematisch: Sowohl die permissive als auch die unbeteiligte Erziehung erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Jugendlicher gewalttätig verhält. Die autoritäre Erziehung, die durch einen Mangel an emotionaler Zuwendung charakterisiert ist, steht hingegen in keiner Beziehung.<sup>72</sup> Dies lässt den Schluss zu, dass für die Verhinderung von Gewalt die Kontrolldimension elterlichen Erziehungshandelns von entscheidender Bedeutung ist.

Tabelle 4.1: Familiäre Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

	Gewalt: Prävalenz	Gewalt: Mehrfachtäter
<i>Familienstatus</i>		
Sozialhilfe/Arbeitslosigkeit: ja	1.138	0.946
Niedriges Bildungsniveau	1.353**	1.393**
<i>Familienstruktur</i>		
Mit beiden leiblichen Eltern	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Alleinerziehende Mutter	1.042	0.926
Leibliche Mutter und Stiefvater	1.121	1.036
Anderes	1.220*	1.311
<i>Elterngewalt Kindheit &amp; Jugend</i>		
Nie	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Leichte Züchtigung	1.325**	1.169
Schwere Züchtigung	2.260**	2.427**
Schwere Züchtigung/Misshandlung, nur Kindheit	1.821**	1.949**
Schwere Züchtigung/Misshandlung, nur letzte 12 Monate	2.311**	2.982**
Misshandlung	3.032**	4.422**
Missing	2.268**	3.444**
<i>Beobachtete Elterngewalt in letzten 12 Monaten</i>		
Nie	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Selten	1.229*	1.550**
Häufiger	1.403**	1.976**
<i>Erziehungsstil in Kindheit</i>		
Autoritativ	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Autoritär	1.062	0.932
Permissiv	1.596**	2.124**
Unbeteiligt	1.697**	2.213**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.066</b>	<b>.091</b>
<b>N</b>	<b>14116</b>	<b>14116</b>

Gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01

Schließlich ist zu konstatieren, dass die Faktoren, die die strukturelle Situation der Familie beschreiben, wie nach den bivariaten Auswertungen erwartet werden konnte, nahezu keinen Effekt auf die Gewalttätigkeit haben. Nur ein niedriger Bildungsabschluss im Elternhaus erhöht das Risiko, mindestens eine bzw. mehr als vier Gewalttaten zu begehen. Durch das Bildungsniveau wird das Kulturkapital der Familie abgebildet, das unabhängig von den Interaktionsstilen wirkt. Dieses steht an dieser Stelle möglicherweise als eine Proxy-Variable für

<sup>72</sup> Zu bedenken ist, dass im Modell die elterliche Gewalt kontrolliert ist. Autoritäre Erziehungsstile werden aber insbesondere deshalb mit der Gewalttätigkeit der so erzogenen Jugendlichen in Verbindung gebracht, weil sie häufiger mit erzieherischer Gewalt operieren. Dies bestätigt sich in den Daten: Jugendliche, die autoritär erzogen worden sind, haben signifikant häufiger Elterngewalt erlebt als autoritativ und permissiv erzogene Jugendliche. Wenn man dies aber auspartialisiert, bleibt kein eigenständiger Effekt des autoritären Erziehungsstils mehr übrig.

bestimmte, Gewalt beeinflussende Persönlichkeitsmerkmale wie die Fähigkeit der verbalen Konfliktdeeskalation oder der Selbstkontrolle.

Auf Basis dieser Ergebnisse lassen sich zwei Extremfälle konstruieren, die sich im Ausmaß ausgeübter Gewalt stark unterscheiden müssten: Einerseits Jugendliche, die in Kindheit und Jugend misshandelt wurden, die in den letzten 12 Monaten häufig Partnergewalt beobachten und die einer geringen bis mittleren Verhaltenskontrolle in der Kindheit unterlegen haben (N = 131); andererseits Jugendliche, die bei jeder dieser drei Variablen die positiven Kategorien besetzen (nie elterliche Gewalt erlebt oder beobachtet, hohe Verhaltenskontrolle; N = 4824). Und tatsächlich: Während die erste Gruppe zu 38,9 % im zurückliegenden Jahr mindestens eine Gewalttat begangen hat, sind es bei der zweiten nur 9,8 % (V = .152\*\*). Bei den Intensivtätern liegen die Anteile noch deutlicher auseinander (19,7 vs. 1,3 %; V = .223\*\*). Dies illustriert den hohen Stellenwert, den die Familie im Verursachungsprozess von Gewalt hat.

## 4.2. Persönlichkeitsfaktoren

Auf die Ebene der Persönlichkeit bezieht sich eine Vielzahl theoretischer Konzepte. Zu erwähnen sind Charaktereigenschaften oder Dispositionen, Werthaltungen oder auch Einstellungen. Diese Konzepte unterscheiden sich im Wesentlichen darin, inwieweit sie Stabilität und Spezifität unterstellen. Dispositionen und Werthaltungen sind eher Resultate eines längeren Sozialisationsprozesses und bilden sich bereits in der Kindheit heraus. Einstellungen hingegen sind weniger global und beziehen sich stattdessen auf ein bestimmtes Einstellungsobjekt. Sie unterliegen zugleich einer höheren Fluktuation insofern sie sich schneller verändern können. Da sie sich aber auf ein bestimmtes Objekt beziehen, wird davon ausgegangen, dass ihr Stellenwert für die Prädiktion von Verhalten hoch ist, d.h. die Beziehung zwischen einer Einstellung und einem Verhalten ist enger als die zwischen einer Werthaltung bspw. des Universalismus und einem Verhalten.

Für jedes dieser Konzepte gibt es mindestens ein empirisch operationalisiertes Konstrukt. Eine für die Vorhersage gewalttätigen Verhaltens als relevant anzusehende Werthaltung sind die Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen (GLMN). Diese wurden mittels der in Abbildung 4.9 aufgeführten Items gemessen, wobei die Befragten ihre Meinung zwischen 1 (stimme gar nicht zu) und 4 (stimme völlig zu) abstufen konnten.

Abbildung 4.9: Die Skala Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen (M = Mittelwert)

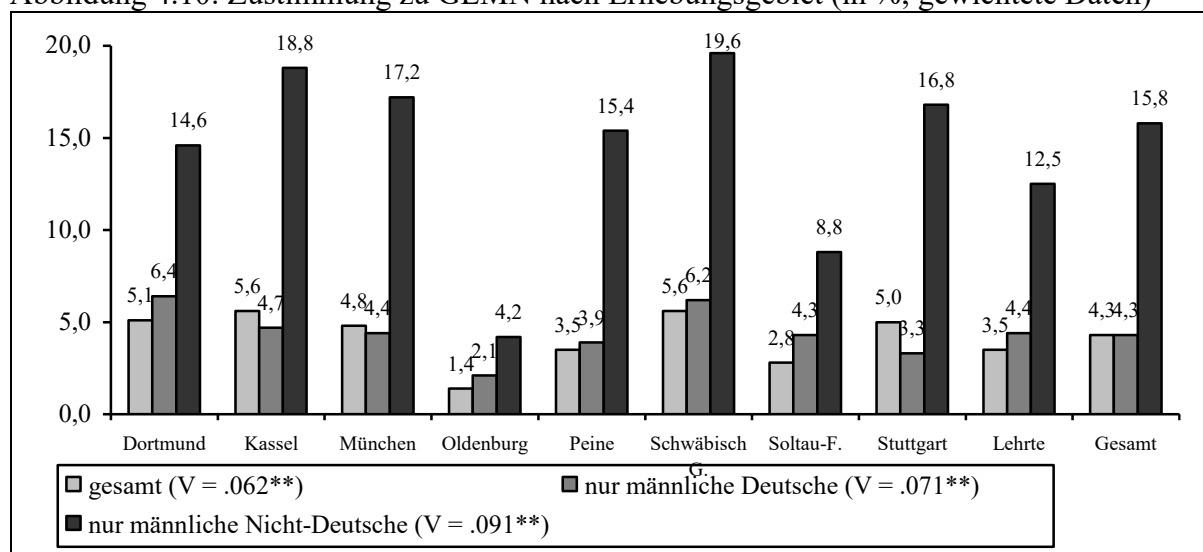
- |   |
|---|
| 1) Ein richtiger Mann ist stark und beschützt seine Familie. (M: 3.05)  |
| 2) Ein Mann, der nicht bereit ist, sich gegen Beleidigungen mit Gewalt zu wehren, ist ein Schwächling. (M: 1.74)                              |
| 3) Als Vater ist ein Mann das Oberhaupt der Familie und darf sich notfalls auch mit Gewalt durchsetzen. (M: 1.58)                             |
| 4) Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, darf der Mann sie schlagen. (M: 1.25)   |
| 5) Ein Mann sollte bereit sein, Frau und Kinder mit Gewalt zu verteidigen. (M: 2.75)  |
| 6) Einem Mann als Familienvater müssen Frau und Kinder gehorchen. (M: 1.77)   |
| 7) Ein richtiger Mann ist bereit, sich mit körperlicher Gewalt gegen jemanden durchzusetzen, der schlecht über seine Familie redet. (M: 2.00) |
| 8) Männern sollte es erlaubt sein, Schusswaffen zu besitzen, um Familie oder Eigentum zu beschützen. (M: 1.59)                                |

Zu erkennen ist, dass die Befragten in erster Linie dem ersten und dem fünften Item zustimmen, die die Verteidigungsbereitschaft der eigenen Familie zum Inhalt haben. Eher ablehnend stehen sie der Aussage gegenüber, dass man die eigene Ehefrau schlagen darf, insofern sie

ihren Mann betrügt. Die interne Konsistenz ist trotz dieser leicht differierenden Antwortmuster als ausreichend einzustufen (Cronbachs Alpha = .79).<sup>73</sup> Aus Gründen der besseren Darstellung wurden drei Gruppen an Befragten gebildet: Diejenigen, die diesen Werthaltungen zustimmen (Mittelwert > 3.0), die sie ablehnen (1.0 bis 2.0) und die ihnen teils zustimmend, teils ablehnend gegenüber stehen (> 2.0 bis 3.0).

In der Abbildung 4.10 sind die Anteile an Jugendlichen nach Erhebungsgebiet aufgeführt, die sich zustimmend äußerten. In Oldenburg sind dies nur 1,4 %, in Schwäbisch Gmünd hingegen viermal so viele (5,6 %). Zu erkennen ist aber auch, dass solch ein pauschaler Vergleich insofern ungerecht ist, als er die höchst unterschiedliche demographische Zusammensetzung der Gebiete nicht berücksichtigt. Denn wie sich zeigt, äußern sich nichtdeutsche Befragte durchgehend häufiger zustimmend als deutsche Befragte. In Gebieten mit hohem Migrantenanteil ist deshalb eine hohe durchschnittliche Zustimmungsquote nicht verwunderlich. Konzentriert man sich daher auf die männlichen deutschen Befragten (inklusive Deutsche mit Migrationshintergrund), dann bleibt Oldenburg diejenige Stadt mit der geringsten Zustimmungsquote (2,1 %), Dortmunder und Schwäbisch Gmünder Jugendliche liegen signifikant höher. Das weniger Gewalt betonende Meinungsklima in Oldenburg gilt im Übrigen auch für die nicht-deutschen Befragten: nur 4,2 % dieser nichtdeutschen männlichen Jugendlichen erachten die Männlichkeitsnormen als wichtig, in Schwäbisch Gmünd sind es 19,6 %.

Abbildung 4.10: Zustimmung zu GLMN nach Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)

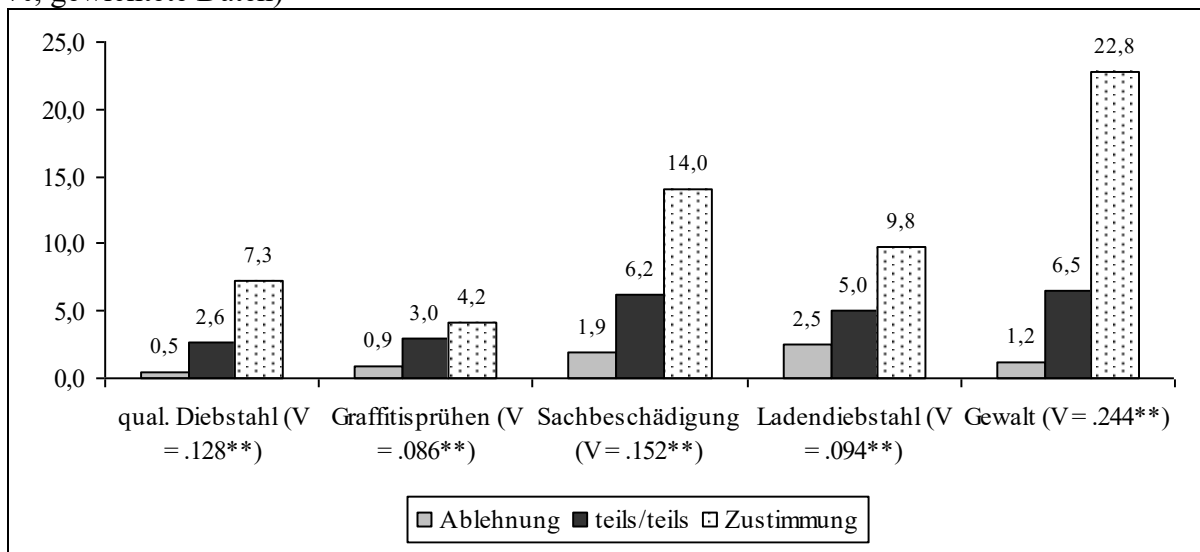


Der Zusammenhang, der zwischen diesen Werthaltungen und dem eigenen Verhalten besteht, ist vor allem im Hinblick auf die eigene Gewalttätigkeit enorm. Jugendliche, die den Männlichkeitsnormen zustimmen, gehören 19mal häufiger zu den Mehrfachtätern. Auch Sachbeschädigungen und qualifizierte Diebstähle führen sie häufiger aus. Die Beziehungen zum Graffiti-Sprühen bleiben aber eher moderat, wobei dennoch ein signifikanter Anstieg mit stärkerer Zustimmung zu den Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen zu beobachten ist; das Risiko, zu den Mehrfach-Sprühern zu gehören, steigt aber „nur“ um das 4,5fache.

<sup>73</sup> Vgl. zu Fragen der Validierung der Skala auch Enzmann, Brettfeld und Wetzels (2004) bzw. Wilmers et al. (2002, S. 171ff).



Abbildung 4.11: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Zustimmung zu GLMN (in %; gewichtete Daten)



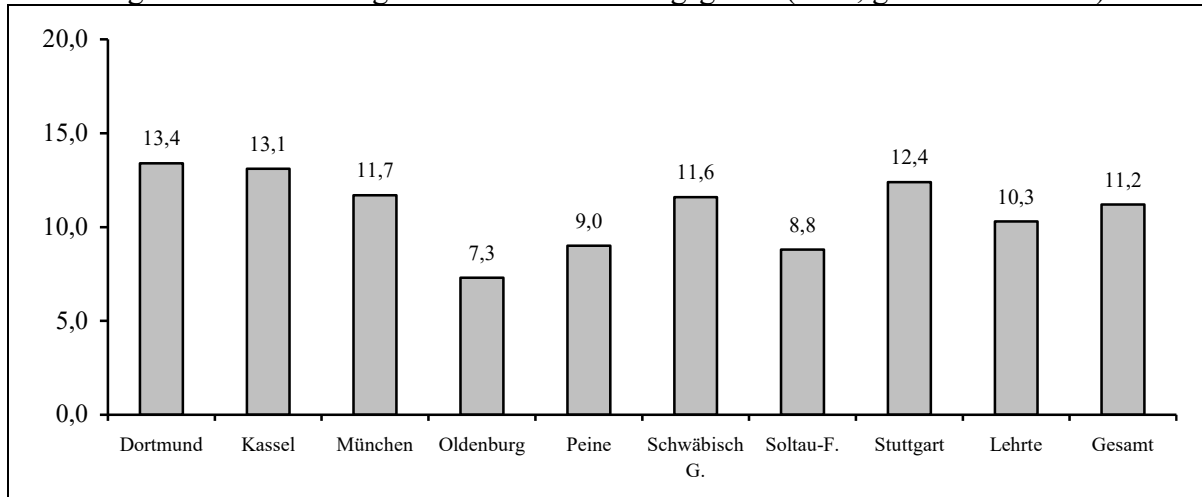
Ebenfalls eine Werthaltung, die allerdings einen deutlich weniger ausgeprägten Bezug zur Gewalt aufweist, ist das Hierarchische Selbstinteresse. Dabei handelt es sich um eine mögliche Operationalisierung der „Ellenbogenmentalität“. „Das Hierarchische Selbstinteresse als Ausdruck der gesellschaftlichen Dominanzideologien bildet ab, inwieweit Individuen dem instrumentalistischen, Konkurrenz betonenden und individualistischen Marktprinzip der gegenwärtigen Gesellschaft anhängen“ (Hadjar 2004, S. 236). Diese Konzentration auf das eigene Fortkommen, den kurzfristigen Erfolg und die materiellen Dinge des Lebens ist für die Mitkonkurrenten folgenreich insofern diese Ziele auch auf den Maximen der Selbstdurchsetzung und Selbstbehauptung beruhen. Hierzu sind aber alle Mittel recht. Mögliche Beziehungen zu Diebstahldelikten und aggressiven Verhaltensweisen sind damit nicht unplausibel.

Erfasst wurde die Ellenbogenmentalität über elf Items, die vier Subdimensionen abbilden. Konkurrenzdenken wurde mit den Aussagen „Am liebsten möchte ich in allen Lebensbereichen (Schule, Sport ...) zu den Besten gehören“, „Erfolg im Leben zu haben, bedeutet für mich, besser als andere zu sein“ und „Ich habe immer den Ehrgeiz, besser als der Durchschnitt zu sein“ erfasst (Cronbachs Alpha = .63). Leistungsorientierung bezieht sich auf die drei Items „Das Wichtigste im Leben ist Leistung“, „Erfolg in der Schule und später im Beruf ist das Wichtigste im Leben“ und „Wer keine Leistung bringt, wird auch nicht glücklich“ (Cronbachs Alpha = .66). Individualistisches Denken wird auf Basis von zwei Aussagen gebildet: „Um Spitze zu sein, muss der Mensch alleine bestehen können“ und „Wir stünden alle besser da, wenn sich jeder nur um sich selbst kümmern würde“. Schließlich wurde auch die Dimension des Machiavellismus erfasst, die eine Form der rücksichtslosen Selbstdurchsetzung beinhaltet; die entsprechenden Items sind: „Es ist nicht wichtig, wie man gewinnt, sondern dass man gewinnt“, „Im Alltagsleben kommt es auf Geld an, ganz gleich, woher es kommt, denn wer Geld hat, ist König“ und „Man muss die Taten der Menschen nach ihrem Erfolg beurteilen“ (Cronbachs Alpha = .62). Die sich aus diesen vier Subskalen zusammensetzende Gesamtskala weist eine gute interne Konsistenz auf (Cronbachs Alpha = .75). Der Gesamtmittelwert beträgt 2.32 und liegt damit nur geringfügig unter dem Erwartungswert von 2.5<sup>74</sup>; HSI-Werthaltungen sind also keine Seltenheit, was der Konzeptualisierung als Werthaltung, die die Mitte der Gesellschaft abbilden möchte, entspricht. Auch hier wurden analog zu den Männlichkeitsnormen drei Gruppen (Ablehnung, teils/teils, Zustimmung) gebildet).

<sup>74</sup> Die Antworten konnten auch hier wieder von 1 (stimme gar nicht zu) bis 4 (stimme völlig zu) abgestuft werden.

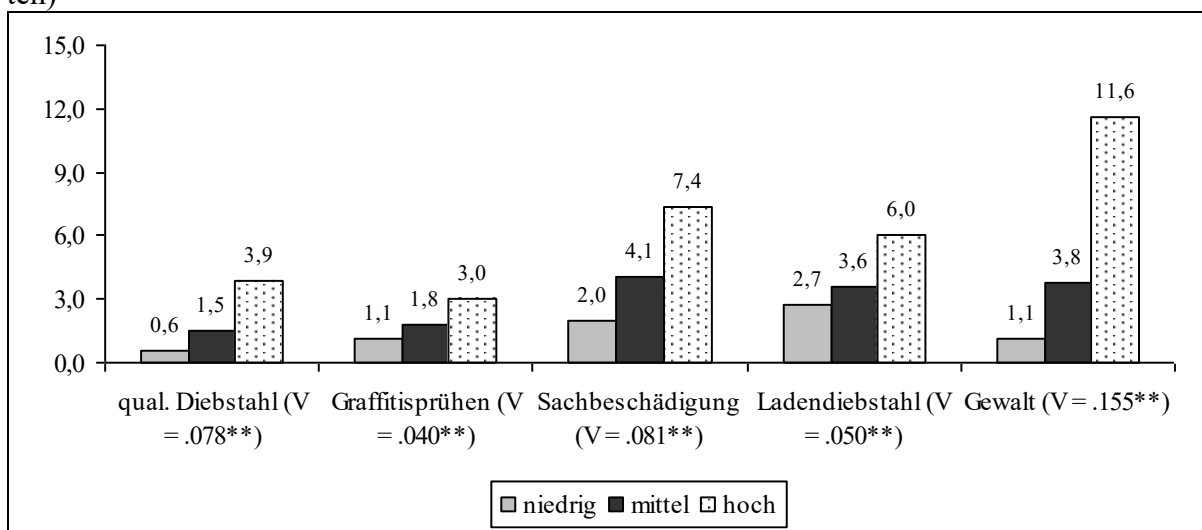
Die Erhebungsgebiete unterscheiden sich signifikant im Ausmaß der Zustimmung zum Hierarchischen Selbstinteresse ( $V = .063^{**}$ ). Insbesondere wieder in Oldenburg ist der geringste Anteil an Jugendlichen zu beobachten, die die Ellenbogenmentalität internalisiert haben. In Dortmund und Kassel sind die Zustimmungsquoten hingegen doppelt so hoch.

Abbildung 4.12: Zustimmung zu HSI nach Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)



Die Beziehungen zwischen dem Aufrechterhalten von Werten des Hierarchischen Selbstinteresses und dem eigenen delinquenten Verhalten sind ebenfalls recht eng, insbesondere wieder für die personale Gewalt und die Sachbeschädigung. Personen, die sich hoch konkurrenz- und erfolgsorientiert, individualistisch und machiavellistisch äußern, gehören mehr als zehnmals häufiger zu den Mehrfach-Gewalttätern als die Personen, die eine geringe Ellenbogenmentalität aufweisen. Die recht ähnlichen Beziehungsmuster, die HSI und GLMN mit den Verhaltensindizes aufweisen, lassen auch die Vermutung zu, dass beide Konstrukte hoch miteinander korreliert sind, was im Sinne der These der Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung durchaus zu erwarten wäre. Empirisch bestätigt sich dies, da die Korrelation  $r = .50^{**}$  beträgt.

Abbildung 4.13: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach HSI (in %; gewichtete Daten)



Aus dem Bereich der dispositionellen Faktoren wurden, wie bereits in der Schülerbefragung 2000 (Wilmers et al. 2002) die Selbstkontrollfähigkeiten eines Jugendlichen erfasst. Selbst-

kontrolle setzt sich entsprechend der theoretischen Arbeiten von Gottfredson und Hirschi (1990) aus mehreren Subdimensionen zusammen; es handelt es sich also genau wie beim Hierarchischen Selbstinteresse um ein Konstrukt zweiter Ordnung. Angelehnt an den Vorschlag von Grasmick et al. 1993) wurden allerdings nur die Dimensionen der Impulsivität, der Risikosuche und des Temperaments operationalisiert. Den in Abbildung 4.14 vorgestellten Selbsteinschätzungen konnte dabei von 1 (gar nicht) bis 6 (voll und ganz) zugestimmt werden.

Abbildung 4.14: Die Subdimensionen der Selbstkontrollskala (M = Mittelwert)

<p><i>Impulsivität</i></p> <p>1) Ich handle oft spontan ohne lange nachzudenken. (M: 3.98)</p> <p>2) Ich mache mir normalerweise wenig Gedanken und Mühe, mich auf meine Zukunft vorzubereiten. (M: 2.43)</p> <p>3) Oft tue ich, was mir im Moment Spaß macht, auch wenn es mir langfristig schadet. (M: 3.12)</p> <p>4) Was hier und jetzt geschieht, interessiert mich mehr als was langfristig aus mir wird. (M: 2.44)</p> <p>5) Ich handle oft aus einer augenblicklichen Laune heraus. (M: 3.50)</p>
<p><i>Risikosuche</i></p> <p>1) Ich teste gerne meine Grenzen, indem ich etwas Gefährliches mache. (M: 3.00)</p> <p>2) Ich gehe gern ein Risiko ein, einfach weil es Spaß macht. (M: 3.15)</p> <p>3) Manchmal finde ich es aufregend, Dinge zu tun, die mich in Gefahr bringen können. (M: 2.54)</p> <p>4) Aufregung und Abenteuer sind mir wichtiger als Sicherheit. (M: 2.65)</p>
<p><i>Temperament</i></p> <p>1) Wenn ich mit jemandem wirklich Streit habe, kann ich nur schwer ruhig bleiben. (M: 3.80)</p> <p>2) Bei einer ernsten Meinungsverschiedenheit ist es normalerweise schwer für mich, ruhig darüber zu reden, ohne mich aufzuregen. (M: 3.09)</p> <p>3) Wenn ich mich über andere ärgere, habe ich oft mehr Lust, sie zu verletzen, als mit ihnen darüber zu reden. (M: 2.32)</p> <p>4) Ich verliere ziemlich schnell die Beherrschung. (M: 2.36)</p> <p>5) Wenn ich echt wütend bin, gehen mir die Anderen besser aus dem Weg. (M: 3.32)</p>

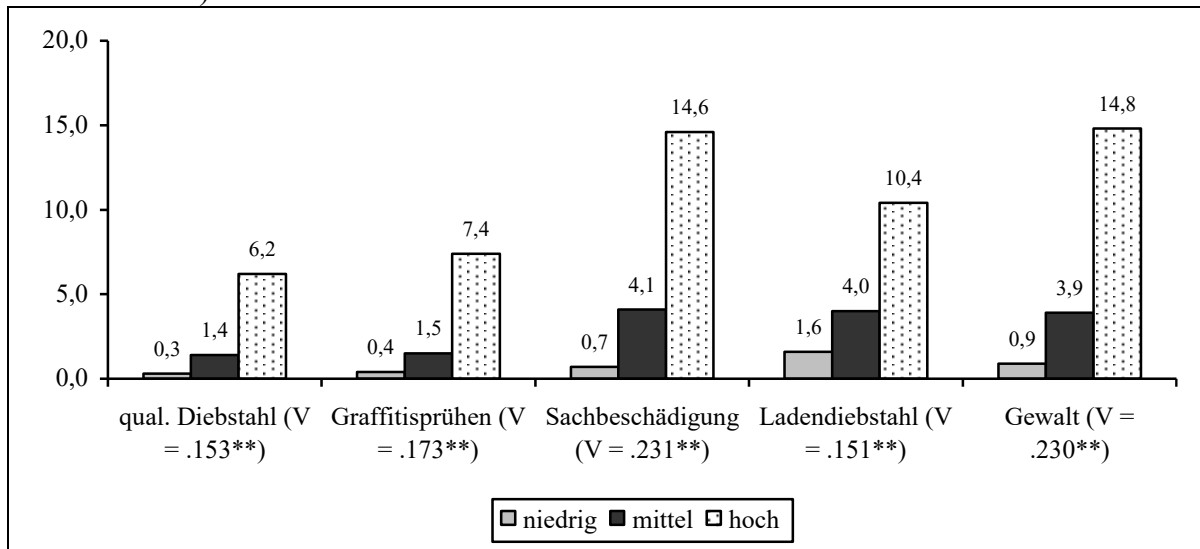
Impulsivität wurde über fünf Aussagen erfasst (Alpha = .67), Risikosuche über vier (Alpha = .87) und Temperament wiederum über fünf (Alpha = .76). Die Mittelwerte der einzelnen Items liegen mehrheitlich unter den Erwartungswert von 3.5. Niedrige Selbstkontrolle (abgebildet über hohe Werte) ist damit etwas weniger verbreitet als hohe Selbstkontrolle. Am geringsten verbreitet ist die Risikosuche (Mittelwert: 2.83), am weitesten verbreitet die Impulsivität (3.10); dazwischen liegt ein aufbrausendes Temperament (3.00). Alle drei Dimensionen korrelieren mittel bis stark, die niedrigste Korrelation ( $r = .38^{**}$ ) besteht zwischen Temperament und Risikosuche. Dennoch werden die drei Faktoren getrennt voneinander betrachtet und zu keiner gemeinsamen Skala zusammengefasst.

Um die Effekte niedriger Selbstkontrolle graphisch darzustellen, wurde für die Variable Risikosuche eine Trichotomisierung vorgenommen.<sup>75</sup> Personen mit Mittelwerten bis 2.7 gelten als hoch kontrolliert, Personen mit Mittelwerten bis 4.3 als durchschnittlich kontrolliert, Personen mit Mittelwerten darüber als niedrig kontrolliert. Abbildung 4.15 bestätigt, dass geringe Selbstkontrollfähigkeiten einen starken Einfluss auf sämtliche Formen delinquenten Verhaltens haben. Die Anteile an delinquenten Jugendlichen sind unter den niedrig Selbstkontrollierten mindestens 6,5mal höher als unter den hoch Kontrollierten (Ladendiebstahl). Zwanzigmal höher ist ihr Täteranteil beim qualifizierten Diebstahl und bei der Sachbeschädigung. Dabei ist der Einfluss der Selbstkontrolldimensionen weitestgehend unabhängig von den beiden bisher betrachteten Persönlichkeitsvariablen, da die Korrelationen zwischen GLMN und den drei Konstrukten nicht größer als  $r = .34^{**}$  (Temperament) und zwischen HSI und den drei Kon-

<sup>75</sup> Risikosuche wurde gewählt, weil diese Variable in der bivariaten Betrachtung die stärksten Zusammenhänge mit den Verhaltensindizes aufweist. Dennoch gibt es auch hochsignifikante Beziehungen zwischen Impulsivität bzw. Temperament und Delinquenz in der zu erwartenden Richtung.

strukturen nicht größer als  $r = .24^{**}$  (ebenfalls Temperament) sind. Insbesondere die Risikosuche erweist sich als weitestgehend unabhängige Persönlichkeitsdimension.<sup>76</sup>

Abbildung 4.15: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Risikosuche (in %; gewichtete Daten)



Als eine Persönlichkeitsvariable aus dem Bereich der Einstellungen wurde die Gewaltaffinität der Jugendlichen erfasst. Dabei zeigt sich die bereits angesprochene Spezifität von Einstellungen, da der Wortlaut der in Abbildung 4.16 aufgeführten Items bereits ein entsprechendes Verhalten nahe legt. Einstellungen und Verhalten stehen damit in einer rekursiven Beziehung: Einstellungen sagen Verhalten vorher und ausgeübtes Verhalten wirkt zurück auf die Einstellungen.

Abbildung 4.16: Die Skala Gewaltaffinität (M = Mittelwert)

- 1) Ein bisschen Gewalt gehört einfach dazu, um Spaß zu haben. (M: 1.72)
- 2) Man muss zu Gewalt greifen, weil man nur so beachtet wird. (M: 1.39)
- 3) Wenn jemand mich angreift, dann schlage ich auch zu. (M: 2.79)
- 4) Der Stärkere muss sich durchsetzen, sonst gibt es keinen Fortschritt. (M: 1.63)
- 5) Wenn ich zeigen muss, was ich drauf habe, würde ich auch Gewalt anwenden. (M: 1.65)
- 6) Ohne Gewalt wäre alles viel langweiliger. (M: 1.49)
- 7) Wenn mich jemand provoziert, dann werde ich schnell gewalttätig. (M: 1.77)
- 8) Über Gewalt schaffen Jugendliche klare Verhältnisse, Erwachsene reden doch nur rum. (M: 1.85)
- 9) Es ist völlig normal, wenn Männer sich im körperlichen Kampf mit anderen selbst beweisen wollen. (M: 2.10)
- 10) Auge um Auge, Zahn um Zahn, so ist nun mal das Leben. (M: 1.82)
- 11) Wenn ich richtig gut drauf bin, beteilige ich mich auch schon mal daran, andere "aufzumischen". (M: 1.64)

Nur bei einem der aufgeführten Items, übersteigt der empirische Mittelwert den Erwartungswert von 2.5<sup>77</sup>: Dann, wenn man selbst angegriffen wird, würde sich die Mehrheit auch mit Gewalt verteidigen (Item 3). Allen anderen Items wird selten bis sehr selten zugestimmt. Die interne Reliabilität der Gesamtskala kann als sehr gut eingeschätzt werden ( $\alpha = .89$ ). Der Mittelwert beträgt 1.80, es handelt es sich also um eine linkssteile Verteilung. Fasst man die Befragten wiederum nach dem bekannten Schema zusammen, zeigt sich, dass 69,3 % aller

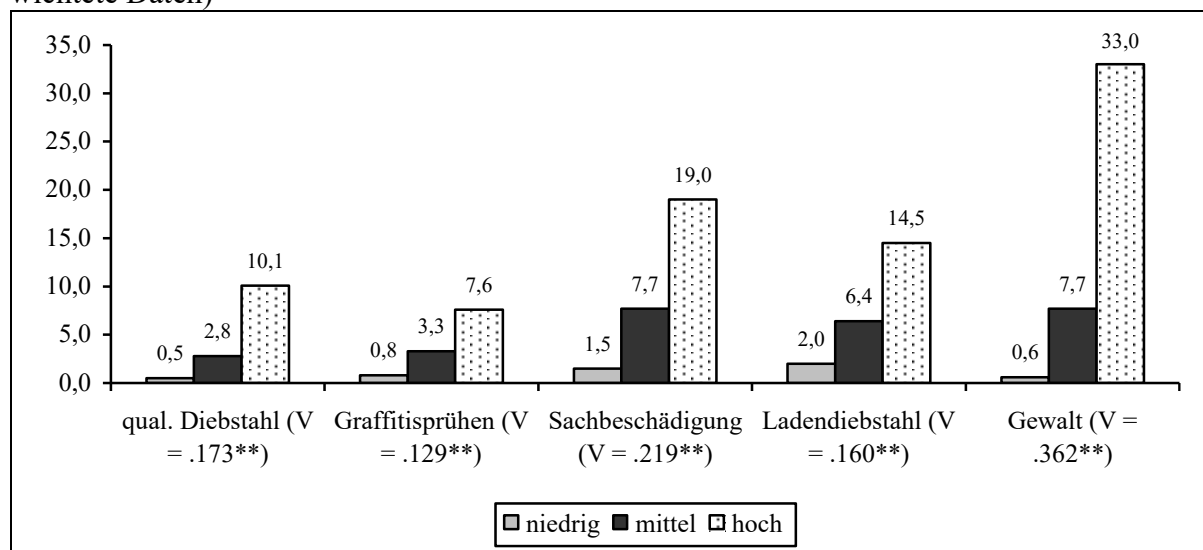
<sup>76</sup> Die Korrelation von Risikosuche mit GLMN beträgt  $r = .20^{**}$ , mit HSI  $r = .07^{**}$ .

<sup>77</sup> Die Antworten konnten von 1 (stimme gar nicht zu) bis 4 (stimme völlig zu) abgestuft werden.

Jugendlichen eine niedrige, 26,3 % eine mittlere und 4,5 % eine hohe Gewaltaffinität aufweisen.<sup>78</sup>

Mit zunehmender Gewaltaffinität werden alle Formen der hier unterschiedenen delinquenten Verhaltensweisen häufiger ausgeführt. Der deutlichste Zusammenhang ist für die Mehrfachtäter im Bereich der personalen Gewalt festzustellen. Während nur 0,6 % der Jugendlichen, die der Gewalt eher negativ gegenüber eingestellt sind, in den letzten 12 Monaten fünf und mehr Gewalttaten begangen haben, sind es von den hoch gewaltaffin eingestellten Jugendlichen 33,0 %, das Risiko liegt für die letztgenannte Gruppe also 55mal höher. Ein Blick auf die Gewaltprävalenzen unterstreicht diesen engen Zusammenhang (ohne Abbildung): Über zwei Drittel mit hoher Gewaltaffinität haben im letzten Jahr zumindest eine Gewalttat ausgeführt (67,0 %), aber nur 7,3 % mit niedriger Gewaltaffinität ( $V = .423^{**}$ ). Dass auch im Hinblick auf die anderen Verhaltensweisen hochsignifikante Zusammenhänge mit der Gewaltbefürwortung gefunden werden können spricht dafür, dass mit der erhöhten Gewaltaffinität auch andere problematische Persönlichkeitseigenschaften verbunden sind. Dies bestätigen Korrelationsanalysen: Die stärkste Beziehung besteht zwischen GLMN und Gewaltaffinität ( $r = .67^{**}$ ), die schwächste, dennoch hochsignifikante Beziehung zwischen Impulsivität und Gewaltaffinität ( $r = .34^{**}$ ). Insofern gilt, dass eine Gewaltbefürwortende Einstellung sowohl Resultat entsprechender Werthaltungen als auch Ergebnis spezifischer Persönlichkeitsdispositionen darstellt. Dementsprechend bemerkt auch Hadjar (2004, S. 38): „Einstellungen sind abhängig vom Vorhandensein bestimmter Werthaltungen, die allgemeiner Natur sind und die Einstellungen strukturieren“.

Abbildung 4.17: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Gewaltaffinität (in %; gewichtete Daten)



Auch wenn damit eine mehrdimensionale Verursachungsstruktur postuliert wird, nach der Werthaltungen und Dispositionen auf Einstellungen wirken und diese wiederum auf tatsächliches Verhalten, ist angesichts der hohen Beziehungen, die zwischen den erstgenannten Persönlichkeitsfaktoren und delinquenten Verhaltensweisen gefunden worden sind, zu erwarten, dass auch direkte Beziehungen zwischen Werthaltungen und Dispositionen auf der einen, Gewaltverhalten auf der anderen existieren. Dies bestätigen auch die logistischen Regressionsmodelle, die mit den erwähnten Persönlichkeitsvariablen durchgeführt worden sind (Ta-

<sup>78</sup> Personen mit Werten zwischen 1.0 und 2.0 wurden zur Gruppe der niedrig gewaltaffinen, Personen mit Werten über 2.0 bis 3.0 zur Gruppe der teilweise gewaltaffinen und Personen mit Werten über 3.0 zur Gruppe der hoch gewaltaffinen Jugendlichen zusammengefasst.

belle 4.2). Zunächst ist auf den hohen Anteil erklärter Varianz hinzuweisen: Knapp ein Drittel der Varianz der Gewaltprävalenz (mindestens eine Gewalttat im zurückliegenden Jahr) sowie der Mehrfachtäterschaft (mehr als vier Gewalttaten) können mit sechs Persönlichkeitsvariablen erklärt werden. Streng genommen reichen sogar fünf Variablen, da der Einfluss des Hierarchischen Selbstinteresses in der simultanen Betrachtung mit den anderen Variablen verloren geht. 'Bereinigt' man diese Werthaltung also um ihr gewaltaffines Element, dann motiviert sie ihren Träger nicht mehr zu destruktiven Verhaltensweisen. Nicht die Ellenbogenmentalität, die Leistungs- und Konkurrenzorientierung sind problematisch, sondern vielmehr die aggressive Konnotation, die sie in Zeiten des „Raubtierkapitalismus“ erhalten hat.

Da in die Berechnung nur standardisierte Variablen eingegangen sind, lassen sich die Koeffizienten direkt miteinander vergleichen. Dabei zeigt sich, dass der insgesamt stärkste Einfluss auf beide abhängigen Variablen von der Gewaltaffinität ausgeht. An zweiter Stelle steht die Risikosuche, gefolgt vom aufbrausenden Temperament und den Männlichkeitsnormen. Im Vergleich zur Gewaltaffinität ist die Einflussstärke der Männlichkeitsnormen halb so groß. Auch die Risikosuche wirkt sich deutlich geringer als die Gewaltbefürwortung aus. Ein unerwarteter Effekt ist für die Impulsivität zu berichten. Hoch impulsive Jugendliche haben nach Kontrolle der anderen Persönlichkeitsfaktoren ein signifikant niedrigeres Risiko, gewalttätig zu werden als Jugendliche mit niedriger Impulsivität. Auch diesbezüglich kann die Erklärung recht ähnlich lauten wie für HSI: Bereinigt man die Impulsivität um ihre aggressiven Komponenten, dann bleibt als Eigenschaft eine gewisse Sorglosigkeit, eine Jetztorientierung, eine Art Hedonismus übrig. Hedonismus wirkt sich aber eher nicht auf gewalttätiges Verhalten aus (Hadjar & Baier 2004), sondern hält vielmehr begünstigende Umstände u.a. für bestimmte Formen des Drogenkonsums bereit (Kirschner 1997; Lachnit & Kampe 1996).

Tabelle 4.2: Persönlichkeitsfaktoren als Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

	Gewalt: Prävalenz	Gewalt: Mehrfachtäter
Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen	1.218**	1.242**
<i>Selbstkontrolle</i>		
Impulsivität	0.914**	0.865*
Risikosuche	1.485**	1.715**
Temperament	1.348**	1.419**
Hierarchisches Selbstinteresse	1.060	1.027
Gewaltaffinität	2.194**	2.396**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.329</b>	<b>.336</b>
<b>N</b>	<b>14026</b>	<b>14026</b>

Gewichtete Daten; standardisierte Variablen; \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$

Da die Gewaltbefürwortung und die Männlichkeitsnormen einen sehr hohen gemeinsamen Varianzanteil aufweisen, wurden die Berechnungen auch noch einmal ohne die Gewaltaffinität durchgeführt. Dabei stellte sich heraus, dass die Männlichkeitsnormen in ihrem Einfluss sogar wichtiger sind als die Dimensionen der Selbstkontrolle. Insofern unterschätzen die in Tabelle 4.2 präsentierten Modelle den Stellenwert der Männlichkeitsnormen.

Konstruiert man auf Basis dieser Ergebnisse wiederum zwei Extremgruppen, so fallen die Resultate noch beeindruckender aus als bei den familialen Faktoren: Jugendliche, die hohe Männlichkeitsnormen internalisiert haben, die eine geringe Selbstkontrolle in Form einer hohen Risikosuche und die eine hohe Gewaltaffinität aufweisen (N = 126) waren in den letzten 12 Monaten zu 76,2 % mindestens einmal gewaltauffällig, 48,4 % gehörten zu den Mehrfachtätern. Zum Vergleich: Von den Schülern, die GLMN ablehnten, eine hohe Selbstkontrolle hatten und auch Gewalt nicht befürworteten (N = 4699) haben nur 3,7 % im zurückliegenden

Jahr mindestens eine Gewalt ausgeführt, nur 0,2 % gehörten zu den Mehrfach-Gewalttätern. Auf Basis von Persönlichkeitsfaktoren lässt sich das Risiko einer Gewalttäterschaft und insbesondere einer wiederholten Gewalttäterschaft also sehr gut vorhersagen.

### 4.3. Medien

Die Ergebnisse zur Kindergewalt haben gezeigt, dass verschiedene, den Medienumgang betreffende Faktoren zu erklären helfen, warum manche Kinder gewaltauffällig sind, andere hingegen nicht. Dabei wurden Variablen der Medienausstattung, der Nutzungsdauer und der konsumierten Inhalte betrachtet. Auch für die Jugendlichen ist zu vermuten, dass der Medienumgang eine eigenständige Wirkung auf das Ausmaß delinquenten Verhaltens hat, wobei wiederum der inhaltlichen Seite ein besonderer Stellenwert zufallen dürfte.

Die theoretischen Positionen zum Einfluss der Medien gehen weit auseinander (siehe Kapitel 1), dennoch bildet sich der gemeinsame „Tenor heraus, dass Gewaltdarstellungen in den Medien mit Gewaltausübung einhergehen und ein häufiger Konsum gewalttätiger Medieninhalte mit der Häufigkeit der Anwendung von Gewalt in einem Wechselverhältnis stehen kann“ (Fuchs et al. 2005, S. 164). Ein Wechselverhältnis bedeutet, dass verschiedene Richtungen des kausalen Einflusses denkbar sind, der Konsum also einerseits Verhalten nach sich ziehen kann oder umgekehrt das Verhalten eine höhere Bereitschaft mit sich bringt, gewalthaltige Filme oder Computerspiele zu konsumieren. Mit den Daten der Schülerbefragung 2005, die als Querschnittsbefragung mit nur einem Messzeitpunkt angelegt ist, lässt sich die Frage nach der tatsächlichen kausalen Beziehung nicht beantworten. Dennoch dürfte bereits der Nachweis, dass Medienfaktoren auch nach Berücksichtigung anderer Faktoren u.a. aus dem Bereich der Familie oder der Persönlichkeit im Querschnitt in Zusammenhang stehen mit Verhaltensauffälligkeiten Grund genug dafür sein, sie nicht mit dem Argument, dass die kausale Wirkstruktur unbekannt wäre, zu bagatellisieren. Insofern liegt den hier vorgestellten Ergebnissen die theoretische Perspektive, die sich in Übereinstimmung mit Befunden aktueller Längsschnittuntersuchungen befindet, zugrunde, dass ein problematischer Medienumgang ein eigenständiger ursächlicher Faktor dafür ist, warum sich Kinder und Jugendliche delinquent verhalten.

Tabelle 4.3 stellt zunächst dar, wie häufig die Jugendzimmer mit verschiedenen technischen Artefakten ausgestattet sind. In zwei von drei Jugendzimmern befindet sich demnach ein Fernseher (64,9 %), in mehr als jedem zweiten ein Computer (57,9 %) bzw. ein Videorekorder oder DVD-Player (50,1 %) und in etwa jedem dritten ein Internetanschluss (34,8 %) bzw. eine Spielkonsole (39,9 %). Am kürzesten zurück liegt dabei der Einzug des Internetanschlusses: Die Jugendlichen waren durchschnittlich 12,8 Jahre als, als sie diesen ins Zimmer bekommen haben. Im Lebensverlauf an erster Stelle steht der Fernseher (10,7 Jahre), kurz darauf erhalten die Befragten eine Spielkonsole (10,8 Jahre). Computer (11,6 Jahre) und Videorekorder bzw. DVD-Player folgen (12,1 Jahre).

Für jeden der betrachteten Ausstattungsindikatoren existieren hochsignifikante Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten. Die Dortmunder Jugendliche berichten bei fast allen Geräten am häufigsten davon, dass sie diese im eigenen Zimmer hätten. Zugleich waren sie durchgehend am jüngsten, als sie diese Geräte bekamen. Beeindruckend sind die zwischenstädtischen Unterschiede besonders in Bezug auf den Fernseher: In Schwäbisch Gmünd ist die Ausstattungsquote im Vergleich mit Dortmund fast 30 Prozentpunkte geringer (46,6 vs. 75,2 %) und diejenigen Jugendlichen, die überhaupt einen Fernseher bekommen haben, waren fast zwei Jahre älter als die Dortmunder Schüler. Die konsistenten Ergebnisse, nach denen vor

allem die süddeutschen Städte Schwäbisch Gmünd, Stuttgart und München im Bereich der Unterhaltungselektronik (Fernseher, Video/DVD, Spielkonsole) deutlich geringere Ausstattungsquoten aufweisen als norddeutsche Befragungsgebiete spricht für unterschiedliche Medienkulturen und damit unterschiedliche Freizeitkulturen. Es ist zu vermuten, dass das Spektrum an Freizeitmöglichkeiten und zudem der soziale Druck, anderen als Medienaktivitäten nachzugehen, in den süddeutschen Gebieten größer ist. Im Bereich der Medien, die nicht allein der Unterhaltung, sondern auch anderen, z.B. Lernaktivitäten dienen (Computer, Internet), verläuft die Trennungslinie in der Ausstattungsquote eher zwischen städtischen und ländlichen Gebieten. Bei beiden Medien weist der Landkreis Soltau-Fallingb. die geringste Ausstattungsquote aus; zudem waren die Jugendlichen hier durchschnittlich am ältesten, als sie diese Medien bekommen haben.

Tabelle 4.3: Medienausstattung nach Erhebungsgebiet

	Fernseher		Computer		Internet		Video/DVD		Spielkonsole	
	im Zimmer (%)	Alter	im Zimmer (%)	Alter	im Zimmer (%)	Alter	im Zimmer (%)	Alter	im Zimmer (%)	Alter
Dortmund	<b>75,2</b>	<b>9.8</b>	<b>61,1</b>	<b>11.3</b>	<b>39,1</b>	<b>12.6</b>	58,1	<b>11.6</b>	<b>50,6</b>	<b>10.4</b>
Kassel	65,3	10.6	59,9	11.6	37,7	12.9	50,1	12.1	38,5	10.7
München	58,2	10.9	59,7	11.4	37,8	12.7	45,7	12.0	35,4	10.8
Oldenburg	67,4	11.2	57,1	12.1	34,3	13.0	52,9	<u>12.6</u>	38,3	11.1
Peine	76,4	10.6	56,6	11.5	29,6	12.8	<b>59,2</b>	12.1	45,6	10.8
Schwäbisch G.	<u>46,6</u>	<u>11.5</u>	50,7	11.7	27,7	12.8	<u>37,8</u>	12.3	<u>29,7</u>	<u>11.2</u>
Soltau-F.	72,8	11.2	<u>49,6</u>	<u>12.3</u>	<u>25,6</u>	<u>13.2</u>	52,4	<u>12.6</u>	41,0	11.1
Stuttgart	53,3	10.9	59,7	11.5	36,2	12.9	41,6	12.1	34,3	10.9
Lehrte	74,7	10.8	60,5	11.8	34,5	12.7	57,9	12.2	48,5	11.0
Gesamt	64,9	10.7	57,9	11.6	34,8	12.8	50,1	12.1	39,9	10.8
Cramers V bzw. F-Wert (Alter)	.193**	32.479**	.075**	14.953**	.093**	3.374**	.132**	12.683**	.127**	5.441**

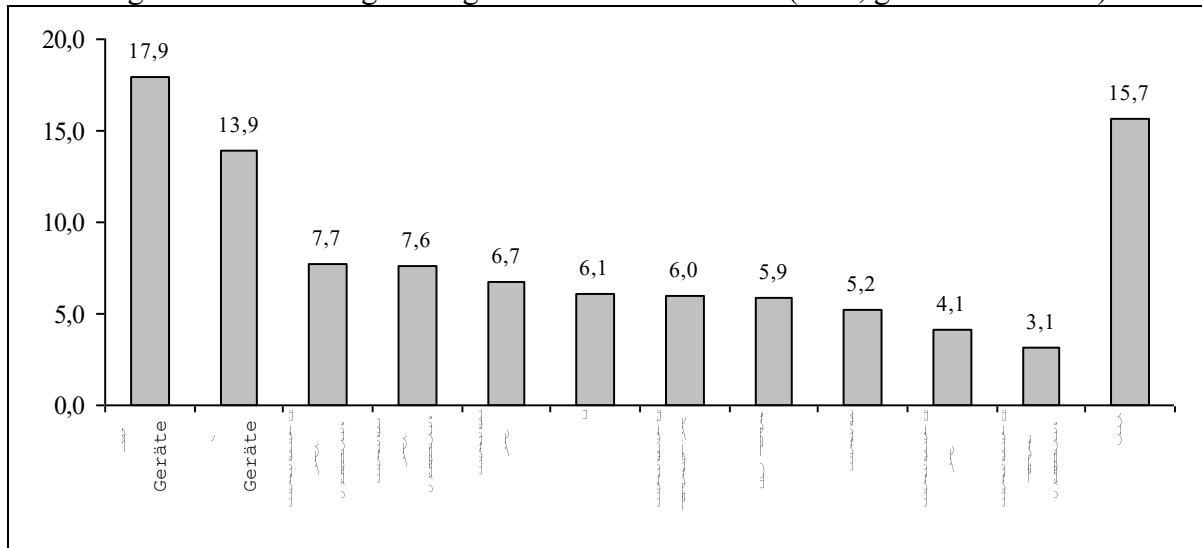
Gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01; **fett** = höchster Wert bei Ausstattungsquote bzw. niedrigster bei Alter, unterstrichen = niedrigster Wert bei Ausstattungsquote bzw. höchster bei Alter

In Abbildung 4.18 wird nun dargestellt, welche Gerätekombinationen am häufigsten zu finden sind. Hierfür wurden zunächst alle möglichen Kombinationen gebildet.<sup>79</sup> Dargestellt werden allerdings nur die elf Kombinationen, die am häufigsten vorgekommen sind. Die dargestellten elf Kombinationen decken 84,3 % aller vorkommenden Kombinationen ab, d.h. die 21 nicht dargestellten Kombinationen kommen im Durchschnitt nur noch zu 0,8 % vor. In 18 von 100 Jugendzimmern gibt es überhaupt keine Mediengeräte der von uns abgefragten Sorte, in jedem siebenten Zimmer stehen demgegenüber alle Geräte. Bei den drei folgenden Kombinationen ist zumindest immer ein Fernseher und Videorekorder/DVD-Player vorhanden. Anschließend einen PC haben 6,1 % aller Jugendlichen.

<sup>79</sup> Insgesamt gibt es 2<sup>5</sup> Gerätekombinationen (Fernseher im Zimmer ja – nein, Computer im Zimmer ja – nein usw.) von denen auch jede empirisch vorgekommen ist.



Abbildung 4.18: Ausstattung der Jugendzimmer mit Medien (in %; gewichtete Daten)



Für diese Gerätekombinationstypen wurden nun zwei logistische Regressionsanalysen mit den bereits bekannten abhängigen Variablen durchgeführt (Tabelle 4.4). Jugendliche ohne Geräte im Zimmer bilden dabei die Referenzkategorie.

Tabelle 4.4: Medienausstattung und gewalttätiges Verhalten (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

	Gewalt: Prävalenz	Gewalt: Mehrfachtüter
Keine Geräte	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
alle Geräte	3.138**	3.355**
Fernseher, PC, Video, Spielkonsole	2.676**	2.695**
Fernseher, Video, Spielkonsole	2.157**	2.052**
Fernseher, Video	1.115	0.781
PC	0.936	0.578
Fernseher, PC, Internet, Video	1.191	1.154
PC, Internet	0.983	0.795
Fernseher	0.819	0.788
Fernseher, PC, Video	1.251	1.109
Fernseher, PC, Internet, Spielkonsole	2.109**	1.381
Andere	1.404**	1.208
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.049</b>	<b>.041</b>
<b>N</b>	<b>14116</b>	<b>14116</b>

Gewichtete Daten; \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$

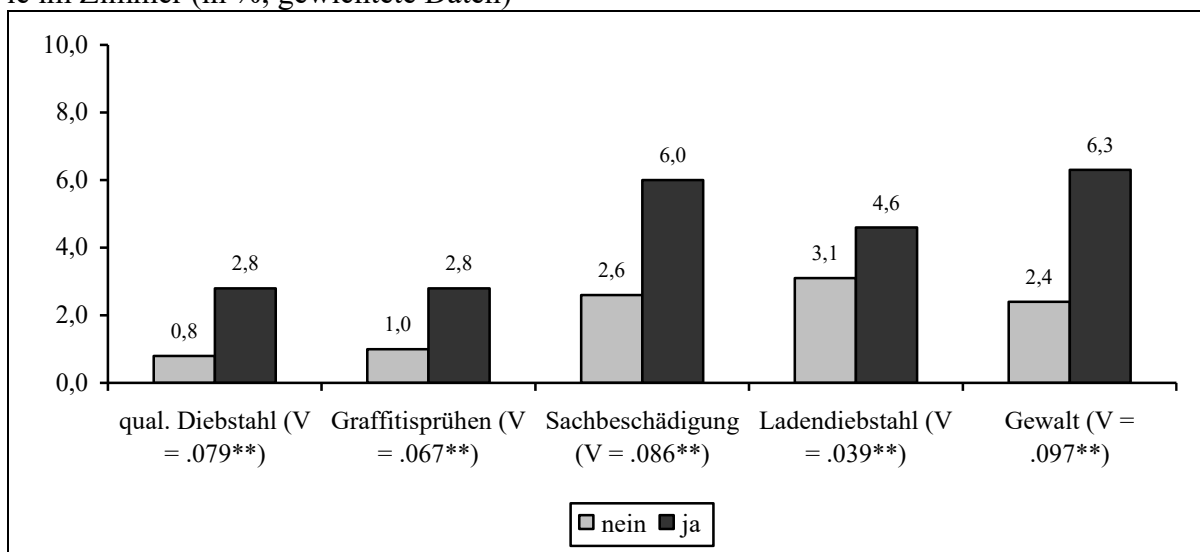
Zu erkennen ist, dass sich nur sehr wenige Gruppen von den Jugendlichen ohne Geräte signifikant unterscheiden. Alle die Gruppen mit signifikant erhöhtem Gewalttäteranteil – hierfür stehen Koeffizienten mit einem Wert größer als 1 – eint dabei, dass sie sowohl einen Fernseher als auch eine Spielkonsole besitzen.<sup>80</sup> Der gleichzeitige Besitz beider Geräte scheint also die negativsten Folgen für das Sozialverhalten nach sich zu ziehen. Das allerhöchste in Tabelle 4.4 berichtete Risiko gewalttätigen Verhaltens haben jene Schüler, die sämtliche Geräte im Zimmer stehen haben; deren Risiko ist mehr als dreimal höher als das der Schüler ohne Geräte. Jugendliche, die ausschließlich einen Fernseher oder ausschließlich einen Computer im Zimmer haben, unterliegen einem leicht geringeren Gewaltisiko. Allerdings sind diese Effek-

<sup>80</sup> Personen, die eine Spielkonsole besitzen, haben mit hoher Wahrscheinlichkeit (94,3 %) auch einen Fernseher, weil der Betrieb einer Spielkonsole nur mit einem Bildschirmmedium möglich ist. Umgekehrt gilt aber nicht, dass ein Fernsehbesitz auch notwendig den Konsolenbesitz einschließt – dies ist nur bei 58 % der Fall, d.h. 42 % der Fernsehbesitzer verfügen über keine eigene Spielkonsole.

te nicht signifikant, was auch in Zusammenhang mit den niedrigeren Fallzahlen dieser Gruppen stehen dürfte. Dennoch deuten diese Befunde darauf hin, dass nicht jede Art des Medienbesitzes genuin problematische Implikationen haben muss.

Betrachten wir uns die Effekte, die vom gleichzeitigen Besitz einer Spielkonsole und eines Fernsehers ausgehen, dann zeigt sich das in Abbildung 4.19 präsentierte Bild: Jugendliche, die über beide Geräte verfügen können, haben im Durchschnitt eine etwa doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit, delinquente Taten zu begehen, wobei daran zu erinnern ist, dass hier immer nur die Anteile an Mehrfachtätern aufgeführt werden. Für die Prävalenzen findet sich, dass eine Erhöhung des Täteranteils mit dem Besitz beider Medien insbesondere die Gewaltprävalenz (12,1 vs. 25,1 %;  $V = .168^{**}$ ), die Sachbeschädigungen (11,3 vs. 19,9 %;  $V = .118^{**}$ ) und den qualifizierten Diebstahl (4,5 vs. 9,9 %;  $V = .106^{**}$ ) erhöht.

Abbildung 4.19: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Fernseher und Spielkonsole im Zimmer (in %; gewichtete Daten)

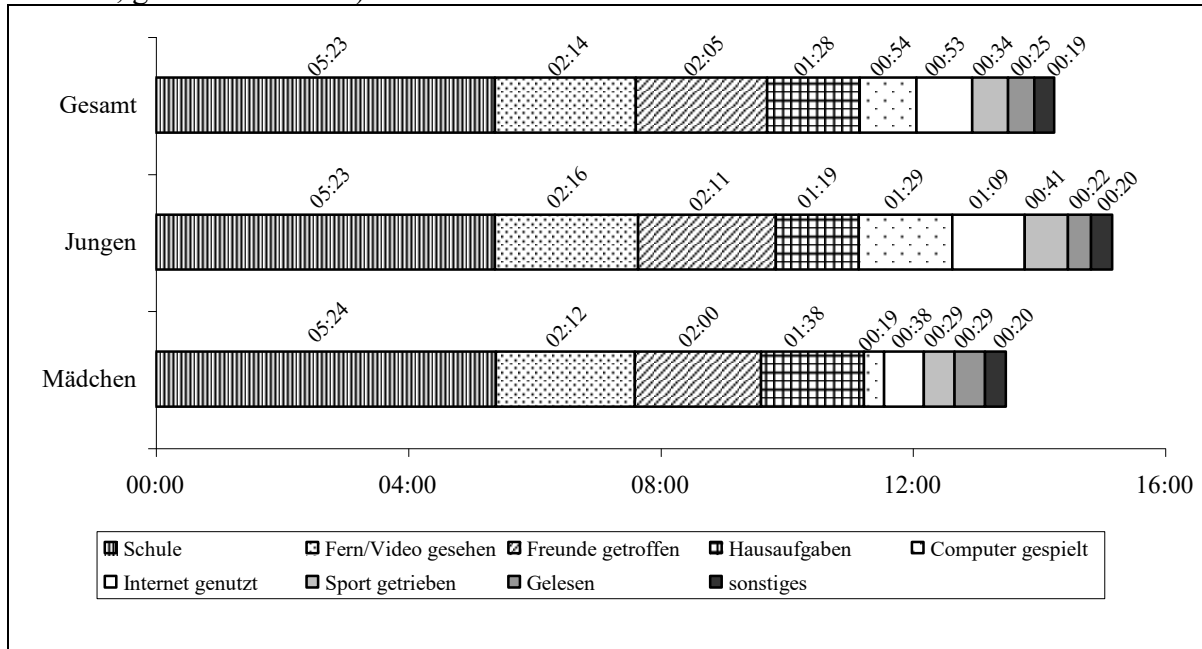


Die Nutzungszeit der Medien wurde, neben anderen Tätigkeiten, auch in der 9. Jahrgangsstufe mit einem Zeitplan erfasst, d.h. die Jugendlichen sollten festhalten, von wann bis wann sie am Tag vor der Befragung verschiedenen Aktivitäten nachgegangen sind. Es wird hier wiederum davon ausgegangen, dass die Genauigkeit der Angaben sehr hoch ist, weil die Erinnerung an den gestrigen Tag noch recht frisch sein sollte. Der durchschnittliche Schultag wird, wie Abbildung 4.20 zeigt, zu über fünf Stunden auch in der Schule verbracht.<sup>81</sup> In der Zeit außerhalb der Schule, der Freizeit, wird sich u.a. mit Freunden getroffen. Die zweitlängste Beschäftigung an Schultagen ist aber das Fern- bzw. Videosehen, womit die Jugendlichen mehr als zwei Stunden zubringen. Bei den genannten drei Tätigkeiten gibt es nur geringfügige Geschlechterunterschiede. Diese zeigen sich demgegenüber zum ersten Mal beim zeitlichen Aufwand, der für die Hausaufgaben betrieben wird: Mädchen beschäftigen sich fast 20 Minuten länger mit dieser Tätigkeit. Sehr stark unterscheidet sich das Zeitbudget beider Geschlechter im Hinblick auf das Computerspielen und die Internetnutzung. Mit beiden Tätigkeiten zusammen verbringen die Jungen 158 Minuten, die Mädchen hingegen nur 57 Minuten. Für beide Geschlechter recht ähnlich sind die Zeitbudgets fürs Sporttreiben und auch fürs Lesen, sowie für die sonstigen Tätigkeiten (Musik machen, Nebenjob ausüben, Veranstaltungen oder Lokale besuchen). Die lange Zeit, die Jungen mit Computerspielen und Internet verbringen,

<sup>81</sup> Die Zeitangaben wurden, wie bereits bei den Kindern, korrigiert, wenn außergewöhnlich hohe Werte berichtet wurden. Diese wurden allerdings nicht durch einen fehlenden Wert, sondern durch den höchsten Wert der 99 % der Jugendlichen unterhalb der Ausreißer ersetzt.

die Mädchen aber nicht, hat zur Folge, dass der Tag, so wie wir ihn abgefragt haben, für Jungen 101 Minute länger ist als für Mädchen. Diese zusätzliche Zeit verbringen die Mädchen möglicherweise mit stärker familienorientierten Tätigkeiten (z.B. im Haushalt helfen, sich um Familienmitglieder kümmern).

Abbildung 4.20: Zeitaufwand für verschiedene Tätigkeiten an gestrigen Schultag (Stunden : Minuten; gewichtete Daten)



Der Rückgriff auf die Zeitplan-Methode zur Erfassung der Mediennutzungszeiten hat die zusätzliche Annahme, dass das gestrige Verhalten ein sehr guter Schätzer für die Verhaltensgewohnheiten eines Jugendlichen ist, dass also Personen, die z.B. insgesamt häufig und lange Fernsehen, dies auch mit hoher Wahrscheinlichkeit am gestrigen Tag getan haben. Nur wenn die Ausgestaltung des gestrigen Tages als Ausdruck eines Lebensstils betrachtet wird, ist es sinnvoll, das Ausmaß des berichteten Medienkonsums mit dem delinquenten Verhalten in Beziehung zu setzen, dass ein Jugendlicher in den zurückliegenden 12 Monaten begangen hat. Einen Beweis für diese Annahme können wir allerdings nicht präsentieren, weil dieser voraussetzen würde, dass man zumindest zu zwei verschiedenen Zeitpunkten den gestrigen Schultag abfragt bzw. verschiedene Perspektiven einbezieht. Diese letzte Möglichkeit der Validierung der Angaben zum gestrigen Tag haben wir partiell berücksichtigt, in dem wir an anderen Stellen des Fragebogens auch danach gefragt haben, wie lange ein Befragter pro Tag ungefähr Fern oder Video sieht bzw. Computer- und Videospiele spielt (Durchschnittsmethode). Bei der Kinderbefragung hatte sich diesbezüglich gezeigt, dass die durchschnittlichen Medienzeiten erfragt über diese allgemeinen Einschätzungen etwas höher ausfallen. Dies zeigt sich ebenfalls recht deutlich in der Jugendbefragung: Die durchschnittlich eingeschätzte Fernsehdauer liegt 66 Minuten über der durch die Zeitplan ermittelten Fernsehdauer, bei der Spieldauer weichen die Werte um 47 Minuten ab. Dem tatsächlichen Ausmaß des Medienkonsums scheint sich damit wiederum besser über die Zeitplan-Methode zu nähern zu sein, u.a. deshalb, weil beim Ausfüllen des Zeitplans den Jugendlichen auch andere Aktivitäten präsent waren. Wenn die Nutzungsdauer isoliert abgefragt wird, ist die Wahrscheinlichkeit für unrealistische Einschätzungen höher. Denn wenn bereits fast fünf Stunden eines 24stündigen Tages mit Medientätigkeiten verbracht würden, wie viel Zeit blieben denn dann für die ebenfalls wichtigen Freunde, die Hausaufgaben usw.?

Tabelle 4.5: Durchschnittliche Mediennutzungsdauer nach zwei verschiedenen Erhebungsmethoden (gewichtete Daten)

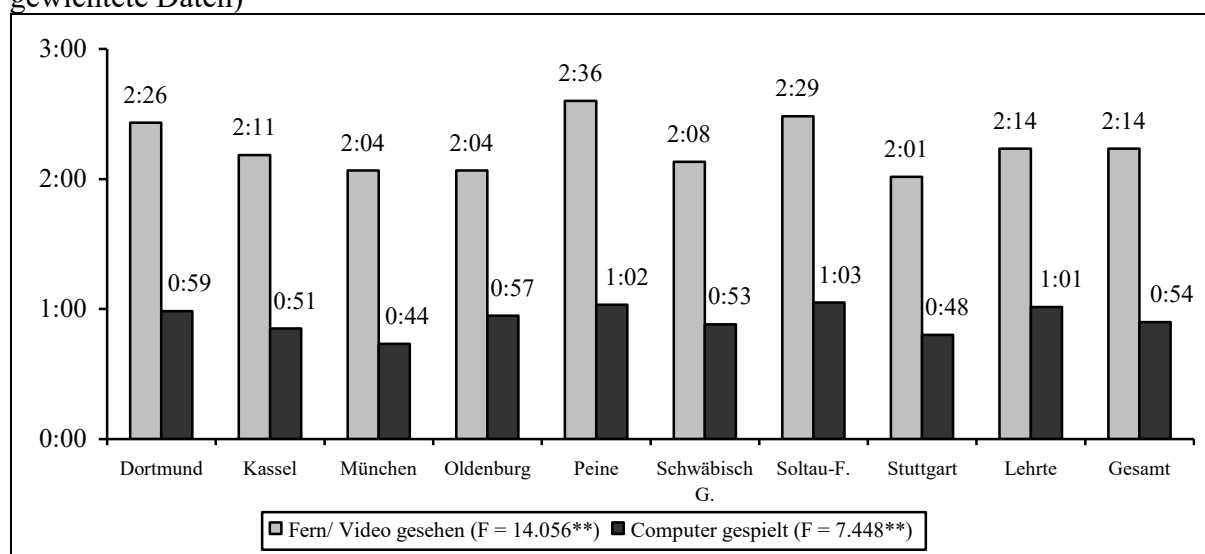
	Zeitplan-Methode		Durchschnitt-Methode	
	Zeit	N	Zeit	N
<i>Schultag</i>				
Durchschnittliche Fernseh- und Videozeit	2:14	11816	3:20	14208
Durchschnittliche Computer- und Videospielzeit	0:54	11816	1:41	13712
Gesamt	3:08	11816	4:56	14276

Gewichtete Daten

Entscheidend ist nun, wie hoch diese beiden Einschätzungen korrelieren, ob also Viel- oder Wenigseher bei beiden Indikatoren identifiziert werden. Die entsprechenden Korrelationen geben Anlass dafür, diese Frage zu bejahen. Beim Fern- und Videosehen beträgt die Korrelation zwischen beiden Abfrageformen  $r = .51^{**}$ , beim Computerspielen  $r = .54^{**}$ . Dennoch ist zu betonen, dass diese Korrelationen nicht als Beweis dafür anzusehen sind, dass die Angaben zum gestrigen Tag ein sehr guter Schätzer für den Lebensstil eines Befragten sind. Bei der Entscheidung für die Angaben nach der Zeitplan-Methode handelt es sich um eine von uns getroffene Setzung. Dennoch würden die nachfolgenden Analysen, wenn sie anhand der Durchschnitts-Methode durchgeführt worden wären, nicht zu stark abweichenden Ergebnissen führen. Es zeigt sich sogar, dass durch die Zeitplan-Methode die Zusammenhänge tendenziell unterschätzt werden, die getroffene Entscheidung, diese Angaben zu nutzen, also als konservativ einzustufen ist.

Die Unterschiede zwischen den Gebieten im Ausmaß der Medienaktivitäten fallen signifikant aus. Es zeigt sich, ähnlich wie bei den Ausstattungsquoten, dass die Schüler in norddeutschen Gebieten und hier vor allem in den Landkreisen etwas länger sehen und spielen. Während die Befragten im Landkreis Peine täglich 218 Minuten mit Medienaktivitäten zubringen, sind es in München nur 168, in Stuttgart 169 Minuten weniger, jeweils eine Diskrepanz von fast einer Stunde. In Süddeutschland ist das Medienbudget damit erheblich kleiner als in einigen norddeutschen Gebieten.

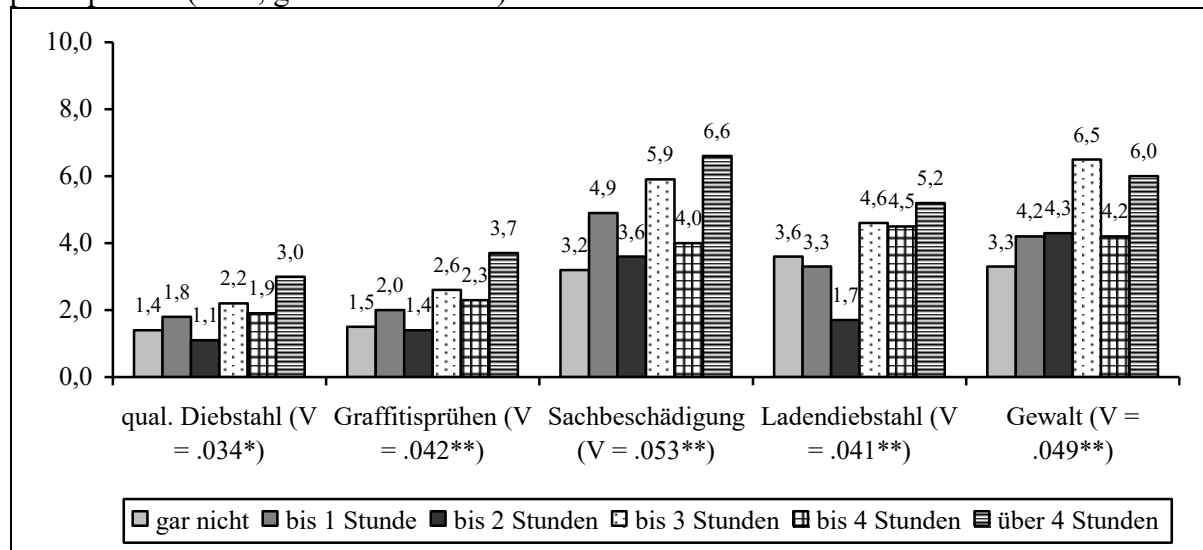
Abbildung 4.20: Mediennutzungsdauer am gestrigen Schultag nach Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



Um die Zusammenhänge zwischen der Mediennutzungsdauer und dem eigenen delinquenten Verhalten darzustellen, wurden – bezogen auf das Computerspielen – sechs Gruppen gebildet: Jugendliche die am gestrigen Tag nicht gespielt haben (63,4 % aller Befragten), die bis ein-

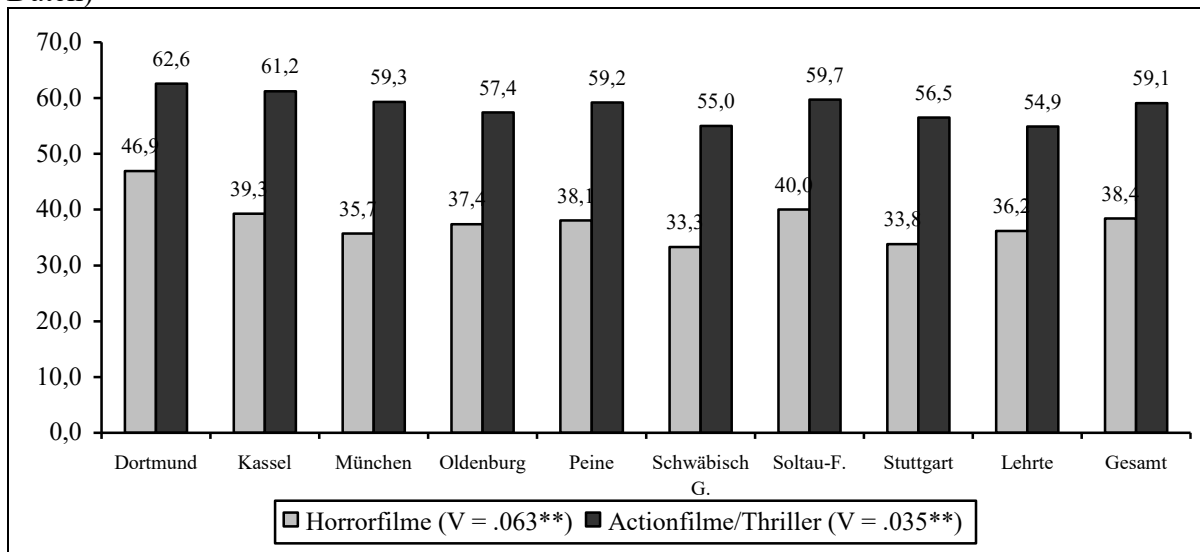
schließlich eine Stunde gespielt haben (11,6 %), bis 2 Stunden (9,7 %), bis 3 Stunden (6,2 %), bis 4 Stunden (3,7 %) und über 4 Stunden (5,4 %). Für alle Verhaltensindexe bestehen signifikante Zusammenhänge mit der Nutzungsdauer (Abbildung 4.21). Zudem ist zu erkennen, dass der Tendenz nach auch mehr Schüler delinquente Taten begehen, wenn sie zu einer höheren Nutzergruppe gehören, von einem linearen Zusammenhang ist allerdings nicht auszugehen, Zwar weisen die Nichtspieler die geringsten bzw. geringe Täteranteile auf und die Intensivspieler die höchsten, die mittleren Kategorien folgen aber eher einem Auf-und-Ab-Muster.

Abbildung 4.21: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Dauer des gestrigen Computerspielens (in %; gewichtete Daten)



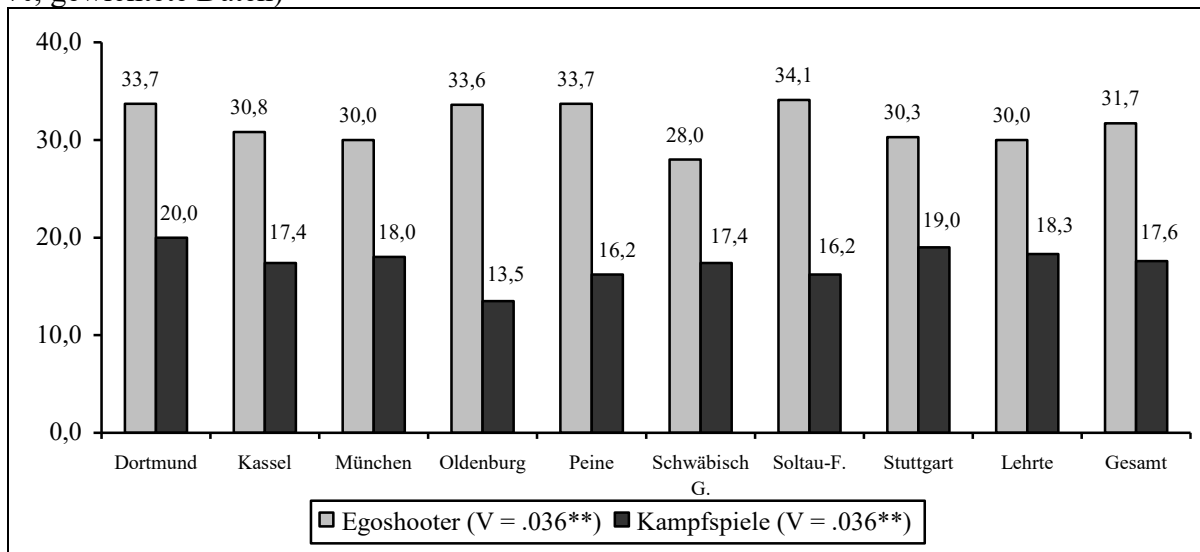
Wichtiger als die reine Dauer, die zumindest bei den Extremkategorien die erwarteten Effekte hat, dürfte hingegen der Inhalt der gesehenen Filme und gespielten Spiele sein. Um die präferierten Medienformate zu erfassen, haben wir danach gefragt, wie oft ein Befragter Horror- und Actionfilme bzw. Thriller schaut und verschiedene Computerspielgenres (Egoshooter, Kampfspiele, Denkspiele, Strategiespiele, Adventures) spielt. Die Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten fallen dabei eher gering aus (Abbildung 4.22). In Dortmund gaben immerhin 46,9 % der befragten Schüler an, mindestens mehrmals im Monat Horrorfilme zu sehen; zudem findet sich in Dortmund der höchste Anteil an Jugendlichen, die häufiger Actionfilme und Thriller konsumieren. Bei beiden Formaten fallen die Anteile in Schwäbisch Gmünd am geringsten aus (33,3 und 55 %). Dass die Klassifikation dieser beiden Filmgenres als gewalthaltig und damit altersgefährdend gerechtfertigt ist, wird durch die Auskünfte der Jugendlichen bestätigt. An einer anderen Stelle des Fragebogens haben wir den Befragten eine Kurzskaala vorgelegt, die das Ausmaß der Affinität zu gewalttätigen Fernsehinhalten erfasst hat. Dabei kamen folgende drei Items zum Einsatz: „Ich schaue mir viele brutale Sendungen und Filme an“, „Durch meine Freunde komme ich oft an Filme, die nicht für mein Alter freigegeben sind“ und „Bei mir im Freundeskreis gehört es einfach dazu, sich brutale Filme anzuschauen“ (Alpha = .65). Jugendliche, die Horror- und Actionfilme konsumieren, stimmen diesen Aussagen deutlich häufiger zu als Nicht-Konsumenten. Die Korrelationen betragen  $r = .48^{**}$  (Horrorfilme) und  $r = .46^{**}$  (Actionfilme/Thriller).

Abbildung 4.22: Altersgefährdende Spielfilmformate nach Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



Bei den gewalthaltigen Computerspielen weist erneut Schwäbisch Gmünd ein unterdurchschnittliches Niveau auf (Abbildung 4.23): Nur etwas mehr als jeder vierte Jugendliche spielt hier oft und sehr oft Egoshooter, 17,4 % Kampfspiele. Der Anteil an häufigen Kampfspielern ist aber in Oldenburg, Peine und Soltau-Fallingbostel noch etwas geringer. Soltau-Fallingbostel hat allerdings den höchsten Anteil an Jugendlichen, die häufiger Egoshooter spielen; auch Dortmund, Oldenburg und Peine erreichen diesbezüglich leicht überdurchschnittliche Niveaus. Äquivalent zu den Fernsehinhalten haben wir zur Validierung der Einstufung von Kampfspielen und Egoshootern auch eine Skala zur Erfassung der Affinität zu gewalthaltigen Computerspielen in den Fragebogen aufgenommen. Diese Skala setzt sich aus denselben Items zusammen wie bei den Filmen, wobei noch ein zusätzliches Item eingefügt wurde („Beim Spielen von Computer- und Videospiele kann ich so richtig gewalttätig sein, ohne dass mich jemand dafür bestraft“). Die Reliabilität der Gesamtskala ist angesichts der geringen Itemanzahl als sehr gut zu bezeichnen ( $\alpha = .84$ ). Die Beziehungen zeigen sehr deutlich, dass Kampf- und Egoshooter-Spieler bei Computerspielen generell der Gewalt zugeneigt sind: Die Korrelation mit dieser Skala beträgt  $r = .73^{**}$  für Egoshooter und  $r = .49^{**}$  für Kampfspiele. Und noch eine zusätzliche Validierungsstrategie steht bei den Computerspielen zur Verfügung, da wir auch danach gefragt haben, ob die Schüler schon einmal nicht für ihr Alter freigegebene Computerspiele gespielt haben. Jugendliche, die angeben, sie würden oft und sehr Egoshooter spielen, gaben an, dass sie zu 98,7 % schon einmal ein Spiel ab 16 und zu 94,9 % ein Spiel ab 18 gespielt hätten (die Anteile der nicht häufigen Spieler liegen bei 62,4 bzw. 39,9 %). Von den häufigen Kampfspielern meinten 96,2 %, bereits ein Spiel ab 16 und 90,3 %, bereits ein Spiel ab 18 gespielt zu haben (nicht häufige Kampfspieler: 69,4 bzw. 50,4 %).

Abbildung 4.23: Altersgefährdende Computer-/Videospieleformate nach Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



Um die Effekte dieser Medieninhalte bestimmen zu können, wurden die entsprechenden Variablen, ergänzt um drei weitere Spielformate und Variablen der Medienausstattung und Nutzungsdauer, in logistischen Regressionsmodellen geprüft (Tabelle 4.6). Da sämtliche Variablen wieder standardisiert wurden, sind die abgebildeten Koeffizienten direkt miteinander vergleichbar. Der höchste Einfluss geht im Gesamtmodell von den Kampfspielen aus; häufige Kampfspiele haben also ein hohes Risiko, zum Gewalttäter und insbesondere zum Mehrfach-täter zu werden. Weitere wichtige Einflussfaktoren sind das Spielen von Egoshootern und das häufige Sehen von Horrorfilmen. Auch bei Kontrolle der Formate bleibt darüber hinaus ein Effekt der Medienausstattung bestehen: Das Risiko, Gewalttaten zu begehen, liegt bei Jugendlichen mit Fernseher und Spielkonsole im Zimmer über 1,2mal so hoch wie für Jugendliche ohne diese beiden Geräte. Erwartungskonform findet sich zudem, dass häufiges Spielen von Denk- und Strategiespielen einen Gewaltmindernden Effekt hat. Insofern ist es nicht das Computerspielen im Allgemeinen, sondern die Art der präferierten Inhalte, die mit delinquenten Verhalten in Zusammenhang steht. Die Nutzungsdauer steht in keinem signifikanten Zusammenhang mit der Gewalttäterschaft. Hierbei wurde auch das Ausmaß des Lesens berücksichtigt, da zu erwarten gewesen wäre, dass sich – ähnlich wie bei den Inhalten – eine eher positiv besetzte Tätigkeit gewaltmindernd auswirken sollte. Tatsächlich haben Personen, die mehr Zeit mit Lesen verbringen, ein geringeres Risiko, zum Gewalttäter zu werden, die Koeffizienten sind allerdings nicht signifikant.

Vergleicht man aufbauend auf diese Ergebnisse zwei Extremfälle miteinander, so wird der Einfluss der Medienfaktoren noch einmal unterstrichen: Von denjenigen Jugendlichen, die sowohl Fernseher als auch Spielkonsole im Zimmer haben, die häufiger Horrorfilme schauen und die häufiger Kampfspiele spielen, haben 44,5 % im letzten Jahr mindestens eine Gewalttat begangen, 20 % gehören zu den Mehrfachtätern (N= 219). Jugendliche, für die diese Umstände nicht zutreffen, weisen eine Prävalenzrate von 4,2 % und einen Anteil an Mehrfachtätern von 0,4 % auf (N = 1316).

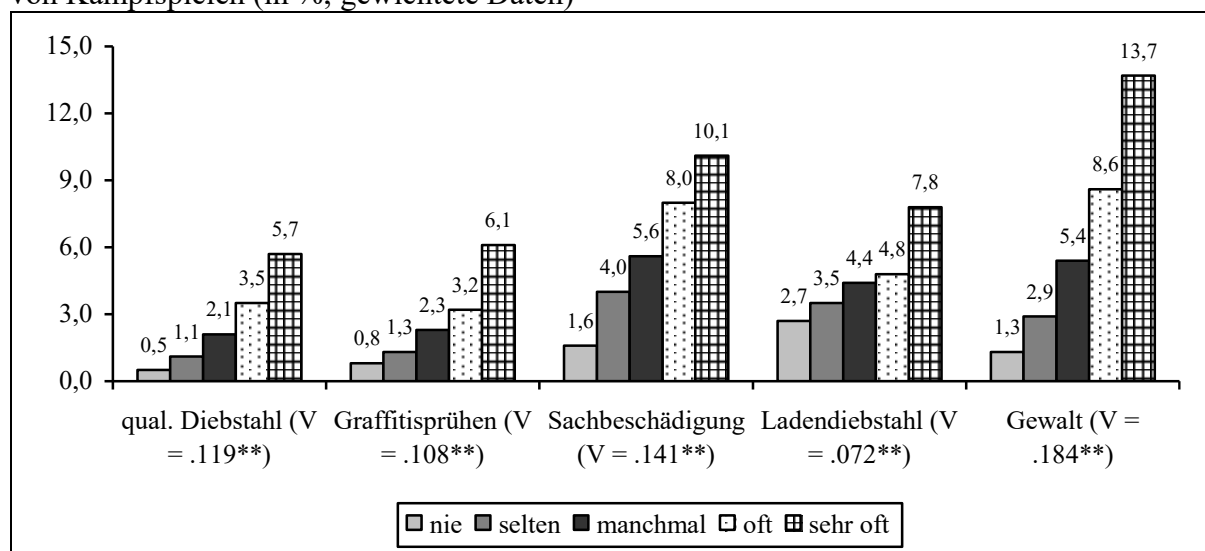
Tabelle 4.6: Medienumgang als Einflussfaktor gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

	Gewalt: Prävalenz	Gewalt: Mehrfach Täter
<i>Ausstattung</i>		
Fernseher und Spielkonsole im Zimmer	1.224**	1.234**
<i>Nutzungsdauer</i>		
Computer gespielt	0.949	0.963
Fern-/Video gesehen	0.973	0.979
Gelesen	0.942	0.914
<i>Inhalte</i>		
Horrorfilme	1.276**	1.438**
Actionfilme/Thriller	1.144**	1.085
Denkspiele	0.846**	0.849**
Strategiespiele	0.827**	0.850**
Adventures	0.942	0.902
Ego-Shooter	1.432**	1.335**
Kampfspiele	1.503**	1.676**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.187</b>	<b>.149</b>
<b>N</b>	<b>10953</b>	<b>10953</b>

Gewichtete Daten; standardisierte Variablen; \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$

Eine letzte Auswertung zum Bereich der Medienfaktoren veranschaulicht den in Tabelle 4.6 referierten Einfluss der Kampfspiele in Bezug auf alle untersuchten Verhaltensweisen (Abbildung 4.24).

Abbildung 4.24: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfach Täter) nach Häufigkeit des Spielens von Kampfspielen (in %; gewichtete Daten)



Dabei ist zu erkennen, dass das häufige Spielen dieses Genres die Bindung an geltende Normen insgesamt verringert, da hochsignifikante Zusammenhänge für alle abhängigen Variablen existieren. Besonders eng ist der Zusammenhang in Bezug auf die Gewalt. Aber auch beim qualifizierten Diebstahl verzehnfacht sich die Wahrscheinlichkeit, zu den Mehrfachtätern zu gehören, wenn man sehr oft Kampfspiele spielt im Vergleich zu den Nie-Spielern. Für den Ladendiebstahl zeigt sich hingegen, dass substantielle Unterschiede nur zwischen den ersten vier Häufigkeitsgruppen auf der einen und der höchsten Gruppe auf der anderen Seite vorhanden sind. Dies ist bspw. bei der Gewalt oder der Sachbeschädigung anders: Bereits diejenigen Jugendlichen, die selten dieses Genre spielen, sind doppelt so häufig Mehrfachtäter wie jene, die es nie tun. Zu ergänzen ist noch, dass die abgebildeten Zusammenhänge nicht darauf zu-



rückzuführen sind, dass mehr männliche als weibliche Befragte zu den häufigen Kampfspie-  
lern gehören. Eine Geschlechterdifferenzierende Auswertung hat gezeigt, dass die Zusam-  
menhänge für männliche Jugendliche tendenziell noch stärker ausfallen als für weibliche Ju-  
gendliche.

#### 4.4. Schule und Frühauffälligkeit

Es ist nahe liegend, dass sich verschiedene Faktoren der Schulkultur und des Schulumfeldes  
auf das Ausmaß schulbezogener Gewalt auswirken. Nicht unplausibel ist aber auch, dass die  
Schule allgemein Delinquenzsteigernde oder –mindernde Wirkungen entfaltet insofern sie  
eine Sozialisationsinstanz darstellt. Die Jugendlichen halten sich hier mehrere Stunden pro  
Tag auf. Die dabei gemachten Erfahrungen können sich langfristig zu persönlichen Einstel-  
lungen und Werthaltungen verdichten und auch außerhalb der Schule das Verhalten anleiten.

Eine problematische, konflikthaltige schulische Sozialstruktur haben wir weiter oben mit dem  
Begriff Desorganisation bezeichnet. In der Kinderstichprobe ergaben sich in der bivariaten  
Betrachtung geringe, aber signifikante Beziehungen zwischen dem Ausmaß an schulischer  
Desorganisation und dem gewalttätigen Verhalten; schulische Desorganisation stellte hier  
einen begünstigenden Faktor dar. Für die neunte Jahrgangsstufe wäre zu erwarten, dass sich  
diese Zusammenhänge in noch etwas geringerem Maße zeigen sollten, da für Jugendliche  
andere Sozialisationsinstanzen, insbesondere die Peergroup, von herausgehobener Bedeutung  
sind. Einige Gruppen von Schülern verlassen zudem recht bald die Schule, was die schulische  
Bindung und damit auch die Beeinflussbarkeit der Person durch schulische Bedingungen  
senkt.

In Anlehnung an die vierte Jahrgangsstufe wurde auf Basis der Angaben von 636 Lehrkräften  
auch für die neunte Jahrgangsstufe ein schulischer Desorganisationsindex gebildet. In diesen  
ging die Einschätzung der Zusammenarbeit mit den Eltern erfasst über eine 3-Item-Skala (Al-  
pha = .75) ein, die Antwort auf die Frage, wie viele Eltern gewöhnlich zu einem Elternabend  
erscheinen, die eingeschätzten Anteile an Ausländer- und Aussiedlerkindern sowie an Kin-  
dern aus Sozialhilfehaushalten und zuletzt die Einschätzung des schulischen Gewaltausmaßes  
erfasst über eine 7-Item-Skala (Alpha = .85).<sup>82</sup> Der sich aus sechs Indikatoren zusammenset-  
zende Desorganisationsindex weist eine hohe Reliabilität auf (Alpha = .75), allerdings hat der  
eingeschätzte Aussiedleranteil eine geringe Trennschärfe (.24) und Faktorladung (.41). Dieser  
Indikator wird dennoch in der Indexbildung berücksichtigt, um die Vergleichbarkeit mit dem  
Desorganisationsindex der vierten Jahrgangsstufe zu wahren.

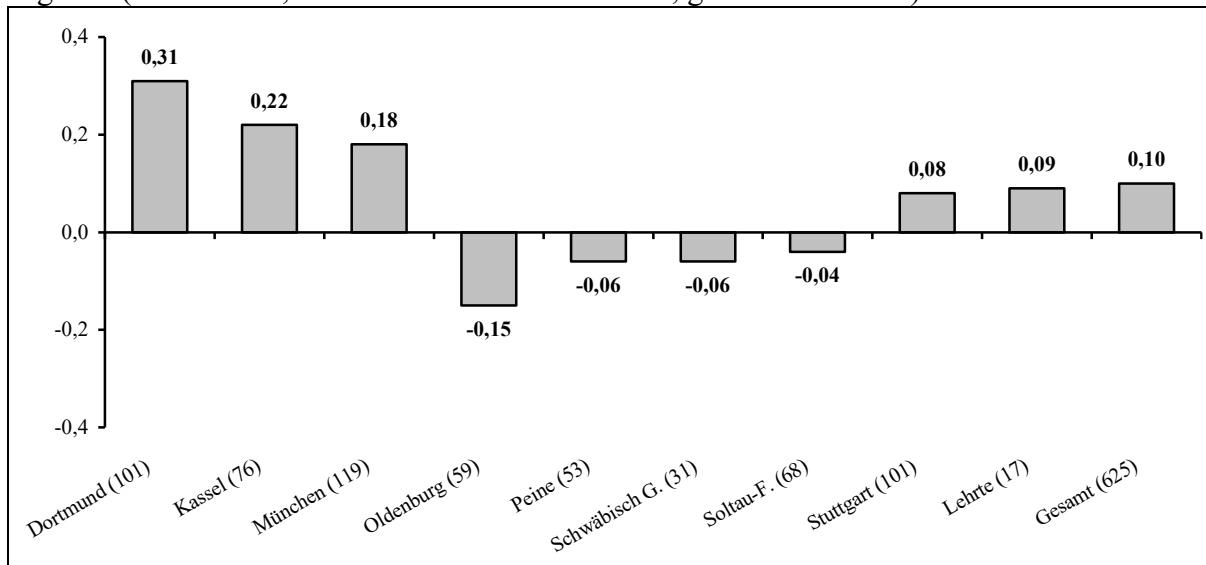
Vergleicht man das von den Lehrkräften eingeschätzte Ausmaß an Desorganisation über alle  
Erhebungsgebiet, so zeigt sich – genau wie in der vierten Jahrgangsstufe –, dass in Dortmund  
und Kassel die schulische Problembelastung am höchsten eingeschätzt wird (Abbildung 4.25).  
Deutlich geringere schulische Desorganisation wird von den Lehrern in Oldenburg, Peine,  
Soltau und Schwäbisch Gmünd wahrgenommen. Dortmund erreicht dieses hohe Niveau an  
Desorganisation insbesondere deshalb, weil dort die Zusammenarbeit zwischen Schule und  
Elternschaft als besonders schlecht eingestuft wird; zudem erscheinen nach Angabe der Leh-  
rer durchschnittlich die wenigsten Eltern zum Elternabend. In Kassel fallen hingegen der hohe  
Anteil an Schülern aus Sozialhilfe-Haushalten und der hohe Aussiedleranteil auf. Zu erwä-  
nen ist darüber hinaus, dass die Lehrer auch in Lehrte verstärkt schulische Probleme konsta-  
tieren; dies betrifft einerseits die schlechte Zusammenarbeit mit den Eltern, andererseits die

---

<sup>82</sup> Vgl. hierzu auch die Ausführungen im Kapitel 2.

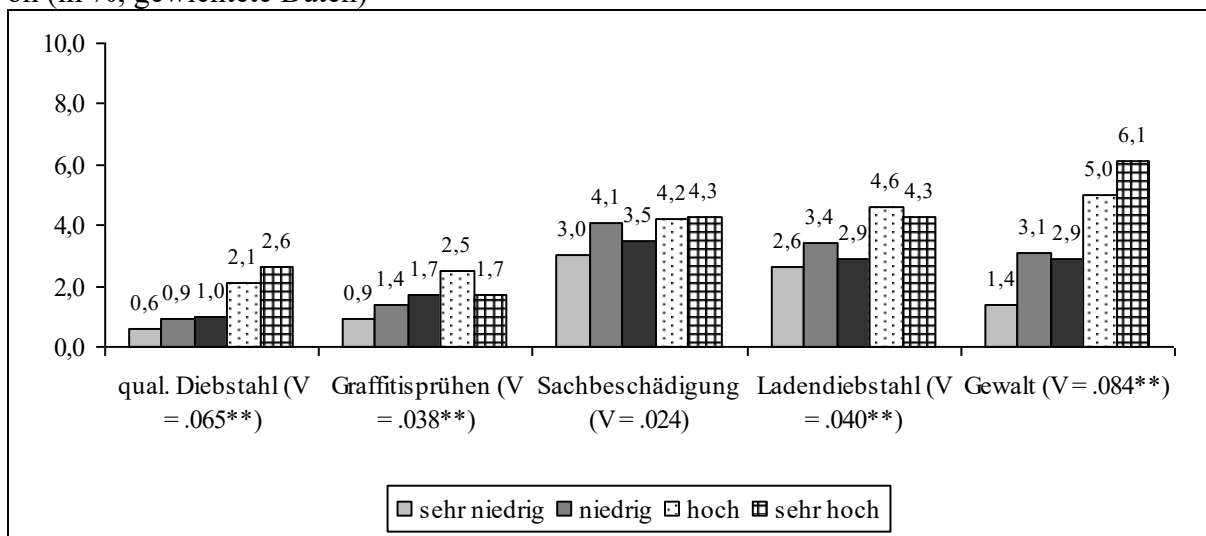
erhöhte Gewalt in den Schulen. Sehr viel besser wird demgegenüber u.a. die Zusammenarbeit von Lehrern und Eltern in Oldenburg beurteilt.

Abbildung 4.25: Durchschnittliche schulische Desorganisation nach Erhebungsgebiet, Lehrerangaben (Mittelwerte; in Klammern: Anzahl Lehrer; gewichtete Daten)



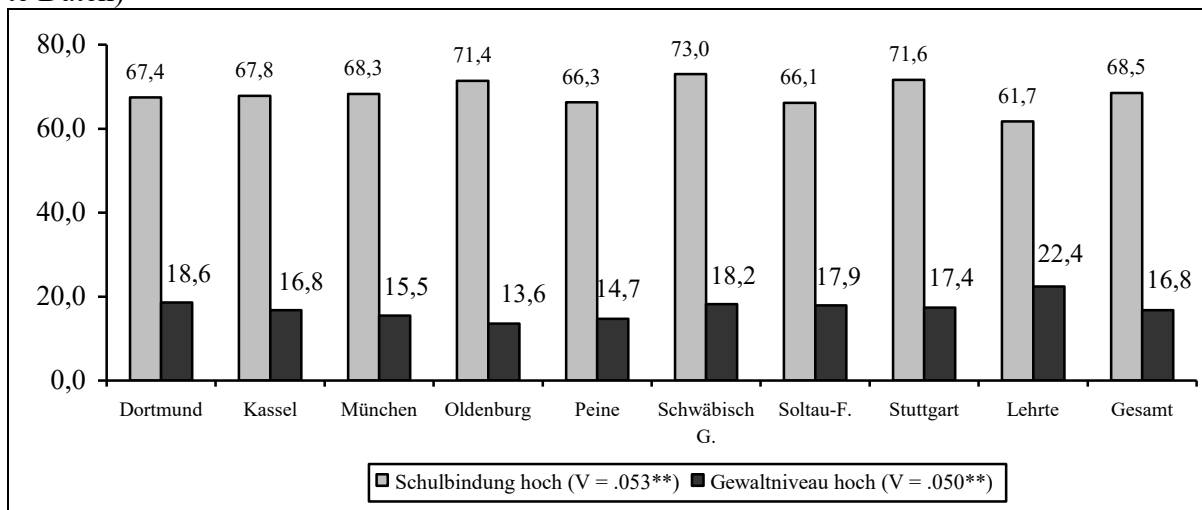
Schulen, die entsprechend der Lehrerurteile durch hohe Desorganisation gekennzeichnet sind, lassen eine normative Akzeptanz abweichenden Verhaltens entstehen, denn im Prinzip alle betrachteten Verhaltensweisen werden von denjenigen Schülern öfter ausgeführt, die Schulen mit hoher Desorganisation besuchen. Die stärksten Zusammenhänge gibt es dabei für die Gewalttätigkeit. Dies ist nicht verwunderlich, da sich der Index ja auch auf die Einschätzung des Gewaltniveaus in der Schule bezieht. In diesem Sinne stellen die Ergebnisse eine Validierung der Lehrerurteile dar. Alles in allem muss dennoch festgehalten werden, dass Desorganisation ein eher schwacher Einflussfaktor ist. Nicht immer weisen die Schulen mit der höchsten Problembelastung die höchsten Prävalenzen auf und bei Sachbeschädigungen existiert überhaupt kein signifikanter Zusammenhang.

Abbildung 4.26: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach schulischer Desorganisation (in %; gewichtete Daten)



Für die Verursachung delinquenten Verhaltens wird es stattdessen entscheidender sein, wie die Befragten selbst die Schule beurteilen und welchen Stellenwert sie der Schule in ihrem eigenen Leben zuschreiben. Denn im Allgemeinen dürfte gelten, dass Schulen noch immer einen für die Vermittlung der 'richtigen' Werthaltungen und Einstellungen zentralen Ort und in dieser Hinsicht einen bewussten Kontrapunkt zu manchen Freundeskreisen und Familien darstellen. Zu Erfassung dieser subjektiven Bewertung schulischer Faktoren wurden von uns mehrere Kurzskalen bzw. Einzelitems in die Befragung aufgenommen. Die Schulbindung wird bspw. durch die Zustimmung zur Aussage „An meiner Schule gefällt es mir wirklich gut“ abgebildet. Das Gewaltniveau aus Sicht der Jugendlichen setzt sich aus den beiden Items „Bei mir in der Klasse gibt es unter den Schülern sehr oft Streit und Ärger“ sowie „An unserer Schule gibt es viel Ärger und Gewalt“ zusammen ( $r = .40^{**}$ ). Die Erhebungsregionen unterscheiden sich im Hinblick auf diese Einschätzungen kaum voneinander (Abbildung 4.27). Besonders gut in der Schule gefällt es den Jugendlichen in Schwäbisch Gmünd (73 %), um ein Siebtel geringer ist dagegen die Schulbindung in Lehrte (61,7 %). Nur von einer Minderheit wird darüber hinaus berichtet, dass die eigene Schule eine hohe Gewaltbelastung aufweist. Wiederum sind es die Schüler in Lehrte, die diesbezüglich etwas hervorstechen, da es hier fast doppelt so viele Jugendliche wie in Oldenburg sind, die diese Meinung bekundigten, was sich im Übrigen auch mit den Angaben der Lehrer in Lehrte deckt (s.o.).

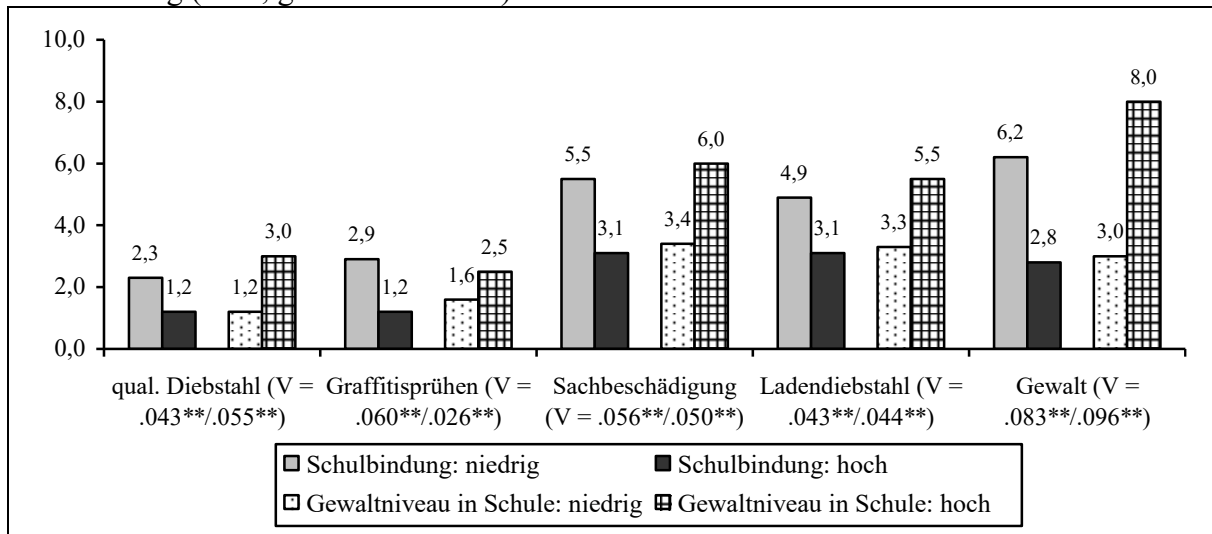
Abbildung 4.27: Dimensionen der Schuleinschätzung nach Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



Schüler mit hoher Schulbindung weisen durchgängig geringere Prävalenzen im Bereich der Delinquenz auf als Schüler mit niedriger Bindung (Abbildung 4.28). Komplementär dazu stellt sich der Einfluss der eingeschätzten schulischen Gewaltbelastung dar: Wenn Schüler der Meinung sind, dass es an ihrer Schule viel Ärger und Gewalt gibt, dann betrachten sie das als Legitimation, sich auch selbst abweichend verhalten zu können. Besonders deutlich wird dies mit Blick auf das Gewaltverhalten: Schüler, die der eigenen Schule eine geringe Gewaltbelastung attestieren, haben nur zu 3 % in den letzten 12 Monaten fünf und mehr Gewalttaten begangen, Schüler, die eine hohe Gewaltbelastung wahrnehmen, hingegen zu 8 %. Insofern sich beide Dimensionen (Schulbindung und Gewaltniveau) aber auch auf die anderen, nicht gewaltförmigen abweichenden Verhaltensweisen auswirken, erscheint es als eine sinnvolle Präventionsstrategie, in den Aufbau der Schulbindung und in die Reduktion des Gewaltniveaus zu investieren. Dies macht zugleich deutlich, dass nur bereichsübergreifende Präventionsstrategien erfolgreich sein können, denn solche Investitionen innerhalb Schule getätigt beeinflussen auch das Verhalten außerhalb der Schule. Allerdings können auf Basis der Schülerbefragungsdaten keine Hinweise darauf gegeben werden, welche Strategien u.a. beim Aufbau der

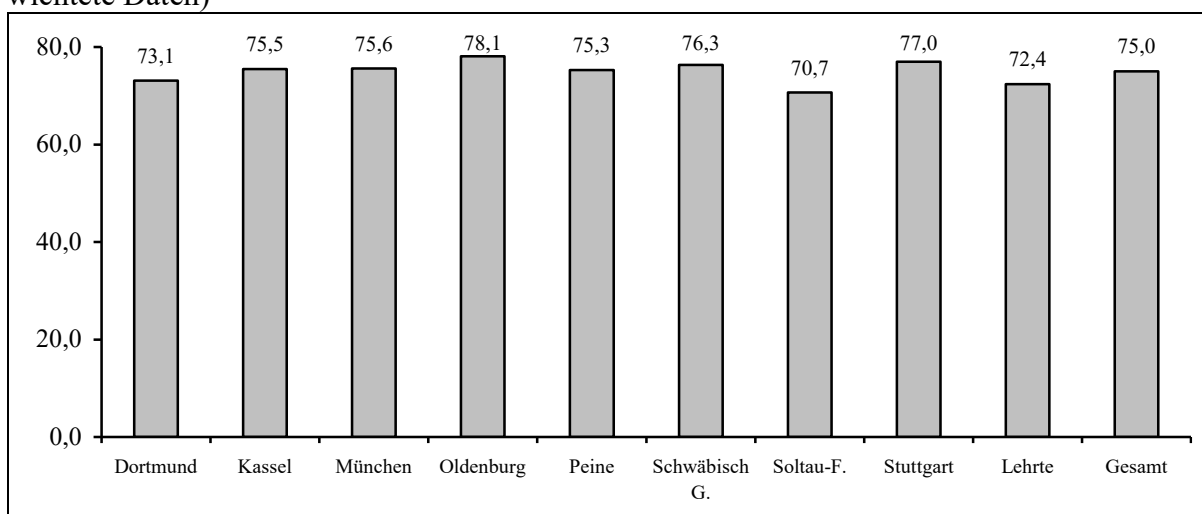
Schulbindung Erfolg versprechend sind, da die zahlreiche, die innerschulischen Interaktionen betreffende Dimensionen nicht erfragt wurden.

Abbildung 4.28: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Dimensionen der Schuleinschätzung (in %; gewichtete Daten)



Eine sicherlich sehr einfache Investition in die Reduktion des Gewaltniveaus könnte aber bereits darin bestehen, dass die Lehrkräfte den Schülern unmissverständlich signalisieren, dass bereits Ansätze gewalttätigen Verhaltens registriert und verhindert werden. Eine hohe Interventionsbereitschaft der Lehrkräfte dürfte dabei helfen, den Schülern die Regeln des zivilen Zusammenlebens klar zu machen und die Motivation zur Ausübung delinquenten Verhaltens senken. Diese Überlegung lässt sich mit der Schülerbefragung 2005 prüfen, da mittels zwei Items die Interventionsbereitschaft gemessen wurde. Die Jugendlichen sollten dabei einschätzen, inwieweit es stimmt, dass die Lehrer eingreifen, wenn es unter den Schülern zu Gewalt kommt und ob die Lehrer auch nicht wegsehen, wenn Schlägereien gibt. Die Korrelation zwischen diesen beiden Items beträgt  $r = .45^{**}$ .

Abbildung 4.29: Hohe Interventionsbereitschaft der Lehrer nach Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)

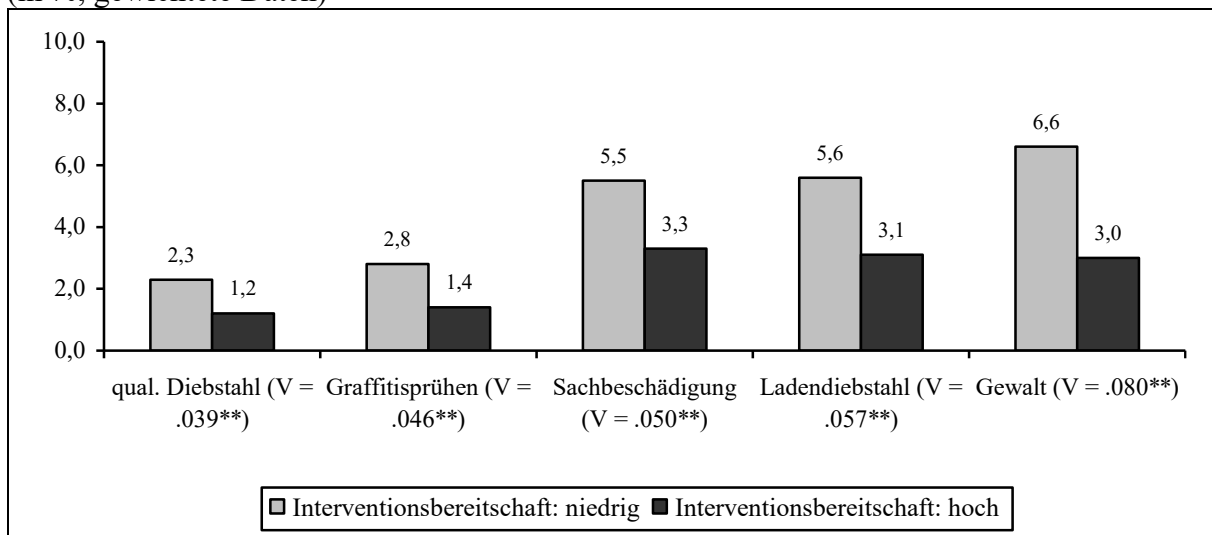


Drei von vier Schülern schreiben den Lehrkräften ihrer Schule im Allgemeinen eine hohe Interventionsbereitschaft zu (Abbildung 4.29). Dennoch gibt es auch signifikante Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten (Cramers  $V = .049^{**}$ ): Im Landkreis Soltau-

Fallingbostel sind es bspw. nur 70,7 %, in Oldenburg sind dies fast acht Prozentpunkte mehr. Auch in Stuttgart findet sich eine etwas überdurchschnittlich Interventionsbereitschaft, in Lehrte und Dortmund ist sie etwas unterhalb des Gesamtdurchschnitts.

Wenn ein Schüler aber das Empfinden hat, dass die Lehrer durch ihr Verhalten ein Klima der Identifikation und Sanktionierung abweichenden Verhaltens erzeugen, dann sinkt dessen Wahrscheinlichkeit, sich selbst delinquent zu verhalten (Abbildung 4.30). Also auch hier findet sich ein „Ausstrahlungseffekt“ derart, dass sich Faktoren, die die interne Organisation des Sozialisationsbereichs Schule beschreiben auf außerschulisches Verhalten auswirken. Von den Jugendlichen, die nur eingeschränkt das Gefühl haben, dass die Lehrer konsequent bei Gewalt einschreiten, waren 6,6 % im letzten Jahr mehrfach gewalttätig, 5,6 % haben fünf oder mehr Ladendiebstähle begangen usw. In der Gruppe Jugendlicher, die eine hohe Interventionsbereitschaft wahrnehmen, waren es nur halb so viele.

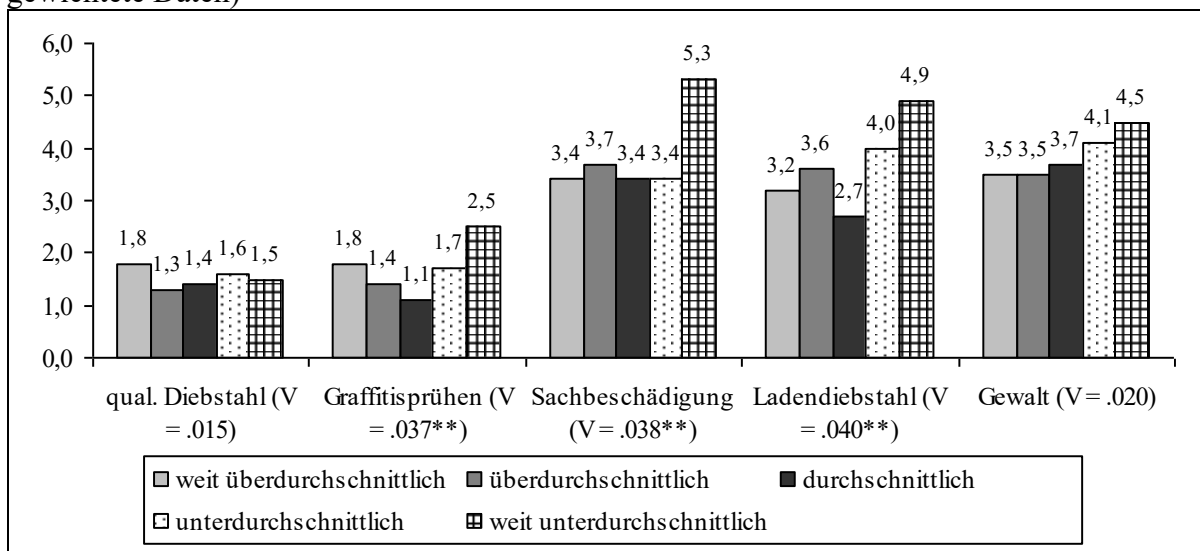
Abbildung 4.30: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Interventionsbereitschaft (in %; gewichtete Daten)



Ein weiterer, das eigene Verhalten beeinflussender Faktor ist das schulische Leistungsniveau. Je höher dieses ist, desto eher stellt die Schulumwelt Anerkennung bereit. Eine positive Rückmeldung erhöht wiederum die Bereitschaft, sich mit der Schule zu identifizieren, eine Bindung an die Schule wird aufgebaut. Schlechte Schulleistungen stellen hingegen Deprivationserfahrungen dar. Die so bewerteten und etikettierten Schüler distanzieren sich von der Schule und den durch sie vermittelten Normen und Werte. Positive Verhaltensrückmeldungen werden auf anderen Wegen gesucht. Ein Zusammenhang zwischen negativen Schulleistungen und delinquenten Verhaltensweisen kann aber auch anderweitig gedeutet werden: Möglicherweise ist eine schlechte Schulleistung Ausdruck von Frühauffälligkeiten in Form von Verhaltensauffälligkeiten. Aggressive Schüler oder Schüler mit ADHS erhalten höchstwahrscheinlich auch schlechtere Noten. In diesem Sinne stünde hinter dem Merkmal Schulleistung das Merkmal problematischer Persönlichkeitseigenschaften und diese Eigenschaften wären für den Zusammenhang mit Delinquenz verantwortlich. Dies verdeutlicht zugleich, dass es zwischen den Bereichen Schule und Frühauffälligkeiten thematische Überschneidungen gibt. Einige Frühauffälligkeiten werden erst nach dem Eintritt in die Schule erkannt, obwohl sie sicher auch schon vor diesem Eintritt vorhanden waren. Und Frühauffälligkeiten können dazu führen, dass eine Schullaufbahn weniger erfolgreich verläuft, was wiederum Auswirkungen auf die Identifikation mit der Schule und die Zuwendung zu anderen schulaversiven Milieus hat.

Die Schulleistung wurde über die Selbstauskünfte der Jugendlichen zu den Halbjahresnoten in den Fächern Deutsch, Englisch, Mathematik und Sport abgefragt. Für eine zufällige Auswahl an Jugendlichen (etwa jeder sechste Befragte) wurden auch die wahren Schulnoten über die am Befragungstag anwesenden Lehrkräfte erfasst. Die Zusammenhänge zwischen den von den Schülern und den von den Lehrkräften berichteten Noten fallen sehr hoch aus; der niedrigste Zusammenhang besteht für die Englischnote ( $r = .77^{**}$ ), der höchste für die Mathematiknote ( $r = .83^{**}$ ). Insofern sind die Angaben der Schüler sehr verlässlich, weshalb die nachfolgenden Auswertungen zu den Schulleistungen auch sämtlich auf den Selbstauskünften beruhen. Anders als bei den befragten Kindern der vierten Jahrgangsstufe zeigt sich aber, dass die Schulleistungen der einzelnen Fächer untereinander weniger hoch korreliert sind, d.h. ein Neuntklässler, der gut in Deutsch ist, muss nicht gut in Mathematik sein. Sehr niedrige Korrelationen weist die Sportnoten mit allen anderen Noten auf, aber auch Deutsch- und Mathenote ( $r = .32^{**}$ ) und Englisch- und Mathenote ( $r = .31^{**}$ ) weisen eher wenig gemeinsame Varianz auf. Am stärksten stehen die Deutsch- und die Englischnote in Beziehung ( $r = .47^{**}$ ).<sup>83</sup> Aus diesem Grund kann an dieser Stelle nicht der Weg gegangen werden, das Leistungsniveau über die durchschnittliche Note in den drei Fächern Deutsch, Mathematik und Englisch zu bestimmen. Möglich wäre, die beiden Noten aus dem sprachlichen Bereich zusammen zu fassen und deren Beziehung mit der Delinquenz zu prüfen. Allerdings sind die Chancen auf gute Noten in den sprachlichen Fächern ungleich verteilt, insofern männliche und nichtdeutsche Schüler weit schlechtere Noten haben als weibliche und deutsche Schüler. Beziehungen zwischen diesen beiden, eng mit delinquenten Verhalten verbundenen Variablen (Geschlecht und ethnische Herkunft) und der Mathematiknote bestehen hingegen nicht. Aus diesem Grund scheint die Mathematiknote die bessere Wahl zur Prüfung der Zusammenhangsthese von Schulleistung und delinquenten Verhalten.

Abbildung 4.31: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Mathematiknote (in %; gewichtete Daten)



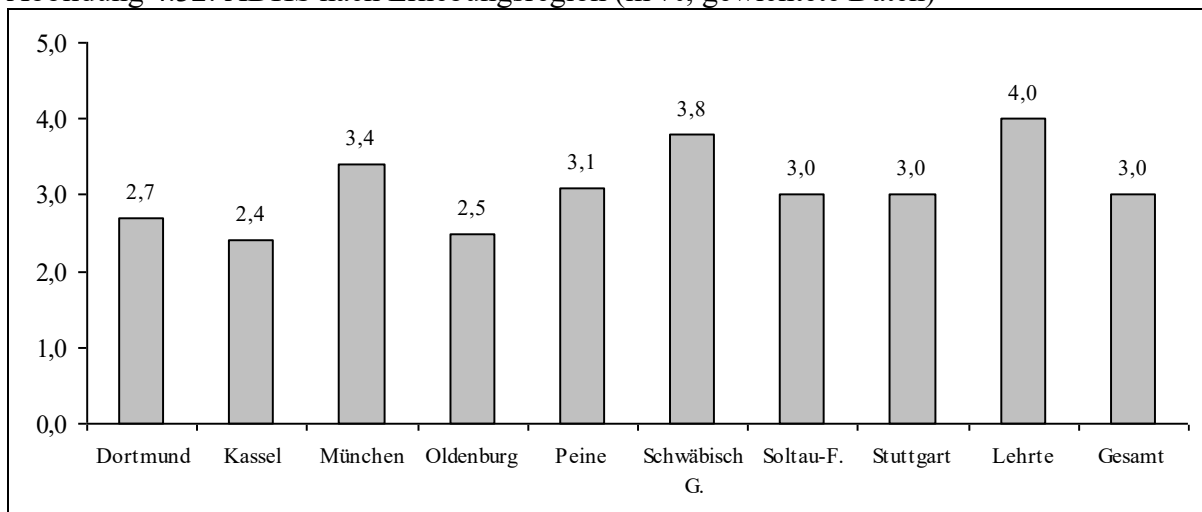
Durch die Ergebnisse in Abbildung 4.31 wird diese These aber eher nicht bestätigt. Bei vier der fünf Verhaltensweisen stellen diejenigen Schüler mit den durchschnittlich schlechtesten Noten zwar den höchsten Anteil an Mehrfachtätern, die anderen vier Gruppen unterscheiden sich aber kaum im Ausmaß ihrer Delinquenz. Der Diebstahl weist gar keine Zusammenhänge mit dem schulischen Leistungsniveau auf. Tendenziell eher lineare Beziehungen gibt es in

<sup>83</sup> Die Noten wurden, wie bereits in der Kinderstichprobe, am Klassenmittelwert zentriert. Auf diese Weise werden klassenspezifische Benotungskulturen ignoriert. Es ist also weniger wichtig, welche genaue Note ein Schüler hat, sondern wo er im Vergleich mit den anderen Schülern der Klasse steht

Bezug auf die Prävalenzen (ohne Abbildung). Während die sehr guten Schüler im letzten Jahr bspw. zu 14,5 % mindestens eine Gewalttat ausgeführt haben, waren es bei den guten Schülern 15,2 %, bei den durchschnittlichen 16,8 %, bei den unterdurchschnittlichen 17,6 % und bei den ganz schlechten Schülern 20,6 % (Cramers  $V = .057$ ). Aber auch dabei sind es in erster Linie die sehr schlechten Schüler, die eine im Vergleich zu den vier anderen Gruppen deutlich erhöhte Belastung aufweisen. Insofern muss die These über den Zusammenhang zwischen dem Leistungsvermögen und der Delinquenz modifiziert werden. Unterstellt werden kann kein genereller Zusammenhang, sondern erst ein extrem schlechtes schulisches Abschneiden erhöht die Motivation für delinquentes Verhalten.

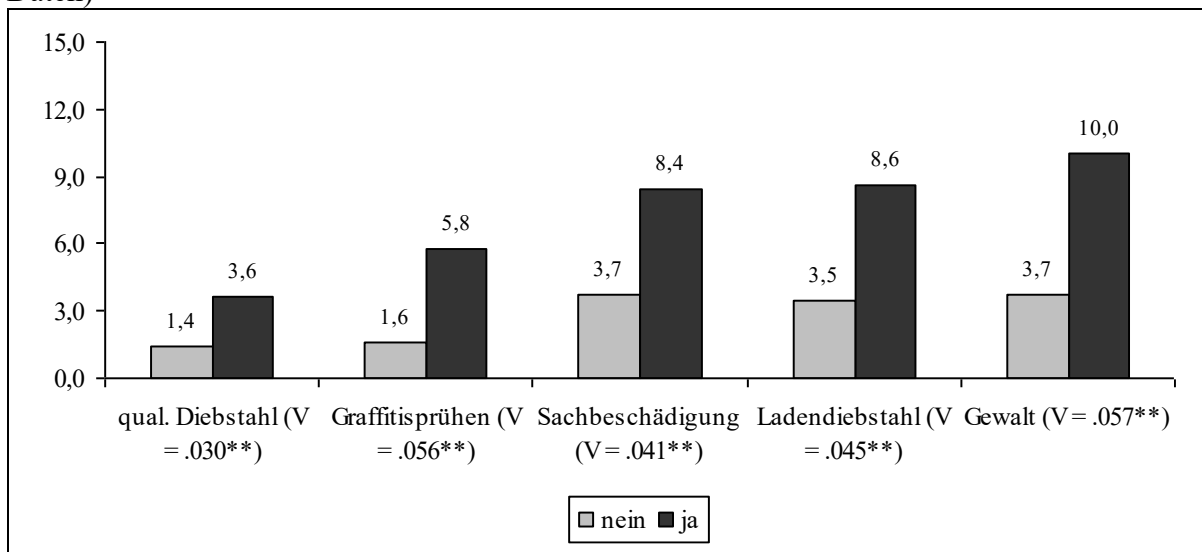
Neben den schulischen Leistungen kann auch ADHS selbst als Risikofaktor für delinquentes Verhalten gelten, weshalb die Schüler danach gefragt wurden, ob ein Arzt oder Psychologe bei ihnen schon einmal eine Aufmerksamkeitsstörung festgestellt hat. Zwischen den Erhebungsgebieten gibt es bezüglich der ADHS-Diagnose keine signifikanten Unterschiede (Cramers  $V = .024$ ). In Lehrte und Schwäbisch Gmünd gab jeder 25. Jugendliche an, diese Diagnose gestellt bekommen zu haben, in Oldenburg und Kassel war es nur jeder 40. Jugendliche (Abbildung 4.32).

Abbildung 4.32: ADHS nach Erhebungsregion (in %; gewichtete Daten)



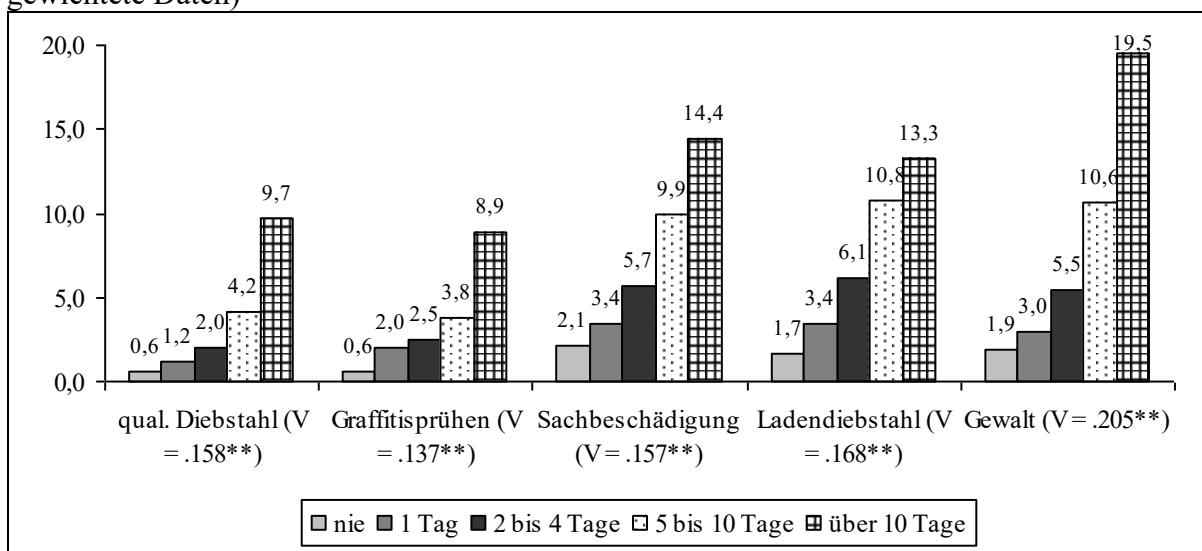
Die wenigen Jugendlichen, die ADHS haben, weisen ein deutlich erhöhtes Risiko auf, selbst als Wiederholungstäter verschiedener Delikte in Erscheinung zu treten (Abbildung 4.33). Jeder zehnte Jugendliche mit ADHS gehört zu den Mehrfach-Gewalttätern, 8,6 % haben wiederholt Ladendiebstähle begangen, 8,4 % mehrfach Sachbeschädigungen. Die entsprechenden Raten der Jugendlichen ohne ADHS liegen mindestens um die Hälfte niedriger. Die Frage ist nur, ob der Einfluss von ADHS auch in multivariaten Verfahren bestehen bleibt oder ob nicht vielmehr andere Faktoren insbesondere der fehlenden Selbstkontrolle etwas ganz ähnliches erfassen und den Einfluss vermitteln.

Abbildung 4.33: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach ADHS (in %; gewichtete Daten)



Eine letzte, ebenfalls als Indikator für eine Frühauffälligkeit zu wertende Variable ist das Schulschwänzen. Da dem Schulschwänzen in diesem Bericht ein eigenständiges Kapitel gewidmet ist (Kapitel 6), sollen an dieser Stelle nur die Verbindungen zwischen dieser Tätigkeit und anderen delinquenten Verhaltensweisen untersucht werden.

Abbildung 4.34: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Schwänzhäufigkeit (in %; gewichtete Daten)



In Abbildung 4.34 ist dargestellt, dass Schulschwänzen unabhängig von der Inzidenzklasse das Risiko für delinquentes Handeln erhöht. Durchgängig die niedrigsten Mehrfachtäteranteile weisen diejenigen Schüler auf, die angegeben haben, dass sie nie geschwänzt hätten. Bereits das unentschuldigte Fehlen von bis zu einem Schultag (inkl. einzelner Schulstunden) erhöht die Wahrscheinlichkeit eines qualifizierten Diebstahls oder eines Ladendiebstahls um das Doppelte, die um des Graffiti sprühens um das dreifache. Etwas geringer fallen die Anstiege zwischen beiden Kategorien für Sachbeschädigungen und Gewalttaten aus. Für alle Verhaltensindexe gilt, dass die höchsten Mehrfachtäterraten bei den Intensivschwänzern (mindestens fünf Tage geschwänzt) zu beobachten sind. Besonders hoch sind sie bei denjenigen Befragten, die über zehn Tage abwesend waren; bspw. hat jeder fünfte Schüler, der über



10 Tage schwänzte, mindestens fünf Gewalttaten im zurückliegenden Jahr begangen. Dieser Anteil ist zehnmal so hoch wie der Anteil von regelmäßig in Schulen anwesenden Jugendlichen.

Das multivariate Modell bestätigt die bisherigen Befunde (Tabelle 4.7) weitestgehend. Je höher das Ausmaß an schulischer Desorganisation ist, desto eher werden Jugendliche sowohl zu Gewalt- (Prävalenz) als auch zu Gewalt-Mehrfachtätern.<sup>84</sup> Die Noten stehen in keinem nennenswerten Zusammenhang mit der Gewaltauffälligkeit. Einzig eine schlechte Deutschnote erhöht leicht das Risiko, eine Gewalttat in den zurückliegenden 12 Monaten begangen zu haben. Dies ist, wie weiterführende Analysen bestätigen, im Wesentlichen ein Geschlechtseffekt, da männliche Befragte sowohl schlechtere Deutschnoten als auch höhere Gewaltprävalenzen haben. Ganz ähnliches gilt im Übrigen auch für die Variable ADHS: Im Gesamtmodell gehören Jugendliche, die diese Diagnose gestellt bekommen haben, signifikant häufiger zu beiden unterschiedenen Gewalttäter-Gruppen. Bezieht man aber mit ein, dass Jungen doppelt so häufig ADHS haben, verringert sich der Einfluss von ADHS bereits merklich, bleibt aber dennoch signifikant.

Dem größten Risiko von Gewaltauffälligkeit unterliegen häufige Schwänzer. Unter Konstanthaltung anderer Schulvariablen und Frühauffälligkeiten ist deren Risiko mindestens dreimal so groß wie das Risiko der Nicht-Schwänzer. Schüler, die mehr als zehn Tage gefehlt haben, haben ein 7,5mal so hohes Mehrfachtäterrisko.

Zusätzlich gehen von allen einbezogenen Einschätzungen der Schule signifikante Effekte aus. Neben den bereits bekannten Wirkungen der Schulbindung (senkt Gewalt), der Interventionsbereitschaft der Lehrer (senkt Gewalt) und des hohen innerschulischen Gewaltniveaus (erhöht Gewalt) wurden noch zwei weitere Variablen aufgenommen: Eine als hoch eingeschätzte Akzeptanz durch die Lehrkräfte<sup>85</sup> senkt Gewalt und eine starke Integration in die Klassengemeinschaft<sup>86</sup> forciert die persönliche Gewaltanwendung.<sup>87</sup> Ist der erste Befund sehr plausibel, erscheint der zweite Befund kontraintuitiv. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass verschiedene Klassenkulturen oder -milieus existieren. Eine Integration in eine hoch gewalttätige Klasse wird nur auf Basis eigener Gewaltanwendung möglich sein bzw. die erhöhte Gewaltanwendung mit sich bringen. Die Integration in eine friedliche Klasse hingegen dürfte auch mit der eigenen Friedfertigkeit einhergehen.

---

<sup>84</sup> Sobald die Schulform im Modell berücksichtigt wird, verschwindet der signifikante Effekt der Desorganisation, was darauf zurückzuführen ist, dass Hauptschulen sowohl den höchsten Anteil an Gewalttätern als auch den höchsten Anteil an Mehrfach-Gewalttätern aufweisen.

<sup>85</sup> Zwei Items wurden zur Messung der Akzeptanz durch die Lehrer herangezogen: „Von den meisten Lehrern wird man hier auch ernst genommen“ und „Die Lehrer bei uns merken, wenn es einem Schüler schlecht geht“. Die Korrelation zwischen den beiden Items beträgt  $r = .47^{**}$ .

<sup>86</sup> Operationalisiert wurde die Integration über die beiden Aussagen „Bei meinen Mitschülern bin ich beliebt“ und „Ich habe in der Klasse das Gefühl, richtig dazuzugehören“ ( $r = .37^{**}$ ).

<sup>87</sup> Insgesamt wurden damit fünf Variablen zur Einschätzung der Schule durch den Schüler operationalisiert. Diese fünf Variablen bilden aber kein einheitliches Syndrom, sondern es handelt es sich um verschiedene Aspekte der eingeschätzten Schulqualität. Die zwei höchsten Korrelationen bestehen zwischen der Akzeptanz durch die Lehrkräfte und der wahrgenommenen Interventionsbereitschaft ( $r = .40^{**}$ ) sowie zwischen der Akzeptanz und der Schulbindung ( $r = .37^{**}$ ) – diese drei Dimensionen werden für das Gesamtmodell (s.u.) zusammengefasst; alle restlichen Korrelationen liegen zwischen  $r = .09^{**}$  und  $r = .24^{**}$ .

Tabelle 4.7: Schulumwelt als Einflussfaktor gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet: Exp(B))

	Gewalt: Prävalenz	Gewalt: Mehrfach Täter
Desorganisation (Lehrerangaben)	1.421**	1.328**
Schulbindung	0.856**	0.891*
Akzeptanz durch Lehrer	0.869**	0.777**
Soziale Integration in Klasse	1.352**	1.397**
Gewaltniveau in Schule	1.399**	1.550**
Interventionsbereitschaft der Lehrer	0.877**	0.830**
<i>Auffälligkeiten</i>		
Schlechte Deutschnote	1.231**	1.100
Schlechte Englischnote	1.003	1.007
Schlechte Mathematiknote	1.042	0.969
ADHS	1.606**	1.874**
Nie geschwänzt	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
1 Tag geschwänzt	1.285**	1.494**
2-4 Tage geschwänzt	2.059**	2.359**
5-10 Tage geschwänzt	3.387**	4.323**
Mehr als 10 Tage geschwänzt	4.485**	7.490**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.149</b>	<b>.148</b>
<b>N</b>	<b>13272</b>	<b>13272</b>

Gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01

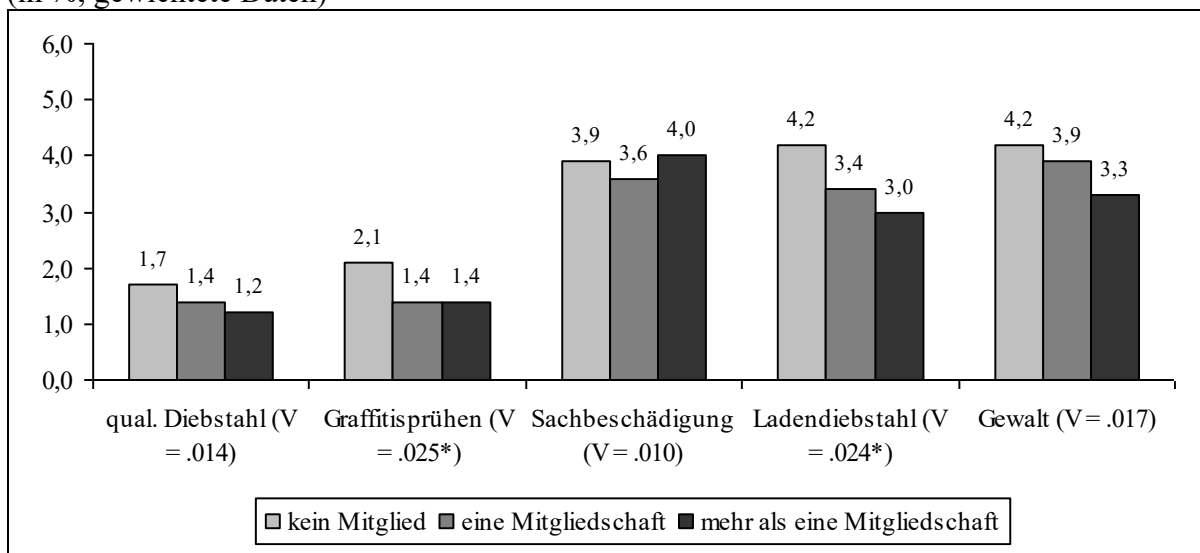
#### 4.5. Soziale Netzwerke

Die Eingebundenheit in soziale Netzwerke wurde über zwei Indikatoren erhoben, wobei der eine eher die positiven Aspekte, der andere die negativen Aspekte erfasst. Soziale Netzwerke stellen Ermöglichungskontexte dar, sie bieten Ressourcen, die das Handeln erleichtern können. Insofern sie einen eigenen Wert für den Akteur besitzen, spricht man auch vom sozialen Kapital (Baier & Nauck 2006). Sie können aber sowohl Ressourcen für normenkonformes als auch für abweichendes Verhalten zur Verfügung stellen, wie das bereits die kriminologische Theorie der differenziellen Kontakte angenommen hat. Generell als positiv wird die soziale Eingebundenheit in Vereine erachtet. Vereine sind wichtige zivilgesellschaftliche Akteure, da sie der Vermittlung wichtiger sozialer Spielregeln dienen. Vereinsmitglieder müssen sich an eine Satzung halten, sie lernen, die eigene Personen in den Dienst einer Organisation zu stellen, sie kommen in Kontakt mit zumeist altersungleichen anderen Mitgliedern usw. Gerade für Jugendliche sollte deshalb solch eine Vereinsmitgliedschaft zur Folge haben, dass sie sich generell weniger delinquent verhalten.

Diese Überlegungen werden allerdings durch die empirischen Befunde nicht gestützt (Abbildung 4.35). Zwar weisen bei vier der fünf Verhaltensweisen die Nicht-Mitglieder die höchsten Raten an Mehrfachtätern auf, die Abstände zu den anderen beiden Gruppen sind aber nicht signifikant. Die Ausnahme bilden die Ladendiebstähle und die Graffittis, wobei die gefundenen Unterschiede nur schwach signifikant sind. Dieses Ergebnis kommt sicherlich auch deshalb zustande, weil die Vereinsarten nicht unterschieden werden. Das Spektrum möglicher Vereinszugehörigkeiten ist aber sehr breit. Die genauen Tätigkeiten, die der Verein, dem ein Befragter angehört, ausführt, haben wir nicht erfragt, wohl aber die Oberkategorie, der der Verein zuzuordnen ist. Dabei zeigt sich u.a., dass Mitglieder von Sportvereinen signifikant häufiger zu Gewalt-Mehrfachtätern gehören (4,1 %; Nicht-Mitglieder: 2,8 %). Auch Mitgliedschaften in Schützen- und Hobbyvereinen haben diese eher negative Implikation. Vor der Gewaltanwendung schützt hingegen die Mitgliedschaft in Musik- oder Theatervereinen. Diese Aufzählung macht aber zugleich deutlich, dass bei der Auswahl des Vereins Selektionseffekte

eine große Rolle spielen. Männliche Jugendliche, die eine generell höhere Gewaltbereitschaft aufweisen, schließen sich deutlich häufiger Sport- oder Schützenvereinen an, weibliche Jugendliche hingegen den Musikvereinen. Es wäre deshalb unzulässig, einem Vereinstyp pauschal zu unterstellen, dass er die Delinquenz fördert. Es ergibt sich aber ein Hinweis darauf, dass manche Vereine verstärkt auf die 'mitgebrachten' Eigenschaften ihrer Mitglieder reagieren müssten, um ihre zivilisierende Wirkung tatsächlich entfalten zu können.

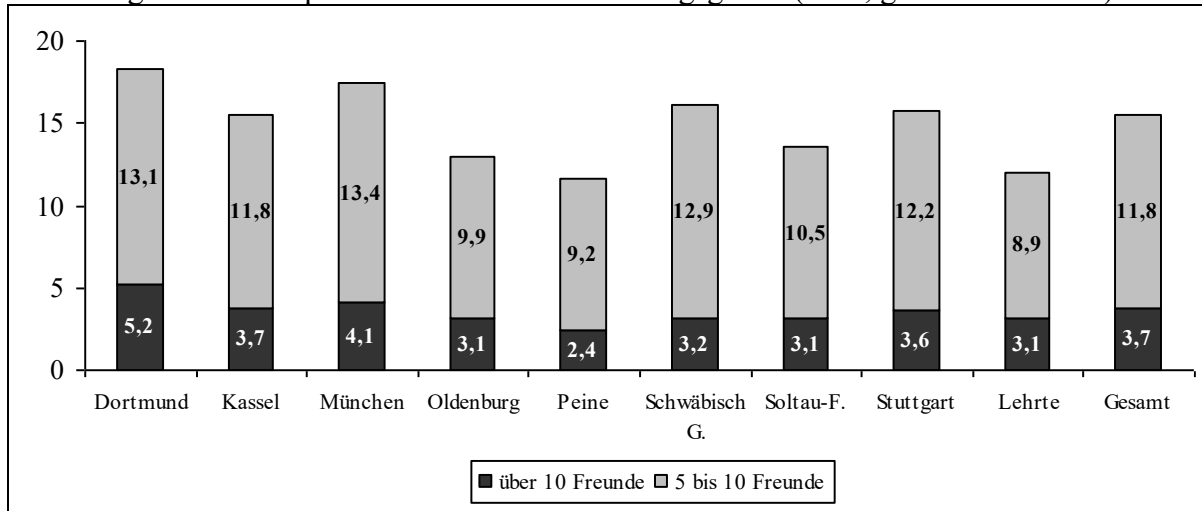
Abbildung 4.35: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Mitgliedschaft in Verein (in %; gewichtete Daten)



Die negativen sozialen Netzwerke werden meist dadurch erfasst, dass die Jugendlichen nach der Existenz von Freundschaftsbeziehungen zu delinquenten Peers gefragt werden. Auch in der Schülerbefragung wurde die Frage gestellt, wie viele Freunde ein Schüler kennt, die nach dessen Einschätzung in den letzten 12 Monaten a) in einem Laden etwas geklaut haben, b) jemandem mit Gewalt etwas abgenommen haben, c) einen anderen Menschen verprügelt und dabei verletzt haben, d) ein Fahrrad, ein Mofa oder sonst ein Fahrzeug geklaut haben und e) ein Auto aufgebrochen haben, um daraus etwas zu klauen. Die Jugendlichen sollten dann die genaue Zahl an Freunden eintragen (offene Nennung). Fast die Hälfte der Jugendlichen nennt mindestens eine Freundschaftsbeziehung mit einem durch Ladendiebstahl in Erscheinung getretenen Freund (45 %), sehr selten sind demgegenüber Kontakte mit Autoeinbrechern (7,1 %). Da davon auszugehen ist, dass sich in den Nennungen der Jugendlichen auch Freundschaftsbeziehungen zu multipel delinquenten Freunden finden, wurden die fünf offenen Angaben nicht aufsummiert, sondern es wurde der Maximalwert codiert; d.h. wenn ein Jugendlicher drei Freunde hat, die einen Ladendiebstahl begangen haben und zugleich jeweils einen Freund, der die anderen vier Delikte begangen hat, dann erhält dieser Jugendliche eine drei bei der Variable „delinquente Freunde“ zugewiesen.

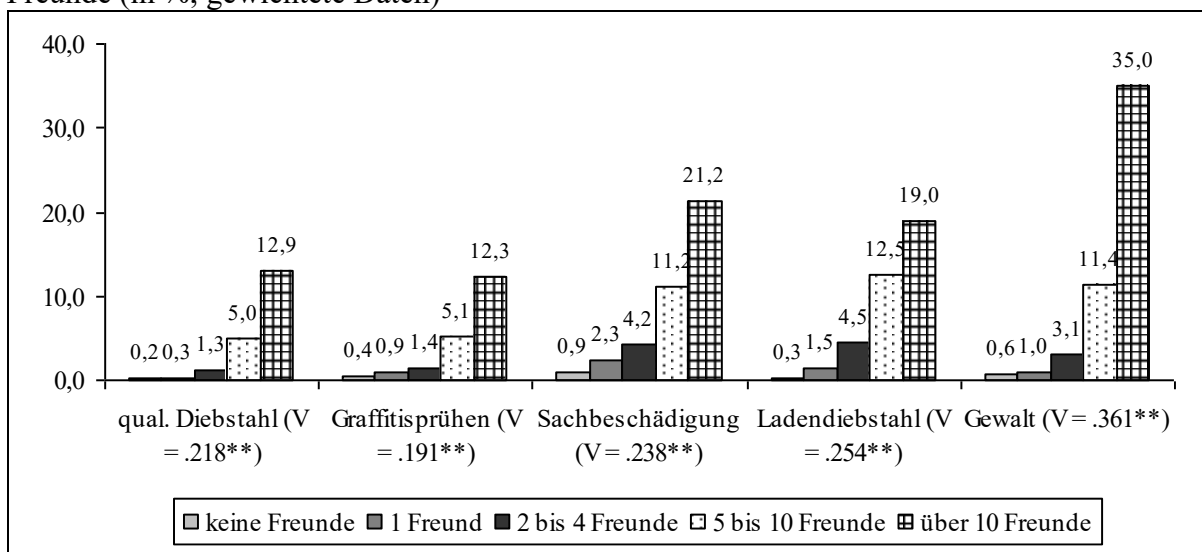
Insgesamt gaben 40,9 % der Jugendlichen an, dass sie keinen einzigen delinquenten Freund haben, 43,5 % kennen einen bis vier delinquente Freunde. In Abbildung 4.36 ist darüber hinaus zu erkennen, dass 11,8 % fünf bis zehn und 3,7 % über zehn Freundschaftsbeziehungen zu Personen unterhalten, die sich in der ein oder anderen Weise schon einmal kriminell verhalten haben. Dabei existieren ausgeprägte Unterschiede zwischen den Befragungsregionen (Cramers V = .039\*\*). In Dortmund sind es 18,3 % der Jugendlichen, deren persönliches Freundschaftsnetzwerk mindestens fünf delinquente Freunde kennt; in Peine gilt dies nur für 11,6 % aller Befragten.

Abbildung 4.36: Delinquente Freunde nach Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)



Die Auswirkungen des Kontakts zu delinquenten Freunden sind enorm, wie Abbildung 4.37 zeigt, insbesondere dann, wenn ein persönliches Netzwerk durch zahlreiche solche Beziehungen gekennzeichnet ist. Von den Jugendlichen, die über zehn delinquente Freunde besitzen, gehören 35 % zu den Mehrfach-Gewalttätern, ohne Freunde beträgt diese Rate nur 0,6 %. Der Kontakt zu wenigen delinquenten Freunden hat noch nicht diese Kriminalitätssteigernde Wirkung, entscheidend ist vielmehr, dass ein dichtes Netz an derartigen Freundschaftsbeziehungen existiert. In diesen dichten Netzwerken, möglicherweise Cliques oder Gangs, ist die Anzahl alternativer Verhaltensvorbilder geringer und die gegenseitige Kontrolle höher. Damit steigt der informelle Druck, sich selbst delinquent zu verhalten. Dies zeigt sich wiederum sehr stark in Bezug auf die Prävalenz (ohne Abbildung): Wer keine delinquenten Freunde hat, war nur zu 5,3 % im letzten Jahr gewaltauffällig, hat also mindestens einen Raub, eine Körperverletzung, eine Erpressung oder eine Bedrohung begangen. Von den Jugendlichen mit über zehn Freunden waren es 64,8 % (Cramers  $V = .390^{**}$ ).

Abbildung 4.37: Delinquentes Verhalten (nur Mehrfachtäter) nach Anzahl delinquenter Freunde (in %; gewichtete Daten)



Diese enge Beziehung zwischen Freundschaftsbeziehungen und eigener Delinquenz provoziert die Frage nach der kausalen Wirkrichtung. Sind deviante Peernetzwerke Ermöglichungskontexte für entsprechendes Handeln, werden also die Jugendlichen erst durch einen An-

schluss an derartige Cliques delinquent? Oder ist es nicht vielmehr umgekehrt, dass sich Personen, die generell delinquentes Verhalten zeigen, auch eher solchen Gruppen anschließen? Längsschnittliche Analysen von Thornberry u.a. (2003) sprechen für die Ermöglichungshypothese: „Wenn sich männliche Jugendliche einer Gang anschließen, dann verändert sich ihr Verhalten; Delinquenz, Gewalt, Drogenhandel und – zu einem geringeren Ausmaß – auch Drogengebrauch nehmen zu. Wenn sie die Gang wieder verlassen, verändert sich erneut ihr Verhalten; abweichendes Verhalten geht zurück, mit der Ausnahme des Drogenhandels. Im Gegensatz dazu finden sich wenige Anhaltspunkte für die Selektionshypothese. Gang Mitglieder haben keine erhöhten Delinquenzraten als Nicht-Mitglieder vor oder nach einer Mitgliedschaft“ (ebd. S. 120). Insofern scheinen erst in Gruppen verschiedene Prozesse aufzutreten, die Jugendliche zu Tätern werden lassen. Einschränkend ist allerdings anzumerken, dass die längsschnittlichen Analysen von Thornberry sich auf in Relation zu Gleichaltrigengruppen insgesamt fester gefügte und zeitlich beständigere Gangs in den USA beziehen. Ähnliche Befunde liegen seit einiger Zeit jedoch auch für die Effekte der etwas loseren Einbindung in delinquente Gleichaltrigengruppen vor (vgl. Elliot & Menard 1996). So zeigte sich in Analysen des National Youth Survey, dass die Kontakte mit delinquenten Gleichaltrigen dem Beginn des eigenen delinquenten Verhaltens zeitlich vorausgingen, was für einen kausalen Einfluss der Gleichaltrigengruppe spricht (vgl. auch Baier & Wetzels 2006).

#### **4.6. Soziodemographische Faktoren**

In den bisherigen Ausführungen wurden Faktoren nicht berücksichtigt, die gemeinhin als wichtige Korrelate von Delinquenz im Allgemeinen, von Gewalt im Besonderen gelten, und zwar das Geschlecht, die Schulform und die ethnische Herkunft. Aufgrund der besonderen Zusammensetzung der Stichprobe der Schülerbefragung müsste an dieser Stelle noch das Erhebungsgebiet ergänzt werden, denn auch hier haben sich signifikante Unterschiede in der Delinquenzbelastung ergeben (s.o.). Dass diese Faktoren bisher nur bei den deskriptiven Analysen im vorangegangenen Kapitel einbezogen worden sind bedeutet nun nicht, dass wir sie nicht als wichtig erachten würden im Verursachungsprozess von Jugenddelinquenz, sondern dass wir die Auffassung vertreten, dass sie nur in begrenztem Umfang eigenständig und von anderen Faktoren unabhängig wirken. Hauptschüler sind bspw. nicht genuin delinquent, sondern ein solcher Befund kommt zustande, weil sich in Hauptschülern verstärkt Schüler mit besonderem familialen Hintergrund, mit besonderen Persönlichkeitseigenschaften, Medienumgangsweisen usw. versammeln. Erst wenn man diese Faktoren kontrolliert, kann man feststellen, welchen zusätzlichen Erklärwert diese Schulform hat, der u.a. in der besonderen Perspektivlosigkeit liegen könnte, die die Hauptschule ihren Schülern bietet. An dieser Stelle soll diesen Gedanken für die angesprochenen Variablen nachgegangen werden, d.h. es wird untersucht, welche Faktoren die Beziehung zwischen dem Geschlecht, der Schulform, des Erhebungsgebietes sowie der ethnischen Herkunft auf der einen und der selbstberichteten Delinquenz (im Wesentlichen der Gewalt) auf der anderen Seite vermitteln.

Ausgangspunkt ist das in Tabelle 4.8 präsentierte Modell, in dem sich zeigt, dass die soziodemographischen Faktoren durchaus damit in Verbindung stehen, ob man in den letzten 12 Monaten mindestens eine Gewalttat (Prävalenz) bzw. fünf und mehr Gewalttaten (Mehrfach-täter) begangen hat. Die erklärte Varianz beträgt einmal 13,7 und einmal 10,9 %. Die Befunde in Kurzform:

- Vor allem in Dortmund und im Landkreis Soltau-Fallingb. liegen die Gewalttäteranteile signifikant über dem Anteil in Oldenburg. Oldenburg wurde dabei als Referenzkategorie gewählt, weil sich dort die geringste Gewaltbelastung gezeigt hat.

- Jungen weisen ein über dreimal so hohes Risiko auf, gewaltauffällig zu werden, als Mädchen.
- Ältere Jugendliche haben ein etwas erhöhtes Risiko eigener Gewalttätigkeit.
- Insbesondere türkischstämmige, jugoslawische, osteuropäische und deutsche Jugendliche mit Migrationshintergrund sind einem mindestens 1,5mal so hohem Risiko ausgesetzt, gewalttätig zu werden, als deutsche Jugendliche.
- Hauptschüler, aber auch Real- und Gesamtschüler greifen signifikant häufiger zu Gewalt als Gymnasiasten.

Tabelle 4.8: Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet: Exp(B)) – nur Mehrfachtäterschaft

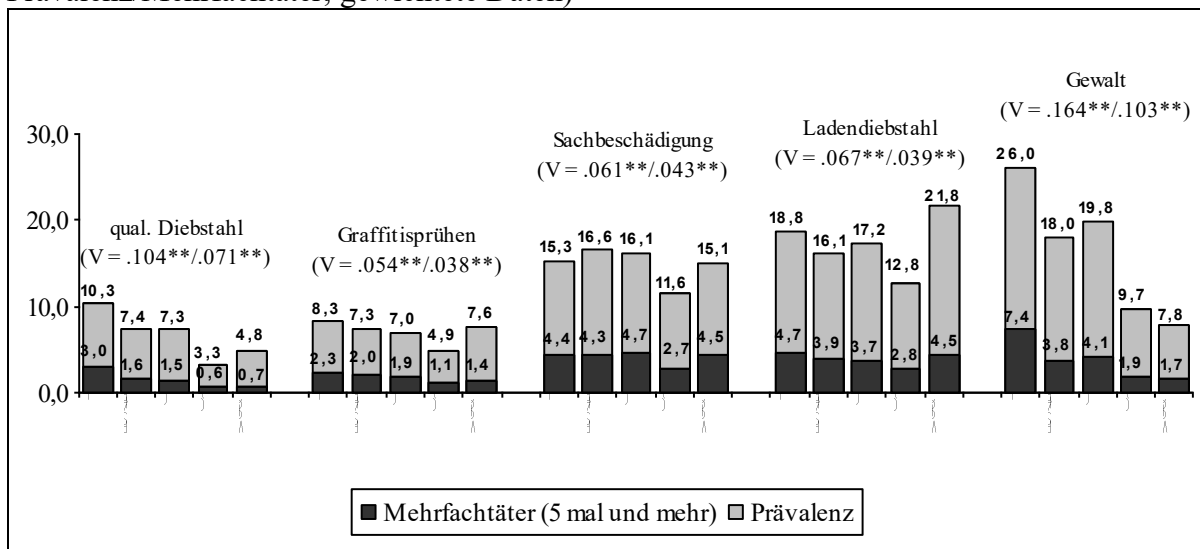
	Gewalt: Prävalenz	Gewalt: Mehrfachtäter
Dortmund	1.348**	1.516*
Kassel	1.283*	1.520
München	1.192	1.618*
Oldenburg	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Peine	1.101	0.954
Schwäbisch G.	0.997	1.506
Sołtau-F.	1.336**	1.568*
Stuttgart	1.057	1.267
Lehrte	1.137	1.377
Männlich	3.444**	3.727**
Alter	1.157**	1.262**
Deutsch	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Deutsch (MH)	1.612**	1.805**
Türkisch	1.791**	2.317**
Russisch	1.564**	1.601*
Jugoslawisch/albanisch	1.587**	2.068**
Osteuropäisch	1.651**	1.935**
Südeuropäisch	1.230	0.924
Arabisch/nordafrikanisch	1.588**	1.591
Andere	1.316	1.070
Hauptschule	2.608**	2.826**
Realschule/HRS	1.962**	1.842**
Gesamtschule	1.832**	1.703**
Waldorfschule	0.868	0.935
Gymnasium	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.137</b>	<b>.109</b>
<b>N</b>	<b>14083</b>	<b>14083</b>

Gewichtete Daten; \* p < .05, \*\* p < .01

Wenden wir uns zunächst den Unterschieden zwischen den Schulformen zu. Abbildung 4.38 präsentiert noch einmal für alle untersuchten delinquenten Verhaltensweisen, inwieweit hier Schulunterschiede existieren. Dabei sind sowohl die Prävalenz- als auch die Mehrfachtäterraten abgebildet. Die höchsten Unterschiede bestehen in der Gewalttäterschaft: 26 % der Hauptschüler haben im letzten Jahr mindestens eine Gewalttat begangen, aber nur 7,8 % der Waldorfschüler; bei der Mehrfachtäterschaft stehen 7,4 % Hauptschüler 1,7 % Waldorfschülern gegenüber. Erhöhte Delinquenzbelastungen für Hauptschulen sind darüber hinaus nur noch für den qualifizierten Diebstahl festzustellen. Jeder zehnte Hauptschüler aber nur jeder 33. Gymnasiast hat mindestens solch ein Delikt begangen (Mehrfachtäter: 3,0 bzw. 0,6 %). Graffiti werden von Schülern aller Schulformen mit der Ausnahme der Gymnasiasten in etwa der gleichen Häufigkeit gesprüht; gleiches gilt für die Sachbeschädigungen. Beim Ladendiebstahl zeigt sich etwas überraschend, dass Waldorfschüler zumindest den sporadischen Diebstahl häufiger ausgeübt haben, 21,8 % gaben dies an. Nur wenn die Raten der Ladendiebe vergli-

chen werden, die fünfmal und häufiger dieses Delikt begangen haben, liegen die Hauptschüler etwas höher.

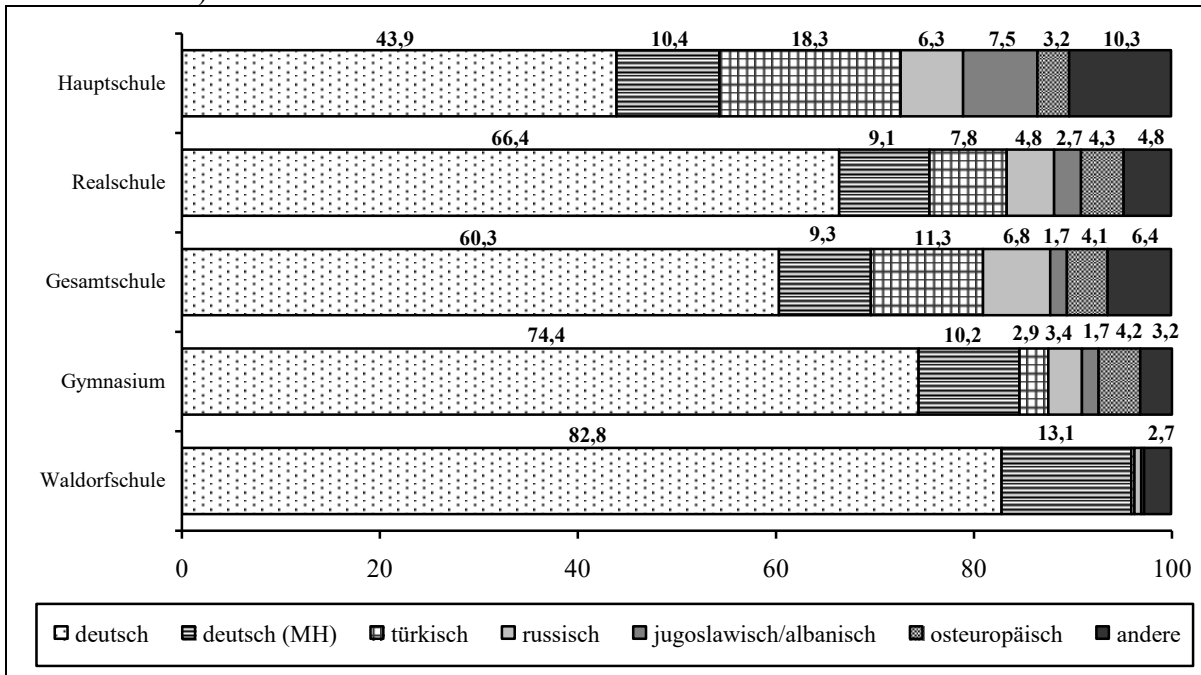
Abbildung 4.38: Delinquentes Verhalten nach Schulform (in %; in Klammern: Cramers V für Prävalenz/Mehrfachtäter; gewichtete Daten)



HS = Hauptschule, RS/HRS = Realschule/Haupt- und Realschule, Ges = Gesamtschule, Gym = Gymnasium, Waldorf = Waldorfschule

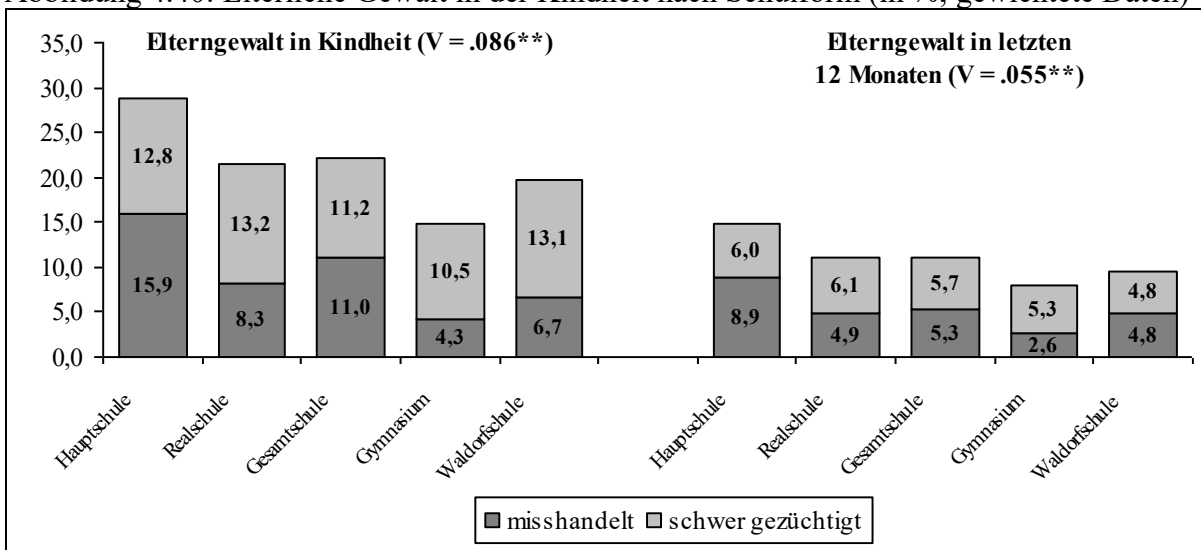
Besonders erklärungsbedürftig ist nach diesen deskriptiven Befunden die erhöhte Gewaltbereitschaft von Hauptschülern (auch von Real- und Gesamtschülern) im Vergleich mit den Gymnasiasten und Waldorfschülern. Aus dem zusammenfassenden Modell, das im letzten Abschnitt dieses Kapitels vorgestellt wird, lassen sich Hinweise entnehmen, welche Faktoren diese Höherbelastung mit verursachen. Zentral ist die ethnische Zusammensetzung der Schülerschaft, die sich in Hauptschulen stark von den anderen, insbesondere den wenig belasteten Schulen unterscheidet (Abbildung 4.39). Während in Hauptschulen nur mehr 43,9 % der Schülerschaft eine deutsche Herkunft hat, sind es in Gymnasien 74,4 %, in Waldorfschulen sogar 82,8 %. Die zweitgrößte Population in den beiden letztgenannten Schulformen stellen die deutschen Jugendlichen mit Migrationshintergrund, d.h. Jugendliche mit einem deutschen Elternteil. In Hauptschulen sind es demgegenüber die türkischen Jugendlichen, die die zweitgrößte Gruppe stellen. Diese türkischen Jugendlichen verteilen sich auch höchst ungleich über die Schulformen: Während in Hauptschulen fast jeder fünfte Schüler türkischer Herkunft ist, sind es in Gymnasien nur 2,9 %, in Waldorfschulen gar nur 0,3 %. Für osteuropäische Jugendliche finden sich hingegen – mit der Ausnahme der Waldorfschulen – recht ähnliche Anteile in allen Schulformen. Der Anteil der jugoslawischen Schüler ist in Hauptschulen, ähnlich wie bei den türkischen Jugendlichen, fünfmal höher als in Gymnasien. Über diese Befunde hinausgehend zeigt sich zudem, dass auch der sozio-ökonomische Status des Elternhauses in Hauptschulen häufiger prekär ist. Mehr als jeder fünfte Jugendliche stammt aus einem Elternhaus, das derzeit Sozialhilfe bezieht oder von Arbeitslosigkeit gekennzeichnet ist (22,1 %), bei den Gymnasiasten gilt dies nur für 4,9 % der Schüler (Realschule/HRS: 11,1 %, Gesamtschule: 18,2 %, Waldorfschule: 8,6 %).

Abbildung 4.39: Ethnische Zusammensetzung der Schülerschaft nach Schulform (in %; gewichtete Daten)



Die höhere Belastung von Hauptschülern im Bereich der sozio-ökonomischen Integration wirkt sich auch auf das innerfamiliäre Gewaltniveau aus, was Abbildung 4.40 belegt. Die Rate misshandelter bzw. gezüchtigter Jugendlicher ist unter Hauptschülern doppelt so hoch wie unter Gymnasiasten. In der Kindheit haben bspw. die Hauptschüler zu insgesamt 28,7 % schwere elterliche Gewalt erlebt, bei den Gymnasiasten waren es 14,8 %. Und auch in der Jugend setzt sich diese häufigere gewaltsame Behandlung fort: 14,9% der Hauptschüler, aber nur 7,9 % der Gymnasiasten haben häufigere bzw. schwere Übergriffe in den letzten 12 Monaten erlebt. Waldorfschüler weisen eine höhere innerfamiliäre Konfliktintensität auf als Gymnasiasten.

Abbildung 4.40: Elterliche Gewalt in der Kindheit nach Schulform (in %; gewichtete Daten)

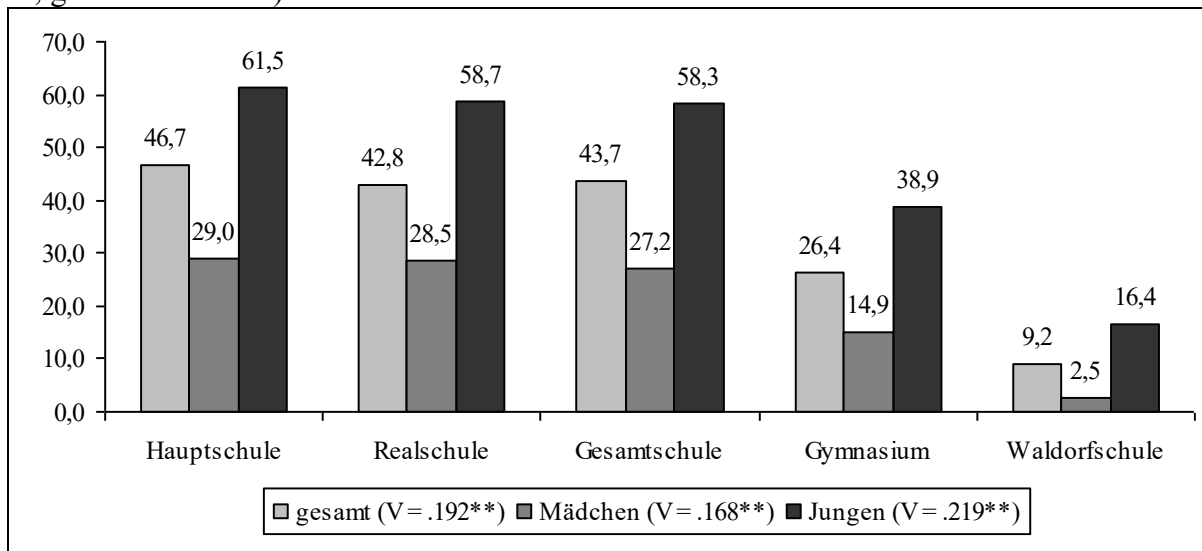


Daneben unterscheidet sich insbesondere der Medienumgang zwischen den Schulformen. Dies hat seinen Ausgangspunkt bei der Geräteausstattung: Fast jeder zweite Hauptschüler hat sowohl eine eigene Spielkonsole als auch einen eigenen Fernseher im Zimmer stehen, bei den



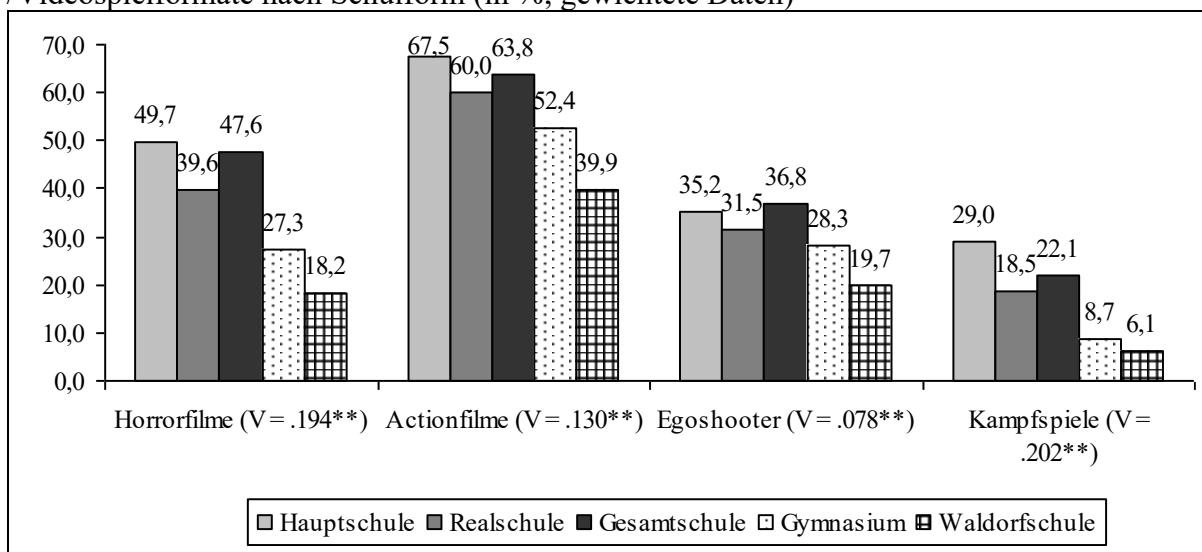
Gymnasiasten ist es nur jeder vierte, bei den Waldorfschülern nicht einmal jeder zehnte. Real- und Gesamtschüler unterscheiden sich in ihrer Ausstattungsquote nicht von den Hauptschülern. Geschlechterunterschiede gibt es in allen Schulformen, Jungen verfügen mehr als doppelt so häufig über die beiden Gerätschaften. Zugleich gilt aber für Mädchen wie für Jungen, dass mit einer Zugehörigkeit zur Haupt-, Real- und Gesamtschule eine häufigere Verfügung über Fernseher und Spielkonsole einhergeht.

Abbildung 4.41: Fernseher und Spielkonsole im Zimmer nach Schulform und Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



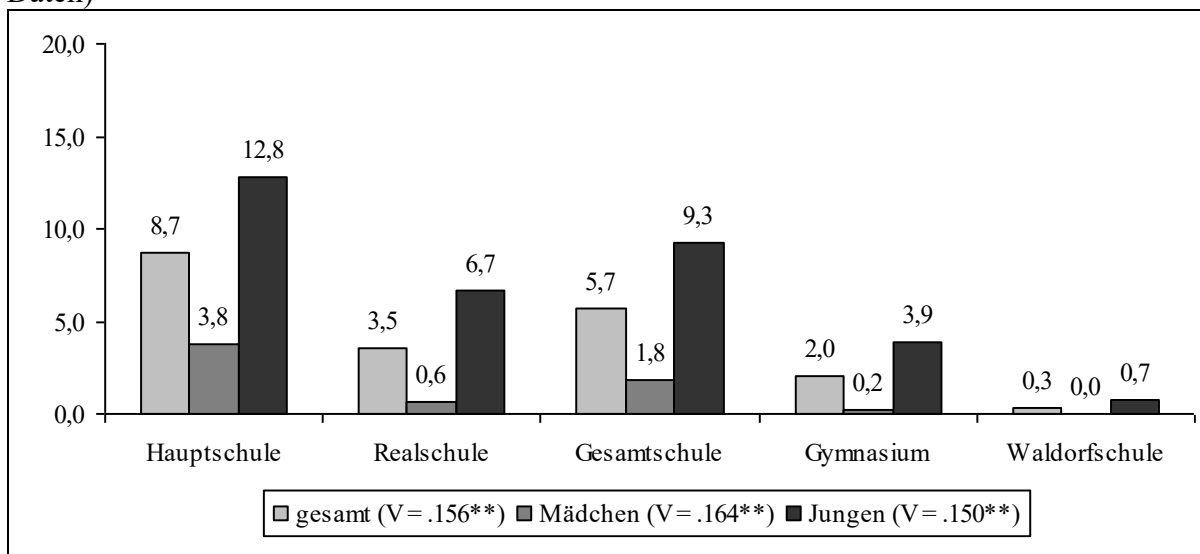
Neben der Ausstattung unterscheiden sich die präferierten Medieninhalte: Haupt- und Gesamtschüler gaben dabei am häufigsten an, dass sie gewalthaltige und damit altersgefährdende Medien konsumieren: Jeder zweite sieht sich öfter Horrorfilme an, zwei von drei Schülern dieser Schulformen schauen häufiger Actionfilme usw. (Abbildung 4.42). Durchgängig am seltensten wird ein wiederholter Konsum hingegen von den Waldorfschülern berichtet. Gymnasiasten liegen zwischen diesen beiden Polen.

Abbildung 4.42: Häufiger Konsum altersgefährdender Spielfilmformate und Computer-/Videospieleformate nach Schulform (in %; gewichtete Daten)



Ein häufiges Spielen von Egoshootern und Kampfspielen bzw. ein häufiges Schauen von Horror- und Actionfilmen geht, wie noch zu zeigen sein wird, damit einher, dass Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen gestärkt werden. Die ist nicht verwunderlich, sind doch die in den Filmen und Spielen handelnden Akteure meist Männer, die erfolgreich sind aufgrund ihres Gewalteinsetzes. Es werden also zwei Assoziationen präsentiert: Gewalt ist ein adäquates Mittel der Zielerreichung und Gewalt ist männlich. Wenn aber Hauptschüler häufiger diese Inhalte konsumieren, dann nähren sie dadurch auch öfter ein solches gewaltbereites Männlichkeitsbild. Dies bestätigt sich in den Daten, da 8,7 % der Hauptschüler, aber nur 2,0 % der Gymnasiasten und nur 0,3 % der Waldorfschüler eine explizit zustimmende Haltung gegenüber GLMN einnehmen (Abbildung 4.43). Diese höhere Belastung von Hauptschülern gilt für männliche wie auch für weibliche Befragte.

Abbildung 4.43: Zustimmung zu GLMN nach Schulform und Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



Berücksichtigt man diese in einem engen Zusammenhang mit der Schulform stehenden Faktoren, dann zeigt sich, dass der Einfluss der Schulform weitestgehend aufgeklärt wird (Tabelle 4.9). Im Modell I wurde dabei ausschließlich die Schulform aufgenommen, Haupt- Real- und Gesamtschüler weisen ein signifikant erhöhtes Risiko eigener Mehrfach-Gewalttäterschaft auf. Im Modell II werden die referierten Faktoren berücksichtigt. Deren Effekte sind bereits bekannt, weshalb die Koeffizienten an dieser Stelle nicht gedeutet werden müssen. Entscheidend ist, wie sich die Koeffizienten der Schulform verändern. Real- und Gesamtschüler haben nach Kontrolle der familialen und medienbezogenen Faktoren kein erhöhtes Gewaltisiko mehr, und auch bei den Hauptschülern hat sich das Risiko mehr als halbiert. Dennoch bleibt ein signifikanter Einfluss der Hauptschulzugehörigkeit bestehen. Insofern scheint es doch Hauptschulspezifiken zu geben, die eigenständig mit einer erhöhten Gewaltauffälligkeit der Schülerschaft dort in Beziehung stehen. Diese liegen nicht im Bereich der von uns erfassten schulischen Faktoren (Schulbindung, Akzeptanz durch Lehrer usw.), da auch bei Kontrolle dieser Faktoren ein signifikanter Effekt bestehen bleibt. Die Frage, was die höhere Gewaltbereitschaft von Schülern verursacht, die nicht aus Gymnasien oder Waldorfschulen kommen, kann damit weitestgehend, aber nicht vollständig beantwortet werden.<sup>88</sup>

<sup>88</sup> Führt man die Analysen noch einmal mit der abhängigen Variable Gewaltprävalenz durch, dann zeigt sich auch hier, dass der Einfluss der Schulform deutlich schwächer wird. Allerdings weisen Haupt-, Real- und Gesamtschüler auch nach der Kontrolle signifikant höhere Prävalenzen auf als Gymnasiasten.

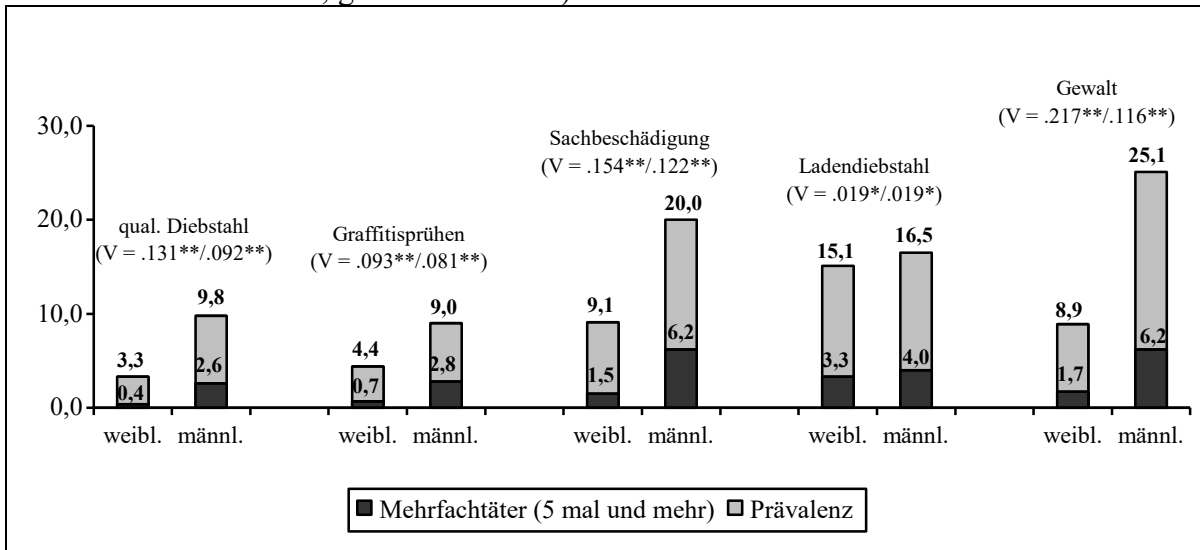
Tabelle 4.9: Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ ) – nur Mehrfachtäterschaft

	Gewalt: Mehrfachtäter	
	I	II
Hauptschule	4.111**	1.535**
Realschule/HRS	2.004**	1.298
Gesamtschule	2.203**	0.988
Waldorfschule	0.844	1.437
Gymnasium	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Deutsch		<i>Referenz</i>
Deutsch (MH)		1.386*
Türkisch		1.105
Russisch		1.406
Jugoslawisch/albanisch		1.280
Osteuropäisch		1.478
Südeuropäisch		0.591
Arabisch/nordafrikanisch		0.924
Andere		0.940
Sozialhilfe/Arbeitslosigkeit: ja		0.868
<i>Elterngewalt Kindheit &amp; Jugend</i>		
Nie		<i>Referenz</i>
Leichte Züchtigung		1.269
Schwere Züchtigung		2.424**
Schwere Züchtigung/Misshandlung, nur Kindheit		1.600**
Schwere Züchtigung/Misshandlung, nur letzte 12 Monate		2.066**
Misshandlung		4.129**
Fernseher und Spielkonsole im Zimmer		1.185**
Horrorfilme		1.397**
Actionfilme/Thriller		0.980
Ego-Shooter		1.211**
Kampfspiele		1.314**
Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen		2.074**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.036</b>	<b>.258</b>
<b>N</b>	<b>14116</b>	<b>13506</b>

Gewichtete Daten; \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$

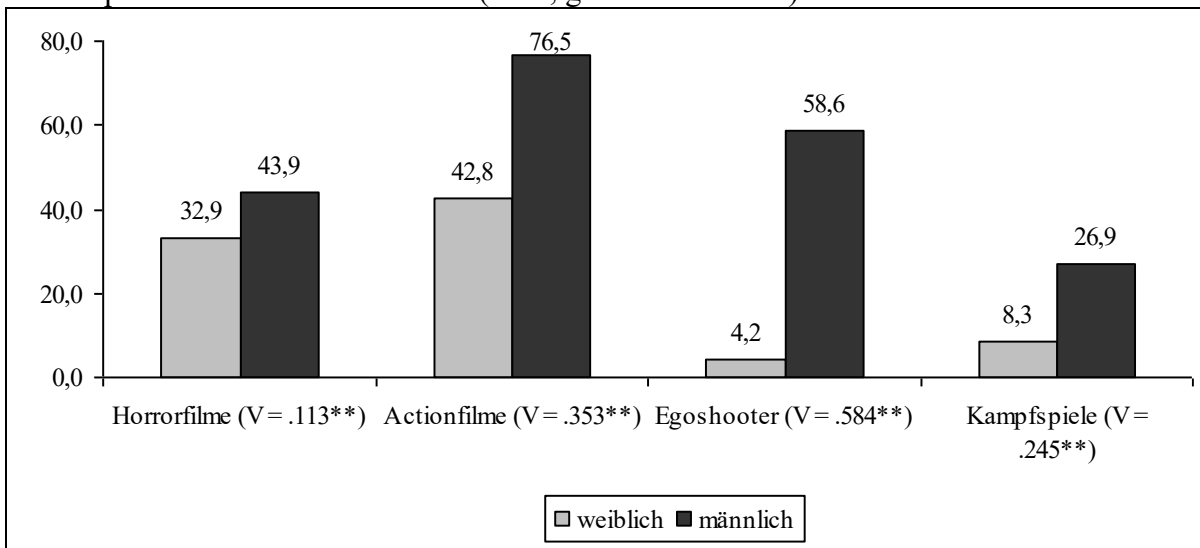
Neben der Schulform gilt es als ein gesicherter Befund, dass Jungen mehr gewalttätiges und delinquentes Verhalten zeigen als Mädchen. Abbildung 4.44 unterstreicht diesen Befund auch anhand der Daten der Schülerbefragung, verdeutlicht aber zugleich, dass das Gender Gap mit dem Delikttyp variiert. Besonders groß ist der Abstand bei der personalen Gewalt und beim qualifizierten Diebstahl: Jungen haben bspw. im letzten Jahr dreimal so oft eine Gewalttat ausgeführt, ihr Mehrfach-Gewalttäteranteil ist 3,5mal so hoch. Beim Graffiti-sprühen und der Sachbeschädigung haben Jungen aber nur eine zweimal so hohe Wahrscheinlichkeit der Deliktausübung, bezogen auf die Prävalenz. Die Mehrfachtäteranteile liegen auch hier viermal so hoch. Im Delinquenzmaß vereint sind die beiden Geschlechter hingegen beim Ladendiebstahl: 15,1 % der Mädchen und 16,5 % der Jungen haben diese in den letzten 12 Monaten mindestens einmal begangen, 3,3 % der Mädchen und 4 % der Jungen sind Wiederholungstäter, haben also fünf und mehr Ladendiebstähle begangen. Aufgrund der zugrunde liegenden, sehr großen Stichprobe wird auch diese geringfügige Höherbelastung der Jungen als schwach signifikant ausgewiesen.

Abbildung 4.44: Delinquentes Verhalten nach Geschlecht (in %; in Klammern: Cramers V für Prävalenz/Mehrfachtäter; gewichtete Daten)



Die Höherbelastung der männlichen Befragten lässt sich auf Basis recht weniger Variablen erklären. Bereits weiter oben wurde gezeigt, dass Jungen erstens häufiger einen Fernseher und eine Spielkonsole im Zimmer stehen haben und zweitens stärker Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen zustimmen. Als zusätzlicher und sicherlich nicht unerwarteter Befund zeigt sich darüber hinaus, dass sie z.T. deutlich häufiger altersgefährdende Medieninhalte konsumieren (Abbildung 4.45). Besonders groß ist der Geschlechterunterschied beim häufigen Spielen von Egoshootern: 58,6 % der Jungen gaben an, dass sie oft oder sehr oft diese Spiele spielen, aber lediglich 4,2 % der Mädchen. Am geringsten sind die Unterschiede im Hinblick auf die Horrorfilme: Mädchen sehen diese zu 32,9 % mindestens mehrmals im Monat, Jungen zu 43,9 %.

Abbildung 4.45: Häufiger Konsum altersgefährdender Spielfilmformate und Computer-/Videospieleformate nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



Bezieht man diese Faktoren des Medienumgangs und der Werthaltungen in ein Erklärungsmodell mit ein, dann verschwindet der Geschlechterunterschied (Tabelle 4.10). In Modell I weisen die männlichen Befragte ein fast viermal so hohes Risiko auf, zur Gruppe der Mehrfachtäter zu gehören. Bereits die Kontrolle um die unterschiedliche Geräteausstattung lässt

dieses Risiko merklich sinken. Das gleiche gilt, wenn die Affinität zu gewalthaltigen Medieninhalten berücksichtigt wird, wobei hier sogar nur jene Formate einbezogen wurden, die die geringeren Geschlechterunterschiede aufweisen (Horrorfilme und Kampfspiele). Die stärkste Reduktion des Gewalttäterrisikos männlicher Befragter erfolgt durch den Schritt der Kontrolle der Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen, d.h. weil junge Männer im Durchschnitt stärker der Auffassung sind, dass es Kennzeichen eines Mannes ist, sich im gegebenen Fall mit Gewalt zur Wehr zu setzen bzw. gewaltförmig die Familienehre zu wahren, neigen sie stärker dazu, dies in wiederholter Weise auch zu tun. Ein völliges Verschwinden des Geschlechtereffekts wird aber erst dann erreicht, wenn alle Variablen gleichzeitig Berücksichtigung finden, d.h. Gewaltnormen und Gewaltmediennutzung, die u.a. davon abhängig ist, ob man über die richtigen Geräte verfügen kann, sind zusammengenommen eine zentrale Ursache dafür, dass Jungen mehr Gewalt ausüben als Mädchen.

Dennoch sind zwei einschränkende Bemerkungen angebracht: Ein solch sparsames Modell, wie es in der Tabelle 4.10 präsentiert ist, vermag es nicht, die Geschlechterunterschiede in der Gewaltprävalenz vollständig zu erklären. Jungen haben auch nach der Kontrolle dieser Faktoren ein erhöhtes Risiko, mindestens eine Gewalttat auszuüben. Zweitens hilft das Modell nur eingeschränkt dabei, die höheren Raten männlicher Befragter bei wiederholten Sachbeschädigungen oder qualifizierten Diebstahldelikten zu erklären.<sup>89</sup> Geschlechterunterschiede im Sozialverhalten, insbesondere im abweichenden Verhalten, stellen sich weitaus komplexer dar, als wie sie durch das Modell abgebildet werden. Dessen Wert liegt deshalb auch eher darin, dass es darauf aufmerksam macht, dass Faktoren des Medienumgangs und der Männlichkeitsnormen durchaus eine wichtige Rolle spielen.

Tabelle 4.10: Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet: Exp(B))

	Gewalt-Mehrfachtäter				
	I	II	III	IV	V
männlich	3.898**	3.180**	2.261**	1.811**	1.261
Fernseher und Spielkonsole im Zimmer		1.395**			1.139**
Horrorfilme			1.617**		1.440**
Kampfspiele			1.695**		1.389**
Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen				2.596**	2.280**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.051</b>	<b>.065</b>	<b>.143</b>	<b>.184</b>	<b>.228</b>
<b>N</b>	<b>14097</b>	<b>14097</b>	<b>13657</b>	<b>14053</b>	<b>13621</b>

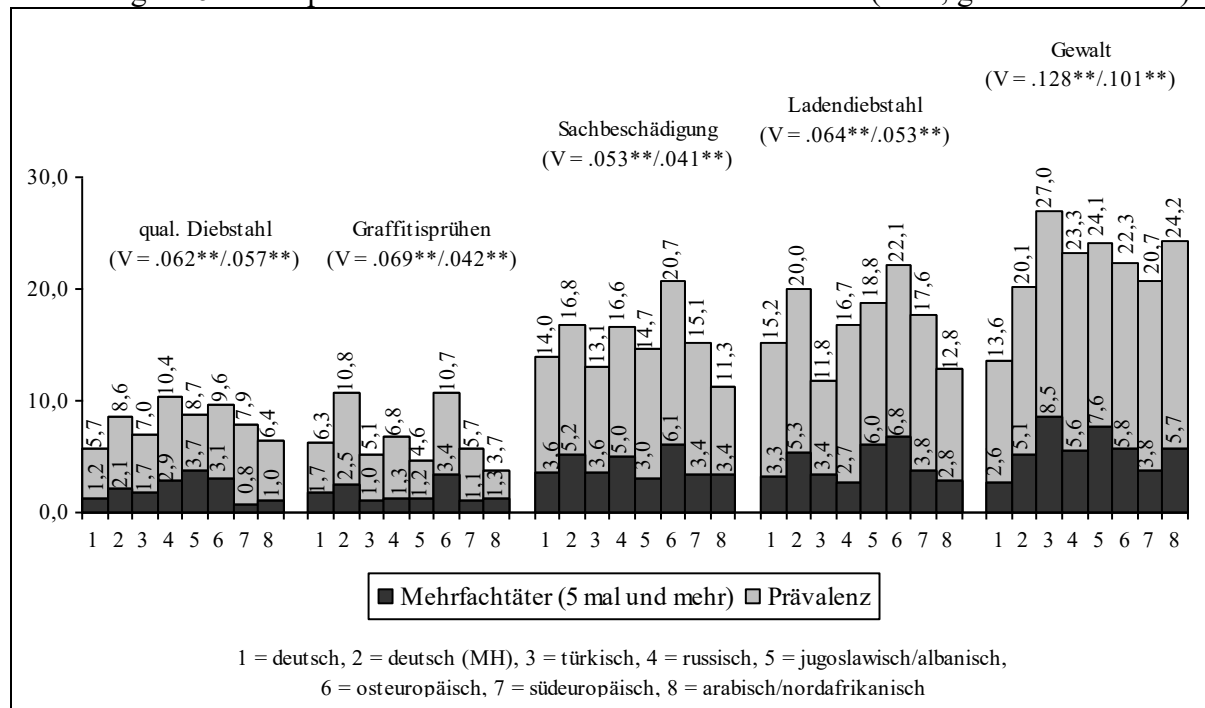
Gewichtete Daten; standardisierte Variablen; \* p < .05, \*\* p < .01

Auch ethnische Unterschiede in dem Sinne, dass nichtdeutsche Befragte delinquenter sind als deutsche, erweisen sich als erklärungsbedürftig. Dies gilt wiederum zuallererst für die Gewalttätigkeit, wie Abbildung 4.46 belegt. So haben 27 % der türkischen, aber nur 13,6 % der deutschen Befragten in den letzten 12 Monaten mindestens eine Gewalttat begangen. Bei den Mehrfach-Gewalttätern liegt die Rate der türkischen Jugendlichen sogar dreimal höher als die Rate der deutschen. Auch alle anderen ethnischen Gruppen weisen bei der Gewalt höhere Belastungen auf. Anders hingegen bei den verbleibenden vier Verhaltensweisen: Obwohl die deutschen Jugendlichen bei keiner dieser Indexe die im Vergleich aller ethnischen Gruppen höchsten Prävalenzen oder Mehrfachtäterraten aufweisen, sind sie es auch nicht, die die geringsten haben. Und es gibt auch keine Gruppe, die konsistent die höchsten Raten hat. Die Erklärung dafür, warum bei einem Delikt die eine Gruppe, bei einem anderen Delikt die ande-

<sup>89</sup> Auch weitere, hier nicht vorgestellte Modelle mit den Daten der Schülerbefragung können die vielen anderen Gender Gaps nicht vollständig aufklären. Darin mag sich ein Mangel der Fragebogenkonstruktion niederschlagen, insofern einige zentrale Konzepte zur Erklärung von Geschlechterunterschieden nicht erfasst wurden. Möglich ist aber auch, dass daran die Grenze der Fragebogenmethode überhaupt offensichtlich wird, mit der es bspw. nicht möglich ist, neuro-physiologische Gegebenheiten zu erfassen.

re Gruppe besonders hohe Täterraten besitzt, müsste für jedes Delikt individuell untersucht werden. Wir wollen uns an dieser Stelle wiederum auf die Gewalt konzentrieren.

Abbildung 4.46: Delinquentes Verhalten nach ethnischer Herkunft (in %; gewichtete Daten)



Die höhere Gewaltauffälligkeit nichtdeutscher Befragter steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit ihren, z.T. deutlich über dem deutschen Niveau liegenden innerfamiliären Gewalterfahrungen. Die Belege hierzu finden sich bereits im vorangegangenen Kapitel. Daneben sind es aber erneut vor allem Medienumgangsweisen und Werthaltungen, die sich zwischen den ethnischen Gruppen unterscheiden und zu erklären helfen, warum es zu den Unterschieden im Gewaltverhalten kommt.

Abbildung 4.47: Zustimmung zu GLMN nach ethnischer Herkunft und Geschlecht (in %; gewichtete Daten)

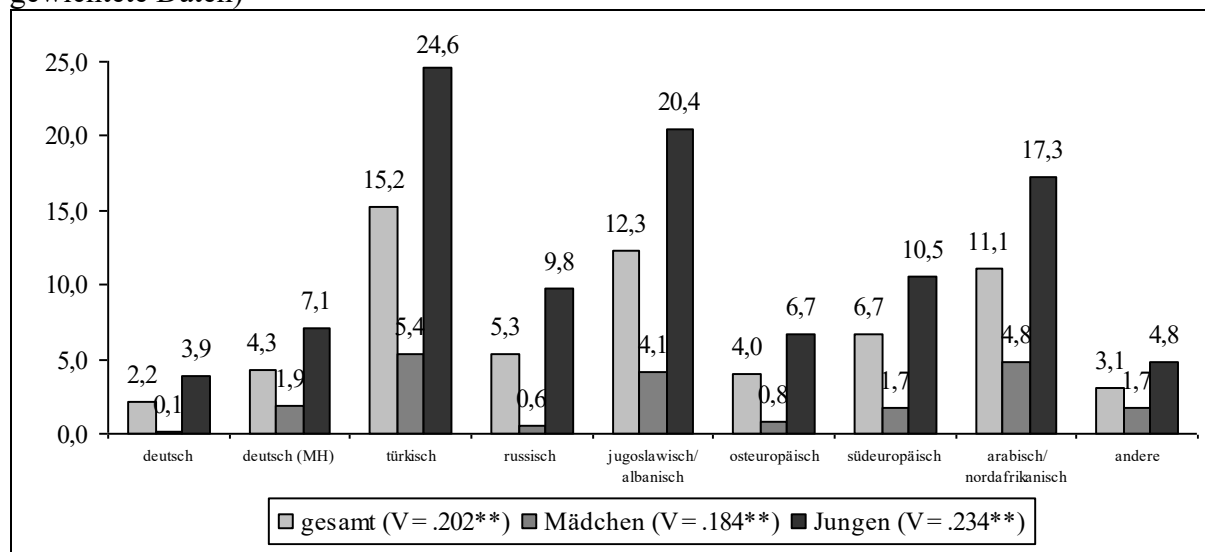
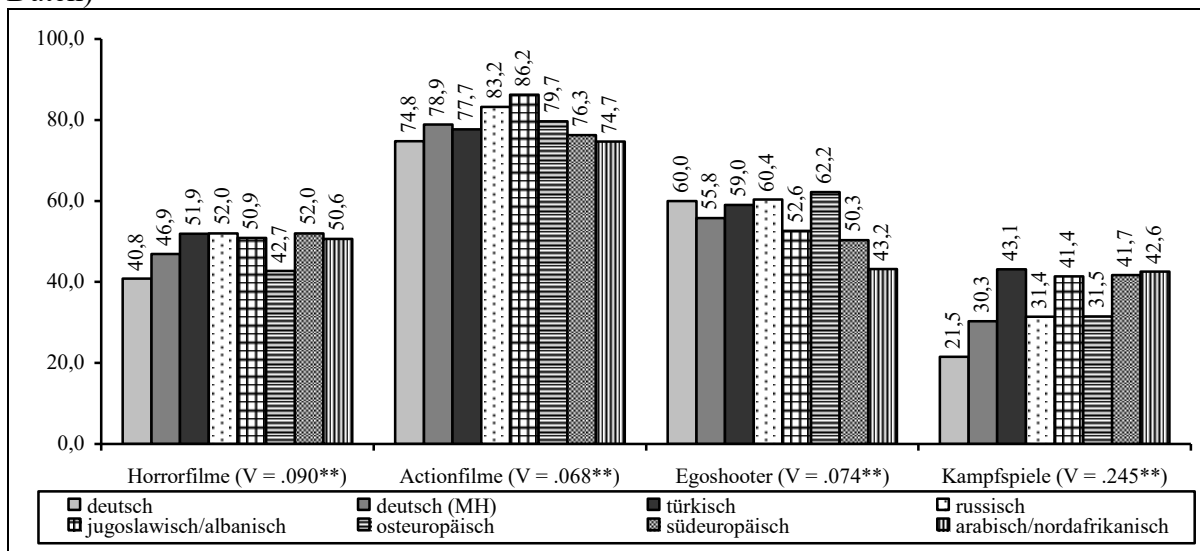


Abbildung 4.47 liefert den Nachweis, dass alle Gruppen nichtdeutscher Befragter z.T. erheblich stärker den Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen zustimmen als deutsche Befrag-

te. Türkische, jugoslawische und arabische bzw. nordafrikanische Jugendliche erreichen die höchsten Zustimmungsniveaus, und dies gilt für Jungen wie für Mädchen. Jeder vierte männliche, türkischstämmige Jugendliche teilt die Auffassung, dass es richtig ist, als Mann gewaltbereit zu sein, Verteidigungsbereitschaft zu signalisieren und notfalls auch in der eigenen Familie diese Prinzipien durchzusetzen. Was die Abbildung 4.47 nicht zeigt ist, dass zusätzlich 57,4 % der männlichen Türken diesen Auffassungen zumindest teilweise zustimmt, was im Endeffekt bedeutet, dass es nur 18 % gibt, die diese Werte wirklich ablehnen. Dies ist der geringste Anteil unter allen ethnischen Gruppen. Männliche Deutsche stimmen zu 56,1 % explizit nicht zu. Gleichzeitig sind es nur 3,9 %, die hierzu eine explizit affirmierende Position einnehmen. Die höchste Ablehnungsquote findet sich bei den deutschen Mädchen, wo 83,8 % meinen, diese Werthaltungen würden keinesfalls den ihren entsprechen. Die türkischen Mädchen äußern sich nur zu 53,3 % in ablehnender Weise, wiederum der niedrigste Wert unter allen weiblichen Befragten.

Bei den konsumierten Medieninhalten sind es in erster Linie die Kampfspiele, die von den nichtdeutschen männlichen Befragten häufiger genutzt werden als von den deutschen (Abbildung 4.48). Türkische, jugoslawische und arabische Jugendliche weisen dabei einen besonders hohen Spieleranteil auf. Deutsche Befragte sehen zudem weniger häufig Horror- und Actionfilme, die Abstände zu anderen Befragtengruppen wie den osteuropäischen Jugendlichen sind aber z.T. sehr gering. Bei den Egoshootern gehören die Deutschen hingegen häufiger zu den Intensivspielern, nur bei den russischen und osteuropäischen Jugendlichen sind noch höhere Anteile häufiger Spieler zu beobachten.

Abbildung 4.48: Häufiger Konsum altersgefährdender Spielfilmformate und Computer-/Videospieleformate nach ethnischer Herkunft – nur männliche Befragte (in %; gewichtete Daten)



In Tabelle 4.11 sind nun wieder schrittweise die Variablen in ein Modell zur Erklärung der Mehrfach-Gewalttäterschaft eingeführt, von denen davon ausgegangen wird, dass sie die ethnische Zugehörigkeit „mit Inhalt füllen“, d.h. Aussagen darüber zulassen, warum die nichtdeutschen Befragten ein deutlich höheres Gewaltniveau aufweisen. Im Modell I ist wieder nur die Zugehörigkeit selbst eingeführt; alle nichtdeutschen Gruppen mit der Ausnahme der Südeuropäer und der 'anderen' gehören mindestens doppelt so häufig den Mehrfach-Gewalttätern an wie die deutschen Befragten. Die Berücksichtigung der höheren Gewalterfahrungen im Elternhaus senkt u.a. bei den türkischen, jugoslawischen und arabischen Jugendlichen die Koeffizienten deutlich, d.h. zu einem Teil sind deren Mehrfach-Gewalttäterprävalenzen die-

sen elterlichen Übergriffen geschuldet. Dennoch bleibt bei allen bereits in Modell I als gewaltauffällig eingestuften Gruppen ein signifikanter Einfluss der ethnischen Zugehörigkeit bestehen, die Elterngewalt ist also nicht die ganze Erklärung. Deshalb werden in Modell III die konsumierten Medieninhalte berücksichtigt. Der Konsum von Horrorfilmen und Kampfspielen steht nicht nur selbst in einer hochsignifikanten Beziehung mit der Gewalttäterschaft, sondern erklärt auch – wiederum nur teilweise – die höhere Gewaltneigung der nichtdeutschen Gruppen. Fast alle ethnischen Unterschiede verschwinden, wenn die Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen in Modell IV eingeführt werden, nur noch die Osteuropäer und Deutschen mit Migrationshintergrund erweisen sich weiterhin als signifikant häufiger gewalttätig. Erst wenn man alle drei Faktoren – die Elterngewalt, den Medienkonsum und die GLMN – berücksichtigt, sind gar keine Ethnienunterschiede mehr vorhanden.

Tabelle 4.11: Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet: Exp(B))

	Gewalt-Mehrfachtäter				
	I	II	III	IV	V
Deutsch	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Deutsch (MH)	1.998**	1.801**	1.691**	1.560**	1.348
Türkisch	3.462**	2.751**	2.389**	1.239	1.043
Russisch	2.179**	1.930**	1.774**	1.252	1.217
Jugoslawisch/albanisch	3.033**	2.536**	2.302**	1.337	1.207
Osteuropäisch	2.317**	2.024**	1.878**	1.684*	1.435
Südeuropäisch	1.432	1.123	0.994	0.777	0.610
Arabisch/nordafrikanisch	2.309**	1.848*	1.460	0.988	0.754
Andere	1.295	1.024	0.994	0.966	0.787
<i>Elterngewalt Kindheit &amp; Jugend</i>					
Nie		<i>Referenz</i>			<i>Referenz</i>
Leichte Züchtigung		1.205			1.245
Schwere Züchtigung		2.840**			2.325**
Schwere Züchtigung/Misshandlung, nur Kindheit		2.351**			1.558**
Schwere Züchtigung/Misshandlung, nur letzte 12 Monate		3.222**			2.005**
Misshandlung		5.966**			3.863**
Missing		3.475**			1.836*
Horrorfilme			1.630**		1.444**
Kampfspiele			1.793**		1.460**
Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen				2.716**	2.176**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.032</b>	<b>.080</b>	<b>.144</b>	<b>.180</b>	<b>.248</b>
<b>N</b>	<b>14116</b>	<b>14116</b>	<b>13675</b>	<b>14072</b>	<b>13639</b>

Gewichtete Daten; standardisierte Variablen; \* p < .05, \*\* p < .01

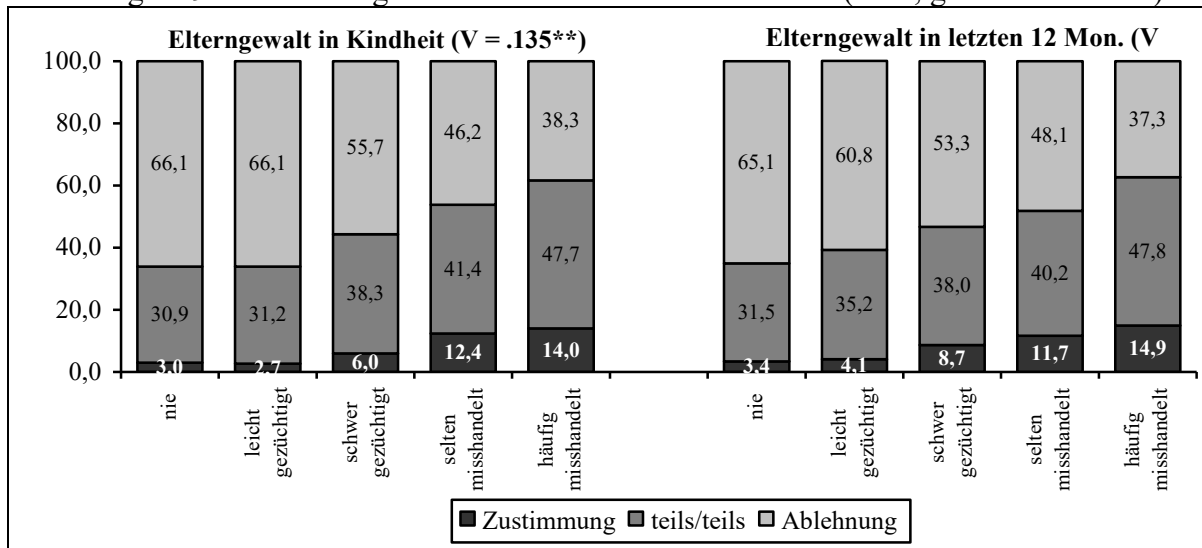
Das gleiche Ergebnis wird erzielt, wenn versucht wird, die Unterschiede in der einfachen Gewaltprävalenz zu erklären, nur dass für die Deutschen mit Migrationshintergrund nach Einführung der drei Faktoren ein signifikant erhöhtes Gewaltprävalenz-Risiko bestehen bleibt. Insgesamt unterstreichen diese Befunde, dass die Ursachen für ethnische Unterschiede in der Jugendgewalt vor allem im Bereich kultureller Wertvorstellungen über Männlichkeit und Ehre zu suchen sind, die sich infolge innerfamiliärer Gewalterfahrungen, sozialstruktureller Marginalisierung und eines spezifisch gewaltorientierten Medienkonsums herausbilden (Bayer, Pfeiffer & Windzio 2006).

Die Abhängigkeit der gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen von der sozialstrukturellen Marginalisierung wurde bereits am Beispiel der Hauptschulen belegt. Hauptschüler, die sich aufgrund der besuchten Schulform aber auch der höheren Arbeitslosigkeits-/Sozialhilfequote in einer marginalisierten Lage befinden, stimmen diesen Werten stärker zu als Schüler anderer Schulformen. Abbildung 4.49 zeigt nun zusätzlich, dass auch die elterliche Gewalt einen Bei-



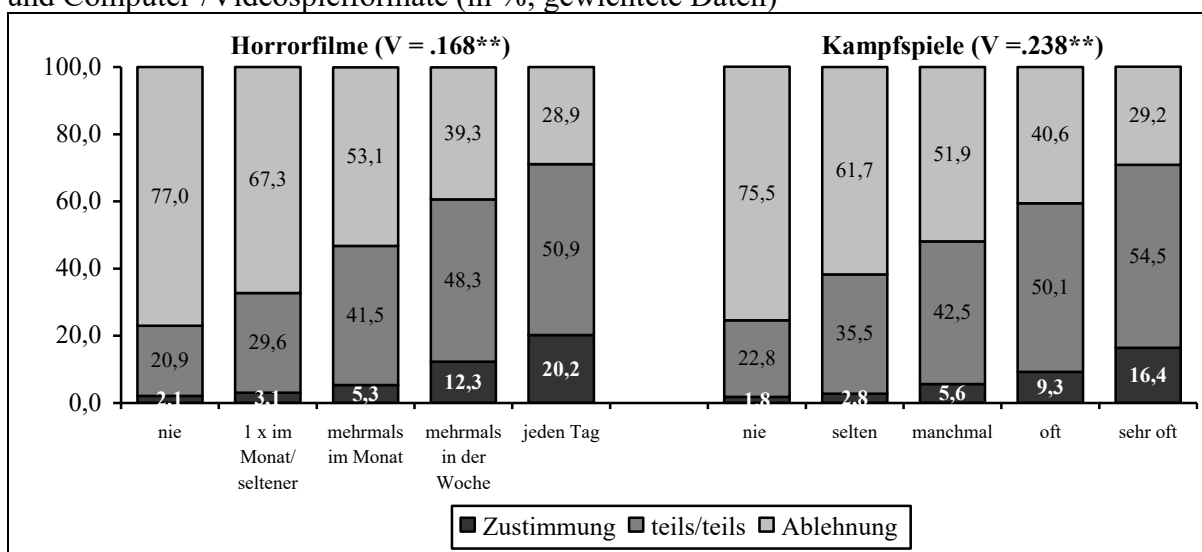
trag zum Aufbau der GLMN leistet: Der Anteil zustimmender Jugendlichen ist in der Gruppe am höchsten, die häufige Misshandlungen erfahren hat. Dies gilt sowohl für die in der Kindheit, als auch die in den letzten 12 Monaten häufig misshandelten Jugendlichen. Kontinuierlich zurück geht mit steigender Elterngewalt der Anteil an Jugendlichen, die diese Werte explizit ablehnen.

Abbildung 4.49: Zustimmung zu GLMN nach elterlicher Gewalt (in %; gewichtete Daten)



Noch etwas deutlicher fallen die Beziehungen zwischen dem Medienkonsum und der Befürwortung der GLMN aus (Abbildung 4.50): Während über drei Viertel der Jugendlichen, die nie Horrorfilme sehen oder Kampfspiele spielen, diese Werte grundsätzlich ablehnen, sind es bei jenen Jugendlichen, die beiden Tätigkeiten sehr häufig nachgehen, nur noch etwas über ein Viertel. Gleichzeitig nimmt der Anteil, der sich explizit zustimmend äußert, mit ansteigender Konsumhäufigkeit dieser altersgefährdenden Medienformate zu.

Abbildung 4.50: Zustimmung zu GLMN nach Konsum altersgefährdender Spielfilmformate und Computer-/Videospieleformate (in %; gewichtete Daten)



Betrachten wir abschließend noch die Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten. Wie lässt sich erklären, warum es bspw. in München so viele Ladendiebe gibt, in Dortmund so viele Gewalttäter? Denn wie Abbildung 4.51 zeigt, sind es insbesondere diese beiden Erhe-

burgsgebiet, die bei den genannten Delikttypen überdurchschnittlich hohe Prävalenzen aufweisen. In Oldenburg werden demgegenüber sehr viel weniger Gewalttaten, in Lehrte und im Landkreis Peine wenig Ladendiebstähle begangen.

Abbildung 4.51: Delinquentes Verhalten nach Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)

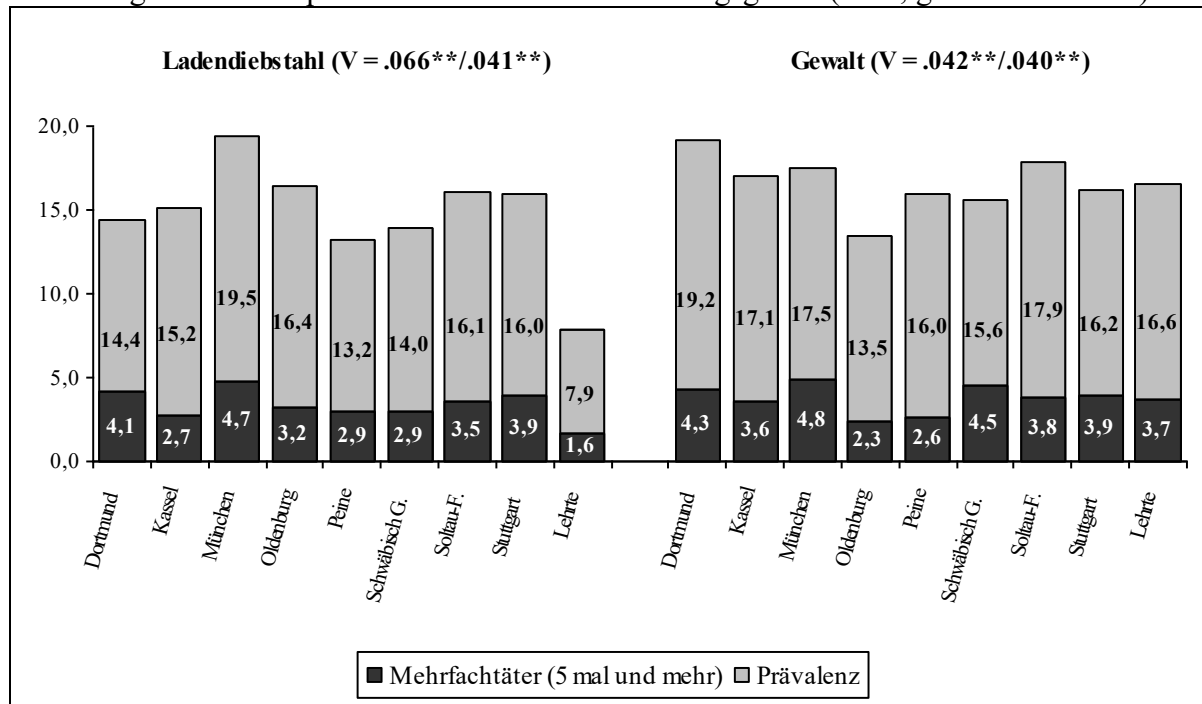


Tabelle 4.12 versucht, erste Antworten auf die Frage der Höherbelastung einiger Gebiete zu finden. Erklärt werden soll, im Unterschied zu den bisherigen Modelle nicht die Mehrfach-Täterschaft, sondern die Prävalenz, da die Gebietsunterschiede bei der Prävalenz etwas stärker ausfallen. Im ersten Modell zum Ladendiebstahl bestätigt sich noch einmal, dass München, Oldenburg, Soltau-Fallingbostal und Stuttgart signifikant höhere Ladendiebstahl-Prävalenzen aufweisen als der Landkreis Peine; Lehrter Schüler haben ein deutlich geringeres Risiko des Ladendiebstahls. Führt man nun in einem zweiten Modell die Einwohneranzahl<sup>90</sup> eines Gebiets in die Regression ein, dann weisen die drei Großstädte kein höheres Diebstahlrisiko mehr auf. Die Erklärung für die erhöhten Risiken ist also denkbar einfach: In Großstädten bestehen viel mehr Möglichkeiten, u.a. in anonymen Kontexten großer Kaufhäuser, Diebstahldelikte zu begehen. Das Angebot ist also Teil des Problems. Das Niveau an Ladendiebstählen zu senken setzt damit einen weiteren Ausbau intensiver Kontrollen voraus, denn das Angebot an Geschäften und Kaufhäusern wird man kaum verringern wollen. Modell II zum Ladendiebstahl zeigt aber auch, dass dieses Moment des Angebots nur für Großstädte Geltung beansprucht: Das erhöhte Ladendiebstahl-Niveau in Soltau-Fallingbostal wird damit nicht erklärt. Deshalb wurde in einem dritten Schritt auch noch das individuelle Ausmaß des Schulschwänzens berücksichtigt. Aus den vorangegangenen Analysen ist bekannt, dass Schulschwänzern mit einer höheren Affinität zu delinquenten Verhaltensweisen einhergeht. Durch die Aufnahme dieses Indikators verschwindet nun auch die höhere Ladendiebstahl-Prävalenz in Soltau-Fallingbostal. Diesem Landkreis wäre also zu empfehlen, dass er, insofern er den Anteil an Ladendieben unter der Jugendlichen senken möchte, noch weitere Maßnahmen zur Verringerung des Schulschwänzens implementiert. Wie sich im Kapitel über das Schulschwänzern zeigt, hat Soltau-Fallingbostal tatsächlich für niedersächsische Gebiete ungewöhn-

<sup>90</sup> In den Landkreisen wurde einem Befragten nicht die Gesamteinwohnerzahl des Landkreises wie bei den Großstädten, sondern die Einwohnerzahl des tatsächlichen Wohnorts zugewiesen. Um diese zu bestimmen, wurde über die Postleitzahl der Wohnort eines Befragten bestimmt.

lich hohe Schwänzzraten, in Oldenburg, Peine und Lehrte sind sie deutlich niedriger. Auch wenn das Ausmaß des Schulschwänzens kontrolliert ist, bleibt aber weiterhin bestehen, dass in Lehrte deutlich am seltensten Ladendiebstähle begangen werden. Auch weitere Analysen konnten diese unterdurchschnittliche Belastung nicht erklären; es ist zu vermuten, dass nicht im Fragebogen berücksichtigte, stadtspezifische Besonderheiten wie eigene Interventionsprojekte o.ä. eine Rolle spielen.

Tabelle 4.12: Einflussfaktoren delinquenten Verhaltens (binäre logistische Regression, abgebildet:  $\text{Exp}(B)$ )

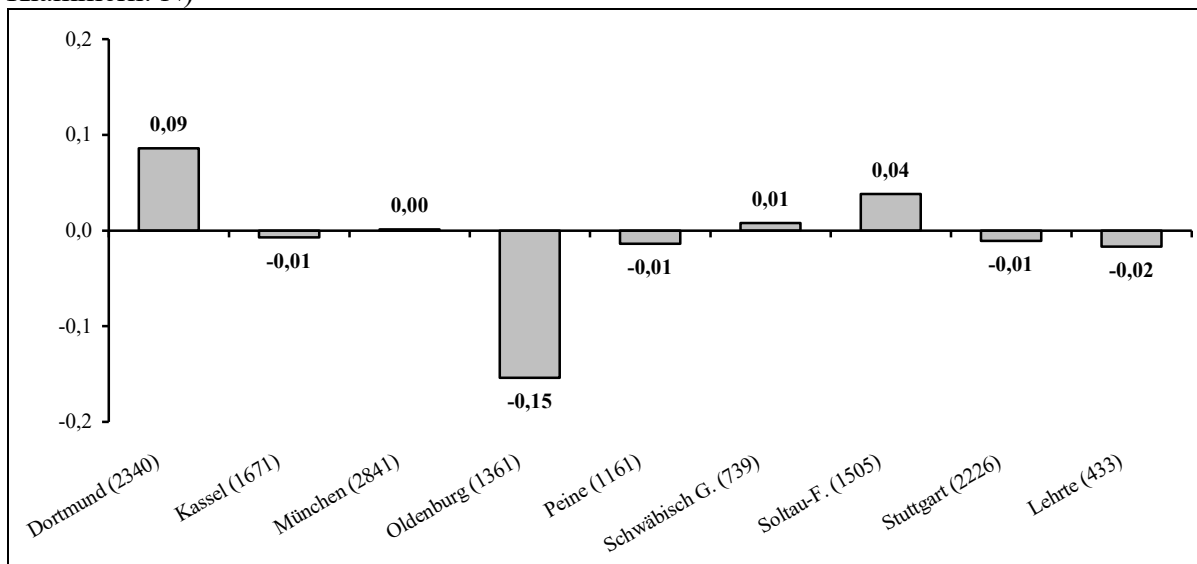
	Ladendiebstahl (Prävalenz)			Gewalt (Prävalenz)		
	I	II	III	I	II	III
Dortmund	1.102	0.957	0.825	1.532**	1.347*	1.087
Kassel	1.169	1.131	1.027	1.324**	1.143	1.019
München	1.578**	1.189	1.026	1.363**	1.160	1.032
Oldenburg	1.281*	1.242	1.215	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Peine	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	1.226	1.235	1.066
Schwäbisch G.	1.066	1.058	0.968	1.189	1.039	0.872
Soltau-F.	1.256*	1.260*	1.174	1.406**	1.420**	1.166
Stuttgart	1.240*	1.085	0.989	1.243*	1.015	0.929
Lehrte	0.565**	0.562**	0.571**	1.288	1.232	1.074
Einwohnerzahl <sup>1</sup>		1.118	1.111			
Nie geschwänzt			<i>Referenz</i>			
1 Tag geschwänzt			2.197**			
2-4 Tage geschwänzt			3.253**			
5-10 Tage geschwänzt			5.050**			
Mehr als 10 Tage geschwänzt			6.027**			
Deutsch				<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	
Deutsch (MH)				1.648**	1.511**	
Türkisch				2.403**	1.467**	
Russisch				1.953**	1.500**	
Jugoslawisch/albanisch				2.126**	1.558**	
Osteuropäisch				1.840**	1.502**	
Südeuropäisch				1.798**	1.434*	
Arabisch/nordafrikanisch				2.077**	1.784**	
Andere				1.462*	1.576*	
Gewaltaffinität						3.270**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.008</b>	<b>.008</b>	<b>.093</b>	<b>.003</b>	<b>.029</b>	<b>.303</b>
<b>N</b>	<b>13886</b>	<b>13877</b>	<b>13877</b>	<b>14116</b>	<b>14116</b>	<b>14082</b>

Gewichtete Daten; standardisierte Variablen; \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$ ; <sup>1</sup> bei Landkreisen ging die Einwohnerzahl des Wohnorts in die Analyse ein

In Bezug auf das Gewaltniveau wird die Stadt mit der niedrigsten Quote (Oldenburg) als Referenzkategorie ausgewählt. In Modell I weisen Dortmund, Kassel, München, Soltau-Fallingb. und Stuttgart ein signifikant höheres Gewaltniveau auf. Es erscheint nun nicht plausibel, dass dieses mit der bloßen Bevölkerungsanzahl zusammenhängt. Entscheidender ist die ethnische Komposition eines Gebiets, da mit zunehmender Anzahl und zunehmender ethnischer Heterogenität einer Stadt oder eines Landkreises die Risiken für interethnische Auseinandersetzungen steigen. Kontrolliert man diese ethnische Zusammensetzung in Modell II, dann gibt es für Kassel, München und Stuttgart keine signifikant erhöhten Gewaltniveaus mehr zu berichten; auch das Dortmunder Niveau sinkt, bleibt aber dennoch signifikant über dem von Oldenburg. Die höhere Gewaltbelastung einiger Gebiete ist also Resultat ihrer ethnischen Heterogenität. Dies bedeutet zugleich, dass diese Städte ihre Präventionsarbeit noch weit stärker als bisher auf die nichtdeutschen Jugendlichen konzentrieren sollten. Und aus den vorangegangenen Analysen wissen wir bereits, welchen Dimensionen sich diese Präventionsarbeit besonders widmen sollte: der innerfamiliären Gewalt, dem Medienkonsum und besonders den Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen.

Die verbleibende höhere Gewaltbelastung in Dortmund und im Landkreis Fallingbostal kann nun nicht mit dem Ausmaß des Schulschwänzens in Verbindung gebracht werden, da bei Kontrolle des Schwänzens signifikant erhöhte Risiken für beide Gebiete bestehen bleiben. Weitere Analysen haben aber ergeben, dass die Gewaltaffinität die fehlende Erklärung zu liefern vermag. Sobald diese Einstellung im Modell III kontrolliert wird, verschwinden alle gebietsbezogenen Unterschiede. Aber ist diese Erklärung nicht zirkulär, da ein höheres Gewaltniveau im Verhalten mit einem höheren Gewaltniveau im Bereich der Einstellungen begründet wird? Sicherlich gibt es große Überschneidungen zwischen beiden Variablen auf der Individualebene. An dieser Stelle sollten die Gewalteinrichtungen aber vielmehr als Kollektivmerkmal betrachtet werden. Im Modell würden sie also mehr oder weniger für eine gebietspezifische Gewaltkultur stehen. Diese Gewaltkultur unterscheidet sich recht stark zwischen den Befragungsgebieten (Abbildung 4.52;  $F = 6.576^{**}$ ). Dortmund und Soltau-Fallingbostal weisen eine überdurchschnittliche, Oldenburg eine unterdurchschnittliche Gewaltkultur auf. Zwischen den anderen Gebieten gibt es im Prinzip keine Unterschiede. Insofern ist zu folgern, dass die höhere personale Gewalt in Dortmund und Soltau-Fallingbostal durch Präventions- oder Interventionsmaßnahmen reduziert werden kann, die den Jugendlichen unmissverständlich und von allen Seiten klarmachen, dass Gewalt ein nicht toleriertes Verhalten ist. Denn dies ist ja das Merkmal einer Kultur: Sie wird von ganz verschiedenen Akteuren getragen und an die Jugendlichen weitergegeben; von den Lehrern, den Eltern, den Nachbarn usw. Eine Kultur durch eine andere zu ersetzen bedarf es also der Mitwirkung all dieser unterschiedlichen Akteure. In diesem Sinne ist Gewaltprävention nur als konzertierte, kollektive Aktion möglich.

Abbildung 4.52: Durchschnittliche Gewaltaffinität nach Erhebungsgebiet (Mittelwerte; in Klammern: N)



#### 4.7. Zusammenfassendes Modell

Alle bis hierher betrachteten Variablen wurden in einem letzten Schritt in eine logistische Regression aufgenommen. Die Ergebnisse dieser Analyse haben ergeben, dass zur Erklärung der Gewalttäterschaft drei Faktoren von herausgehobener Bedeutung sind: 1. die delinquenten Freunde, 2. die Gewaltaffinität und 3. das Ausmaß des Schulschwänzens. Diese Analyse wird an dieser Stelle nicht detailliert berichtet, um mehrseitige Tabellen zu vermeiden. Stattdessen soll an dieser Stelle eine über logistische Regressionsanalysen hinausgehende Analyse erfol-

gen. Der Nachteil von Regressionsanalysen ist, dass dadurch nur die unmittelbar zur Vorhersage einer abhängigen Variablen – hier der Gewalttäterschaft – wichtigen Faktoren identifiziert werden. Damit werden zwar wichtige Erkenntnisse zur proximalen Verursachung eines Phänomens geliefert, nicht aber Einsichten in die Verursachungsstruktur, in der Faktoren auch nur mittelbar eine Rolle spielen können. Zur Identifikation einer solchen mehrstufigen Verursachungsstruktur wird gewöhnlich auf die Methode der Pfadanalyse zurückgegriffen (u.a. Reinecke 2005). In Abbildung 4.53 sind die Ergebnisse einer solchen Pfadanalyse für die Schülerbefragung dargestellt.

Um diese Analyse durchführen zu können, wurden folgende Variablen, die sämtlich als manifeste Variablen ins Modell eingehen, neu gebildet:<sup>91</sup>

- bei der ethnischen Herkunft wird nur noch zwischen deutschen mit zwei deutschen Elternteilen und allen anderen nichtdeutschen Ethnien unterschieden;
- in Bezug auf die Schulform werden Gymnasiasten und Waldorfschüler auf der einen den Haupt-, Real- und Gesamtschülern auf der anderen Seite gegenübergestellt;
- bei der Elterngewalt wird zwischen jenen Jugendlichen unterschieden, in der Kindheit und/oder in den letzten 12 Monaten schwere elterliche Züchtigungen oder sogar Misshandlungen erlebt haben und jenen Jugendlichen, die nichts oder nur leichte Züchtigungen erlebt haben;
- das positive Schulklima stellt eine Skala aus den drei Subdimensionen Akzeptanz durch Lehrer, Schulbindung und Interventionsbereitschaft dar (Cronbachs Alpha = .60);
- der Konsum gewalttätiger Medieninhalte stellt eine Skala dar, in deren Bildung die Häufigkeit des Spielens von Egoshootern und Kampfspielen, die Häufigkeit des Sehens von Action- und Horrorfilmen und die Affinität zu gewalthaltigen Fernseh- und Computerspielinhalten gemessen über die weiter oben erwähnten Kurzskaalen eingegangen sind (Cronbachs Alpha = .84);
- bei den drei Variablen „delinquente Freunde“, „geschwänzt“ und „Gewalttäter“ wurden jeweils die Mehrfachbelasteten (5 und mehr Freunde, 5 und mehr Tage geschwänzt, 5 und mehr Gewalttaten verübt) den wenig oder gar nicht Belasteten gegenübergestellt.<sup>92</sup>

Die Befunde lassen sich wiederum stichpunktartig folgendermaßen zusammenfassen<sup>93</sup>:

---

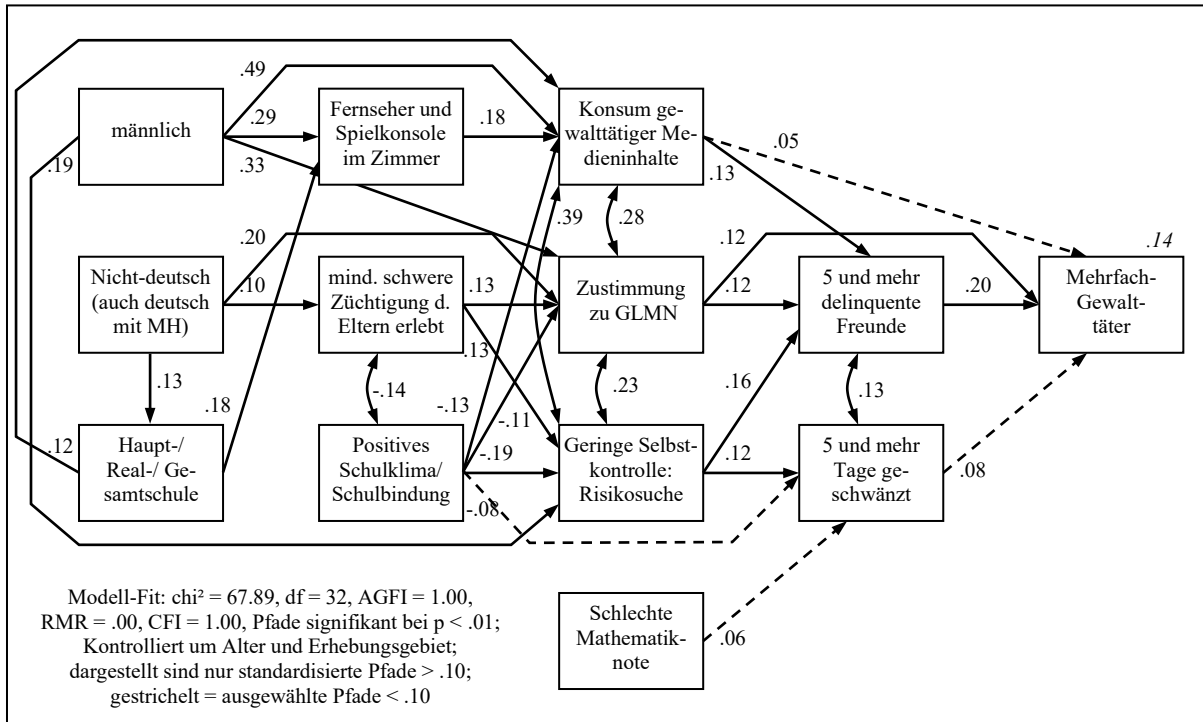
<sup>91</sup> Die Berechnungen wurden mit dem Maximum-Likelihood-Schätzverfahren und dem Programm AMOS durchgeführt.

<sup>92</sup> Einige Variablen wurden nicht im Modell berücksichtigt, wie die Arbeitslosigkeit/der Sozialhilfebezug (als ein alternativer Indikator für eine mangelnde sozio-ökonomische Integration kann der Nicht-Besuch eines Gymnasiums gelten), die beobachtete elterliche Partnergewalt und der Erziehungsstil (die einbezogene Variable der Elterngewalt kann als eine Art Proxy-Variable hierfür angesehen werden), die Gewaltaffinität (auch hier stellen die Männlichkeitsnormen eine äquivalente Variable dar) oder ADHS (diese Variable wies im Gesamtmodell keine signifikanten Beziehungen zur Gewalttäterschaft und auch keine Beziehungen zu vorgelagerten Variablen wie den delinquenten Freunden oder den Männlichkeitsnormen auf und wurde deshalb nicht weiter berücksichtigt).

<sup>93</sup> Da das Modell anhand einer großen Anzahl an Befragten getestet wurde (N = 14301), gibt es auch zahlreiche zwar signifikante, aber als eher gering zu bewertende Pfade zwischen den einbezogenen Variablen. Um das Lesen des ohnehin recht komplexen Modells nicht weiter zu erschweren, wurden standardisierte Pfade < .10 nicht oder nur dann berücksichtigt, wenn sie als wichtig erachtet wurden. Weitere signifikante Beziehungen (standardisierte Regressionsgewichte) bestehen zwischen Männlich und delinquente Freunde (-.08), Männlich und geschwänzt (-.10), Männlich und Mathematiknote (-.05), Männlich und Schulklima/Schulbindung (-.06), Nicht-deutsch und Konsum gewalthaltiger Medien (.06), Nicht-deutsch und delinquente Freunde (.05), Nicht-deutsch und geschwänzt (.04), Haupt-/Real-/Gesamtschule und Elterngewalt (.07), Haupt-/Real-/Gesamtschule und GLMN (.11), Haupt-/Real-/Gesamtschule und geschwänzt (.03), Haupt-/Real-/Gesamtschule und Schulklima/Schulbindung (-.07), Fernseher und Spielkonsole im Zimmer und GLMN (.07), Fernseher und Spielkonsole im Zimmer und Risikosuche (.09), Fernseher und Spielkonsole im Zimmer und Mathematiknote (.03), Fernseher und Spielkonsole im Zimmer und Schulklima/Schulbindung (-.05), Elterngewalt und Konsum gewalthaltiger Medien (.07), Elterngewalt und geschwänzt (.08), Elterngewalt und delinquente Freunde (.07), Elterngewalt und

- Es gibt zwei zentrale Ursachenfaktoren von Mehrfach-Gewalttäterschaft: Jugendliche mit fünf und mehr delinquenten Freunden sowie Jugendliche, die Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen als wichtige Werthaltungen betrachten, sind häufiger Mehrfach-Gewalttäter.
- Schulschwänzen erweist sich ebenfalls als Risikofaktor für die Gewalttäterschaft, ebenso wie der Konsum gewalttätiger Medieninhalte und eine niedrige Selbstkontrolle (nicht abgebildet).
- Die Wahrscheinlichkeit, mit delinquenten Freunden in Kontakt zu stehen wächst, wenn man eine geringe Selbstkontrolle hat, Männlichkeitsnormen zustimmt, gewalttätigen Medieninhalten zuneigt und häufig schwänzt. Der Peergruppenintegration kommt also eine wichtige Mediatorfunktion zu.
- Männlichkeitsnormen (GLMN) haben verschiedene Ursachen, die in etwa gleichem Ausmaß wirken. Männliche Jugendliche, Jugendliche in Haupt-, Real- und Gesamtschulen (nicht abgebildet) und nichtdeutsche Jugendliche haben die Normen stärker internalisiert. Ein schlechtes Schulklima trägt unabhängig von der Schulform dazu bei, dass sich Männlichkeitsnormen verfestigen. Ebenso schlägt sich die Erfahrung innerfamiliärer Gewalt in erhöhter Zustimmung zu GLMN nieder. Besonders gestärkt werden Gewaltbetonende Vorstellungen über Männlichkeit durch den Konsum gewalttätiger Medieninhalte. Jugendliche, die diesen Werthaltungen zustimmen, haben auch eine allgemein niedrigere Selbstkontrolle.
- Die Tatsache, Deutscher oder Migrant zu sein, steht in keinem direkten Zusammenhang damit, zu den Mehrfachtätern zu gehören. Ebenso wenig schlägt sich sozioökonomische Marginalisierung in Form des besuchten Schultyps unmittelbar in der Gewalttäterschaft nieder. Dies spricht dafür, dass die ethnischen Unterschiede in der Jugendgewalt weitestgehend ein Produkt der Lebensbedingungen der Migranten sind. Von besonderer Bedeutung sind dabei subkulturelle Faktoren über Legitimität und Illegitimität des Gewalteinsatzes.
- Eine höhere Gewaltbelastung männlicher Schüler kommt dadurch zustande, weil sie häufiger Fernseher und Spielkonsolen im Zimmer stehen haben, sich auch aufgrund dessen häufiger mit gewalttätigen Medieninhalten beschäftigen und eine deutliche Affinität zu Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen aufweisen. Zudem haben männliche Jugendliche eine geringere Selbstkontrolle; sie sind also in verschiedener Hinsicht 'gefährdet'. Eine direkte Beziehung zwischen der Geschlechtszugehörigkeit und der Zugehörigkeit zur Gruppe der Mehrfachtäter existiert nicht in Bezug auf die Mehrfachtäterschaft.
- Eine geringe Selbstkontrolle ist eine Folge einer gewalttätigen Erziehung, eines schlechten Schulklimas/einer geringen Schulbindung und eines intensiven Gewaltmedienkonsums. Eine Folge niedriger Selbstkontrolle ist, dass die entsprechenden Jugendlichen häufiger zu Intensivschwänzern werden. Das Schulschwänzen kommt aber auch dann häufiger vor, wenn von schlechten Schulleistungen berichtet wurde und wenn die Schulbindung gering, bzw. das Schulklima im Allgemeinen als eher schlecht eingeschätzt wird.

Abbildung 4.53: Modell zur Erklärung von Mehrfach-Gewalttäterschaft



Die Struktur dieses Modells bleibt auch dann erhalten, wenn als abhängige Variable nicht die Mehrfach-Gewalttäterschaft, sondern die einfache Gewalt-Prävalenz erklärt werden soll. Diese erklärt das Modell sogar noch etwas besser, weil einerseits die drei Faktoren Medien (.11\*\*), Selbstkontrolle (.12\*\*) und GLMN (.15\*\*) eine höhere Vorhersagekraft besitzen und weil andererseits zwei weitere direkte Pfade zwischen der Gewaltprävalenz und dem Geschlecht bzw. der Schulform signifikant werden (.06\*\* bzw. .05\*\*).

## Exkurs: Ethnische Unterschiede im Antwortverhalten

In ihrer aktuellen Studie zur externen Validierung selbstberichteter Delinquenz bei männlichen Jugendlichen konnten Köllisch und Oberwittler (2004) zeigen, dass Schulbefragungen im Vergleich zu mündlichen Befragungen höhere und realistischere Prävalenzraten erbringen. Dies gilt sowohl für die selbstberichtete Delinquenz als auch die selbstberichtete Polizeikontakttrate (ebd. 2004: 731). Neben der vertraulicheren Interviewsituation liegt ein wesentlicher Vorteil von Schulbefragungen in der grundsätzlich höheren Ausschöpfungsquote, die vor allem bei der Gruppe der Jugendlichen aus ethnischen Minderheiten erzielt werden kann. Zwar ist bei dieser Gruppen eine geringere Validität der selbstberichteten Delinquenz, d.h. eine Tendenz, Polizeikontakte eher zu verschweigen, festzustellen (ebd. 2004, S. 730). Dies würde aber bei den von uns ermittelten Delinquenz- bzw. Polizeikontakttraten eher zu einer konservativen Schätzung bestehender Unterschiede, nicht zu einer Überschätzung führen. In diesem Exkurs soll deshalb der Frage nachgegangen werden, ob sich ethnische Unterschiede im Antwortverhalten auch in der Schülerbefragung nachweisen lassen und wenn ja, welche Folgen dies für die Ergebnisse haben kann.

Die Schülerbefragungen werden im Klassenkontext als so genannte schriftliche Befragungen durchgeführt. Diese haben den Vorteil, dass verschiedene Faktoren, die sich verzerrend auf das Interview auswirken könnten, hier eine untergeordnete Rolle spielen. So ist beispielsweise das Motiv eines Befragten, sich sozial erwünscht zu verhalten, in persönlichen Interviews nur schwer auszuschalten.

Für die Klassenbefragungen wurde jeweils ein Interviewer eingesetzt, der in streng standardisierter Weise eine kurze Einführung in den Ausfüllmodus gegeben hat und danach, zumindest in den neunten Klassen, nur noch für Nachfragen der Schüler zur Verfügung stand. Insofern liegen mögliche Fehlerquellen der angewandten Methode nicht im Verhalten der Interviewer, sondern höchstens im verwendeten Erhebungsinstrument, dem Fragebogen sowie dem Antwortverhalten der Befragten.

Diekmann (1998, S. 382 ff) zählt verschiedene Fehler auf, die bei schriftlichen Befragungsinstrumenten auftreten können. Größtenteils wurde aber bereits bei der Erstellung des Fragebogens darauf geachtet, diese zu umgehen, z.B. indem die Fragen allgemeinverständlich formuliert wurden, Antwortvorgaben erschöpfend und disjunkt waren, die Reihenfolge der Fragen beachtet wurde usw. Zudem wurde weitestgehend auf etablierte Instrumente zurückgegriffen bzw. die neu konstruierten Instrumente wurden in einem Vortest auf Reliabilität und Validität geprüft. Dies bedeutet, dass weder von Seiten des Erhebungsinstrumentes noch von Seiten des Durchführenden der Erhebung systematische Verzerrungen ausgehen sollten. Die zentrale Frage ist deshalb, ob die dargebotenen Stimuli im Fragebogen von allen Befragten in derselben Weise verarbeitet wurden, ob also auf Seiten des Befragten Biasfaktoren bestehen. So wird u.a. vermutet, dass männliche Befragte anders auf bestimmte Fragen reagieren als weibliche Befragte. Seltener wird sich aber in der kriminologischen Forschung der Frage zugewandt, ob dies auch für Angehörige verschiedener Kulturen gilt (Eisner & Ribeaud 2006). Über ein Viertel der befragten Jugendlichen der Schülerbefragung 2005 hat aber eine nicht-deutsche Herkunft, wie die Stichprobenbeschreibung gezeigt hat. Die kulturvergleichende Sozialforschung macht seit Jahrzehnten darauf aufmerksam, dass sich das Verhalten von Befragten massiv zwischen den verschiedenen Weltregionen unterscheidet. In asiatischen Ländern besteht bspw. häufiger die Tendenz der Akquieszenz, d.h. unabhängig vom Frageinhalt wird entsprechend des stärkeren sozialen Harmoniebedürfnisses häufiger zugestimmt. Aufgrund der hohen Immigration und dem divergenten generativen Verhalten ist mittlerweile jede



repräsentative bundesdeutsche Studie selbst eine kulturvergleichende Studie. Und da ein zentraler Fokus der Schülerbefragung auf die Unterschiede in Einstellungen und Verhaltensweisen von nichtdeutschen Kindern gerichtet ist, stellt sich die Frage, inwieweit die gefundenen Unterschiede auf tatsächlichen Unterschieden beruhen oder aber ein Artefakt der Erhebungsmethode sind.

Eisner und Ribeaud (2006) diskutieren in Bezug auf das Befragtenverhalten von Migranten zwei Probleme: Das erste kreist darum, dass Migranten generell schlechter zu erreichen sind und zudem eine geringere Bereitschaft haben, überhaupt an Befragungen teilzunehmen. Dieser Aspekt spielt bei den Schülerbefragungen jedoch eine untergeordnete Rolle, da in der neunten Jahrgangsstufe im Prinzip alle am Befragungstag anwesenden Jugendlichen auch teilgenommen haben. Nur 1,3 % der Schüler bzw. der Eltern von Schülern verweigerten eine Teilnahme. Und von den am Befragungstag abwesenden Schülern (8,7 %) sind laut Lehrerangaben nur 23,0 % nichtdeutscher Herkunft, also nicht überzufällig viele Migranten.

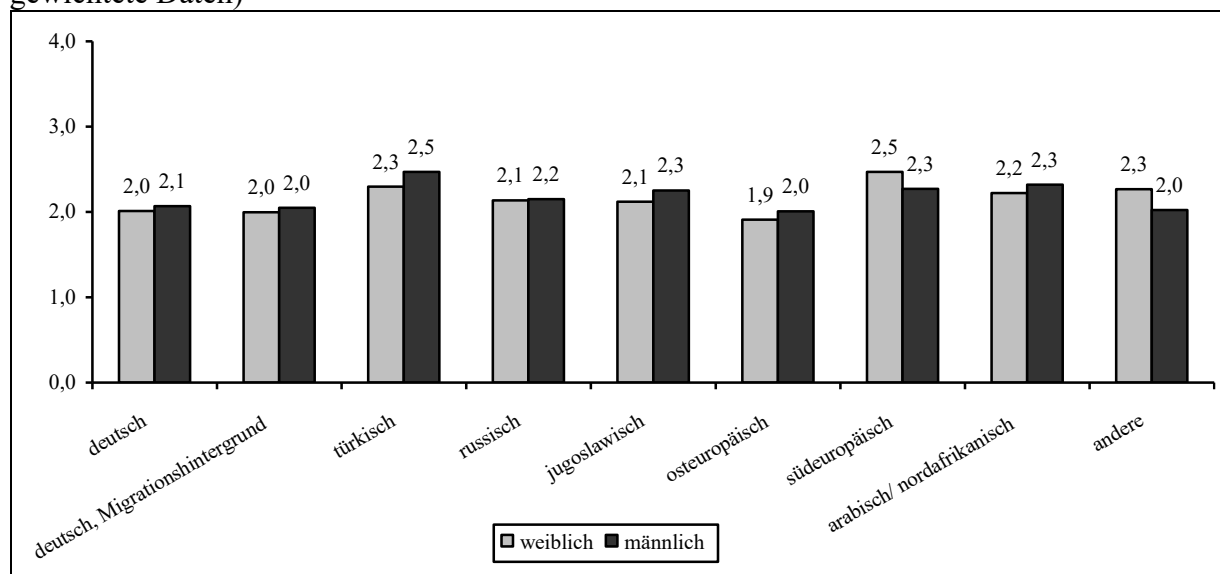
Wichtiger ist demgegenüber das Problem der kulturübergreifenden Äquivalenz von Erhebungsinstrumenten. Befragte unterschiedlicher ethnischer Herkunft können u.a. auf bestimmte Fragen häufiger mit sozial erwünschtem Antwortverhalten reagieren. Vor allem Personengruppen in einer Minderheitenposition in der Gesellschaft neigen verstärkt dazu, eigenes delinquentes Verhalten zu verschweigen um negative Bewertungen durch die Mehrheitsgesellschaft, in die sich integriert werden soll, zu vermeiden (Johnson & van de Vijver 2003). Der kulturübergreifenden Einsetzbarkeit von Erhebungsinstrumenten entgegen stehen zudem Überlegungen, die davon ausgehen, dass sich theoretische Konzepte nicht überall durch die gleichen empirischen Konstrukte operationalisieren lassen. Beispielsweise kann die Erfassung von Intelligenz in Gebieten mit hoher Analphabetismusrate nicht anhand von Aufgaben mit hohem Textanteil erfolgen. Und wenn dies doch geschieht, trägt die auf diese Weise gemessene Subdimension von Intelligenz eventuell deutlich weniger zum Gesamtkonstrukt Intelligenz bei als ein nicht auf Schriftsprache rekurrerender Teil. Ein Kulturvergleich könnte im Prinzip dann nur noch anhand des nicht schriftlichen Testteils erfolgen. Für die Schülerbefragungen sind diese Überlegungen von entscheidender Bedeutung: Auch hier werden Persönlichkeitsdimensionen, Werthaltungen, Einstellungen und Verhaltensweisen erfasst und es wurde bisher davon ausgegangen, dass alle ethnischen Gruppen in gleicher Weise mit dem Befragungsinstrument umgehen bzw. dass theoretische Konzepte wie die Männlichkeitsnormen in allen Gruppen durch die gleichen Aussagen gemessen werden können. Nachfolgend sollen diese den vorangegangenen Analysen zugrundeliegende Annahmen der kulturellen Invarianz der Erhebungsinstrumente geprüft werden. Dies geschieht jedoch nur anhand ausgewählter Beispiele, d.h. eine durchgängige Prüfung aller eingesetzten Instrumente auf ethnische Unterschiede im Antwortverhalten steht noch aus.

Der einfachste Weg, die Hypothese zu testen, dass Migranten ein auf der Dimension der sozialen Erwünschtheit differenzielles Antwortverhalten zeigen, liegt darin, dass Ausmaß sozialer Erwünschtheit direkt zu messen. Hierfür liegen verschiedene Vorschläge vor (Edwards 1957, Stöber 1999). Um den Fragebogen nicht zu umfangreich werden zu lassen, haben wir uns entschieden, eine Kurzskala mit vier Items aufzunehmen, die bereits in mehreren Befragungswellen des ALLBUS eingesetzt wurde und die auf Crown und Marlowe (1960) zurückgeht. Die vier Items sind: „Ich sage immer, was ich denke“, „Ich bin immer gewillt, einen Fehler, den ich mache, auch zuzugeben“, „Ich bin manchmal ärgerlich, wenn ich meinen Willen nicht bekomme“ und „Ich habe gelegentlich mit Absicht etwas gesagt, was die Gefühle des anderen verletzen könnte“. Auf diese Aussagen konnte mit ja oder nein geantwortet werden. Personen, die die ersten beiden Aussagen affirmieren, die letzten beiden negieren, weisen das höchste Ausmaß an sozialer Erwünschtheit auf. Es handelt sich damit um einen Summenindex, der

Werte zwischen 0 (kein sozial erwünschtes Antwortverhalten) und 4 (hoch sozial erwünschtes Antwortverhalten) annehmen kann. Die Codierung der Antworten als erwünscht oder nicht erwünscht ist eine theoretische Festlegung, d.h. die vier Items müssen keine reliable Skala ergeben.

Die in Abbildung 1 dargestellten Unterschiede fallen dann auch relativ gering aus. Zunächst ist festzustellen, das weibliche Befragte i.d.R. sozial erwünschteres Antwortverhalten zeigen. Zwei Abweichungen hiervon existieren bei den südeuropäischen Jugendlichen und den 'anderen' Jugendlichen, die eine Restkategorie verschiedenster Herkunftsgebiete bildet. Allerdings sind diese Unterschiede bei den südeuropäischen und anderen Jugendlichen nicht signifikant; von allen betrachteten Gruppen unterscheiden sich nur bei den deutschen und den türkischen Schülern weibliche von männlichen Befragten.

Abbildung 1: Soziale Erwünschtheit nach ethnischer Herkunft und Geschlecht (Mittelwerte; gewichtete Daten)

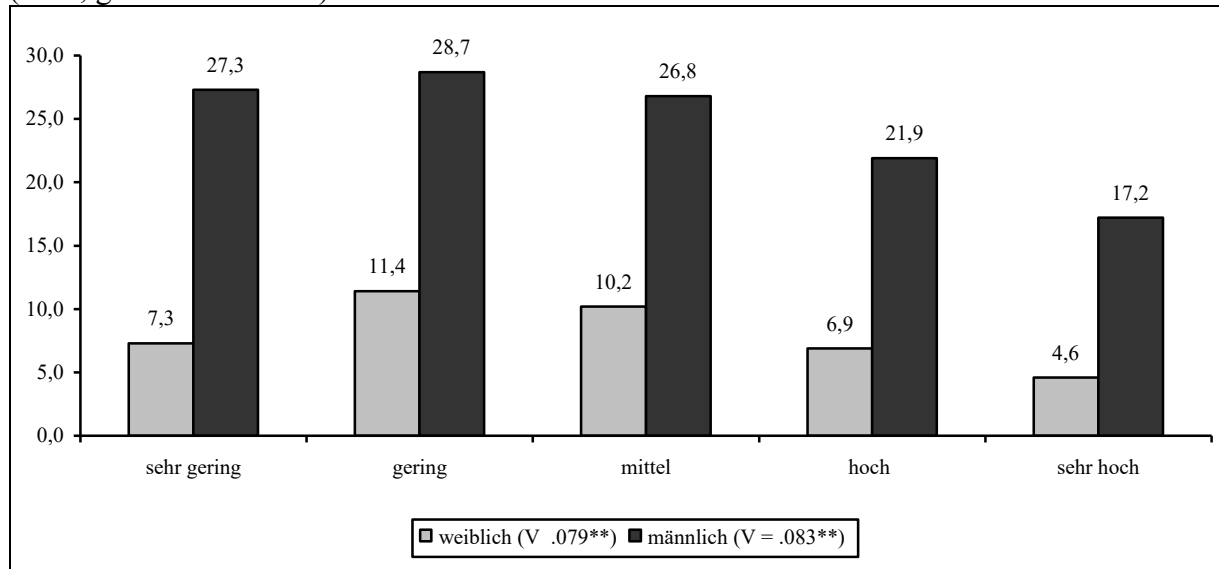


Im Vergleich der ethnischen Gruppen erreichen sowohl bei den Mädchen, als auch bei den Jungen türkische und südeuropäische Schüler die höchsten Werte. Aufgrund der Gruppengröße sind aber die wenigsten Unterschiede tatsächlich signifikant. Bei den Mädchen haben die türkischen Jugendlichen ein signifikant höheres Zustimmungsniveau als die beiden deutschen Gruppen, die russischen und die osteuropäischen Jugendlichen ( $F = 12.356^{**}$ ). Bei den Jungen sind es sowohl die türkischen, als auch die südeuropäischen Jugendlichen, die ein signifikant sozial erwünschteres Antwortverhalten zeigen wie die beiden deutschen Gruppen und die Osteuropäer ( $F = 10.022^{**}$ ).

Dass sich das Ausmaß sozial erwünschten Antwortvorhaltens tatsächlich in anderen Selbstauskünften niederschlägt, zeigt Abbildung 2 am Beispiel der Gewalt-Prävalenz. Sowohl Mädchen, als auch Jungen geben deutlich seltener an, dass sie in den letzten 12 Monaten mindestens einmal eine Gewalttat begangen haben, wenn sie auf dem Erwünschtheits-Index hohe Werte erreichen. Bei den Mädchen halbiert sich die Quote der Gewalttäter, bei den Jungen geht sie um zehn Prozentpunkte zurück. Der Einfluss der sozialen Erwünschtheit bleibt auch in multivariaten Modellen bestehen, d.h. es ist nicht der Fall, dass in der Gruppe mit niedriger oder sehr niedriger sozialer Erwünschtheit überproportional viele Jugendliche aus Hauptschulen wären oder Schüler, die besonders häufig Männlichkeitsnormen zustimmten, beides Faktoren, die die Wahrscheinlichkeit der Ausübung von Gewalt erhöhen. Insofern wird mit dieser Kurzskaala tatsächlich ein weitestgehend von anderen Faktoren unabhängiges Konstrukt er-

fasst, das sich als eine Dimension der Persönlichkeit interpretieren lässt. So findet sich bspw. eine mittelhohe Korrelation zwischen der sozialen Erwünschtheit und dem Temperament, d.h. Personen, die sich eine geringe Selbstkontrolle attestieren, antworten auch seltener sozial erwünscht.

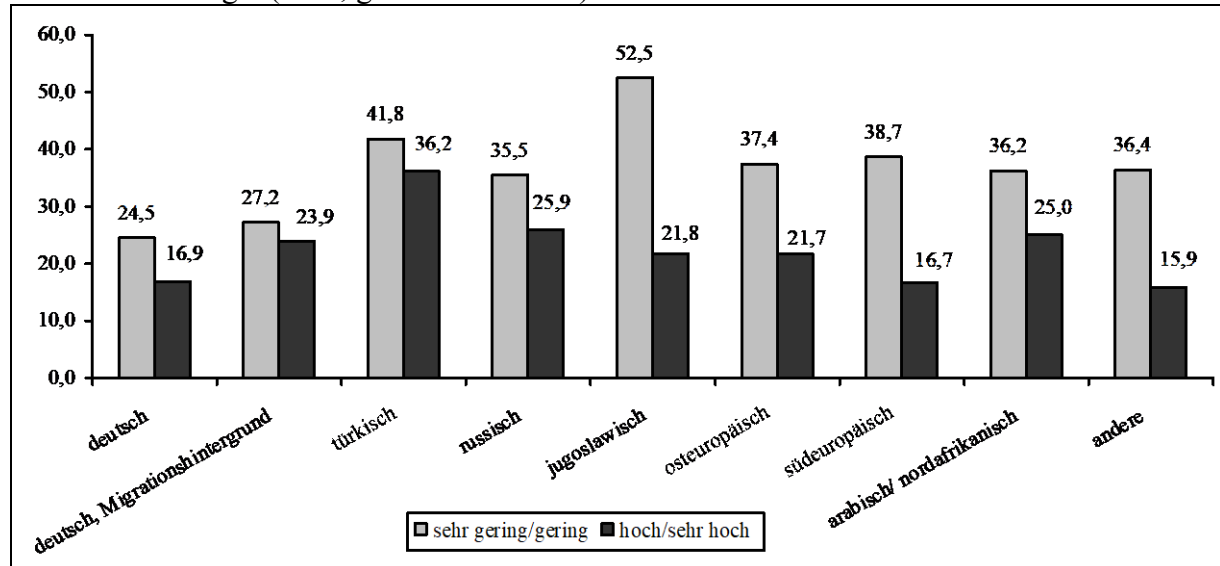
Abbildung 2: Zusammenhang zwischen sozialer Erwünschtheit und eigener Gewalt-Prävalenz (in %; gewichtete Daten)



In Abbildung 3 ist zudem zu erkennen, dass für jede ethnische Gruppe gilt, dass mit höherer sozialer Erwünschtheit der Anteil an Personen zurückgeht, die mindestens eine eigene Gewalttat in den letzten 12 Monaten berichten. Hierfür wurde die Gruppe mit sehr geringer und geringer der Gruppe mit hoher und sehr hoher Erwünschtheit gegenübergestellt. Interessant ist, dass sich die Gruppen dahingehend unterscheiden, dass die Stärke des Effekts der Erwünschtheit variiert. Obwohl es also kaum ethnische Unterschiede im Ausmaß sozial erwünschten Antwortverhaltens gibt (s.o.), gibt es Gruppen, bei denen die Existenz einer solchen Eigenschaft folgenreicher für das wahrheitsgemäße Berichten der eigenen Gewalt ist als bei anderen. Bei türkischen Befragten macht es z.B. kaum einen Unterschied für das Berichten eigener Gewalttätigkeit, ob ein Befragter niedrige oder hohe Werte bei der sozialen Erwünschtheit hat. Dies mag kulturell zu begründen sein: Für männliche Türken ist die eigene Gewalttätigkeit nichts, was zu verschweigen ist. Sie ist normaler Bestandteil des Heranwachsenden, das sich weitestgehend in ethnisch homogenen Jungengruppen abspielt. Bei den jugoslawischen und südeuropäischen Jugendlichen stellt sich die Situation anders dar: Je stärker die Tendenz ausgeprägt ist, sozial erwünscht zu antworten, umso seltener wird von der eigenen Gewalttätigkeit berichtet. Bei diesen Jugendlichen geht das Self-Monitoring in der Form, erwünschte Antworten zu geben, auch mit einer stärkeren Orientierung am allgemeinen Gewaltverbot einher bzw. diese Norm hat zumindest dann Geltung, wenn im Fragebogen Aussagen über das eigene, nicht konforme Verhalten gemacht werden sollen. Wie das tatsächliche Ausmaß der Gewaltbelastung der hoch sozial erwünscht antwortenden Befragten dieser Gruppen aussieht, wissen wir natürlich nicht. Im Übrigen ist auch unklar, ob die Befragten, die wenig sozial erwünscht antworten, wirklich solch ein hohes Gewaltniveau besitzen oder ob darin nicht auch eine ablehnende Haltung gegenüber der Befragung selbst zum Ausdruck kommt, die sich u.a. in Übertreibungen niederschlägt. Dennoch ist aus diesen Befunden zu folgern, dass es ethnische Gruppen gibt, deren Antwortverhalten stärker von sozialer Erwünschtheit abhängig ist. Am hier gewählten Beispiel der Gewalt-Prävalenz lässt sich zeigen, dass die deskriptiven Auswertungen zu verschiedenen abweichenden Verhaltensweisen, die im vorangegangenen Kapitel vorgestellt wurden, bei jugoslawischen, südeuropäischen, auch

osteuropäischen Jugendlichen höchstwahrscheinlich das tatsächliche Ausmaß an Abweichung leicht unterschätzen, da bei diesen Gruppen die sozial erwünscht antwortenden Jugendlichen häufiger ihre Delinquenz verschweigen.

Abbildung 3: Gewalt-Prävalenz nach sozialer Erwünschtheit und ethnischer Herkunft, nur männliche Befragte (in %; gewichtete Daten)



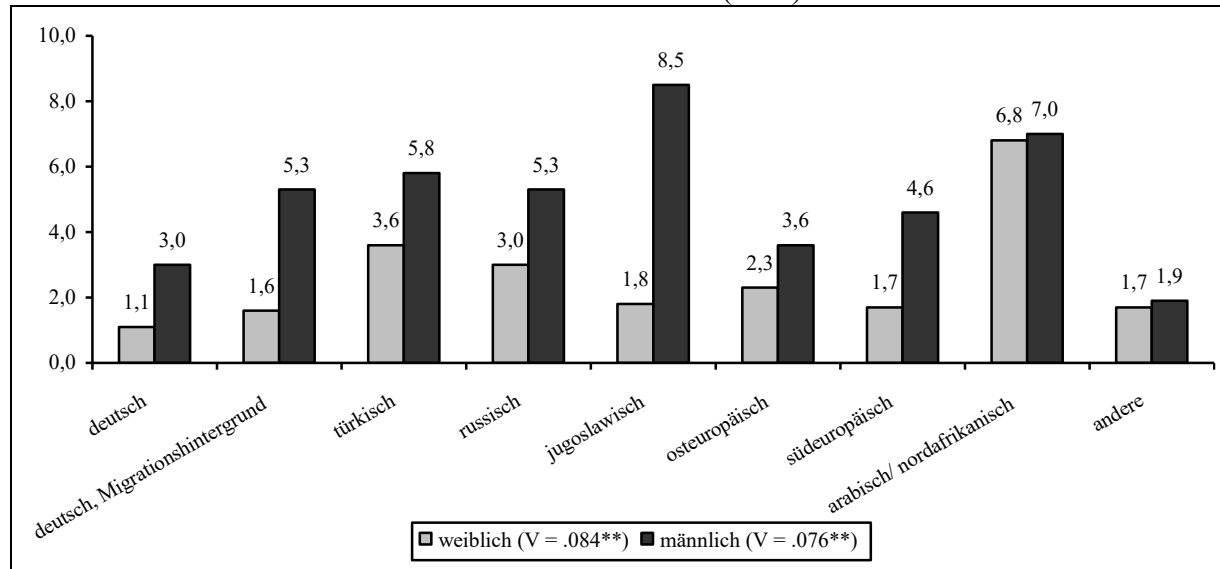
Der Frage nach möglichen ethnischen Unterschieden im Antwortverhalten lässt sich aber auch über einen indirekten Weg nachgehen – auf mindestens zweierlei Weise: Erstens können fehlende Werte bei eingesetzten Skalen darauf hindeuten, dass die Befragten nicht antworten wollten oder konnten. Der Nonresponse ist gewollt, wenn bewusst Angaben vermieden werden um bspw. einer antizipierten sozialen Ächtung zu entgehen. Es ist aber nicht nur dieses Verschweige-Motiv zu kalkulieren, sondern auch, dass fehlende Werte zustande kommen, wenn Aussagen unverständlich sind, weil auf Begrifflichkeiten rekuriert wird, die nicht in allen kulturellen Kontexten eine Bedeutung haben (z.B. Begriffe wie Zeitgefühl, Engagement, Leistungsbereitschaft). Neben der Analyse fehlender Werte ist ein zweiter indirekter Weg jener, der nach Antwortmustern sucht. Solch ein Muster besteht u.a. dann, wenn Befragte auf einer Skala durchweg nur die Mittelkategorie oder ständig die höchste Zustimmungskategorie auswählen.

Für die Analyse fehlender Werte greifen wir erneut auf eine Variable der Gewalt-Prävalenz zurück, das Begehen einer Körperverletzung. Im Fragebogen wurde danach gefragt, ob der Schüler bereits einmal einen anderen Menschen verprügelt und dabei verletzt hat. Da hier angegeben werden soll, ob ein sehr klar umrissenes Verhalten ausgeübt oder nicht ausgeübt wurde, ist anzunehmen, dass das Problem der Unverständlichkeit der Frageformulierung zu vernachlässigen ist. Stattdessen wird es sich beim Nonresponse eher um Antwortverweigerer handeln, die bewusst die Angaben verschwiegen haben.

Die Auswertungen in Abbildung 4 zeigen, dass es sowohl Geschlechts- als auch Ethnienunterschiede im Ausmaß der Antwortverweigerer gibt. In allen ethnischen Gruppen sind es weniger Mädchen als Jungen, die keine Angabe bei der Frage nach der selbstbeganenen Körperverletzung gemacht haben. Besonders ausgeprägt sind die Unterschiede bei jugoslawischen Schülern; hier gibt es viermal weniger Mädchen als Jungen, die nicht geantwortet haben. Da Mädchen im Bereich der körperlichen Gewalt deutlich seltener auffällig sind als Jungen, ist dieser Befund nicht überraschend: Mädchen müssen einfach auch seltener begangene Delikte verschweigen. Überraschend ist allerdings, dass arabischstämmige Mädchen fast ge-

nauso häufig keine Antwort gegeben haben. Betrachtet man sich die Prävalenz- und Mehrfachtäterraten der weiblichen Befragten aus arabischen bzw. nordafrikanischen Ländern, so bewegen sich diese im Vergleich mit anderen weiblichen Befragtengruppen aber im Mittelfeld.

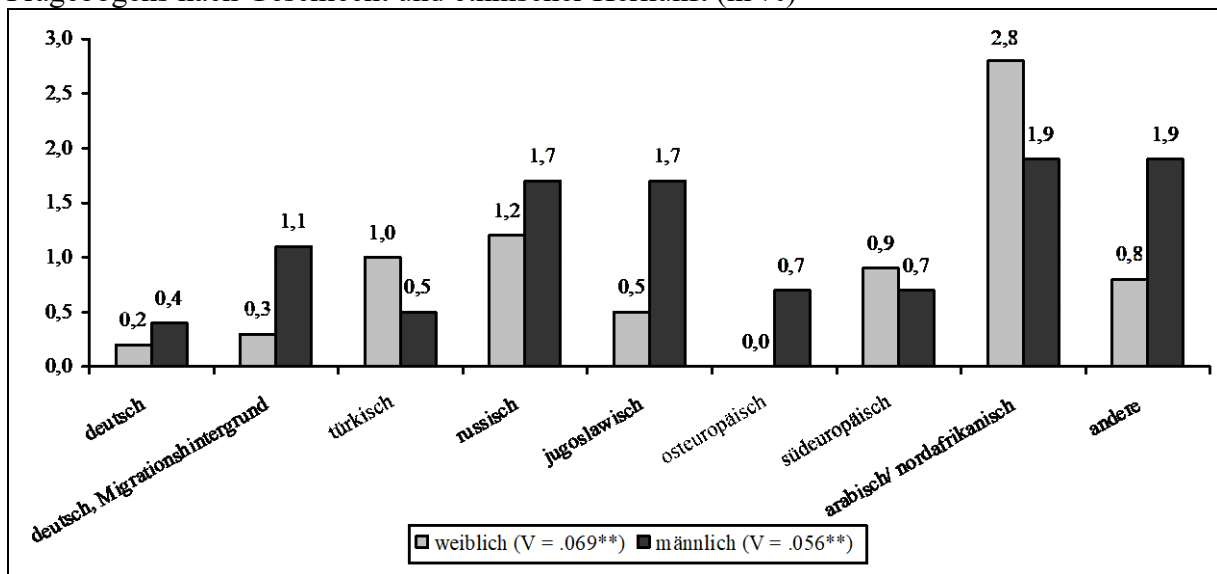
Abbildung 4: Anteil Jugendlicher, die Frage nach begangener Körperverletzung nicht beantwortet haben nach Geschlecht und ethnischer Herkunft (in %)



Im Vergleich der ethnischen Gruppen zeigt sich, dass deutsche Befragte beiderlei Geschlechts zu den seltenen Antwort-Verweigerern gehören. Alle anderen Gruppen haben einen höheren Nonresponse. Türkische, jugoslawische (nur Jungen) und arabische Jugendliche fallen durch einen besonders hohen Anteil auf, der keine Antwort gegeben hat. Dies ist ein weiterer Indiz dafür, dass die präsentierten Raten zum gewalttätigen Verhalten dieser Gruppen das tatsächliche Ausmaß leicht unterschätzen dürften, denn immerhin jeder zwölfte männliche jugoslawische Jugendliche hat die Frage nach der Körperverletzung unbeantwortet gelassen. Allerdings ist zu bedenken, dass die Entscheidung, an dieser Stelle keine Antwort abzugeben, entsprechend weiterführender Analysen am stärksten davon abhängt, ob bereits eine Seite vor der Frage nach der selbstbegangenen Körperverletzung andere Fragen unbeantwortet geblieben sind. Ein Teil der erhöhten Nonresponse-Raten der nichtdeutschen Befragten ist damit darauf zurückzuführen, dass die Probanden diese Stelle des Fragebogens gar nicht mehr erreicht haben, sondern das Ausfüllen bereits vorher abgebrochen haben. Natürlich stellt sich dann wiederum die Frage, welche Faktoren das Abbrechen der Befragung beeinflussen. Hier dürften sprachliche Schwierigkeiten sicherlich ebenso eine Rolle spielen wie die kognitive Überforderung oder das bewusste Verschweigen der eigenen Delinquenz. Über die genauen Gründe des Abbrechens, das an ganz verschiedenen Stellen des Fragebogens einsetzen kann, liegen uns bislang keine Erkenntnisse vor, was auch darauf zurückzuführen ist, dass diese Gründe nicht separat durch die Interviewer erfragt wurden. Insofern ist nur zu konstatieren, dass insgesamt 1,4 % aller Jugendlichen zumindest die letzte Seite des Fragebogens nicht erreicht haben, d.h. als Abbrecher einzustufen sind. Ab Seite 24 des insgesamt 27 Seiten umfassenden Fragebogens haben 77 Schüler nicht mehr geantwortet (0,5 %); diese Seite wurde gewählt, weil auf der folgenden Seite die Frage nach der Körperverletzung gestellt ist. Wie Abbildung 5 zeigt, finden sich tatsächlich signifikante Unterschiede zwischen den ethnischen Gruppen in den Abbrecherraten. Während nur jedes fünfhundertste Mädchen und jeder zweihundertfünfzigste Junge mit deutscher Herkunft die Befragung spätestens ab Seite 24 abgebrochen hat, sind es bei den Schülern aus dem arabischen Raum vierzehn bzw. fünf Mal so viele. Auch männliche jugoslawische und russische Schüler haben recht hohe Abbrecherraten. Bezieht man diese

Unterschiede in den Abbrecherraten mit ein und berechnet die Antwortverweigererrate bei Körperverletzungen, so bleiben die Unterschiede alles in allem bestehen (Cramers  $V = .059^{**}$  für weibliche und  $V = .069^{**}$  für männliche Befragte). Einzig der Anteil arabischer/nordafrikanischer Mädchen ohne Antwort verringert sich substantziell von 6,8 auf 3,5 %, womit sie aber immer noch den höchsten Wert aller weiblichen Befragten erreichen. Der Wert der arabischen/nordafrikanischen Jungen reduziert sich hingegen weniger stark (von 7 auf 5,2 %).

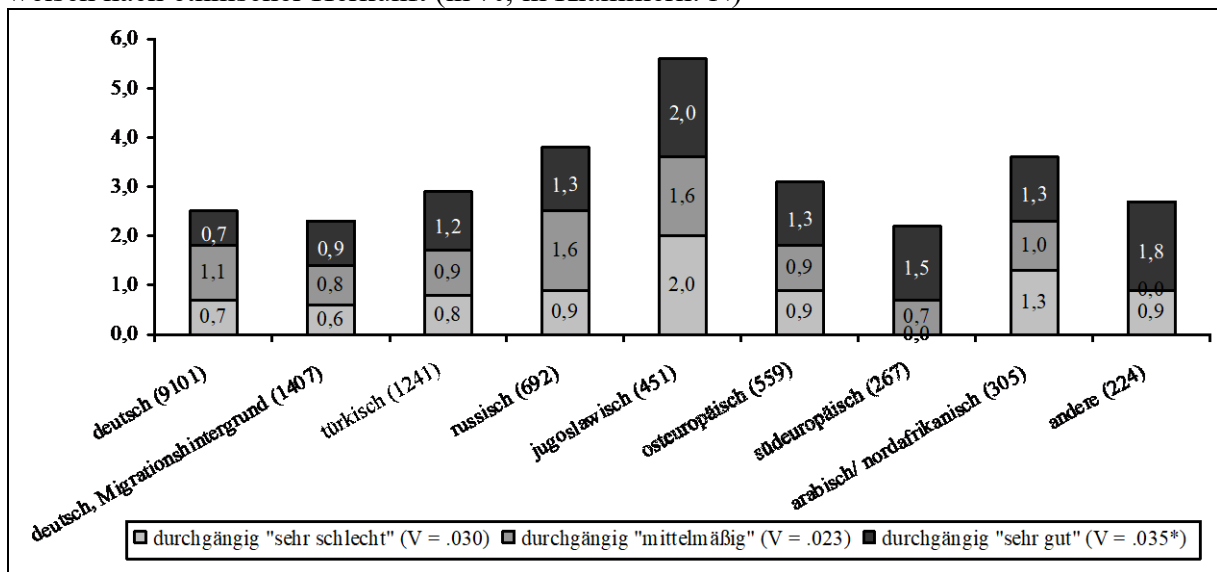
Abbildung 5: Anteil Jugendlicher, die Befragung ganz abgebrochen haben ab Seite 24 des Fragebogens nach Geschlecht und ethnischer Herkunft (in %)



Antwortmuster lassen sich nicht nur in Bezug auf die Antwortverweigerung, sondern auch auf abgegebene Antworten untersuchen. Dies lässt sich am Beispiel der Skala Konfliktlösekompetenz verdeutlichen. Dabei sollten die Jugendlichen folgende fünf Aussagen daraufhin bewerten, ob sie die darin beschriebenen Handlungen von „1 – sehr schlecht“ bis „5 – sehr gut“ beherrschen würden: „Obwohl ich wütend bin, den anderen nicht beschimpfen“, „Mir eine andere Meinung erst mal genau anhören“, „Zugeben, dass ich mich vielleicht irre“, „Falls nötig, erst mal weggehen und mich beruhigen“ und „Überlegen, ob der andere nicht vielleicht doch recht hat“. Diese Skala wurde gewählt, weil sie als eine der wenigen im Fragebogen eine ungerade Anzahl an Antwortkategorien und somit eine echte Mitte anbietet. Bei den meisten eingesetzten Skalen wurde eine gerade Anzahl an Antwortkategorien offeriert, um die Befragten zu einer klaren Stellungnahme zu bewegen.

Drei Antwortmuster können mithilfe der Konfliktlösekompetenz-Skala unterschieden werden: 1. Schüler, die durchgängig „1 – sehr schlecht“ angekreuzt haben (N = 110); 2. Schüler, die durchgängig die Mitte angekreuzt haben (N = 154); 3. Schüler, die ausschließlich „5 – sehr gut“ angekreuzt haben (N = 126). Insgesamt weisen 2,7 % aller Befragten eines der drei Antwortmuster auf. Jugoslawische Jugendliche neigen am häufigsten von allen betrachteten Ethnien zu einem Antwortmuster, wobei sie sowohl am häufigsten die Extreme, als auch die Mitte bevorzugen. Insofern scheint das Antwortverhalten dieser Gruppe am wenigstens verlässlich. Alle anderen Gruppen zeigen ein weniger stereotypes Verhalten. Etwas überdurchschnittliche Werte erreichen noch die russischen und die arabischen Befragten, wobei bei den russischen Jugendlichen eher eine Tendenz zur Mitte, bei den arabischen und nordafrikanischen Schülern eine Tendenz zu den Extremen zu beobachten ist.

Abbildung 6: Anteil Jugendlicher, die bei Skala Konfliktlösekompetenz Antwortmuster aufweisen nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N)



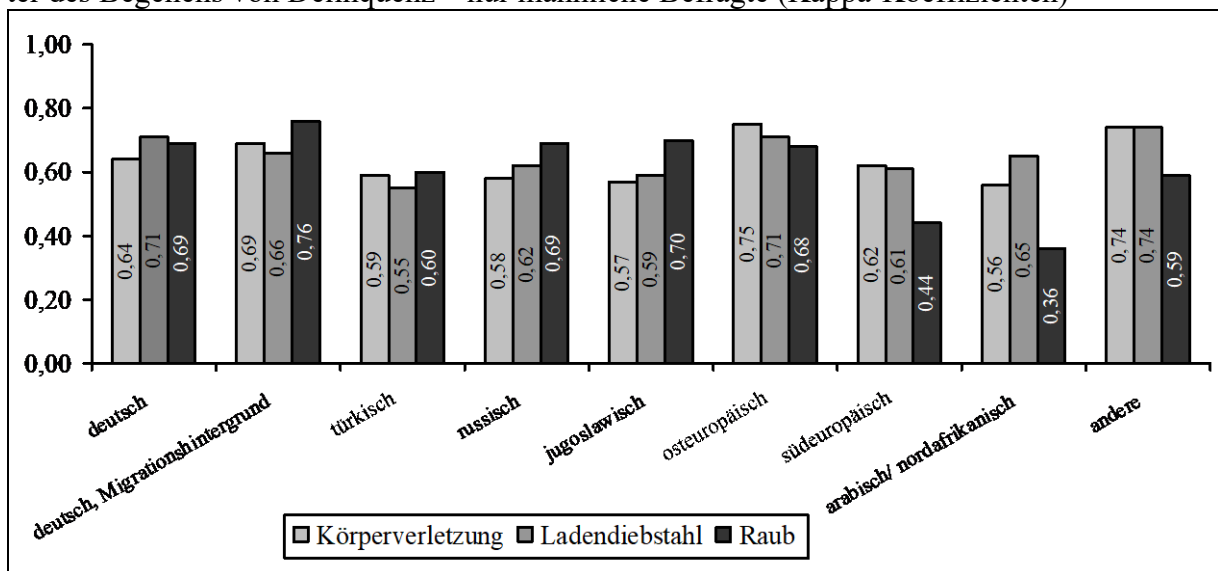
Die Daten erlauben es nicht nur, die Antwort-Reaktionen der verschiedenen ethnischen Gruppen auf einzelne im Fragebogen präsentierte Stimuli zu analysieren. An verschiedenen Stellen finden sich auch Wiederholungen bereits gestellter Fragen, mit deren Hilfe Aussagen über die Zuverlässigkeit von Angaben getroffen werden können. So haben wir auf der Seite 25 des Fragebogens danach gefragt, ob der Schüler schon einmal in seinem Leben einen Ladendiebstahl, eine Körperverletzung oder einen Raub begangen hat. Eine Seite später wird dann für dieselben Delikte im selben Wortlaut erfragt, wann sie zum ersten Mal begangen wurden, mit der Option anzukreuzen, dass sie noch nie begangen worden wären. Ein konsistent antwortender Jugendlicher müsste entweder bei beiden Fragen das Begehen eines Delikts verneinen oder beide Male bejahen. Als Maß der Übereinstimmung der Antworten zu beiden Fragen lässt sich der Kappa-Koeffizient heranziehen: Ein Wert von 0 würde bedeuten, dass alle Befragten bei der einen Frage genau das Gegenteil angeben als bei der anderen Frage, ein Wert von 1 bedeutet, dass Täter sich bei beiden Fragen als Täter zu erkennen geben und Nicht-Täter als Nicht-Täter.

Abbildung 7 stellt die Kappa-Koeffizienten für die drei Delikte dar, die doppelt erfasst wurden, wobei sich nur auf die männlichen Befragten bezogen wird. Der geringste Koeffizient ist, alle Befragten betrachtet, bei der Körperverletzung zu beobachten; er beträgt hier .64 und erreicht damit zwei Drittel des Maximalwertes. Dies bedeutet, dass von den 6858 befragten Jungen 5736 (83,6 %) bei beiden Fragen gleich geantwortet haben. 3909 haben weder bei der Frage nach der Prävalenz noch nach dem Erstalter angegeben, je eine Körperverletzung begangen zu haben; 1827 haben bei beiden Fragen eine begangene Körperverletzung eingestanden. Dies heißt zugleich, dass 1122 Befragte (16,4 %) divergierende Angaben gemacht haben.

Die ethnischen Gruppen unterscheiden sich dabei in der Zuverlässigkeit ihrer Angaben: Erneut sind es jugoslawische und arabische/nordafrikanische Jugendliche, für die eher geringere Übereinstimmungen festzustellen sind, d.h. diese Jugendlichen nehmen es hier nicht so genau mit dem Beantworten. Aber auch türkische Befragte weisen eine geringe Konsistenz im Antwortverhalten auf. Zu beachten ist allerdings, dass die Deutschen ebenfalls deutlich unter dem Maximalwert liegen. Am verlässlichsten erweisen sich die Angaben der osteuropäischen Befragten. Insofern mag ein erhöhtes Abweichungsniveau bei dieser Gruppe auch darauf zurückzuführen sein, dass sie ehrlicher und verlässlicher als andere Gruppen ihr Verhalten be-

richten.<sup>94</sup> Sehr niedrig fallen die Koeffizienten für Raub bei den südeuropäischen und arabischen Befragten aus. Dies ist darauf zurückzuführen, dass erstens die absolute Anzahl an Raubtätern in diesen Gruppen sehr gering ist, bei den arabischen Schülern sind es 16 von 146 Befragten. Von diesen 16 Schülern geben aber auch nur vier bei beiden Fragen zu, dass sie einen Raub begangen hätten, bei 12 Schülern unterscheiden sich die Antworten auf beide Fragen.

Abbildung 7: Übereinstimmung zwischen Angaben zur Prävalenz von Delinquenz und Erstalter des Begehens von Delinquenz – nur männliche Befragte (Kappa-Koeffizienten)



Eine letzte Auswertung zum Thema interkulturelle Einsetzbarkeit der Befragungsinstrumente fokussiert erneut die interne Struktur der eingesetzten Skalen. Die Frage dabei ist, ob Angehörige verschiedener ethnischer Gruppen in unterschiedlicher Weise auf einzelne Items reagieren. Dies würde sich in Reliabilitäts- und Faktorenanalysen zeigen. Wir haben zwei Beispiele ausgewählt, anhand derer die Frage nach der Faktorenstruktur untersucht werden soll: die Gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen sowie die Impulsivität als Teildimension von Selbstkontrolle.

Die Skala Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen besteht aus acht, die Skala Impulsivität aus fünf Einzelitems (s.o.). Nach ethnischen Gruppen differenzierte Reliabilitätsanalysen ergeben kaum Anhaltspunkte dafür, dass die beiden Konstrukte nicht verlässlich in bestimmten Gruppen erfasst werden würden. Der Koeffizient Cronbachs Alpha für alle acht Items der Männlichkeitsnormen unterschreitet in keiner Substichprobe den Wert von .70, was noch als akzeptabel gilt. Der niedrigste Wert wird in der Gruppe der männlichen russischen Schüler beobachtet. Bei der aus fünf Items bestehenden Impulsivitäts-Skala werden die Cronbachs Alpha Werte nicht kleiner als .59, d.h. erscheint die Messung des Konstrukts angesichts der geringen Itemanzahl als hinreichend reliabel.

Konfirmatorische Faktorenanalysen können diese Befunde allerdings nur teilweise bestätigen. Für den Vergleich wurde sich dabei auf die drei Gruppen der deutschen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund, der türkischen und der russischen Schüler männlichen Geschlechts

<sup>94</sup> Die Verlässlichkeit der Angaben der Osteuropäer mag aber auch darauf zurückzuführen sein, dass sie konsistent ihre Delinquenz verschweigen. Bei der Auswertung der sozialen Erwünschtheit hatte sich ja gezeigt, dass diese Jugendlichen höchst unterschiedliche Angaben über ihre Delinquenz machen je nach Ausmaß der eigenen sozialen Erwünschtheit.



konzentriert. Tabelle 1 zeigt die Ergebnisse dieser Analysen. Schätzt man in einem Modell gleichzeitig die Faktorenstruktur in allen drei Subpopulationen und führt keinerlei Beschränkungen ein, ergeben sich sehr gute Fit-Statistiken (Modell frei). Das zweite Modell wird unter der Prämisse geschätzt, dass in allen drei Gruppen die einzelnen Faktorenladungen gleich hoch sind, d.h. sowohl bei den deutschen, als auch bei den türkischen und russischen Jugendlichen soll ein und dasselbe Item überall in der gleichen Weise zum Faktor Männlichkeitsnormen bzw. Impulsivität beitragen (Modell gleich). Dabei zeigen sich divergierende Befunde: Während das Modell mit gleichgesetzten Faktorladungen in Bezug auf die Männlichkeitsnormen signifikant schlechter ist als das Ausgangsmodell, gilt dies im Hinblick auf die Impulsivität nicht.<sup>95</sup> Dies bedeutet, dass die Annahme einer kulturinvarianten Faktorstruktur bei Impulsivität hier aufrechterhalten werden kann. Bei den Männlichkeitsnormen gilt dies nicht: Augenscheinlich bedeutet Männlichkeit für deutsche, türkische und russische Frage jeweils etwas anderes.

Tabelle 1: Vergleich verschiedener Faktorenmodelle für Männlichkeitsnormen und Impulsivität, nur männliche Befragte

	Männlichkeitsnormen	Differenz zu Modell frei	Selbstkontrolle: Impulsivität	Differenz zu Modell frei
Modell frei				
Chi <sup>2</sup> /df	57.245/27	-	2.716/3	-
AGFI	.990		.997	
RMSEA/SRMR	.014/.010		.000/.001	
Modell gleich				
Chi <sup>2</sup> /df	250.302/63	193.057/36	35.027/19	32.311/16
AGFI	.981		.994	
RMSEA/SRMR	.023/.015		.001/.006	
Modell teilweise frei				
Chi <sup>2</sup> /df	116.650/59	59.405/32	-	-
AGFI	.991			
RMSEA/SRMR	.013/.011			

Um diesen Unterschieden in der Bedeutung auf die Spur zu kommen, wurden sukzessive entsprechend den Modifikationsvorschlägen einzelne Pfade freigesetzt – ausschließlich in der türkischen Stichprobe. Nachdem vier Veränderungen vorgenommen worden sind, ergibt sich ein Modell (teilweise frei), welches sich nicht mehr signifikant vom Ausgangsmodell unterscheidet.

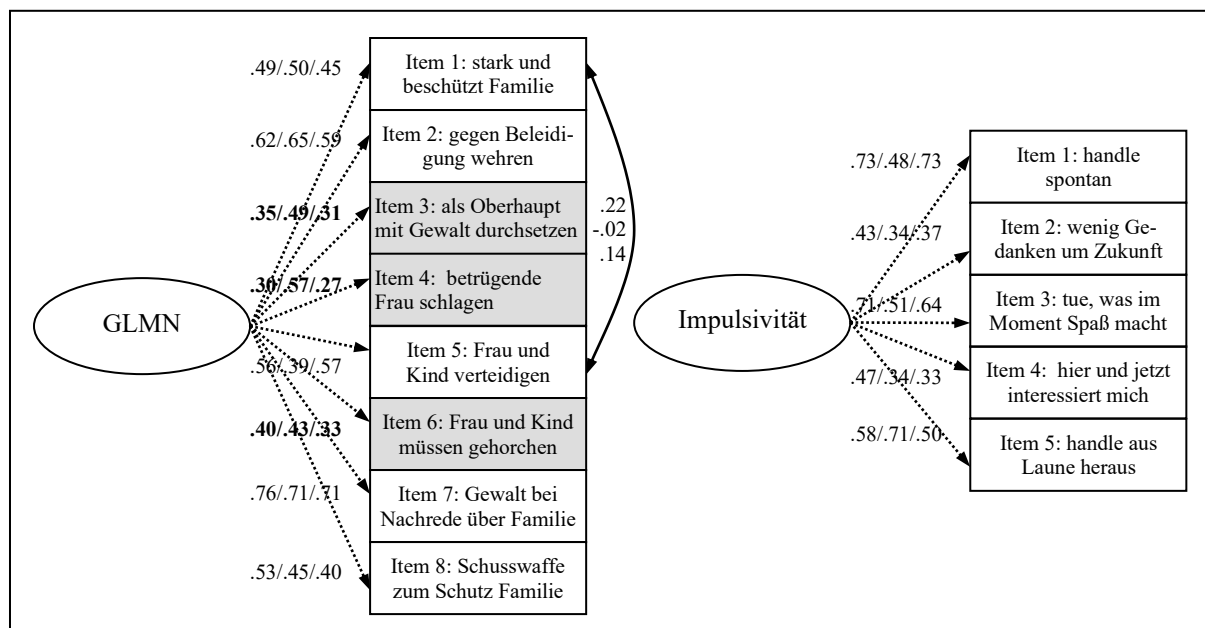
Die durch dieses Vorgehen ermittelten Faktor-Strukturen sind in Abbildung 8 graphisch aufbereitet.<sup>96</sup> Obwohl sich die Faktorladungen des Konstrukts Impulsivität zwischen den drei Befragtengruppen unterscheiden, sind diese Unterschiede nicht signifikant. Das zweite und das vierte Item laden in allen drei Stichproben am geringsten, das erste und das dritte am höchsten. Für die Männlichkeitsnormen ergibt sich für türkische Jugendliche auf der einen und russische bzw. deutsche Jugendliche auf der anderen Seite eine ungleiche Faktorenstruktur: Bei den türkischen Jugendlichen laden alle acht Items auf dem gemeinsamen Faktor Männlichkeitsnormen, bei den deutschen, insbesondere aber den russischen Jugendlichen scheint es hingegen zwei Faktoren zu geben. Der erste Faktor erfasst die Demonstration von Männlichkeit nach außen, um die Familienehre zu verteidigen, der zweite (grau unterlegt) den männlichen Dominanzanspruch auch innerhalb der Familie. Russische und deutsche Schüler stimmen dem ersten Faktor sehr viel stärker zu als dem zweiten, d.h. sie treffen eine Unterscheidung, in welchem Kontext und zu welchem Zweck (männliche) Gewalt gerechtfertigt ist.

<sup>95</sup> Zur Bestimmung der Signifikanz der Differenz der Modelle wurde auf die Chi<sup>2</sup>-Verteilung zurückgegriffen.

<sup>96</sup> Fehlerkorrelationen wurden nur dargestellt, wenn sie sich zwischen den ethnischen Gruppen signifikant unterscheiden.

Für den Einsatz von Gewalt gegenüber der eigenen Frau oder den eigenen Kindern gilt dies nicht. Bei den Türken erstreckt sich der durch den Männlichkeitsstatus legitimierte Gewaltanspruch hingegen auch auf die eigene Familie, es wird nicht zwischen familienexterner und –interner Gewalt unterschieden. In diesem Sinne wäre es für die ethnienübergreifende Untersuchung der Folgen der Aufrechterhaltung von Männlichkeitsnormen angemessen, nur den Faktor der Männlichkeitsnormen herauszugreifen, der sich auf die familienexterne Männlichkeit bezieht, weil nur dieser kulturinvariant erfasst werden kann. Allerdings zeigt sich auch, dass die beiden Faktoren sehr hohe Interkorrelationen aufweisen; d.h. auch bei den russischen Jugendlichen stimmen diejenigen Schüler der familieninternen Gewaltanwendung stärker zu wenn sie die familienexterne Gewaltanwendung unterstützen und vice versa.<sup>97</sup>

Abbildung 8: Messmodelle für die Faktoren Männlichkeitsnormen und Impulsivität, nur männliche Befragte



(1. Wert: deutsch, 2. Wert: türkisch, 3. Wert: russisch; **fett** = signifikante Unterschiede)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die ethnischen Gruppen tatsächlich in ihrem Antwortverhalten unterscheiden. Jugoslawische und arabische Jugendliche sind bspw. auffälliger im Bereich der Antwortverweigerungen und der Antwortmuster, d.h. bei beiden ethnischen Gruppen scheint die Validität der gemachten Angaben etwas weniger gegeben zu sein als bei anderen Gruppen. Als problematisch erweisen sich Skalen, die mehr oder weniger für die Lebenswelt einer bestimmten ethnischen Gruppe konstruiert wurden, was am Beispiel der Männlichkeitsnormen gezeigt wurde. Deutsche und russische Jugendliche reagieren auf die Items etwas anderes als die türkischen Jugendlichen. Dennoch: Auch deutsche Befragte weisen Antwortmuster auf, auch bei deutschen Befragten gibt es keine perfekte Übereinstimmung von Antworten usw. Ein deutlicher Hinweis darauf, dass Schülerbefragungen in der von uns gewählten Methodik nur für deutsche Jugendliche aussagekräftig wären, lässt sich in den präsentierten Auswertungen nicht erkennen. Vielmehr gilt es, stärker für die feinen Unterschiede im Antwortverhalten zu sensibilisieren. Dieser Exkurs sollte in diesem Sinne als eine erste Annäherung an dieses Thema verstanden werden.

<sup>97</sup> Die Korrelationen zwischen beiden Männlichkeitsnorm-Dimensionen betragen  $r = .46^{**}$  für deutsche,  $r = .57^{**}$  für türkische und  $r = .38^{**}$  für russische männliche Jugendliche.

## 5. Alkohol- und Drogenkonsum

### 5.1. Die Verbreitung des Konsums verschiedener Drogen

Ein Aspekt abweichenden Verhaltens im Jugendalter besteht im Konsum legaler und illegaler Suchtmittel. Streng genommen ist die Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Drogen bei der untersuchten Population Jugendlicher problematisch, da für 15jährige Schüler der 9. Jahrgangsstufe jegliche Abgabe von Alkohol und Tabak verboten ist. Im Folgenden wird diese Unterscheidung dennoch aufrechterhalten, weil der Erwerb und Konsum von generell illegalen Substanzen ein erhöhtes kriminelles Potenzial voraussetzt – wozu unter anderem Kontakte zum Vertriebsnetzwerk zu zählen sind. Unter den legalen Substanzen werden nachfolgend Bier und Wein, Schnaps und Whiskey, Alcopops sowie Zigaretten zusammengefasst. Unter die illegalen Substanzen fallen die Cannabisprodukte Haschisch und Marihuana sowie die „harten“ Drogen Speed, Ecstasy, Heroin, Kokain und LSD.

Von Interesse dürfte zunächst die Altersverteilung der untersuchten Stichprobe sein, weil die Schwelle zum 16. Lebensjahr für den legalen Zugang zu Alkohol und Zigaretten ausschlaggebend ist. Dabei zeigt sich, dass drei Viertel der Schüler der 9. Jahrgangsstufe zum Zeitpunkt der Befragung jünger als 16 Jahre alt waren, also offiziell weder Alkohol noch Zigaretten erwerben durften. Das verbleibende Viertel ist 16 Jahre und älter, der Zugang zu legalen Suchtmitteln ist dieser Gruppen also erlaubt.

Wie häufig konsumieren die Jugendlichen die verschiedenen Drogen? Hierüber gibt Tabelle 5.1 Auskunft. Die Jugendlichen sollten ihre Konsumgewohnheiten für das zurückliegende Jahr einschätzen, wobei die zwei Antwortoptionen des Nie-Konsumierens und des Nicht-Kennens zusammengefasst werden. Deutlich wird, dass nur 20,3 % niemals Bier oder Wein getrunken haben, 43,2 % haben im letzten Jahr niemals geraucht. Auch der Konsum sogenannter Alcopops, die 36,5 % noch niemals probiert haben, ist sehr verbreitet. Nur geringfügig mehr hatten bereits Erfahrung mit den Spirituosen Schnaps oder Whisky. Zudem haben in der 9. Jahrgangsstufe 23,5 % der Jugendlichen mindestens einmal eines der Cannabisprodukte Haschisch und Marihuana zu sich genommen. Allerdings ist die sporadische Konsumerfahrung, die bei vielen Jugendlichen ein Ausnahmeerlebnis bleibt, vom regelmäßigen Gebrauch der Suchtmittel zu unterscheiden. Insofern sind die beiden Kategorien des mehrmals monatlichen bzw. des wöchentlich bis täglichen Konsums von besonderem Interesse. Mit 31,8 % ist der dadurch definierte häufige Konsum von Bier oder Wein am verbreitetsten. Aber fast genauso viele Jugendliche gaben an, dass sie im letzten Jahr oft geraucht haben (31,5 %). Zigaretten stellen zudem dasjenige Suchtmittel dar, dass von allen betrachteten Drogen am häufigsten wöchentlich bis täglich konsumiert wird: Jeder vierte Jugendliche muss als regelmäßiger Raucher eingestuft werden. Etwas mehr als jeder fünfte Jugendliche (22,1 %) trinkt wiederholt Alcopops, immerhin 13,3 % trinken häufiger hochalkoholische Spirituosen. Fast jeder 12. Schüler gab an, dass er mindestens mehrmals im Monat Haschisch und Marihuana zu sich nimmt, häufige Konsummuster bei den anderen beiden Kategorien der illegalen Drogen sind hingegen äußerst selten.

Tabelle 5.1: Nutzung von Drogen und Rauschmitteln bei Jugendlichen der 9. Jahrgangsstufe im letzten Jahr (in %)

	nie/ kenne ich nicht	1-2 mal	3-12 mal	mehrmals im Monat	wöchentlich bis täglich	Gültige N
Bier/ Wein	20,3	21,1	26,8	25,4	6,4	13790
Alcopops	36,5	17,3	24,2	18,3	3,8	13808
Schnaps/ Whisky	40,8	25,0	20,8	11,6	1,7	13794
Zigaretten/ Tabak	43,2	16,1	9,1	6,5	25,0	13832
Haschisch/ Marihuana	76,5	9,8	5,8	4,2	3,7	13924
Speed/ Ecstasy	97,4	1,5	0,5	0,3	0,2	13785
Heroin/ Kokain/ LSD	97,6	1,5	0,4	0,3	0,3	13810

Gewichtete Daten

Tabelle 5.2a zeigt zusätzlich die Verteilungen der Konsumhäufigkeiten für die Gruppe der unter 16jährigen, Tabelle 5.2b für die Gruppe der ab 16jährigen. Grundsätzlich sind die Verteilungen denen in der gesamten Schülerschaft sehr ähnlich. Die Kategorien des regelmäßigen Konsums, also mindestens mehrmals im Monat, weisen erwartungsgemäß geringere Anteilswerte auf. Dennoch kann nicht die Rede davon sein, dass die unter 16jährigen kaum Kontakt mit Suchtmitteln hätten: 28,5 % trinken häufig Bier oder Wein, 25,7 % rauchen oft – 19,2 % sind sogar regelmäßige Raucher –, 19,5 % konsumieren in erhöhter Frequenz Alcopops usw.

Tabelle 5.2a: Nutzung von Drogen und Rauschmitteln bei Jugendlichen der 9. Jahrgangsstufe im letzten Jahr – nur unter 16jährige (in %)

	nie/ kenne ich nicht	1-2 mal	3-12 mal	mehrmals im Monat	wöchentlich bis täglich	Gültige N
Bier/ Wein	20,2	22,6	28,8	23,5	5,0	10261
Alcopops	35,8	19,0	25,6	16,5	3,0	10282
Schnaps/ Whisky	42,3	26,1	20,8	9,6	1,2	10273
Zigaretten/ Tabak	46,8	17,5	10,0	6,5	19,2	10300
Haschisch/ Marihuana	80,7	9,0	4,9	3,1	2,2	10357
Speed/ Ecstasy	98,3	1,2	0,4	0,0	0,1	10268
Heroin/ Kokain/ LSD	98,5	1,0	0,3	0,1	0,1	10283

Gewichtete Daten

Mit steigendem Alter nimmt vor allem dieser häufige Konsum zu. Mit 42 % sticht dabei der Anteil an wöchentlichen bis täglichen Rauchern unter den über 15jährigen hervor, fast jeder zweite ältere Jugendliche ist also ein regelmäßiger Raucher – insgesamt 48,5 %, wenn man die mehrmals im Monat rauchenden Jugendlichen hinzuaddiert. Häufiger Konsum von Wein und Bier (41,3 %), von Alcopops (29,6 %) und Schnaps bzw. Whiskey (20,9 %) folgen. Fast jeder sechste über 15jährige (15,4 %) konsumiert mindestens mehrmals monatlich Cannabisprodukte. Zudem haben mehr als 5 % jeweils mindestens einmal die Drogen Speed bzw. Ecstasy oder Heroin bzw. Kokain bzw. LSD zu sich genommen. Zum Teil können die höheren Prävalenzen dieser Gruppe sicherlich durch den legalen Zugang zu Suchtmitteln erklärt werden. Aber hinsichtlich der erhöhten Prävalenz und Inzidenz der Einnahme illegaler Suchtmittel stellt ein Alter von über 15 Jahren eher einen Indikator für solche Jugendliche dar, die möglicherweise aufgrund von Leistungsdefiziten einen Jahrgang wiederholen mussten oder aus anderen Gründen keine schulische Normalbiografie aufweisen. Unabhängig davon, worin die Besonderheit dieser Gruppe besteht: offensichtlich ist, dass ihre Affinität zu Suchtmitteln weit höher ausfällt als für die unter 16jährigen. In den Kategorien des wöchentlichen bis regelmäßigen Konsums sind die Anteile zumeist fast doppelt so hoch.

Tabelle 5.2b: Nutzung von Drogen und Rauschmitteln bei Jugendlichen der 9. Jahrgangsstufe im letzten Jahr – nur 16jährige und älter (in %)

	nie/ kenne ich nicht	1-2 mal	3-12 mal	mehrmals im Monat	wöchentlich bis täglich	Gültige N
Bier/ Wein	20,8	16,8	21,0	30,9	10,4	3510
Alcopops	38,1	12,3	20,0	23,7	5,9	3506
Schnaps/ Whisky	36,3	21,9	20,9	17,6	3,2	3501
Zigaretten/ Tabak	32,9	12,1	6,5	6,5	42,0	3512
Haschisch/ Marihuana	64,1	12,2	8,3	7,5	7,9	3547
Speed/ Ecstasy	94,8	2,5	1,0	1,2	0,5	3497
Heroin/ Kokain/ LSD	94,9	2,8	0,9	0,7	0,7	3507

Gewichtete Daten

Abgesehen von diesen zu erwartenden Altersdifferenzen ist von Interesse, welche Merkmale der Jugendlichen das Einsetzen des Suchtmittelkonsums im Lebenslauf beschleunigen und welche Merkmale die Affinität zu Suchtmitteln im Jugendalter beeinflussen. Anknüpfungspunkte hierfür liefern die periodisch durchgeführten Befragungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. In Bezug auf das Rauchen konnten diese u.a. feststellen, dass Jugendliche beiderlei Geschlechts ihre ersten Raucherfahrungen in nahezu demselben Alter haben, wobei die Mädchen im Mittel nur um 0,1 Jahre älter sind (BzGA 2004a). Nach den ersten Erfahrungen hören viele Jugendliche wieder auf, andere rauchen dann regelmäßig weiter. Dieser Lernprozess dauert im Durchschnitt etwa 2 Jahre. Das durchschnittliche Alter, in dem 12-25jährige Raucher regelmäßig zu rauchen beginnen, ist 15,6 Jahre. Männer (15,7) und Frauen (15,6) unterscheiden sich dabei nicht.

Für die Entscheidung, mit dem Rauchen zu beginnen bzw. wieder aufzuhören, spielen soziale Einflüsse der Familie und des Freundeskreises der Jugendlichen eine wichtige Rolle. Je mehr Mitglieder des Haushalts oder des Freundeskreises rauchen, umso eher können sich Jugendliche vorstellen, selbst zu rauchen (BzGA 2004a, S. 4). Zudem erweisen sich die Konsummuster als abhängig von der Schulform: Die Raucherquote auf Haupt- und Realschulen liegt bspw. bei 22 % und ist damit um 7 Prozentpunkte höher als bei den Schülern der Gymnasien (15 %). Die Unterschiede entwickeln sich allerdings nicht allein durch die Schule selbst, sondern hier sind in erster Linie Effekte des Herkunftsmilieus zu beachten: So wird in Familien, die ihre Kinder eher auf Haupt- oder Realschulen schicken, mehr geraucht als in den Herkunftsfamilien der Gymnasiasten (BzGA 2004a, S. 23). Unter den Haushalten der Haupt- und Realschüler der Sekundarstufe I finden sich 60 %, in denen geraucht wird, bei den Gymnasiasten sind es 45 % (BzGA 2004a, S. 25).

Von den in den Drogenaffinitätsstudien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung untersuchten Substanzen ist aber weiterhin der Alkohol unter den Jugendlichen im Alter zwischen 12 bis 25 Jahren am weitesten verbreitet. In dieser Altersgruppe haben 86 % in den letzten 12 Monaten Bier, Wein, Spirituosen oder alkoholische Mixgetränke getrunken (BzGA 2004b, S. 8). Das erste Glas Alkohol trinken die Jugendlichen im Durchschnittsalter mit 14,1 Jahren (Jungen: 14,0 Jahre; Mädchen 14,2 Jahre). Im Alter zwischen 16 und 19 Jahren haben fast alle Jugendlichen bereits erste Erfahrungen mit Alkohol gemacht (BzGA 2004b, S. 7). Drei Viertel (73 %) der Angehörigen dieser Altersgruppe haben schon ein- oder mehrmals einen Alkoholrausch erlebt. In diesem Alter ist zudem der durchschnittliche Alkoholkonsum am höchsten.

Bei der Untersuchung der Trinkgewohnheiten nach Geschlecht lassen sich deutliche Unterschiede erkennen. Insgesamt trinken 12-25jährige zu 43 % mindestens einmal im Monat Bier, die jungen Männer aber mehr als doppelt so häufig wie die jungen Frauen (58 zu 27 %; BzGA

2004b, S. 10). Bei anderen alkoholischen Getränken stellt sich die Verteilung folgendermaßen dar: In dieser Altersklasse trinken 23 % der Jugendlichen mindestens einmal im Monat Spirituosen, bei den Jungen sind es 29 % und bei den Mädchen 17 % (BzgA 2004b, S. 11). Der Konsum von Wein (einschließlich Sekt) stellt eine Ausnahme dar, da er von Frauen häufiger getrunken wird als von Männern (42 zu 31 %). Insofern wäre es ratsam gewesen, den Konsum beider alkoholischer Getränke in der Schülerbefragung getrennt zu erfassen, was aber leider nicht getan wurde.

Männliche und weibliche Jugendliche liegen bei der Menge des Alkohols, den sie trinken, weit auseinander. Gemessen in reinem Alkohol trinken Männer in der Woche durchschnittlich 96,5 g, ein Viertel trinkt mehr als 120 g. Bei den Frauen beläuft sich die Dosis durchschnittlich auf 39,2 g, nur 8 Prozent trinken mehr als 120 g pro Woche (BzgA 2004b, S. 17). Dies ist u.a. den unterschiedlichen Trinkgewohnheiten geschuldet, denn auch beim riskanten Trinken im Sinne des Rauschtrinkens weist das Verhalten von Jungen und Mädchen deutliche Unterschiede auf: 43 % der Männer aber nur 25 % der Frauen hatten in den letzten 30 Tagen mindestens einmal fünf oder mehr Alkoholgetränke hintereinander getrunken (sog. „binge-drinking“; BzgA 2004b, S. 25).

Der Hälfte (49 %) der 12-25jährigen wurden auch schon einmal illegale Drogen angeboten. Zu den angebotenen Drogen zählt in erster Linie Cannabis, das zu 46 % angeboten wurde (BzgA 2004c, 6). Nach Cannabis ist Ecstasy mit 32 % am zweithäufigsten angeboten worden, danach folgen Amphetamine und Magische Pilze mit jeweils 22 %. Zu immerhin noch 17 % werden Kokain, zu jeweils 5 % Heroin und Crack angeboten (BzgA 2004c, S. 21). Zwar ist das Anbieten noch nicht gleichzusetzen mit dem Konsum, jedoch kann das Angebot auch den Wunsch nach dem Ausprobieren wecken, zumal die Angebote sicherlich häufig in die jeweils passenden Rahmenbedingungen eingebettet sind (Diskotheken, Parties). Insgesamt geben dementsprechend auch 32 % der 12-25jährigen an, dass sie schon einmal illegale Drogen probiert hätten, für Jungen ist die Prävalenz etwas höher als für Mädchen (37 zu 27 %). Die Konsumerfahrung steigt zudem mit dem Alter an: von 8 % bei den 12-15jährigen über 36 % bei den 16-19jährigen hin zu 44 % bei den 20-25jährigen. Das Alter beim Erstkonsum illegaler Drogen liegt bei Cannabisprodukten im Durchschnitt bei 16,4 Jahren. Im Durchschnittsalter von 17 Jahren kommt es zum Erstkonsum von Amphetaminen, Ecstasy, LSD, psychoaktiven Pflanzen und Pilzen. Geringfügig höher ist das Alter bei Kokain (BzgA 2004c, S. 16).

Nicht jeder Jugendliche, dem Drogen angeboten werden, probiert diese auch aus. Neben vielen verschiedenen Gründen für Drogenablehnung spielen Peergroup-Einflüsse eine wichtige Rolle. 36 % der 12-25jährigen sagen, dass ein Freund oder eine Freundin ihnen beim ersten Angebot vom Konsum abgeraten hat. Differenziert nach Geschlecht sagen jeweils ein Drittel der Jungen und Mädchen, dass sie eine Person davon überzeugt hat, das Angebot besser abzulehnen (BzgA 2004c, S. 24). Besonders wichtig ist solch eine soziale Unterstützung bei den 12-15jährigen: Wem in diesem Alter bereits illegale Drogen angeboten wurden, hatte zu 54 % eine Person im sozialen Netzwerk, die ihr vom Konsum abgeraten hat.

Umgekehrt kann die Freundesgruppe aber auch ein Ermöglichungskontext sein: Die Wahrscheinlichkeit eines Angebots steigt nämlich, je mehr Personen im Freundeskreis selber Drogen nehmen. Wenn die Hälfte oder mehr Freunde Drogen nehmen, haben 93 % ein Angebot erhalten. Gibt es im Freundeskreis keine Personen die Drogen nehmen, reduzieren sich die Angebote auf 33 %. Außerdem ist die Ablehnung solcher Angebote umso geringer, je mehr Freunde Drogen konsumieren (BzgA 2004c, S. 24).

Aus diesen Befunden der Drogenstudien der Bundeszentrale für politische Aufklärung lässt sich für die weitere Untersuchung folgern, dass in erster Linie die Geschlechtsspezifität des Drogenkonsums zu beleuchten ist. Die Ursachen für den Konsum sind darüber hinaus einerseits in Alterungsprozessen zu suchen, andererseits spielen existierende Vorbilder in Familie und Freundesgruppe eine zentrale Rolle. Allerdings haben die BzGA-Studien die Ursachen des Konsums bislang nicht systematisch getestet und Faktoren des sozialen Umfelds mit Faktoren der Persönlichkeit oder des Lebensstils miteinander in Beziehung gesetzt. Anliegen dieses Abschnitts soll es deshalb sein, sowohl differenzierte deskriptive Aussagen über die Konsumgewohnheiten unterschiedlicher sozialer Gruppen zu liefern als auch komplexe multivariate Verfahren einzusetzen, um die Ursachen des Konsums zu identifizieren.

## 5.2. Gruppenspezifische Auswertungen zum Ausmaß des Drogenkonsums

Abbildung 5.1 zeigt die geschlechtsspezifischen Anteile der Schülerinnen und Schüler, die im letzten Jahr mindestens mehrmals im Monat alkoholische Getränke oder Tabakprodukte zu sich genommen haben. Während häufiger Alkoholkonsum bei den Jungen in Bezug auf Bier und Wein sowie Schnaps und Whiskey signifikant häufiger vorkommt, verhält es sich beim Rauchen anders: Signifikant mehr Mädchen als Jungen rauchten im letzten Jahr häufig. Bei den Alcopops existieren hingegen keine geschlechtsspezifischen Muster. Sowohl Jungen als auch Mädchen gaben zu etwas über einem Fünftel an, zumindest mehrmals im Monat Alcopops getrunken zu haben.

Abbildung 5.1: Häufiger Konsum (mindestens mehrmals im Monat) von Alkohol und Nikotin nach Geschlecht (in %, gewichtete Daten)

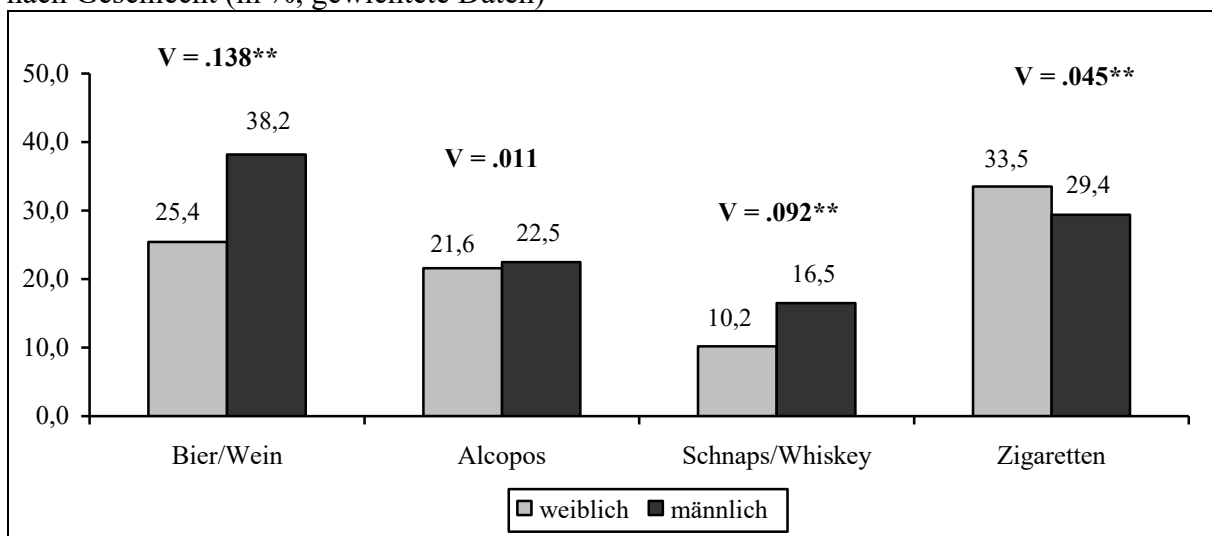
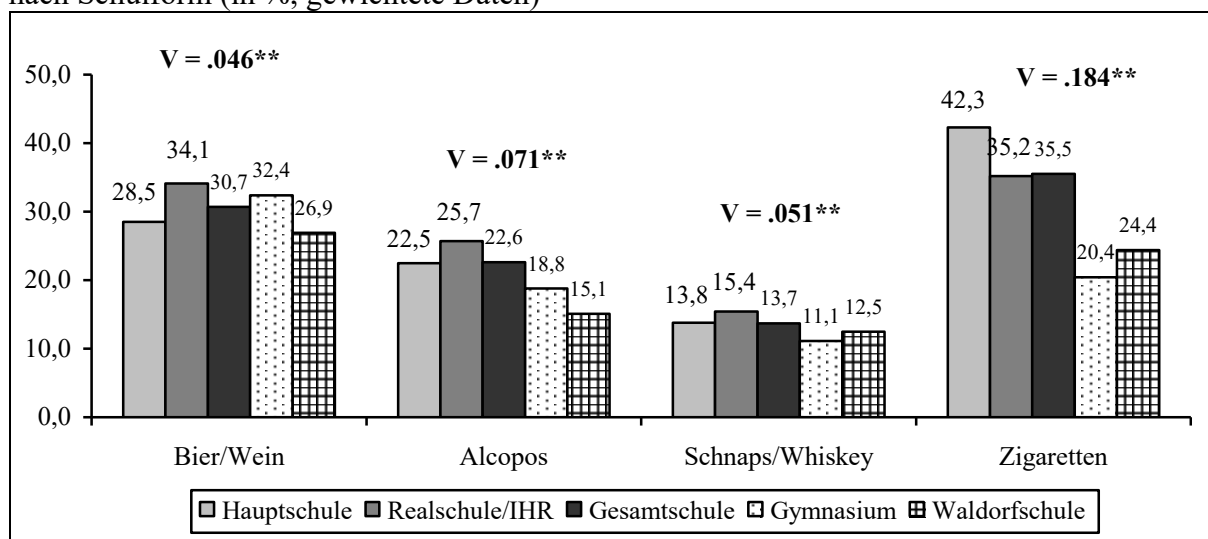


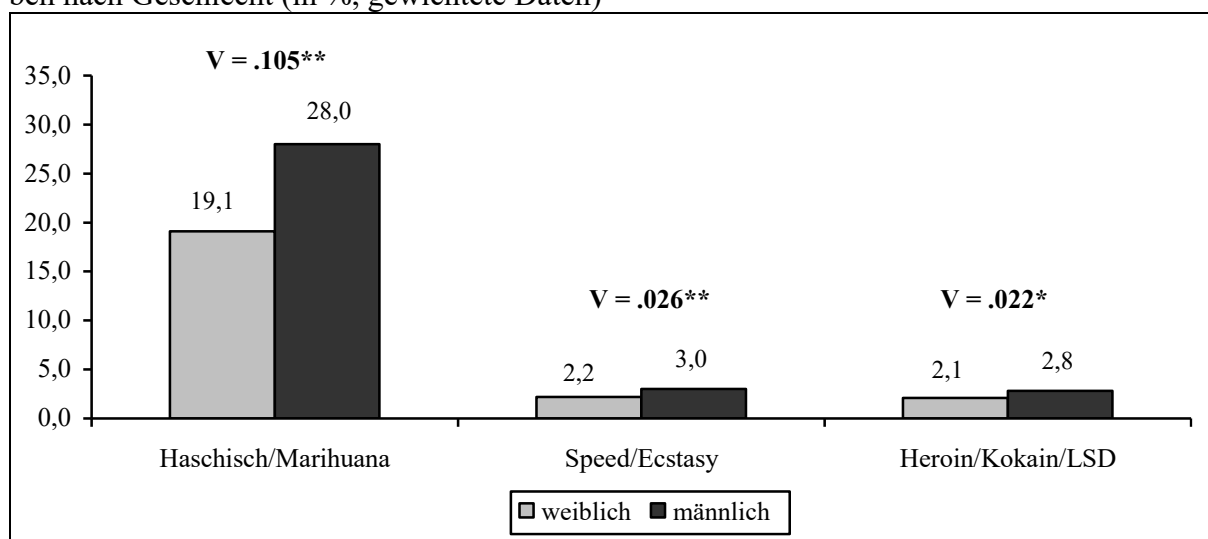
Abbildung 5.2 verdeutlicht daneben, in welchem Ausmaß der häufige Konsum von Alkohol und Tabak von der Bildungsstufe der Jugendlichen abhängig ist. Für alle betrachteten Drogen unterscheiden sich die Schulformen signifikant voneinander. Eine höhere Konsumbelastung der Hauptschulen mit legalen Drogen findet sich aber nur beim Rauchen. 42,3 % gaben hier an, mindestens mehrmals monatlich zu rauchen, in Gymnasien und Waldorfschulen sind es nur halb so viele Jugendliche. In beiden zuletzt genannten Schulformen ist auch der Konsum von Alcopops sowie Schnaps und Whiskey weniger verbreitet. Beide Drogen werden dagegen häufiger von Realschülern eingenommen, die auch beim Bier und Wein die höchsten Anteile häufiger Konsumenten stellen. Mit Blick auf diese beiden alkoholischen Getränke existieren die geringsten Schulunterschiede: Jeweils ein Viertel bis ein Drittel der Jugendlichen gaben an, Bier und Wein mehrmals monatlich und öfter zu trinken.

Abbildung 5.2: Häufiger Konsum (mindestens mehrmals im Monat) von Alkohol und Nikotin nach Schulform (in %, gewichtete Daten)



Geschlechterunterschiede finden wir nach Abbildung 5.3 auch bei der Einnahme illegaler Suchtmittel, insbesondere bei den Cannabisprodukten, die 28,0 % der Jungen im letzten Jahr probiert haben, aber nur 19,1 % der Mädchen. Die harten Drogen wurden insgesamt zwar nur sehr selten probiert, doch auch hier sind die Jungen signifikant höher belastet als Mädchen; ihre Probierrate liegt um ca. ein Drittel höher als bei den Mädchen. Im Gegensatz zum bloßen Probieren einer Droge beinhaltet vor allem die häufige und regelmäßige Einnahme ein Suchtpotenzial. Deshalb wurde zudem noch der Anteil an zumindest mehrfach monatlichen Konsumenten bestimmt. Für Cannabisprodukte beträgt dieser Anteil bei Jungen 10,6 %, bei Mädchen 5,3 % ( $V = .096^{**}$ ). Dagegen unterscheidet sich die regelmäßige Einnahmehäufigkeit harter Drogen nicht signifikant zwischen den Geschlechtern: Jungen nahmen zu 0,7 %, Mädchen zu 0,5 % häufiger Heroin bzw. Kokain bzw. LSD zu sich; bei Speed bzw. Ecstasy betragen die Quoten 0,6 % (Jungen) und 0,5 % (Mädchen).

Abbildung 5.3: Rate der Jugendlichen, die im letzten Jahr jemals illegale Drogen probiert haben nach Geschlecht (in %, gewichtete Daten)



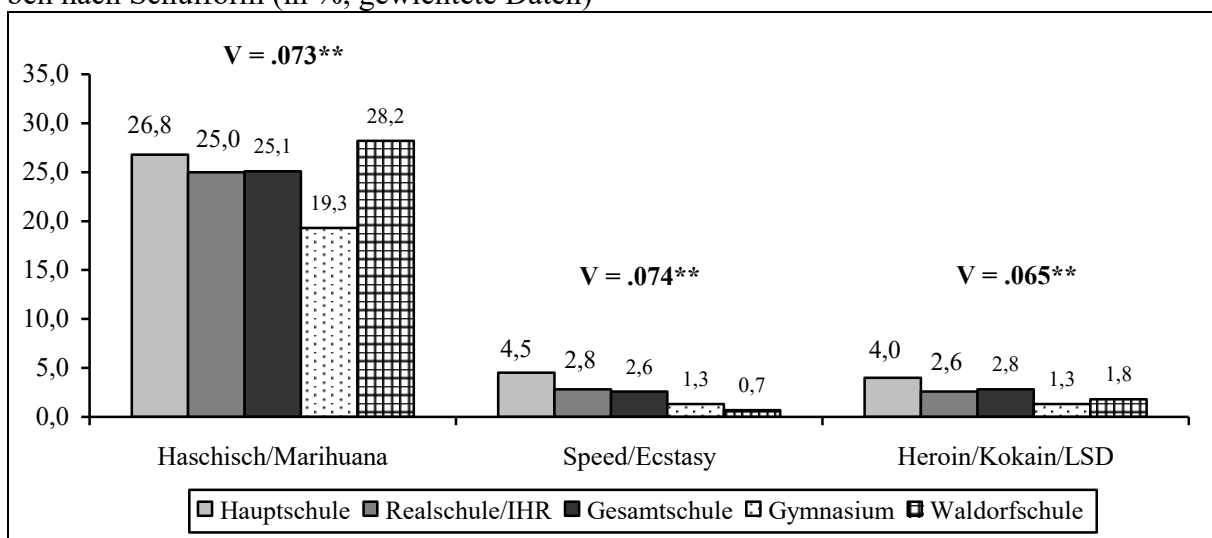
In Abbildung 5.4 ist wiederum zu erkennen, dass das Probieren illegaler Drogen in den jeweiligen Bildungsstufen unterschiedlich weit verbreitet ist. Mindestens jeder vierte Haupt-, Real-,



Gesamt- und Waldorfschüler hat im letzten Jahr schon einmal Cannabisprodukte probiert, nur die Gymnasiasten weisen hier eine geringe Quote auf. Die Schulunterschiede in Bezug auf Haschisch und Marihuana bleiben auch bestehen, wenn die Raten der häufigen Konsumenten berechnet werden: Immerhin jeder 10. Hauptschüler nimmt mehrfach monatlich oder noch häufiger Haschisch oder Marihuana zu sich (10,4 %). Auch in den Real- und Gesamtschulen sind die Anteile der häufigen Konsumenten mit 8,6 bzw. 9,0 % durchaus erheblich. Nur bei den Waldorfschülern stehen Probiervverhalten und regelmäßiger Konsum in einem anderen Verhältnis, denn während 28,2 % angaben, Cannabisprodukte probiert zu haben, sind es am Ende nur 6,2 %, die diese Drogen auch häufiger konsumieren. Bei den Gymnasiasten ist die Quote der regelmäßigen Nutzer mit 5,5 % am geringsten.

Die Konsummuster der harten Drogen sind in den Hauptschulen am weitesten verbreitet. Etwa jeder 25. Hauptschüler hatte im letzten Jahr Kontakt zumindest mit einer der beiden unterschiedenen Substanzen aus dem Bereich der harten Drogen, bei den Gymnasiasten und Waldorfschülern sind es deutlich weniger. Die Schulunterschiede sind auch vorhanden, wenn die Quoten des häufigen Konsums betrachtet werden: Der mindestens mehrfach monatliche Konsum harter Drogen tritt dabei wiederum am häufigsten in den Hauptschulen auf, gefolgt von den Gesamtschulen.

Abbildung 5.4: Rate der Jugendlichen, die im letzten Jahr jemals illegale Drogen probiert haben nach Schulform (in %, gewichtete Daten)



Signifikante Zusammenhänge finden wir auch zwischen der ethnischen Herkunft und dem Suchtmittelkonsum, wie aus Tabelle 5.3 ersichtlich ist. Zigaretten werden mit 38,2 % eindeutig am häufigsten regelmäßig von deutschen Jugendlichen mit Migrationshintergrund konsumiert, russische Jugendliche folgen kurz danach. Weniger verbreitet ist das Rauchen hingegen bei den 'anderen' Ethnien, bei arabischstämmigen und südeuropäischen Jugendlichen. Die russischen Jugendlichen fallen zudem durch einen recht hohen Konsum von Alkohol auf: 40,3 % dieser Gruppen trinken häufiger Bier oder Wein, 20,2 % Schnaps oder Whiskey. Auch bei den Alcopos weisen sie überdurchschnittliche Konsumquoten auf. Weitestgehend unauffällig stellen sich bei den drei alkoholischen Drogen die türkischen und arabischen Jugendlichen dar. Nur ca. jeder zehnte Jugendliche dieser ethnischen Herkunft hat häufiger Kontakt mit Alkohol. Dass sich hinter diesen Zahlen ein Effekt des islamischen Glaubens verbirgt, mag eine plausible Erklärung sein, die anhand der vorliegenden Daten jedoch nicht näher überprüft werden kann, weil die religiösen Orientierungen in der Schülerbefragung 2005 nicht erhoben wurden. Zumindest handelt es sich nicht allein um eine Alkoholablehnung, die durch die Hinwendung zu anderen Suchtmitteln kompensiert würde, da diese beiden Gruppen generell

nur in geringem Maße Suchtmitteln zugeneigt sind. Interethnische Unterschiede liegen dementsprechend auch bei den illegalen Drogen vor, wobei in erster Linie deutsche mit Migrationshintergrund, osteuropäische und russische Jugendliche erhöhte Prävalenzen aufweisen. Über die Hintergründe für deren höhere Belastung, die sich ja auch bei den legalen Drogen zeigt, kann nur spekuliert werden: Möglicherweise sind zumindest bei den russischen und osteuropäischen Familien die kulturellen Wertvorstellungen weniger rigide. Hinzu kommen vielleicht auch mit dem Migrationsgeschehen verbundene Belastungen und Stresserlebnisse, die diese Jugendliche zu Drogen greifen lassen. In Kapitel 1 wurde u.a. gezeigt, dass die russischen Jugendlichen durchschnittlich am kürzesten in Deutschland leben und dass ihre Eltern weit überdurchschnittlich häufig arbeitslos sind bzw. Sozialhilfe erhalten, bei zugleich sehr hohem Ausbildungsstand. Deutsche Jugendliche mit Migrationshintergrund haben besonders häufig Trennungserfahrungen gemacht, d.h. sie wachsen derzeit nur zu etwas über der Hälfte bei beiden leiblichen Eltern auf, was ebenfalls ein Belastungsfaktor darstellen könnte. Nicht zu vernachlässigen sind sicherlich auch Einflüsse des Lebensstils: Bestimmte drogenaffine Verhaltensweisen wie der Diskobesuch, der Besuch von Kneipen und Konzerten usw. ist möglicherweise unter diesen drei ethnischen Gruppen weiter verbreitet als bei anderen Gruppen.

Tabelle 5.3: Häufiger Konsum (mindestens monatlich) legaler und probieren illegaler Suchtmittel nach ethnischer Herkunft (in %)

	mindestens mehrfach monatlicher Konsum				schon einmal probiert		
	Bier/ Wein	Alcopops	Schnaps/ Whiskey	Zigaretten/ Tabak	Cannabis	Speed/ Ecstasy	Heroin/ Koka-in/ LSD
Deutsch	35,7	23,3	13,8	31,2	23,7	2,4	2,1
Deutsch (MH)	32,5	26,0	14,6	<b>38,2</b>	<b>31,6</b>	4,2	3,8
Türkisch	9,6	<u>9,7</u>	7,6	28,2	14,0	1,6	2,3
Russisch	<b>40,3</b>	23,9	<b>20,2</b>	38,0	26,9	3,0	3,2
Jugoslawisch/albanisch	18,5	20,8	9,0	30,7	21,4	2,6	2,8
Osteuropäisch	35,0	<b>26,9</b>	14,0	31,4	29,9	<b>4,4</b>	<b>4,6</b>
Südeuropäisch	24,7	20,7	15,7	26,5	22,2	1,9	1,5
Arabisch/nordafrikan.	<u>8,0</u>	11,2	<u>6,3</u>	22,0	<u>12,6</u>	3,4	2,4
Andere	21,7	16,2	9,2	17,0	13,2	<u>0,5</u>	1,4
Cramers V	.187**	.107**	.080**	.078**	.108**	.049**	.045**

Gewichtete Daten; **Fett** – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .01

Angesichts der zwischen den Erhebungsgebieten sehr unterschiedlichen Verteilungen ethnischer und soziodemografischer Merkmale ist zu erwarten, dass es substanzielle Unterschiede im Ausmaß des Drogenkonsums gibt. Aus Sicht der Gebiete ist es allerdings auch unabhängig von den konkreten Ursachen interessant, wie hoch die Anteile der Jugendlichen sind, die regelmäßig Suchtmittel konsumieren. Sind die Quoten vergleichsweise hoch, bedeutet dies einen erhöhten Interventionsbedarf der kommunalen Behörden, sind sie niedrig, bedeutet dies dennoch nicht, dass auf Interventions- und Präventionsmaßnahmen verzichtet werden kann.

Tabelle 5.4 zeigt nun, dass es tatsächlich in Bezug auf alle Substanzmittel signifikante Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten gibt. In der Stadt mit dem im Vergleich aller Gebiete höchsten Migrantenanteil ist bei sechs der sieben Drogen die niedrigste Prävalenz zu beobachten, nämlich in Stuttgart. In München, wo der Migrantenanteil ebenfalls recht hoch ist und wo sich die Zusammensetzung der Migranten im Wesentlichen nicht von den Verhältnissen in Stuttgart unterscheidet, sind hingegen bei drei Konsumindices die höchsten Prävalenzen zu finden. Insofern können nicht alle Gebietsunterschiede allein dem Faktor der ethnischen Zusammensetzung zugeschrieben werden.

München weist mit 34,5 % den höchsten Raucheranteil auf. Dagegen sind diese Anteile in den anderen beiden süddeutschen Gebieten mit 27,0 % (Schwäbisch-Gmünd) und 25,6 % (Stuttgart) am geringsten. Gleiches gilt für den Cannabiskonsum, von dem in München fast doppelt so viele Schüler berichteten wie in Stuttgart, Schwäbisch Gmünd und Soltau-Fallingbostal. Dieser Landkreis erweist sich allerdings als besonders auffällig, wenn man sich die Raten derjenigen Jugendlichen betrachtet, die häufiger Alkohol getrunken haben: 37,3 % berichteten hier von häufigem Bier- oder Weinkonsum, 18,3 % von häufigem Whiskey- und Schnapskonsum. Vor allem die Rate häufiger Spirituosentrinker sticht in Soltau-Fallingbostal hervor. Bei den Alcopops steht der Landkreis zudem an zweiter Position hinter Dortmund.<sup>98</sup> Es lässt sich also folgern, dass es im Landkreis Soltau-Fallingbostal ein ernstzunehmendes Problem mit dem Alkoholgenuss gibt; und dies ist kein Charakteristikum von ländlichen Lebenswelten im Allgemeinen, denn im Landkreis Peine liegen die Quoten jeweils um mindestens drei Prozentpunkte niedriger. Interessant ist darüber hinaus, dass in Oldenburg der größte Anteil an Jugendlichen zu finden ist, die schon einmal Speed oder Ecstasy probiert haben. 3,7 % der Jugendlichen gaben dies an, während es in Stuttgart nur 1,2 % waren.

Tabelle 5.4: Häufiger Konsum (mindestens monatlich) legaler und probieren illegaler Suchtmittel nach Erhebungsgebiet (in %)

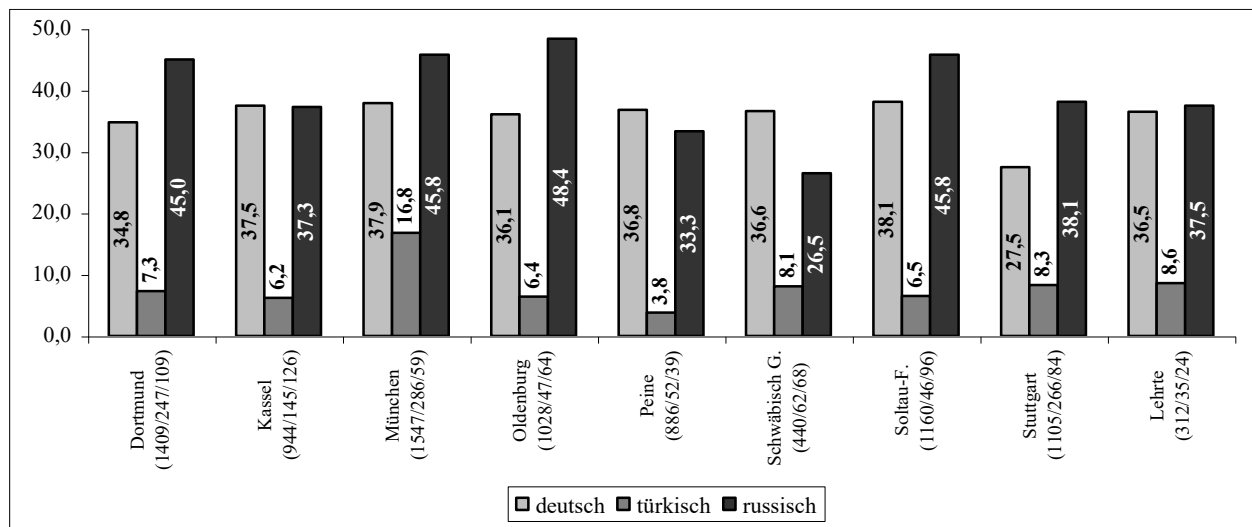
	mindestens mehrfach monatlicher Konsum				schon einmal probiert		
	Bier/ Wein	Alcopops	Schnaps/ Whiskey	Zigaretten/ Tabak	Cannabis	Speed/ Ecstasy	Heroin/ Koka-in/ LSD
Dortmund	30,8	<b>25,2</b>	13,5	32,0	24,5	3,1	2,5
Kassel	31,6	21,0	13,0	32,4	25,1	2,6	2,4
München	32,8	20,6	12,5	<b>34,5</b>	<b>30,4</b>	2,6	<b>3,3</b>
Oldenburg	35,3	22,0	13,4	30,8	24,8	<b>3,7</b>	2,2
Peine	34,5	21,3	12,8	34,1	22,0	3,3	3,1
Schwäbisch G.	31,6	<u>18,5</u>	13,7	27,0	19,7	2,5	2,1
Soltau-F.	<b>37,3</b>	24,6	<b>18,3</b>	32,9	19,4	2,1	2,5
Stuttgart	<u>23,8</u>	21,1	<u>10,8</u>	<u>25,6</u>	<u>17,2</u>	<u>1,2</u>	<u>1,1</u>
Lehrte	34,0	23,9	15,0	33,7	20,8	2,9	2,9
Cramers V	.084**	.047**	.058**	.066**	.104**	.046**	.045**

Gewichtete Daten; **Fett** – höchster Wert aller Gebiete, unterstrichen – niedrigster Wert aller Gebiete, \* p < .05, \*\* p < .01

Abbildung 5.5 stellt zudem die Anteile an Jugendlichen, die häufig Bier oder Wein trinken, getrennt für drei ethnische Gruppen und die Erhebungsgebiete dar. Zu erkennen ist, dass die deutschen Jugendlichen (mit zwei deutschen Elternteilen) nahezu überall in Deutschland gleich häufig regelmäßig Bier oder Wein konsumieren. Nur in Stuttgart liegen die Konsumraten etwas unter dem Durchschnitt. Türkischstämmige Migranten sind ebenfalls deutschlandweit in sehr ähnlichem Ausmaß abstinent, d.h. es ist überall nur ein sehr geringer Anteil, der angab, häufiger Alkohol zu trinken. Eine deutliche Ausnahme bildet dabei München, wo die türkischen Jugendlichen scheinbar sehr viel stärker als in anderen Gebieten dem Bier- und Weinkonsum zuneigen. Die stärkste Varianz zwischen den Regionen weisen allerdings die russischen Befragten auf, die in Schwäbisch Gmünd nur zu 26,5 % häufiger Alkohol tranken, in Oldenburg hingegen zu 48,4 %. Diese größere Varianz des Konsumentenanteils der russischen Befragten ist auch auf die insgesamt geringeren Fallzahlen zurückzuführen, was sich im Ergebnis des statistischen Testverfahrens niederschlägt, das keinen signifikanten Unterschied der Konsumquote der russischen Jugendlichen zwischen den Regionen ausweist ( $V = .132$ ).

<sup>98</sup> Möglicherweise würde die Reihenfolge der Gebiete in Bezug auf Alcopops mittlerweile völlig anderes ausfallen, nachdem die gesetzlichen Regelungen zur Einschränkung des Alcopopkonsums im Jahr 2005 eingeführt wurden.

Abbildung 5.5: Häufiger Konsum (mindestens monatlich) von Bier oder Wein nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)

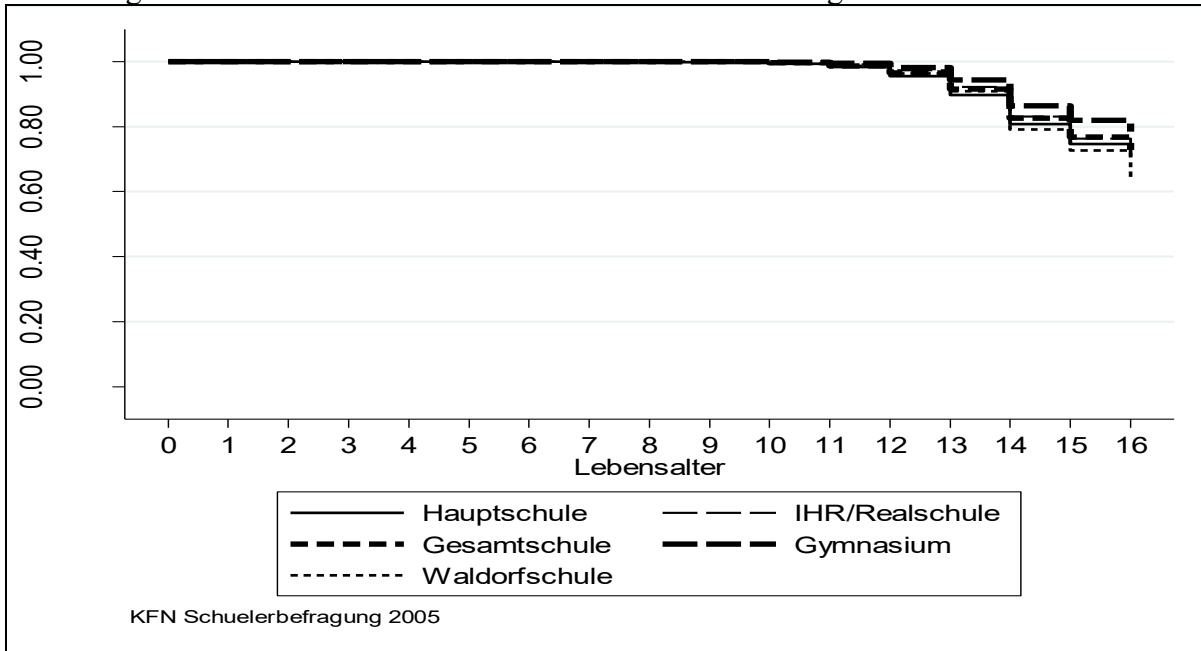


### 5.3. Drogenkonsum im Lebenslauf

In der öffentlichen wie wissenschaftlichen Diskussion ist weitgehend unbestritten, dass eine drogenfreie Gesellschaft kaum realisierbar ist. Wenngleich es sicherlich eine Verkenning der ursprünglichen Intentionen des Gesetzgebers darstellt, Art. 2 Abs. 1 GG dahingehend zu interpretieren, es sei darin ein „Recht auf Rausch“ als allgemeines Persönlichkeitsrecht verbürgt, wird die Einnahme illegaler Suchtmittel, insbesondere von Cannabis, überaus häufig praktiziert. Das Auseinanderfallen von Alltag und Rechtsprechung wurde spätestens mit dem BVG Urteil von 9.3.1994 zementiert (vgl. Goerdeler 2005). Wie wir sahen, hat deutlich mehr als ein Fünftel der 15jährigen Jugendlichen Erfahrung mit Cannabis. Den Ausschank und Erwerb alkoholischer Getränke, die bekanntermaßen ebenfalls ein hohes Suchtpotenzial aufweisen, hat der Gesetzgeber für Jugendliche unter 18 Jahren untersagt. Eine Ausnahme stellen Bier, Sekt und Wein dar, die ebenso wie Tabak bereits an Jugendliche ab 16 Jahren verkauft werden dürfen. Neben medizinischen Erwägungen steht dahinter nicht zuletzt die Auffassung, dass ein gesunder Umgang auch mit legalen Suchtmitteln eine gewisse persönliche Reife voraussetzt. Umso interessanter ist die Frage, in welchem Alter die Jugendlichen tatsächlich erstmalig legale und illegale Suchtmittel zu sich nehmen, da mit jüngerem Einstiegsalter einerseits die gesundheitlichen Risiken erhöht sind, andererseits angesichts fehlender persönlicher Reife auch das Abhängigkeitsrisiko wächst. Hierzu haben wir im Fragebogen die Jugendlichen gebeten anzugeben, in welchem Alter sie zum ersten Mal eine Droge konsumiert haben.

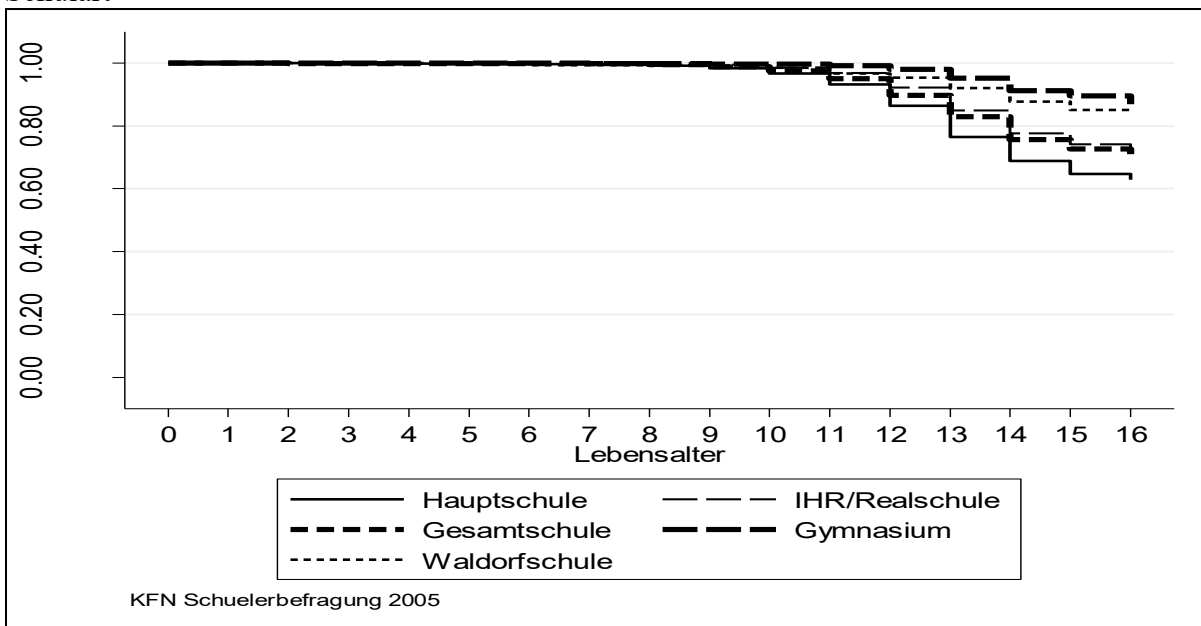
Abbildung 5.6 zeigt für jedes Altersjahr und jeden Schultyp die Unterschiede in den Quoten derjenigen, die noch niemals Cannabis konsumiert haben. Der Bereich oberhalb der jeweiligen Linie zeigt den Anteil jener an, die bereits die Erfahrung gemacht haben. Im Alter von 15 haben bei den Waldorfschülern bereits 27,4 % ihre erste Erfahrung mit Cannabis gemacht, bei den Hauptschülern sind dies 25,4 %, in den Realschulen 23,6 % und in den Gesamtschulen 23,3 %. In den Gymnasien fällt dieser Anteil mit 18,1 % am geringsten aus. Sieht man von den Waldorfschülern ab, die im Alter von 15 überraschenderweise die höchsten Quoten aufweisen, deutet sich folgender Zusammenhang an: Je höher das Bildungsniveau des Schultyps, desto später sammeln die Jugendlichen ihre ersten Erfahrungen mit Cannabis.

Abbildung 5.6: Der Erstkonsum von Cannabis im Lebenslauf Jugendlicher nach Schulart



Nicht nur unter gesundheitspolitischen Aspekten ist auch der Einstieg in das regelmäßige Rauchen von Interesse. Mittlerweile hat sich das Rauchen zu einem kostspieligen Genuss entwickelt, was besonders Raucher im Alter von ca. 15 Jahren spüren dürften. Abbildung 5.7 zeigt für jeden Schultyp und für jedes Altersjahr den Anteil derjenigen, die sich als regelmäßige Raucher bezeichnen würden. Im Alter von 15 erhalten wir folgende Anteile regelmäßiger Raucher: 1. Hauptschule (35,3 %), 2. Gesamtschule (27,3 %), 3. Realschule (25,9 %), 4. Waldorfschule (15 %) und 5. Gymnasium (10,4 %). Auch hier deutet sich wieder an, dass gesundheitliches Risikoverhalten stark vom Bildungsniveau des Schultyps abhängig ist.

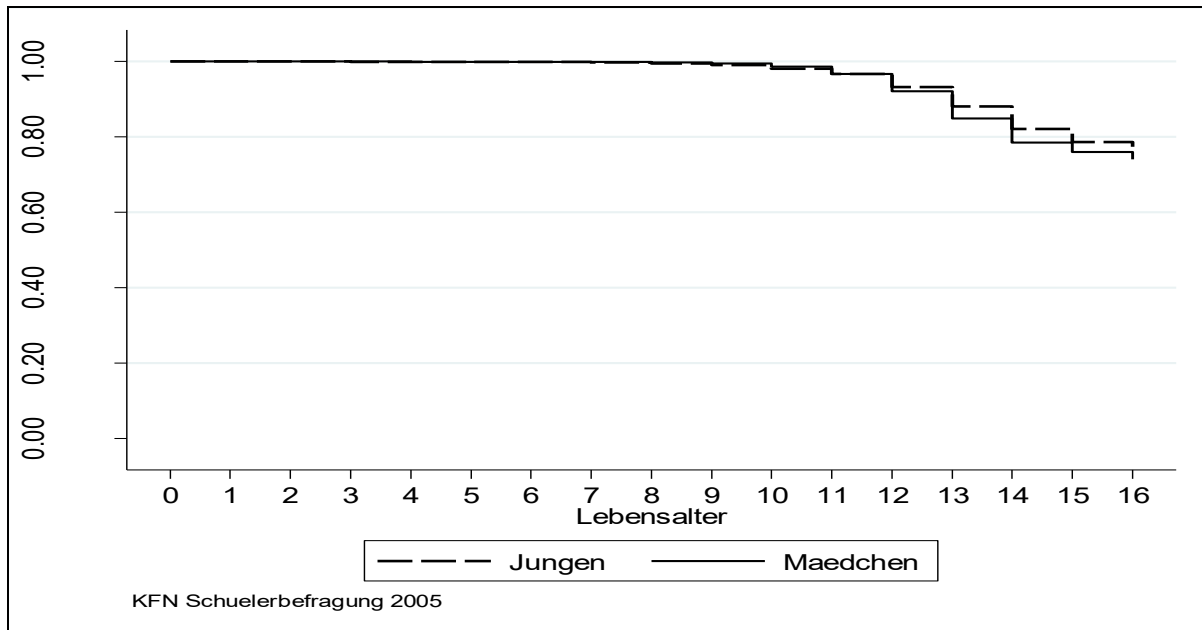
Abbildung 5.7: Das Einsetzen regelmäßigen Rauchens im Lebenslauf Jugendlicher nach Schulart



Wie Abbildung 5.8 zeigt, konsumierten im Jahr vor der Befragung die Mädchen nicht nur zu größeren Anteilen regelmäßig Zigaretten, sondern sie beginnen das regelmäßige Rauchen

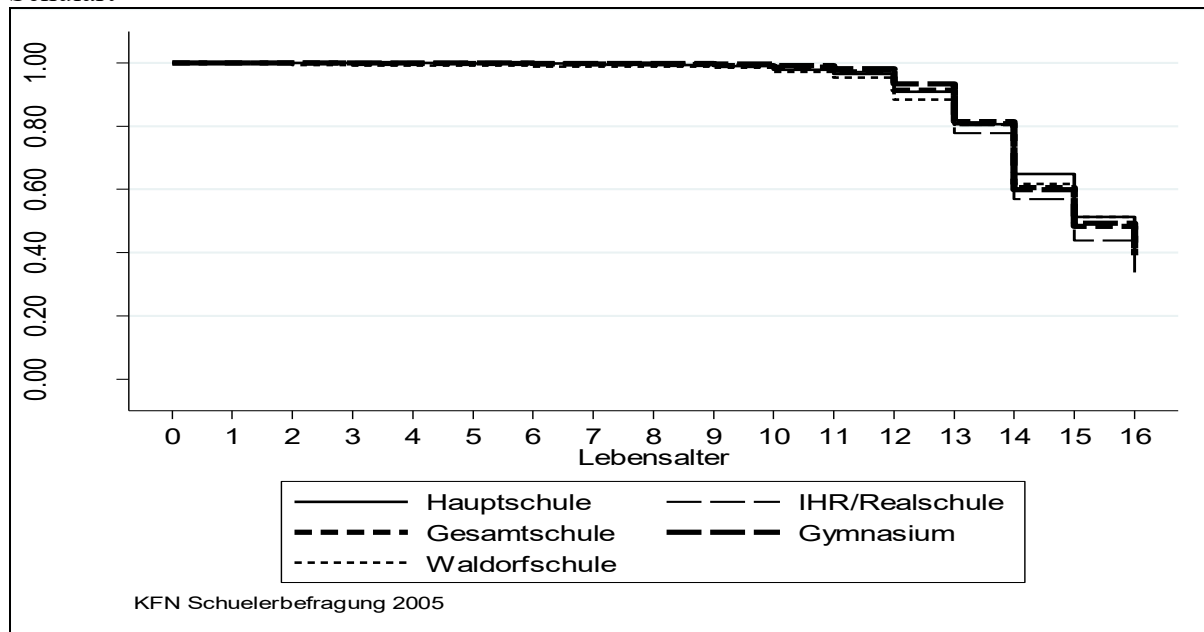
auch früher im Lebenslauf. Im Alter von 15 Jahren sind 21,5 % der Jungen und 24,1 % der Mädchen regelmäßige Raucher.

Abbildung 5.8: Das Einsetzen regelmäßigen Rauchens im Lebenslauf Jugendlicher nach Geschlecht



Wie weiter oben deutlich wurde, trinken trotz des jungen Alters von ca. 15 Jahren recht viele Jugendliche regelmäßig verschiedene Formen des Alkohols. Insgesamt scheint damit der Umgang mit Alkohol bei Jugendlichen so weit etabliert zu sein, dass deviantes Verhalten – ob beabsichtigt oder nicht – erst am eindeutigen Missbrauch und nicht bereits am bloßen Konsum festgemacht werden sollte. Eindeutiger Missbrauch liegt vor, wenn die Einnahme von Alkohol einen Vollrausch verursacht. Im Fragebogen wurde die Frage zur Erfassung eines solchen Vollrauschs folgendermaßen formuliert: „Wie alt warst Du, als Du Dich zum ersten Mal so richtig betrunken hast?“ Abbildung 5.9 zeigt, dass sich insbesondere ab dem 12. Lebensjahr die Vollrauscherfahrung über die Population der Jugendlichen ausbreitet. Im Alter von 15 Jahren haben diese Erfahrung 56,1 % der Realschüler, 51,7 % der Gesamtschüler, 50,6 % der Gymnasiasten, 48,7 % der Hauptschüler und 48,6 % der Waldorfschüler gemacht. Zwischen den Geschlechtern sind die Unterschiede im Vollrausch-Einstiegsalter nur gering ausgeprägt (ohne Abbildung)

Abbildung 5.9: Der erste alkoholindizierte Vollrausch im Lebenslauf Jugendlicher nach Schulart



Nachdem einige deskriptive Befunde vorgestellt wurden, bleibt zu fragen, welche der dargestellten Unterschiede (Geschlecht, Ethnie, Schulform) eigenständige Effekte darstellen und welche weiteren Faktoren aus dem Bereich der Persönlichkeit, der Familie oder der Freunde zusätzlich berücksichtigt werden müssen.

Im Mittelpunkt der gegenwärtigen Forschung über Persönlichkeitsdispositionen, die als ursächlich für den Konsum von Suchtmitteln angesehen werden, steht unter anderem das Konzept der Selbstkontrolle. Niedrige Selbstkontrolle stellt ein Konstrukt dar, das sich aus verschiedenen Subdimensionen zusammensetzt, so u.a. aus einer Affinität zu riskanten Verhaltensweisen oder aus Impulsivität. Eine jüngere Längsschnittstudie aus den USA (Audrain-McGovern et al. 2005) lieferte anhand von Daten von 918 high-school Schülern, die zwischen dem 15. und dem 18. Lebensjahr befragt wurden, den Befund, dass geringe Selbstkontrolle die Affinität zum Rauchen um 16 % erhöhte. Zudem beeinflusste die Subdimension der Impulsivität indirekt das Rauchverhalten, indem Impulsivität dazu führt, dass man Freunde hat, die rauchen. Und der Kontakt zu diesen Freunden wiederum erhöht die eigene Neigung zum Tabakkonsum.

Jüngst stand die Wirkung der Selbstkontrolle auf Drogenkonsum und Delinquenz auch im Fokus einer Studie über 15jährige Schüler in der Schweiz (Ribeaud & Eisner 2006). Die Autoren kamen aufgrund einer Faktorenanalyse zu dem Schluss, dass das übergeordnete Konstrukt der Selbstkontrolle in der Vorhersage von Drogenkonsum und Delinquenz den einzelnen Subdimensionen überlegen ist. Trotz der guten Vorhersage von Drogenkonsum und Delinquenz leistet die Selbstkontrolle allerdings keine vollständige Erklärung. Zudem erwiesen sich die Subdimensionen des Risikosuche und der Impulsivität als ebenso erklärungskräftig wie die übergeordnete Dimension der Selbstkontrolle (ebd., S. 58). Daher werden in den folgenden multivariaten Modellen die Subdimensionen der Risikosuche, der Impulsivität und des Temperaments als dritte Subdimension separat berücksichtigt.

In der neurologischen Ursachenforschung wird davon ausgegangen, dass eine enge Beziehung zwischen der Affinität zu Suchtmitteln und Ungleichgewichten von Neurotransmittern wie Dopamin besteht. Neurotransmitter sind Botenstoffe, die den Fluss von Informationen zwi-

schen den Neuronen, der in Form von elektrischen Impulsen abläuft, hemmen oder fördern. Neurotransmitter schließen eine kleine Lücke zwischen den Neuronen, die auch als „synaptischer Spalt“ bezeichnet wird. Als gesichert gilt, dass Personen mit ADHS Probleme mit dem Dopamingleichgewicht aufweisen, da bei ihnen bestimmte Proteine eine adäquate Ausschüttung von Dopamin erschweren (Stollhoff et al. 2003, S. 28). Damit einher geht ein Mangel an Dopamin in bestimmten Gehirnbereichen. Die Person entwickeln dadurch eine besondere Präferenz für alle Handlungen, die durch eine erhöhte Dopaminausschüttung bestärkt werden: das impulsive Ausgeben von hohen Geldbeträgen, ständiges Essen, exzessiver Sport, die Suche von hochriskanten Situationen und natürlich auch der Konsum von Suchtmitteln. Bei ADHS-typischen Entwicklungen setzt der Nikotin- und Alkoholkonsum bereits mit dem 11. Lebensjahr ein (Stollhoff et al. 2003, S. 40), was natürlich Umkehrschluss nicht zwangsläufig bedeutet, dass Suchtmittelkonsum ab dem Alter von 11. allein durch ADHS bedingt ist.

Tabelle 5.5 zeigt ein multiples Regressionsmodell des Übergangs in unterschiedliche Formen des Suchtmittelkonsums. Wie in den vorangegangenen Abbildungen hier wieder die Einstiegsgeschwindigkeit im Mittelpunkt, weil die jeweiligen Ereignisse relativ zur Zeit, die die Jugendlichen dem Ereignisrisiko ausgesetzt sind, in Beziehung gesetzt werden. Es werden Faktoren geprüft, die den Übergang in den jeweiligen Zustand (z.B. Raucher oder „bereits Cannabis konsumiert“) beschleunigen oder bremsen. Die Koeffizienten sind als relative Risiken dargestellt, was bedeutet, dass Werte über 1 die Übergänge beschleunigen und Werte unter 1 das Risiko senken.

Es ist zu sehen, dass mit jedem weiteren Altersjahr das Risiko des Cannabiskonsums um das 1,621fache zu zunimmt und Mädchen gegenüber Jungen ein um das 0,719fache geringere Risiko des Cannabiskonsums aufweisen. Dafür beginnen Mädchen früher als Jungen mit dem regelmäßigen Rauchen und haben auch ihren ersten Vollrausch signifikant früher. Ebenfalls unter Kontrolle einer Vielzahl von Variablen wird der Befund bekräftigt, dass türkische Jugendliche wesentlich später mit dem Suchtmittelkonsum beginnen als Jugendliche der deutschen Referenzgruppe. Ein geringes Bildungsniveau im Elternhaus bremst sowohl den Übergang in den ersten Cannabiskonsums als auch das Eintreten des ersten Vollrauscherlebnisses, während der Übergang in das regelmäßige Rauchen zwar geringfügig, jedoch nicht signifikant erhöht ist. Hier ist anzumerken, dass wir vor allem beim Übergang in das regelmäßige Rauchen starke Effekte des Schultyps finden und diese Variable ja bekanntlich mit dem Bildungsniveau im Elternhaus konfundiert ist. Je geringer das Bildungsniveau der Schule, desto früher beginnen die Jugendlichen das regelmäßige Rauchen.

Auf der Persönlichkeitsebene gehen vier Merkmale der Jugendlichen in das Erklärungsmodell ein. Dabei handelt es sich um drei Dimensionen mangelnder Selbstkontrolle sowie die Werthaltung des Hierarchischen Selbstinteresses, die als „traits“ angesehen werden, also als sich vergleichsweise früh im Lebenslauf herausbildende und dann relativ stabile Merkmale der Personen (Gottfredson & Hirschi 1990). Diese im Rahmen des theoretischen Konzepts begründete Stabilität ermöglicht eine kausale Modellierung in dem Sinne, dass die sich bereits früh im Lebenslauf herausbildenden Persönlichkeitsmerkmale als Determinanten des Suchtmittelkonsums wirken. Zunächst finden wir deutliche Effekte der drei Dimensionen einer mangelnden Selbstkontrolle: Je höher Implusivität, Risikosuche und Temperament sind, desto früher findet auch der Übergang in alle drei Formen des Suchtmittelkonsums statt. Als stärkster Prädiktor erstmaligen Konsums der illegalen Droge Cannabis erweist sich die Dimension der Risikosuche, was plausibel ist, da die Illegalität der Droge den Konsum mit spannungsgeladenen Erlebnisformen verbindet. Auch der Übergang in den ersten Vollrausch wird am stärksten durch die Dimension der Risikosuche vorhergesagt, während die Impulsivität den deutlichsten Effekt auf den Beginn regelmäßigen Rauchens aufweist.



Tabelle 5.5: Erstmaliger Cannabiskonsum, Einsetzen regelmäßigen Rauchens, erstmaliger Vollrausch durch Alkohol (diskrete Ereignisanalyse; abgebildet: relative Risiken)

	erstmalig Cannabis	Beginn Raucher	erstmalig Vollrausch
Alter (Jahre)	1.621**	1.513**	2.060**
Mädchen (=1, Jungen=0)	0.719**	1.530**	1.120**
Hauptschule	1.185	3.983**	0.994
IHR/Realschule	1.089	2.488**	1.104*
IGS	1.158	2.404**	0.848*
Waldorfschule	1.782**	1.299	0.882
Gymnasium	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
<i>ethnische Herkunft</i>			
ehemalige Sowjetunion	0.893	0.800	0.914
polnisch	1.214	0.716*	0.988
türkisch	0.558**	0.585**	0.342**
jugoslawisch/albanisch	0.920	0.901	0.730**
Sonstige	0.777*	0.633**	0.524**
deutsch	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
<i>Bildung im Elternhaus</i>			
geringes Bildungsniveau im Elternhaus	0.798**	1.052	0.885*
<i>Persönlichkeit und Werte</i>			
Selbstkontrolle: Impulsivität	1.300**	1.516**	1.308**
Selbstkontrolle: Risikosuche	1.367**	1.245**	1.402**
Selbstkontrolle: Temperament	1.066*	1.164**	1.052**
Hierarchisches Selbstinteresse	0.770**	0.883*	0.917*
ADHS Diagnose (1=ja)	1.109	1.231	1.172
<i>Verhalten der Eltern in Kindheit</i>			
Keine Elterngewalt in Kindheit	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
leichte Züchtigung	1.091	0.898	0.966
schwere Züchtigung	1.190*	1.065	1.051
seltene Misshandlung	1.077	1.247	1.037
häufige Misshandlung	1.575**	1.776**	0.840
Kontrolle durch Mutter in Kindheit	1.053	0.872*	1.034
Kontrolle durch Vater in Kindheit	0.940	1.037	0.882**
Zuwendung durch Mutter in Kindheit	0.995	1.100	0.977
Zuwendung durch Vater in Kindheit	1.005	0.910	1.046
<i>Kritische Übergänge/ Lebensereignisse</i>			
Raucher (t)	3.858**	--	3.267**
von zu Hause weggelaufen (t)	0.871	1.130	1.330*
Vollrausch durch Alkohol (t)	1.993**	1.369**	--
Trennung Eltern (t)	1.238**	1.385**	1.225**
<i>Erhebungsregionen</i>			
Dortmund	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kassel	1.105	0.929	1.272**
München	1.516**	0.927	1.142*
Oldenburg	1.099	0.911	1.091
Peine	0.954	0.916	1.227**
SchwäbischGmünd	0.956	0.585**	0.955
Soltau-Fallingbostel	0.700**	0.758*	1.172*
Stuttgart	0.748**	0.641**	0.858*
Lehrte	0.992	0.797	1.271*
N Schüler-Jahre/ N Ereignisse	153990/2314	155988/2240	156689/5896
Pseudo-R2 (Nagelkerke)	0.343	0.257	0.418

Robuster Signifikanztest \* signifikant bei 5%; \*\* signifikant bei 1%, gewichtete Daten; (t) = zeitveränderlich: springt von 0 auf 1, wenn im Jahr zuvor Ereignis bei der jeweiligen erklärenden Variablen erfolgte

Anders als die Dimensionen der mangelnden Selbstkontrolle wirkt sich das Hierarchische Selbstinteresse negativ auf den Beginn des Suchtmittelkonsums aus, was möglicherweise dadurch zu erklären ist, dass Rauschmittel als der rationalen Zielverfolgung abträglich einge-

schätzt werden. Diese Interpretation stünde zumindest in Einklang mit dem Befund, dass der negative Effekt des Hierarchischen Selbstinteresses auf den Übergang in den ersten Cannabiskonsum am stärksten ausgeprägt ist, da die den „Kiffern“ nachgesagte Passivität und Gleichgültigkeit in diametralem Gegensatz zu dieser Wertorientierung steht.

In Tabelle 5.5 zeigen sich zudem die riskanten Effekte einer Trennung der Eltern: trennen sich die Eltern, steigt beschleunigt sich anschließend der Übergang in jeden der drei Zustände des Suchtmittelkonsums um 24-38%.

Während in Tabelle 5.5 Einflussfaktoren auf den Einstieg in den Suchtmittelkonsum dargestellt sind, zeigt Tabelle 5.6 Einflussfaktoren auf den Suchtmittelkonsum im Jahr vor der Befragung. Auch unter Kontrolle einer Vielzahl weiterer Merkmale zeigt sich der Befund, dass Mädchen ein signifikant geringeres Risiko eines wöchentlichen bis täglichen Alkoholenusses und eines mehrfach monatlichen Cannabiskonsums aufweisen. Dafür konsumieren sie aber häufiger wöchentlich bis täglich Zigaretten.

Interessanterweise zeigt sich im multiplen Regressionsmodell, dass in Hauptschulen unter Kontrolle der weiteren Variablen seltener wöchentlich bis täglich Alkohol getrunken wird als in der Referenzgruppe der Gymnasien, wenngleich der Effekt nicht signifikant ist. Weitere Regressionsmodelle (hier nicht aufgeführt) verdeutlichen, dass diese in den Hauptschulen erhöhte Quote dadurch zustande kommt, dass der Anteil älterer Schüler dort höher ist und die Altersvariable einen starken positiven Effekt mit Drogenkonsum aufweist – was sicher nicht zuletzt mit dem erleichterten Zugang zu alkoholischen Getränken ab einem Alter von 16 Jahren zusammenhängt. Auch bei Kontrolle der Altersvariablen erweisen sich Jugendliche in Hauptschulen allerdings als durch einen Risikofaktor besonders belastet: sie weisen gegenüber der Referenzgruppe der Gymnasiasten das 3,653fache Risiko eines mindestens wöchentlichen Konsums von Zigaretten auf, wobei allerdings auch in den anderen Schultypen, mit Ausnahme der Waldorfschulen, diese Risiken mehr als das Zweifache der Risiken von Schülern an den Gymnasien betragen.

Als einziger signifikanter Unterschied zwischen den Ethnien stellt sich das gegenüber den deutschen Jugendlichen um die Hälfte reduzierte Risiko türkischer Jugendlicher heraus, mindestens wöchentlich Alkohol zu konsumieren.

Aufschlussreich sind wiederum die Effekte der Selbstkontrolle und des Hierarchischen Selbstinteresses: Das Hierarchische Selbstinteresse hat nur einen negativen Einfluss auf das Risiko des mindestens wöchentlichen Rauchens von Tabak/Zigaretten, was mindestens in einem Spannungsverhältnis zu der oben geleisteten Interpretation steht, dass diese Werthaltung den Drogenkonsum aus dem Grund reduziert, dass Drogen einer zweckrationalen Zielverfolgung abträglich sind. Risikosuche und Impulsivität erhöhen das Risiko, mindestens wöchentlich Alkohol zu sich zu nehmen. Diese beiden Dimensionen mangelnder Selbstkontrolle erhöhen zudem das Risiko mindestens wöchentlichen Rauchens und des mehrmals monatlichen Konsums von Cannabis. Das Risiko im letzten Jahr harte Drogen probiert zu haben, wird allein durch die Dimension der Risikosuche erklärt. Zur Veranschaulichung: die Werte dieser Skala variieren zwischen 1 und 6. Nimmt die Risikosuche um eine Einheit zu, erhöht sich das Risiko, im letzten Jahr harte Drogen probiert zu haben, um ca. das 1,572fache.

Tabelle 5.6: Einflussfaktoren auf den Suchtmittelkonsum im letzten Jahr. Binäre logistische Regression.

	Alkohol wöchentlich bis täglich	Zigaretten wöchentlich bis täglich	„harte“ Drogen probiert	Cannabis mehrmals monatlich
Alter (Jahre)	1.208**	1.563**	1.223*	1.231**
Mädchen (=1, Jungen=0)	0.547**	1.687**	1.104	0.506**
Hauptschule	0.765	3.653**	1.508	0.942
IHR/Realschule	0.929	2.207**	1.229	1.128
IGS	1.030	2.440**	1.204	1.137
Waldorfschule	0.881	1.259	1.275	1.090
Gymnasium	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
<i>ethnische Herkunft</i>				
ehemalige Sowjetunion	1.015	0.853	0.701	0.904
polnisch	0.925	0.754	1.115	0.770
türkisch	0.500**	0.785	0.695	0.941
jugosl./alban.	0.686	1.057	1.838	1.477
Sonstige	1.186	0.803	1.197	1.286
deutsch	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
<i>Bildung im Elternhaus</i>				
geringes Bildungsniveau im Elternhaus	0.823	1.120	0.932	0.753*
<i>Persönlichkeit und Werte</i>				
Selbstkontrolle: Impulsivität	1.346**	1.506**	1.072	1.433**
Selbstkontrolle: Risikosuche	1.420**	1.245**	1.572**	1.352**
Selbstkontrolle: Temperament	1.046	1.141**	1.072	1.091
Hierarchisches Selbstinteresse	1.033	0.859*	1.159	0.821
ADHS Diagnose (1=ja)	1.876**	1.177	1.735*	1.475
<i>Verhalten der Eltern in Kindheit</i>				
Keine Elterngewalt in Kindheit	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
leichte Züchtigung	0.914	1.039	1.199	1.312*
schwere Züchtigung	1.146	1.204*	1.366	1.375*
seltene Misshandlung	0.956	1.280	2.030**	1.384
häufige Misshandlung	1.679**	1.710**	2.080**	1.783**
Kontrolle durch Mutter in Kindheit	0.815	0.919	0.734*	0.827
Kontrolle durch Vater in Kindheit	0.981	1.072	1.101	0.996
Zuwendung durch Mutter in Kindheit	1.036	1.171*	1.225	1.062
Zuwendung durch Vater in Kindheit	0.935	0.894	0.806	0.982
<i>Kritische Übergänge/ Lebensereignisse</i>				
Raucher (t – 1)	1.900**	--	2.788**	4.412**
von zu Hause weggelaufen (t – 1)	0.981	1.915**	2.500**	1.502*
Vollrausch durch Alkohol (t – 1)	3.607**	4.460**	2.646**	3.730**
Trennung Eltern (t – 1)	0.843	1.371**	1.217	1.298*
<i>Erhebungsregion</i>				
Dortmund	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
Kassel	0.575**	1.004	1.443	1.170
München	0.772	1.009	1.130	1.430
Oldenburg	0.588**	0.970	1.279	1.160
Peine	0.437**	0.861	1.230	0.800
Schwäbisch Gmünd	1.310	0.637**	0.939	0.810
Soltau-Fallingbostel	0.622**	0.784	1.004	0.557**
Stuttgart	0.638**	0.750*	0.536*	0.500**
Lehrte	0.552	0.934	2.041*	0.929
N Schüler	10093	10371	9973	10042
Pseudo-R <sup>2</sup> (Nagelkerke)	0.287	0.349	0.286	0.383

Robuster Signifikanztest \* signifikant bei 5%; \*\* signifikant bei 1%, gewichtete Daten

Wenngleich dies den Anschein erweckt, diese eher erlebnisorientierten Persönlichkeiten probierten mehr oder weniger „aus Spaß“ oder Abenteuerlust harte Drogen, darf nicht übersehen

werden, dass sich hinter dem probieren harter Drogen häufig auch eine tragische familiäre Problemkonstellation verbirgt. Denn intensive Gewalt durch die Eltern in Form von Misshandlung, die Jugendliche in ihrer Kindheit erlebt haben, erhöht das Risiko jeder der hier untersuchten Formen des Suchtmittelkonsums im Jugendalter. Am stärksten wirkt sich die elterliche Gewalt auf das Risiko aus, im Jahr zuvor harte Drogen probiert zu haben, es ist mehr als doppelt so hoch wie in der Referenzgruppe jener Jugendlichen, die in ihrer Kindheit niemals Elterngewalt erlebt haben. Das Risiko harten Drogenkonsums wird zudem durch die Intensität der sozialen Kontrolle der Mutter während der Kindheit reduziert, was im Umkehrschluss bedeutet, dass Kinder von Müttern, die diese Kontrolle weniger intensiv ausüben, stärker gefährdet sind.

Auch die kritischen Lebensereignisse weisen deutliche Effekte auf. Bei der kausalen Interpretation dieser Variablen ist wieder zu beachten, dass die Kausalität durch das temporale Verhältnis von unabhängiger und abhängiger Variablen gegeben ist. Das bedeutet zum Beispiel, dass eine zum Befragungszeitpunkt 15jährige, die im letzten Jahr, also ungefähr mit 14, wöchentlich Alkohol getrunken hat, mit 13 ihren ersten Vollrausch erlebt haben muss, damit diese Variable als kausaler Prädiktor mit dem Wert „1“ in das Modell eingeht. Die unabhängige Variable muss also wirklich der abhängigen Variablen zeitlich voran gehen. Allerdings wird auch mit diesem Vorgehen das kausale Verhältnis nur approximiert, da unbeobachtete Aspekte von Frühauffälligkeit sowohl mit der unabhängigen als auch mit der abhängigen Variablen korreliert sein können.

In Tabelle 5.6 weisen jene Jugendlichen, die bereits Raucher sind, im Befragungsjahr ein fast zweifaches Risiko auf, mindestens wöchentlich Alkohol zu trinken. Noch stärker ist dieses Risiko bei jenen erhöht, die einen Vollrausch erlebt haben, nämlich um ca. das 3,607fache. Eine familiäre Problemkonstellation deutet sich auch dadurch an, dass die Erfahrung, von zu Hause weggelaufen zu sein, anschließend den Konsum von Zigaretten sowie das Risiko des Probierens harter Drogen erhöht. Jene, die bereits ihren ersten alkoholindizierten Vollrausch erlebt haben, weisen später im Befragungsjahr ein signifikant größeres Risiko des Konsums aller Arten von Suchtmitteln auf. Schließlich erhöht die Erfahrung einer Trennung der Eltern das Risiko des Rauchens sowohl von Cannabis als auch von Zigaretten.

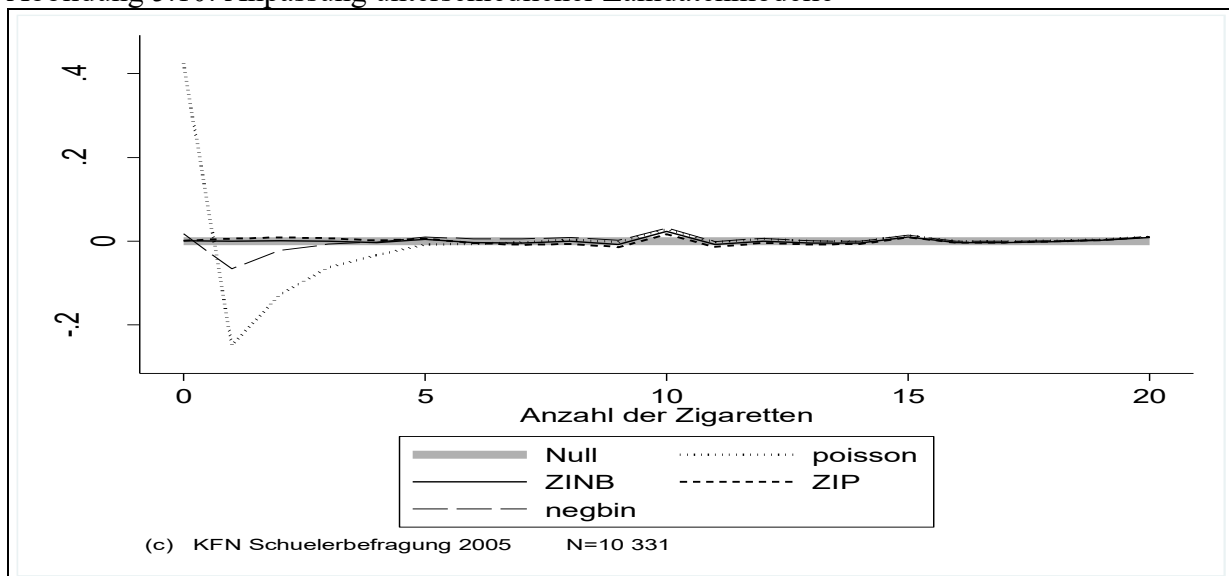
Dass regelmäßiges Rauchen mit schwerwiegenden gesundheitlichen Folgen einhergeht, ist relativ unbestritten. Wie wir oben gesehen haben, sind in der 9. Jahrgangsstufe im Alter von 15 Jahren bereits 21,5 % der Jungen und 24,1 % der Mädchen in den Status des regelmäßigen Rauchens übergegangen – obwohl ein legaler Erwerb von Tabak und Zigaretten erst ab den 16. Lebensjahr vorgesehen ist. Das Suchtpotenzial und die gesundheitlichen Risiken sind aber in erster Linie von der Häufigkeit des Rauchens abhängig, also von der durchschnittlichen Anzahl der täglich gerauchten Zigaretten. Im Folgenden wird die Analyse der Determinanten des Zigarettenkonsums deshalb noch weiter differenziert, indem Einflussfaktoren auf die Prävalenz und die Inzidenz des Rauchens geschätzt werden.

Bei dieser Schätzung ist zu berücksichtigen, dass die abhängige Variable weit davon entfernt ist, normalverteilt zu sein. Knapp 80 % der Jugendlichen sind Nichtraucher und die einzelnen Inzidenzkategorien bei den Rauchern sind erwartungsgemäß nur gering besetzt. Aus dieser Verteilung ist zu schließen, dass die Anzahl täglich konsumierter Zigaretten durch zwei unterschiedliche Prozesse bestimmt ist: Zum ist davon auszugehen, dass sich die beiden Gruppen der Raucher und Nichtraucher hinsichtlich einer Vielzahl von Merkmalen unterscheiden. Den meisten Jugendlichen der 9. Jahrgangsstufe liegt es fern, mit dem regelmäßigen Rauchen zu beginnen. Zum anderen wirken sich bestimmte Merkmale innerhalb der Gruppe der Raucher auf die Anzahl der täglich gerauchten Zigaretten aus. Da beide Prozesse für die Gefährdung

der Jugendlichen durch das Suchtmittel Tabak und Zigaretten zentral sind – nämlich der Übergang in den Status des Rauchers sowie die Anzahl der Zigaretten, wenn man bereits zur Gruppe der Raucher gehört –, sollten die Einflussfaktoren auch für beide Prozesse modelliert werden. Die Integration der Analyse beider Prozesse leisten Zähldatenmodelle, die für ein Übermaß an Nullen (= Nichtraucher, mit Null Zigaretten) konzipiert sind. Man spricht in diesem Zusammenhang von einem „zero-inflated model“, womit eben dieses inflationäre Auftreten der Nullen bezeichnet ist (Long 1997, S. 243).

Auf Basis der Schülerbefragung 2005 wurden mehrere Zähldatenmodelle geschätzt und die Anpassung der jeweiligen Modelle an die Häufigkeitsverteilung der empirischen Anzahl verglichen. Die Ordinate in Abbildung 5.10 zeigt die Differenz zwischen der empirischen Anzahl der Zigaretten und der vorhergesagten Anzahl auf Basis eines Modells. Die dickere graue Nulllinie zeigt den Fall einer perfekten Anpassung des Modells an die Daten. Hier zeigt sich, dass die Standardversionen der Poissonregression („poisson“) und der Negativen Binomialregression („negbin“) im unteren Bereich (unter 5 Zigaretten pro Tag) sehr schlecht an die empirische Verteilung angepasst sind. Dagegen passen die Zero-Inflated Negative Binomialregression („zinb“) und die Zero-Inflated Poissonregression („zip“) überaus gut zu den Daten und weisen nur, wie alle anderen Modelle auch, leichte Abweichungen bei den „runden“ Angaben von 10, 15 sowie 20 täglichen Zigaretten auf.

Abbildung 5.10: Anpassung unterschiedlicher Zähldatenmodelle



Zwischen den beiden „zero-inflated“ Modellen unterscheidet sich die Anpassung kaum. Auch die geschätzten Effekte der Zero-Inflated Negativen Binomialregression (Modell nicht gezeigt) sind mit dem Resultat der Zero-Inflated Poissonregression nahezu identisch, weshalb in der folgenden Tabelle 5.7 das Ergebnis der einfacheren Zero-Inflated Poissonregression dargestellt wird.

Tabelle 5.7: Einflussfaktoren auf die Anzahl der Zigaretten pro Tag (Zero-Inflated Poisson Regression)

	Nichtraucher OR(y=0 x)	Anzahl Zig. IRR(y=k x)
Alter (Jahre)	0.636**	1.123**
Mädchen (=1, Jungen=0)	0.631**	0.974
Hauptschule	0.248**	1.519**
IHR/Realschule	0.409**	1.302**
IGS	0.450**	1.347**
Waldorfschule	0.980	1.011
Gymnasium	Referenz	Referenz
<i>ethnische Herkunft</i>		
ehemalige Sowjetunion	1.109	0.864
Polnisch	1.265	0.899
Türkisch	1.215	0.825**
jugosl./alban.	0.996	0.885
Sonstige	1.275	0.839**
Deutsch	Referenz	Referenz
<i>Bildung im Elternhaus</i>		
geringes Bildungsniveau im Elternhaus	0.899	1.071*
<i>Persönlichkeit und Werte</i>		
Selbstkontrolle: Impulsivität	0.631**	1.041*
Selbstkontrolle: Risikosuche	0.851**	1.047**
Selbstkontrolle: Temperament	0.891**	1.046**
Hierarchisches Selbstinteresse	1.124	1.024
ADHS Diagnose (1=ja)	0.852	1.074
<i>Verhalten der Eltern in Kindheit</i>		
Keine Elterngewalt in Kindheit	Referenz	Referenz
leichte Züchtigung	1.042	0.924*
schwere Züchtigung	0.805*	0.980
seltene Misshandlung	0.815	1.016
häufige Misshandlung	0.562**	1.077
Kontrolle durch Mutter in Kindheit	1.168	0.910**
Kontrolle durch Vater in Kindheit	0.885	1.017
Zuwendung durch Mutter in Kindheit	0.854*	1.037
Zuwendung durch Vater in Kindheit	1.065	0.944*
<i>Kritische Übergänge/ Lebensereignisse</i>		
von zu Hause weggelaufen (t – 1)	0.667*	1.084
Vollrausch durch Alkohol (t – 1)	0.238**	1.146**
Trennung Eltern (t – 1)	0.662**	1.056
<i>Erhebungsregion</i>		
Dortmund	Referenz	Referenz
Kassel	1.002	0.859*
München	1.163	0.863**
Oldenburg	1.062	0.899*
Peine	1.190	0.851**
Schwäbisch-G'münd	1.676**	0.759**
Soltau-Fallingbostal	1.328	0.842**
Stuttgart	1.526**	0.822**
Lehrte	1.330	0.870*
N Schüler		10331
Pseudo R <sup>2</sup> (Nagelkerke) = 0.358; Vuong Test z =49.73 Pr>z = 0.0000 Robust z statistics in parentheses		

\* significant at 5%; \*\* significant at 1%

In Tabelle 5.7 sind in der linken Spalte die Effekte wieder als relative Risiken bzw. Chancen dargestellt – diesmal als Chance, der Gruppe der Nichtraucher anzugehören, in der also täglich Null Zigaretten geraucht werden [ OR(y=0|x) ]. In der rechten Spalte sind die incidence

rate ratios gezeigt [  $IRR(y=k|x)$  ], was bedeutet, dass z.B. mit jedem weiterem Altersjahr (x) sich die Anzahl (k) der täglich gerauchten Zigaretten um das 1.123fache erhöht.

Die Chance der Mädchen, der Gruppe der Nichtraucher anzugehören, ist gegenüber den Jungen um das 0.636fache reduziert, während innerhalb der Gruppe der Raucher keine signifikanten Geschlechterunterschiede in der Anzahl der täglich gerauchten Zigaretten bestehen. Hat man also einmal mit dem Rauchen begonnen, ist das Geschlecht für die Anzahl der täglich konsumierten Zigaretten unerheblich. Dafür sind die Unterschiede zwischen den Bildungsniveaus der Schulen in beiden Dimensionen wiederum sehr ausgeprägt: Mit Ausnahme der Waldorfschüler, die sich nicht signifikant von den Gymnasiasten unterscheiden, ist in allen anderen Schultypen die Chance zu den Nichtrauchern zu gehören deutlich reduziert. Und dies, wie sich andeutet, in umso höherem Maße, je geringer das Bildungsniveau der Schule ist. So beträgt die Chance zu den Nichtrauchern zu gehören in der Hauptschule nur das 0.248fache der Chance der Gymnasiasten. Ähnlich verhält es sich mit den Inzidenzen: Raucher der Hauptschule rauchen ca. 1,5mal so viele Zigaretten wie Raucher auf dem Gymnasium.

Zwischen den ethnischen Gruppen gibt es nur Unterschiede hinsichtlich der Anzahl der Zigaretten, die von den Rauchern konsumiert werden, nicht aber in den Chancen, Nichtraucher zu sein. Raucher türkischer Abstammung sowie jene sonstiger ethnischer Gruppen weisen gegenüber einheimischen Deutschen eine um das 0,83fache reduzierte Anzahl an täglich gerauchten Zigaretten auf. Dieser Effekt könnte schlicht damit zusammenhängen, dass angesichts der hohen Preise für Tabak und Zigaretten die sozio-ökonomisch benachteiligten türkischen Jugendlichen sich mit weniger Konsum zufrieden geben müssen. Allerdings ist der Effekt der Herkunftsvariable „türkisch“ nicht mit dem Bildungsniveau im Elternhaus konfundiert, welches ja einen Indikator für den sozio-ökonomischen Status darstellt. Ist das elterliche Bildungsniveau nur gering, ist die Anzahl der täglich gerauchten Zigaretten um das 1,071fache erhöht.

Recht deutliche Effekte finden wir wieder bei den drei Dimensionen der mangelnden Selbstkontrolle. Erhöht sich beispielsweise die Impulsivität um eine Einheit, gehen die Chancen Nichtraucher zu sein um das 0,631fache zurück. Überdies erhöhte jeder Zuwachs der Impulsivität um Einheit die Anzahl täglich gerauchter Zigaretten um das 1,041fache. In derselben Weise sind die recht ähnlichen Effekte der Risikosuche und des Temperaments zu interpretieren.

Wenn Jugendliche in der Kindheit von ihren Eltern häufig misshandelt wurden, reduzieren sich deren Chancen Nichtraucher zu sein um das 0,562fache. Je ausgeprägter außerdem die in der Kindheit erfahrene Kontrolle durch die Mutter ist sowie die Zuwendung durch den Vater, desto geringer ist die Anzahl der täglich gerauchten Zigaretten. Interessanterweise haben demgegenüber jene, die in der Kindheit eine hohe Zuwendung durch die Mutter erfahren haben, eine um das 0,854fache geringere Chance, Nichtraucher zu sein.

Inwieweit die kritischen Übergänge bzw. Lebensereignisse tatsächlich kausal zu interpretieren sind, bleibt in dieser Analyse letztlich ungeklärt. Wenngleich auch hier wieder zumeist eine temporale Ordnung zu Grunde liegt, wäre trotzdem denkbar, dass sowohl das Erleben dieser Ereignisse als auch die Prävalenz und Inzidenz des Rauchens von einer latenten Hintergrundvariablen abhängig sind, die relativ zeitstabil mit den erklärenden und der abhängigen Variablen korreliert ist. Dennoch fällt zweierlei auf: jene Jugendliche, die spätestens im Jahr vor der Befragung schon einmal von zu Hause weggelaufen sind, haben gegenüber den übrigen Jugendlichen eine ca. um das 0,667fache reduzierte Chance Nichtraucher zu sein, und bei jenen,

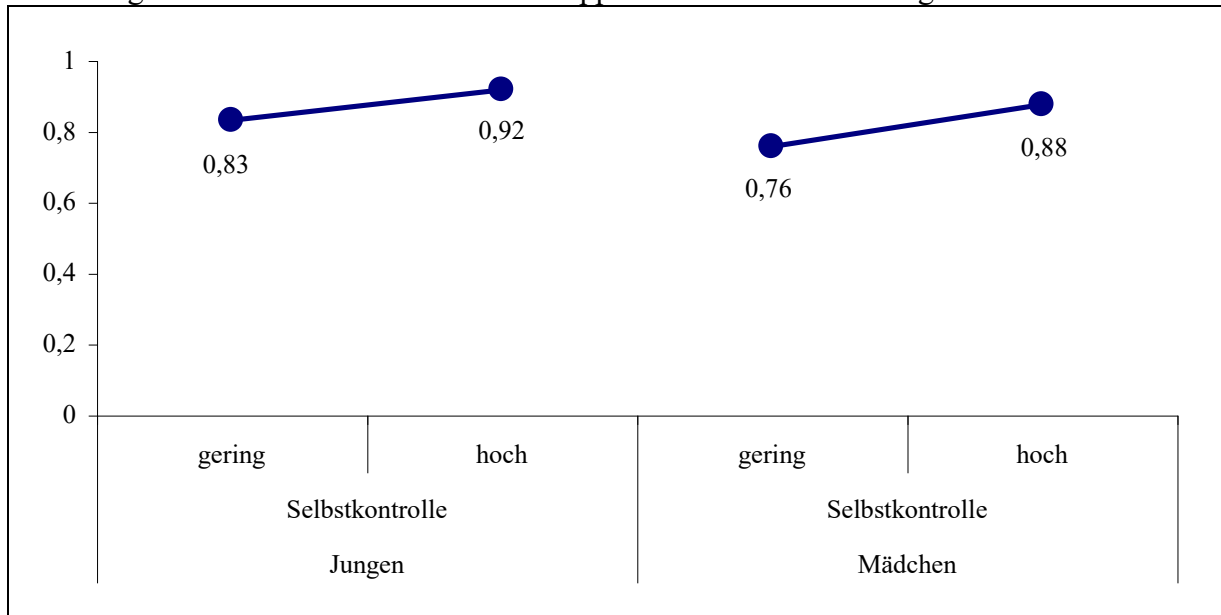
deren Eltern sich getrennt haben, ist diese Chance um das 0,662fache reduziert. Diese Befunde erscheinen insbesondere vor den Hintergrund kontrolltheoretischer Überlegungen plausibel, da erstens im Falle der elterlichen Trennung das Kontrollpotenzial abnimmt (Sampson & Laub 1993; Gottfredson & Hirschi 1990), und zweitens das Weglaufen von zu Hause ebenfalls als Folge problematischer sozialer Bindungen und inadäquater soziale Kontrolle angesehen werden kann.

Zudem ist die Chance Nichtraucher zu sein um das 0,238fache reduziert, wenn spätestens im Jahr vor der Befragung ein alkoholinduzierter Vollrausch erlebt wurde. Hinzu kommt, dass in diesem Fall auch bei den Rauchern die tägliche Anzahl der Zigaretten um das 1,146fache erhöht ist. Es gibt also eine Gruppe, bei der die gesundheitlichen Risiken auch der grundsätzlich legalen Suchtmittel kumuliert sind.

Wie dargestellt, ergaben die empirischen Analysen über sämtliche Modelle hinweg einen positiven Einfluss mangelnder Selbstkontrolle auf die Neigung zum Suchtmittelkonsum. Jede der drei Dimensionen der Selbstkontrolle (Impulsivität, Risikosuche, Temperament) beschleunigte den Übergang in den Suchtmittelkonsum, was bedeutet, dass die Jugendlichen umso früher mit dem Konsum beginnen, je geringer die Selbstkontrolle ist. Impulsivität und Risikosuche erhöhen zudem das Risiko wöchentlichen bis täglichen Konsums von Alkohol. Hingegen erhöhte allein die Risikosuche das Risiko, im Jahr vor der Befragung eine der harten Drogen probiert zu haben (Speed/Ectasy/Heroin/Kokain/LSD). Wiederum alle drei Dimensionen mangelnder Selbstkontrolle erhöhten sowohl das Risiko wöchentlichen bis täglichen Konsums von Zigaretten als auch den mehrmals monatlichen Konsum von Cannabis. Zudem reduzierte mangelnde Selbstkontrolle die Wahrscheinlichkeit, zu der Gruppe der Nichtraucher zu gehören und erhöhte zugleich die geschätzte Anzahl der Zigaretten in der Gruppe der Raucher. Die Abbildungen 5.11 und 5.12a bzw. 5.12b zeigen deshalb jeweils für beide Geschlechter die Relevanz der mangelnden Selbstkontrolle für die Prävalenz und Inzidenz des Rauchens. Dargestellt sind die reinen Nettoeffekte, aus denen also alle Kontrollvariablen des Vorhersagemodells auspartialisiert sind. Die beiden Vergleichsgruppen wurden folgendermaßen gebildet: Jugendliche mit hoher Selbstkontrolle weisen in jeder der drei Dimensionen die Werte der unteren Terzile auf (also zwischen den unteren 33 % und dem Rest), Jugendliche mit geringer Selbstkontrolle weisen jeweils Werte des oberen Terzils (die Grenze zwischen den oberen 33% und dem Rest) auf. Dargestellt werden im Folgenden also eher mittlere Variationen der Selbstkontrolle und kein Extremgruppenvergleich.



Abbildung 5.11: Wahrscheinlichkeit der Gruppe der Nichtraucher anzugehören



Jungen mit einer geringen Selbstkontrolle (also hohe Werte bei Impulsivität, Temperament und Risikosuche; unteres Terzil) weisen eine Wahrscheinlichkeit von 83 % auf, Nichtraucher zu sein. Demgegenüber beträgt diese Wahrscheinlichkeit bei Jungen mit hoher Selbstkontrolle 92 %, die Differenz beträgt also 9 Prozentpunkte. Mädchen mit geringer Selbstkontrolle sind mit nur mit einer 76 % Wahrscheinlichkeit Nichtraucherinnen, während Mädchen mit hoher Selbstkontrolle dies mit einer 88 % Wahrscheinlichkeit sind. Der reine Nettoeffekt der Selbstkontrolle, die zwischen dem oberen und dem unteren Terzil variiert, macht bei den Mädchen also eine Wahrscheinlichkeitsdifferenz von 12 Prozentpunkten aus.

Wir stellten jedoch auch signifikante Einflüsse der Selbstkontrolle auf die Anzahl der Zigaretten innerhalb der Gruppe der Raucher fest. Der Nettoeffekt der Selbstkontrolle auf die Wahrscheinlichkeit der Inzidenzen ist in den nachfolgenden Abbildungen dargestellt. Sowohl die Jungen als auch Mädchen unterscheiden sich aufgrund der Selbstkontrolle am stärksten in der Wahrscheinlichkeit, täglich  $k=8$  Zigaretten zu rauchen. Bei Jungen mit geringer Selbstkontrolle beträgt diese Wahrscheinlichkeit 2,3 %. Haben sie eine hohe Selbstkontrolle, beträgt sie nur 1 % und ist damit weniger als halb so groß. Ähnlich verhält es sich bei den Mädchen: Mädchen mit geringer Selbstkontrolle haben eine 3,3 % Wahrscheinlichkeit, täglich 8 Zigaretten zu Rauchen, während diese Wahrscheinlichkeit bei den Mädchen mit hoher Selbstkontrolle nur 1,6% beträgt.

Abbildung 5.12a: Anzahl der Zigaretten, Modell Jungen

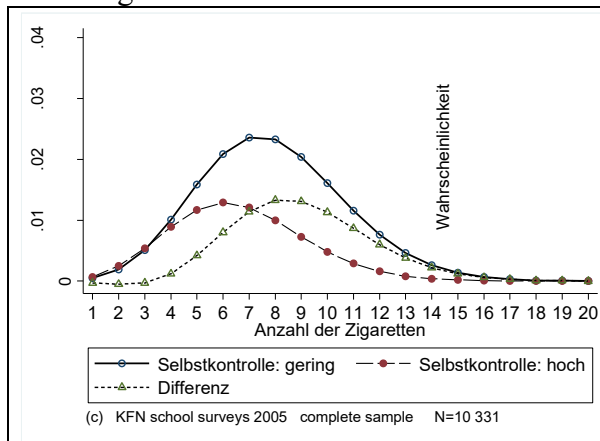
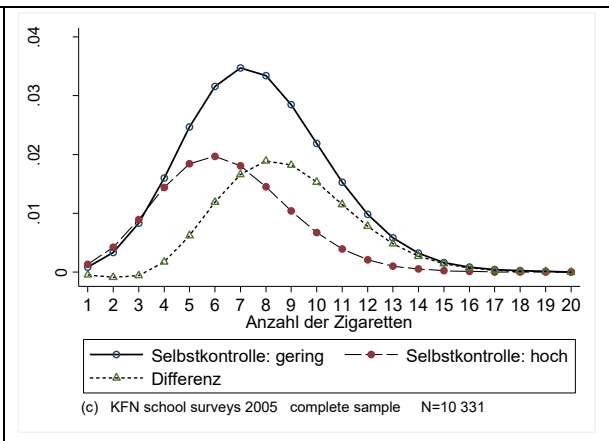


Abbildung 5.12b: Anzahl der Zigaretten, Modell Mädchen



Zusammenfassend lassen sich aus den Analysen zum Suchtmittelkonsum der Jugendlichen mehrere Schlussfolgerungen ziehen: So haben wir gesehen, dass Mädchen später als Jungen mit dem erstmaligem Konsum von Cannabis beginnen, aber früher mit dem regelmäßigen Rauchen anfangen und auch ihren ersten Vollrausch früher erleben. Betrachtet man das letzte Jahr vor der Befragung, also das Alter von 14 bis 15 Jahren, haben Mädchen auch ein höheres Risiko, wöchentlich bis täglich zu Rauchen als Jungen. Der regelmäßige und eher häufige Konsum von Tabak ist also insgesamt bei den Mädchen verbreiteter als bei den Jungen und setzt zudem signifikant früher im Lebenslauf ein. Haben die Jugendlichen aber einmal die Schwelle zum regelmäßigen Rauchen überschritten, hat das Geschlecht keinen Einfluss mehr auf die Anzahl der täglich gerauchten Zigaretten.

Insgesamt geht die Affinität zum Rauchen tendenziell mit steigendem Schulniveau zurück. Je geringer das Schulniveau, desto früher beginnen die Schülerinnen und Schüler mit dem Rauchen, desto häufiger rauchten sie im Jahr vor der Befragung mindestens wöchentlich Zigaretten und desto höher die Zahl der von den Rauchern konsumierten Zigaretten. Beim Übergang in den ersten Vollrausch sowie in den erstmaligen Konsum der illegalen Droge Cannabis sind die Effekte des Schulniveaus jedoch uneinheitlich. Auffällig ist insbesondere der frühe Einstieg der Waldorfschüler in den erstmaligen Cannabiskonsum, ein Befund, der sich auch nach Kontrolle einer Vielzahl weiterer Variablen als robust herausstellte. Hinsichtlich des Konsums von Tabak erwiesen sich die Waldorfschüler dagegen als ebenso zurückhaltend wie die Gymnasiasten.

Ethnische Differenzen findet man zum einen beim Übergang in die drei untersuchten Zustände „Cannabis probiert“, „Beginn des regelmäßigen Rauchens“ und des „erstmaligen Vollrausches“. Es zeigte sich, dass die Immigrantengruppen insgesamt den Suchtmitteln weniger zugeneigt sind als die einheimischen deutschen Jugendlichen. Bei türkischen Jugendlichen ist vor allem der Übergang in den ersten alkoholinduzierten Vollrausch stark verzögert. In geringerem Maße gilt das auch für jugoslawische/albanische Jugendliche sowie für die 'andere' ethnischen Gruppen. Türkische Jugendliche sind zudem die einzige Gruppe, deren Wahrscheinlichkeit eines wöchentlichen bis täglichen Alkoholkonsums im Jahr vor der Befragung gegenüber der deutschen Referenzgruppe deutlich reduziert ist. Schließlich wurde festgestellt, dass innerhalb der Gruppe der Raucher türkische Jugendliche und jene 'anderer' ethnischer Herkunft eine geringere tägliche Anzahl an Zigaretten konsumiert wird, als in der deutschen Referenzgruppe. Als Erklärungsversuch wurde angeführt, dass angesichts der hohen Preise für Tabak und Zigaretten die ökonomische Benachteiligung der Immigrantengruppen

dabei eine wichtige Rolle spielt. Kulturelle Faktoren sollten allerdings nicht außer Acht gelassen werden.

Wie dargestellt, ergaben die empirischen Analysen über sämtliche Modelle hinweg einen positiven Einfluss mangelnder Selbstkontrolle auf die Neigung zum Suchtmittelkonsum. Implusivität, Risikosuche und Temperament beschleunigten den Einstieg in den Suchtmittelkonsum und Risikosuche sowie Impulsivität gehen mit einem erhöhten Risiko wöchentlichen bis täglichen Konsums von Alkohol einher. Im Jahr vor der Befragung hingegen erhöhte jedoch allein die Risikosuche die Neigung, eine der harten Drogen Speed, Ecstasy, Heroin, Kokain oder LSD zu probieren. Jede der drei Dimensionen mangelnder Selbstkontrolle erhöhte überdies das Risiko wöchentlichen bis täglichen Konsums von Zigaretten sowie den mehrmals monatlichen Konsum von Cannabis. Zudem reduzierte mangelnde Selbstkontrolle die Wahrscheinlichkeit, zu der Gruppe der Nichtraucher zu gehören und erhöhte zugleich die geschätzte Anzahl der Zigaretten in der Gruppe der Raucher. Ist die Selbstkontrolle in den Modellen berücksichtigt, hat das mit mangelnder Selbstkontrolle korrelierte Merkmal ADHS keinen eigenständigen Einfluss mehr.

Es zeigte sich auch, dass während der Kindheit erlebte Elterngewalt den Einstieg in den Suchtmittelkonsum, mit Ausnahme des Übergangs in den ersten alkoholinduzierten Vollrausch, beschleunigt. Hinzu kommt, dass erlebte Elterngewalt die Affinität zu allen hier untersuchten Formen des Suchtmittelkonsums im Jugendalter erhöht. Interessant ist der Befund, dass eine hohe Zuwendung der Mutter in der Kindheit sich eher riskant auf die Neigung zum Tabakkonsum auswirkt. Zwar ist der positive Effekt mütterlicher Zuwendung auf die „Geschwindigkeit“ des Übergangs in den Zustand regelmäßigen Rauchens nicht signifikant. Dafür erhöht die in der Kindheit erlebte mütterliche Zuwendung das Risiko, im Jugendalter wöchentlich bis täglich Zigaretten zu rauchen und reduziert damit die Chance, Nichtraucher zu sein.

Schließlich wurde deutlich, dass unter den Jugendlichen eine relativ kleine Gruppe existiert, in der sich eine Mehrzahl von Risiken kumuliert. Jugendliche, die mit dem regelmäßigen Rauchen begonnen haben, weisen anschließend einen beschleunigten Übergang in den erstmaligen Konsum von Cannabis und in den ersten alkoholinduzierten Vollrausch auf. Sind Jugendliche bereits einmal von zu Hause fortgelaufen, haben sie abschließend ein deutlich erhöhtes Risiko, ihren ersten alkoholinduzierten Vollrausch zu erleben. Im Jugendalter werden zudem auch harte Drogen deutlich häufiger von jenen konsumiert, die zuvor bereits von zu Hause weggelaufen sind, die bereits Raucher sind und die bereits einen alkoholinduzierten Vollrausch erlebten.

Haben sie ihren ersten alkoholinduzierten Vollrausch erlebt, steigen anschließend die Risiken des Einstiegs in das regelmäßige Rauchen sowie des erstmaligen Rauschens von Cannabis. Aber auch Lebensereignisse im familiären Kontext wirken sich in konsistenter Weise auf den Einstieg in die unterschiedlichen Formen des Suchtmittelkonsums aus: Trennen sich die Eltern, nimmt anschließend das Risiko des Übergangs in die untersuchten Formen des Suchtmittelkonsums zu. Erklärt werden können diese Effekte der elterlichen Trennung entweder durch die damit verbundene Belastung, die die Jugendlichen mit Hilfe von Suchtmitteln lindern, oder aber durch die aufgrund der elterlichen Trennung eingeschränkten elterlichen Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten, zumal die emotionale Bindung an den jeweils neuen Lebenspartner des Elternteils, bei dem der oder die Jugendliche lebt, häufig zunächst eher gering ausgeprägt sein dürfte.

Unter dem Gesichtspunkt der Prävention sind damit zahlreiche Merkmale identifiziert, die als Risikosignale für den Einstieg in den Suchtmittelkonsum fungieren können. Allerdings sind die Präventionschancen dadurch stark eingeschränkt, dass viele dieser Signale nur innerfamiliär sichtbar sind, und es daher vom Engagement und von der Aufmerksamkeit der Eltern abhängt, inwieweit diese Signale verstanden und z.B. an Ärzte oder Lehrer weitergegeben werden. Daher sollte sich die Präventionsarbeit noch in stärkerem Maße als bisher an die Eltern wenden, so etwa in Form von Informationsveranstaltungen an schulischen Elternabenden.

Für jene Jugendlichen, deren Elternhaus selbst extrem problembelastet ist, wird daraus allerdings keine große Hilfe erwachsen, so dass letztlich bei der Aufgabe der Beobachtung und Interpretation der Signale einmal mehr die Lehrer gefordert sind. Die in einigen Schulen durchgeführte Praxis der Elternbesuche durch die Lehrer könnte in diesem Zusammenhang hilfreich sein, da der Einblick in das private Umfeld auch jener Jugendlichen, deren Eltern nicht zu den schulischen Elternabenden erscheinen, zusätzliche Anhaltspunkte für die Interpretation von Auffälligkeiten der Jugendlichen liefern können. Dabei sollte deutlich gemacht werden, dass ein suchtmittelfreies Leben der Jugendlichen auch im Interesse jener Eltern liegen muss, die nicht die erforderlichen materiellen und kulturellen Ressourcen verfügen, um ihre Kinder eigenständig vor den Gefahren des riskanten Suchtmittelkonsums zu schützen.

## 6. Schulschwänzen – Städtevergleich, Ursachen, Folgen

### 6.1. Ergebnisse aktueller Studien

Dem Phänomen des Schulschwänzens wird in der Öffentlichkeit und in der Wissenschaft zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt. Dies hat seine Ursachen einerseits in einer gestiegenen Sensibilität gegenüber Fragen der Bildung, die durch die Ergebnisse der PISA-Studien ausgelöst wurde. Andererseits ist Schulschwänzen ein Indikator abweichenden Verhaltens: Wer die Schule schwänzt, so die Ergebnisse der Schülerbefragung 2000 (Wilmers et al. 2000), hat ein höheres Risiko, auch andere delinquente Verhaltensweisen zu begehen (auch Loeber und Farrington 2001). Um diese Befunde erneut zu überprüfen, aber auch um die Entwicklung des Schwänzens im Längsschnitt sowie die stadtspezifischen Absentismuskulturen zu untersuchen, wurde bei der jüngsten Schülerbefragung erneut explizit nach unerlaubtem Fernbleiben von der Schule gefragt.

Trotz mehrjähriger Forschung ist bislang keine einheitliche Definition des Schulschwänzens absehbar. Stattdessen existiert eine Vielzahl an Begriffen, die häufig synonym gebraucht werden. Braun (2005) erwähnt die Schulumüdigkeit, Schulverdrossenheit, Schulangst, Schulaversion, Schuldistanz oder Schulverweigerung. An dieser Stelle soll in Anlehnung an die Vorgängerstudie des KFN (Wilmers et al. 2000) weiterhin von Schulschwänzen gesprochen werden. Gemeint ist damit das unerlaubte Fernbleiben vom Unterricht. Dabei sollte zumindest das seltene, sporadische Fehlen vom intensiven, häufigen Fehlen unterschieden werden. Häufiges Fehlen kann als Schulverweigerung bezeichnet werden, wobei die Grenze, die beide Formen voneinander trennt, nicht eindeutig gezogen werden kann. Wagner et al. (2004) verweisen bspw. darauf, dass in den USA Schüler als „truants“ gelten, wenn ihr Fehlen einen Schwellenwert von fünf oder zehn Tagen oder 10 Prozent der Gesamtstundenzahl überschreitet. Wir wollen uns an der untersten Schranke orientieren und Schwänz-Prävalenz (mindestens eine Stunde geschwänzt) und Mehrfach-Schwänzer (5 Tage und mehr geschwänzt) unterscheiden.

Es ist davon auszugehen, dass die Entwicklung zum Schwänzen und insbesondere die zum Intensivschwänzer/Schulverweigerer schrittweise erfolgt, wobei Faktoren des Elternhauses und der Schule zusammenspielen. Laut einer Studie des Deutschen Jugendinstituts gaben 59 % der Schulschwänzer als Auslöser an, Probleme mit den Lehrern gehabt zu haben (Braun 2005), 31 % verwiesen auf schlechte Leistungen, 30 % auf andere schulische Probleme; 29 % hatten Probleme mit ihren Mitschülern. Allerdings dürften dies tatsächlich eher Auslöser als Ursachen sein, da die Bereitschaft zur Reaktion auf dieserart schulische Probleme durch die familialen Bedingungen, u.a. die hier verfolgten Strategien der Kontrolle des Schulbesuchs, vorgezeichnet sind, wie aktuelle Studien belegen.

Fuchs et al. (2005) finden in einer für den Freistaat Bayern repräsentativen Befragung, dass 21,8 % der Schüler in den letzten fünf Monaten schon mindestens einen Tag lang die Schule geschwänzt haben. Als Massivschwänzer, d.h. als Schüler, die mindestens fünf Tage nicht in der Schule waren, wurden 6,1 % eingestuft. Jungen schwänzen geringfügig häufiger als Mädchen. Hinsichtlich der ethnischen Zugehörigkeit zeigt sich, dass nichtdeutsche Schüler häufiger bereits einmal geschwänzt haben als deutsche Schüler. Unterschiede gibt es zudem auch zwischen den Schulformen. Realschüler haben demnach in Bayern die geringste Schwänzrate mit einem Anteil von etwa einem Sechstel, Gymnasiasten dagegen die größten mit rund einem Viertel.

Die Autoren untersuchen auch weitere Variablen daraufhin, ob sie als Ursachen des Schulschwänzens in Frage kommen. Vor allem der elterlichen Erziehung fällt dabei eine entscheidende Rolle zu, was u.a. im Hinblick auf den elterlichen Erziehungsstil belegt wird. Jugendliche, deren Eltern ein hohes Interesse an schulischen Aspekten zeigen und damit auch implizit eine Verhaltenskontrolle ausüben (Erscheinen bei Elternabenden, Hilfe bei Hausaufgaben usw.), schwänzen seltener die Schule. Ebenso schwänzen Jugendliche, die eine harte, aber als gerecht empfundene (19,9 % Schwänzer) oder aber eine liebevolle (20,6 % Schwänzer) Erziehung genießen, seltener als Schüler die hart, streng und ungerecht (35,6 % Schwänzer) sowie wechselhaft (27,4 % Schwänzer) erzogen werden. Auch beim massiven Schwänzen sind diese Differenzen vorhanden (vgl. Fuchs et al 2005). Zudem wurden die Schüler nach der Gewaltbelastung in ihren Familien befragt. Ergebnis ist, dass Jugendliche aus Familien mit hoher Gewaltbelastung etwas häufiger schwänzen (zu 36 %) als Schüler aus Familien mit mittleren (21,4 %), geringer (19,4 %) oder gar keiner (21,8 %) Gewaltbelastung. Die Schüler mit hoher innerfamiliärer Gewaltbelastung weisen auch beim mehrtägigen Schwänzen durchweg die höchsten Werte auf.

Auch die Folgen des Schulschwänzens auf gewaltaffine Einstellungen und Verhaltensweisen wurden analysiert. Gezeigt werden kann, dass Schüler, die angeben, häufiger geschwänzt zu haben, tatsächlich gewaltaffiner eingestellt sind. Dies wurde anhand einer Skala, die von 0 (= vollständige Ablehnung von Gewalt) über 5 (= Ambivalenz) bis 10 (= sehr starke Zustimmung zur Gewalt) reichte, gemessen. Schüler, die 10 Tage und mehr schwänzten, erreichen hier den höchsten Wert (4,9), Schüler die nie schwänzten, den niedrigsten (2,8). Aber auch das Verhalten von Schülern erweist sich als abhängig vom Ausmaß des Schwänzens. Wer nie geschwänzt hat, weist ein fünfmal niedrigeres Gewaltniveau auf als Schüler, die 10 Tage und mehr abwesend waren. Auch bei den anderen Gewaltindizes (Gewalt gegen Sachen, psychische und verbale Gewalt) zeigen sich hochsignifikante Zusammenhänge zwischen Schwändauer und Auftrittswahrscheinlichkeit des abweichenden Verhaltens. Dieser Zusammenhang bleibt, so wie dies auch durch Wilmers et al. (2002) festgestellt wurde, bestehen, wenn andere gewaltbegünstigende Faktoren kontrolliert werden (Geschlecht, elterlicher Erziehungsstil, Cliquenzugehörigkeit). Die Autoren schlussfolgern, „dass wir das Schwänzen bei der Analyse der Gewalt an Schulen berücksichtigen müssen, dass es aber nicht als isolierter Faktor zu sehen ist, sondern vielmehr als Bestandteil eines umfassenderen Syndroms“ (S. 288). Zu beachten ist hier u.a., dass sich massiv schwänzende Jugendliche auch häufiger devianten Peergruppen anschließen, die wiederum selbst das Risiko des Ausübens von Gewalttaten begehen. „Schwänzen kann daher mit zunehmender Massivität zu Abweichungen in mehreren Handlungsfeldern führen“ (S. 290).

Das Max-Planck-Institut für internationales und ausländisches Strafrecht in Freiburg hat 1999 Kölner Schüler der achten bis zehnten Klasse zu ihrem Schulschwänzverhalten in den letzten 12 Monaten befragt (Wagner et al. 2004). 29 % der befragten Jugendlichen gaben an, in diesem Zeitraum mindestens einmal die Schule geschwänzt zu haben. Jungen schwänzten häufiger als Mädchen (31,1 % zu 26,9 %). Als Schulverweigerer definierten die Autoren Schüler, die fünf Tage und mehr schwänzten. Der Anteil der Schulverweigerer in Köln beträgt entsprechend dieser Festlegung 7,9 % (Jungen 10 %, Mädchen 6 %).

Kölner Hauptschulen sind mit 39,6 % Schwänzern am stärksten belastet. Am wenigsten wird in Realschulen (25,7 %) und Gymnasien (25,1 %) geschwänzt. An Sonderschulen liegt die Schwänzrate bei 27,5 %. Bei der Schulverweigerung sind ebenfalls Hauptschulen mit 14,5 % und Sonderschulen mit 12,8 % stark belastet. Am seltensten wird in Realschulen (6,1 %) und Gymnasien (4,7 %) der Schulbesuch massiv verweigert.

Auch in der Kölner Studie von Wagner et al. (2004) zeigt sich, dass Schüler, die eine gute emotionale Beziehung zu ihren Eltern haben und weniger mit den Eltern streiten, seltener die Schule verweigern als andere. Wichtiger ist aber die direkte elterliche Kontrolle der Aktivitäten der Kinder, die das Risiko der Schulverweigerung deutlich reduziert.

Neben dem Elternhaus sind es aber noch zwei weitere Ursachenbündel, die mit der Verweigerung, d.h. dem mehr als viertägigen Fehlen in Beziehung stehen. Einerseits zeigt sich, dass ausbleibender Schulerfolg (schlechte Schulleistungen, Wiederholen von Klassen) dazu führt, dass sich Kinder von der Schule abwenden. Das Absentismusrisiko steigt um etwa 127 %, wenn ein Schüler mindestens eine mangelhafte Zeugnis-Zensur hat. Muss ein Schüler ein Klasse wiederholen, so steigt das Risiko um 206 %. Andererseits belegt die Studie erneut den zentralen Stellenwert von Freundesbeziehungen. Ein erhöhtes Risiko der Verweigerung besitzen jene Jugendlichen, die angeben, sich jeden Tag mit ihren Freunden zu treffen; d.h. bereits eine stärkere Einbindung in die Peer-Kultur hat negative Konsequenzen. Extrem hoch ist das Risiko der Schulverweigerung für Schüler, die von Kontakten zu Freunden mit entsprechendem abweichenden Verhalten berichten (+ 907 %). „Schulverweigerung ist damit eine Form abweichenden Verhaltens, die durch schwache Bindungen an konventionelle gesellschaftliche Einrichtungen und Gruppen, durch versperrte Zugangschancen zu legitimen Mitteln des Bildungserfolgs und durch Zugehörigkeiten zu unkonventionellen Subkulturen und Peergruppen bedingt ist“ (ebd. S. 483).

In Mecklenburg-Vorpommern wurden 1999 zwei Stichproben an Schülern der Sekundarstufe I (5.-10. Klasse) zum Thema Schulschwänzen erhoben, wobei verschiedene Formen des schulaversiven Verhaltens untersucht wurden: Verspätung, unentschuldigtes Fehlen, entschuldigtes Fehlen, offene Unterrichtsverweigerung und verdeckte Unterrichtsverweigerung (Schulze 2003). In der ersten Studie wurden 2.169 Schüler befragt, von denen insgesamt 16,7 % mit oder ohne Entschuldigung gefehlt haben. Geschlechtsunterschiede gab es hier keine. An Gymnasien fehlten die Schüler seltener als an Realschulen; in Förder- und Hauptschulen war die Fehlrate deutlich höher. In der zweiten Studie wurden 2.066 Schüler befragt. Hier lag die Rate der erfassten fehlenden Schüler bei 20,1 %. Mädchen fehlten mit 53,7 % etwas häufiger als Jungen (46,3 %). Die Fehlraten der einzelnen Schulformen stellen sich folgendermaßen dar: Gymnasium 15,8 %, Realschule 17,0 %, Gesamtschule 21,7 %, Hauptschule 23,0 %, verbundene Haupt- und Realschule 24,6 % und allgemeine Förderschule 30,3 %.

Bei der letzten KFN-Schülerbefragung im Jahr 2000 (Wilmers et al. 2002) gaben 52,2 % der befragten Schüler aus der neunten Jahrgangsstufe an, dass sie im letzten Schulhalbjahr schon einmal geschwänzt hätten (einzelne Stunden und/oder Tage). Mädchen schwänzten etwas häufiger als Jungen (54,7 % zu 49,7 %). Der Anteil der Massivschwänzer (5 und mehr Tage) lag bei 14,8 %. Betrachtet man die Schwänzzraten der unterschiedlichen Ethnien, zeigt sich, dass junge Migranten häufiger die Schule geschwänzt haben als gebürtige deutsche Jugendliche; Türken mit 59,3 % und Aussiedler mit 56,1 % haben die höchsten Prävalenzraten.

Als Ursachen des Schwänzens konnten familiäre und schulische Faktoren identifiziert werden. So schwänzten von denjenigen Schülern, die mit beiden Elternteilen zusammen leben, 49,0 %, wogegen Jugendliche aus anderen Familienformen eine Prävalenzrate von 59,1 % aufwiesen. Das Erleben elterlicher Gewalt, das Aufwachsen unter inkonsistenten Erziehungsstilen sowie die fehlende Kontrolle des Schulbesuchs erhöhen die Schwänzbereitschaft. Schüler mit hoher Elternkontrolle gaben beispielsweise zu 51,9 % an, schon einmal der Schule unerlaubt ferngeblieben zu sein. Schüler mit niedriger elterlicher Kontrolle schwänzten zu 66,1 %. Ganz ähnlich stellen sich die Ergebnisse in Bezug auf die Kontrolle des Schulbesuchs durch die

Lehrer dar: Schüler die eine hohe Lehrerkontrolle empfinden, schwänzen zu 46,8 %, Schüler, die diese nicht empfinden zu 68,2 %.

Die Folgen des Schwänzens konnten durch diese Studie ebenfalls deutlich aufgezeigt werden. Von den Jugendlichen, die nie geschwänzt haben, waren im zurückliegenden Jahr nach eigenen Angaben nur 9,4 % gewalttätig, 17,9 % hatten einen Ladendiebstahl begangen. Bei Jugendlichen, die mehr als 10 Tage dem Unterricht fern geblieben sind, liegen diese Raten um das drei- bis vierfache höher. 54,1 % hatten mindestens einen Ladendiebstahl, 40,4 % eine Gewalttat begangen. Auch dieser Zusammenhang blieb bestehen, wenn die Unterschiede in den Bildungsoptionen, Lebensbedingungen und familialen Kontexten berücksichtigt wurden.

Die bislang vorliegenden Studien zeigen sämtlich, dass Schulschwänzen ein im Jugendalter sporadisch recht häufig zu findendes Phänomen ist. Dennoch bleibt es, wie andere Abweichungsformen auch, für die meisten Jugendlichen ein nur ausnahmsweise auftretendes Verhalten. Von besonderem Interesse sind deshalb die Intensivschwänzer. Diese laufen Gefahr, in einem Teufelskreis gefangen zu werden: Die Abwesenheit vom Unterricht führt dazu, dass die Schulleistungen sinken. Mit sinkenden Schulleistungen geht die Bereitschaft zurück, sich Anerkennung im Kontext der Schule zu verdienen, Anerkennung wird stattdessen in anderen Sphären wie der Peergruppe gesucht. Weitere Abweichungsformen werden wahrscheinlicher. Nur eine frühzeitige Intervention kann diese Karrieren verhindern, wobei entsprechend den Befunden das Elternhaus von herausgehobener Bedeutung ist. Die nachfolgenden Auswertungen werden diese bisherigen Befunde erneut überprüfen. Zusätzlich wird zum ersten Mal auf die Verbreitung des Schulschwänzens in der vierten Jahrgangsstufe eingegangen. Hierzu werden die Angaben von Lehrkräften herangezogen, die eine von den Selbstauskünften der Schüler unabhängige Informationsquelle<sup>99</sup> darstellen. Bei den neunten Jahrgangsstufen werden in gewohnter Weise auch die Schülerangaben berücksichtigt, so dass hier die Möglichkeit des direkten Vergleichs von Schüler- und Lehrerangaben besteht.

## 6.2. Ausmaß des Schulschwänzens aus Lehrersicht

Das Ausmaß des Schulschwänzens über Selbstberichte von Schülern im Klassenkontext zu erfassen, ist mit dem Problem konfrontiert, dass gerade jene Schüler, die als Intensivschwänzer gelten müssen, am Befragungstag höchstwahrscheinlich nicht anwesend sind. Insofern werden die Schülerbefragungen zwar sehr verlässlich Auskunft über das Vorkommen des leichten Schwänzens liefern, nicht aber über den Anteil von Intensivschwänzern oder Schulverweigerern. Aus diesem Grund wurde die Gelegenheit genutzt, am Befragungstag die anwesende Lehrkraft über das Thema Schulschwänzen zu befragen. Da die Studie so angelegt war, dass in der Vorbereitung der Befragungen jeweils zuerst die Kommunikation mit dem Klassenlehrer gesucht wurde, war davon auszugehen, dass am Befragungstag auch der Klassenlehrer anwesend sein wird. Dieser dürfte, da er die einzelnen Schüler sehr gut kennt, eine sehr verlässliche Einschätzung über das Schwänzverhalten abgeben können.

---

<sup>99</sup> Auch diese Informationsquelle hat natürlich ihre Nachteile. Diese Nachteile bestehen, worauf u.a. Fuchs et al. (2005, S. 268) aufmerksam machen, bspw. darin, dass die Lehrer eher ihre Wahrnehmungen berichten und damit keine wirklich objektiven Angaben über das Ausmaß des Schwänzens in ihrer Klasse/Schule machen. Diese objektiven Angaben sind allein schon deshalb nicht möglich, weil auch die Lehrer nur das Hellfeld des Schwänzens berichten können.



Insgesamt wurden in den neun Erhebungsregionen 636 Lehrkräfte befragt (Tabelle 6.1).<sup>100</sup> Neun von zehn waren tatsächlich die Klassenlehrer, bei den restlichen handelte es sich im Wesentlichen um Fachlehrer. Bezüglich des Anteils an Klassenlehrern in der Stichprobe unterscheiden sich die Städte nicht voneinander. Signifikante Unterschiede existieren allerdings im Hinblick auf Geschlechterzusammensetzung und Durchschnittsalter. Im Lehrerkollegium von Kassel und Peine scheinen überdurchschnittlich viele weibliche Lehrkräfte zu existieren; in Oldenburg, München und besonders in Schwäbisch Gmünd hingegen dominieren die männlichen Lehrkräfte. In Schwäbisch Gmünd sind die Lehrer zudem durchschnittlich am ältesten (54,2 Jahre). In Lehrte, Stuttgart und München sind die Lehrer demgegenüber mindestens acht Jahre jünger.

Tabelle 6.1: Die Stichprobe der Lehrkräfte der 9. Jahrgangsstufe (gewichtete Daten)

Gebiet	Anzahl befragte Lehrer	Anteil weiblich	Anteil Klassenlehrer	Durchschnittsalter
Dortmund	102	48,5	90,0	48.9
Kassel	77	57,1	93,4	49.7
München	122	42,0	82,4	46.0
Oldenburg	60	41,4	91,5	49.7
Peine	54	67,9	79,2	47.6
Schwäbisch Gmünd	32	31,3	90,6	54.2
Soltau-Fallingbostal	70	52,9	92,6	49.1
Stuttgart	101	54,5	90,1	45.5
Lehrte	18	47,1	82,4	41.6
Gesamt	636	49,8	88,3	48.0
Cramers V/F-Wert		.173*	.146	5.050**

\*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$

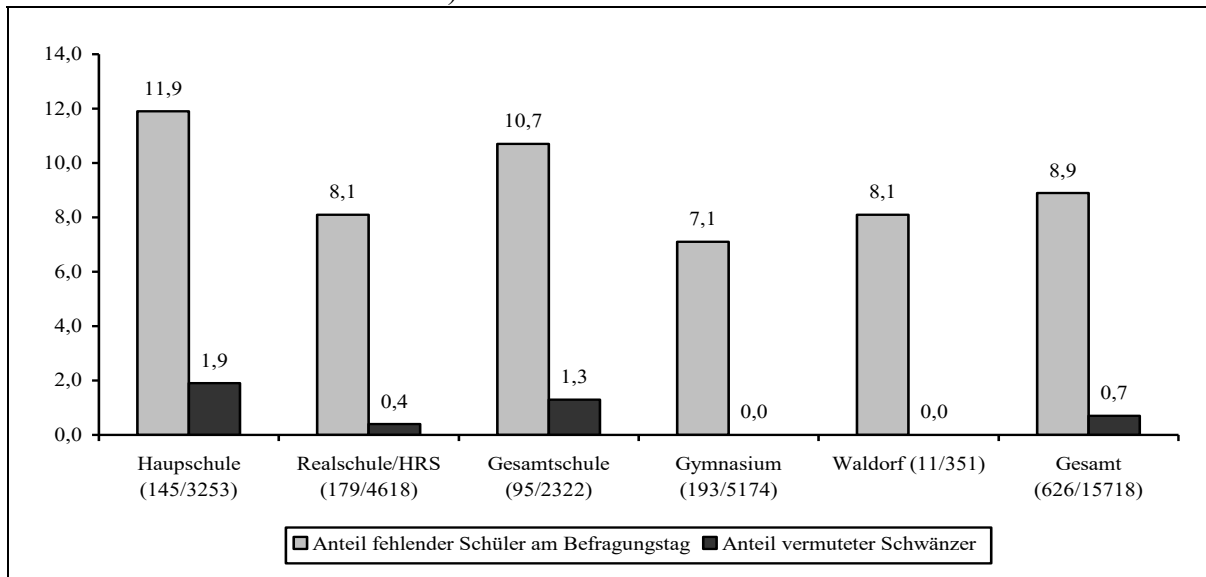
Das Ausmaß des Schulschwänzens wurde im Lehrerfragebogen über zwei Wege zu erfassen versucht. Zuerst wurde danach gefragt, wie viele Schüler am Befragungstag abwesend sind und von wie vielen der Lehrer der Meinung ist, dass sie die Schule schwänzen (Stichtagsraten). Daneben wurde für das letzte Schulhalbjahr gefragt, wie viele Schüler nach Einschätzung des Lehrers verschiedene Formen des Schulschwänzenverhaltens zeigten, wobei u.a. zwischen Schulverweigern, Intensiv- oder Gelegenheitsschwänzern unterschieden werden sollte.

Am Befragungstag waren laut Lehrerangaben 8,9 % der Schüler nicht in der Schule (Abbildung 6.1), nur bei jedem 13. der fehlenden Schüler handelt es sich um einen Schwänzer. Insgesamt konnten die Lehrer aus zehn vorgegebenen Gründen der Nicht-Anwesenheit auswählen (u.a. Fehlen wegen Krankheit, vom Unterricht befreit). Bei zwei dieser Gründe wurde explizit das Schwänzen erwähnt (bislang unentschuldigt ferngeblieben, vermutlich schwänzen mit Wissen der Eltern; bislang unentschuldigt ferngeblieben, vermutlich schwänzen ohne Wissen der Eltern). Nur diese Antworten wurden zur Berechnung der Stichtagsraten zusammengefasst. Von den 15718 Schülern, über die die Lehrer Auskunft gegeben haben, wurden 0,7 % als Schwänzer klassifiziert. In Abbildung 6.1 sind zudem die Stichtagsraten für die einzelnen Schulformen abgebildet. Dabei ist zu erkennen, dass hauptsächlich in den Hauptschulen, aber auch in den Gesamtschulen Probleme mit Schulabwesenheit verbreiteter sind. Während dort 1,9 bzw. 1,3 % aller Schüler als Schwänzer gelten, sind es in Realschulen bzw. Haupt- und Realschulen nur 0,4 %. Von allen 5174 Gymnasiasten waren am Befragungstag nur 7,1 % abwesend. Zudem vermuteten die Lehrkräfte nur bei einem einzigen abwesenden

<sup>100</sup> Genau wie für die Schülerstichprobe gilt auch für die Lehrerstichprobe, dass sie nicht exakt den Verhältnissen in der Grundgesamtheit entspricht. Beispielsweise wurden in München nicht nur zu viele Hauptschüler, sondern auch zu viele Lehrer in Hauptschulen, d.h. zu viele Klassen interviewt. Um die vorhandenen Ungleichgewichte zu kontrollieren, wurde deshalb ein eigener, schulformspezifischer Gewichtungsfaktor für die Lehrerstichprobe konstruiert. Alle Auswertungen dieser Stichprobe wurden gewichtet durchgeführt.

Schüler dieser Schulform das Schwänzen als Ursache der Abwesenheit. Bei Waldorfschulen gab es am Befragungstag gar keinen Schwänzer. Da es sich beim Schwänzen am Befragungstag damit um ein äußerst seltenes Ereignis handelt, wird darauf verzichtet, die Stichtagsraten für die einzelnen Befragungsgebiete detailliert zu berichten; diese liegen insgesamt zwischen null und einem Prozent.

Abbildung 6.1: Stichtagsraten des Schulschwänzens nach Schulform, Lehrerstichprobe (in %; in Klammern: N Lehrer/N Schüler)



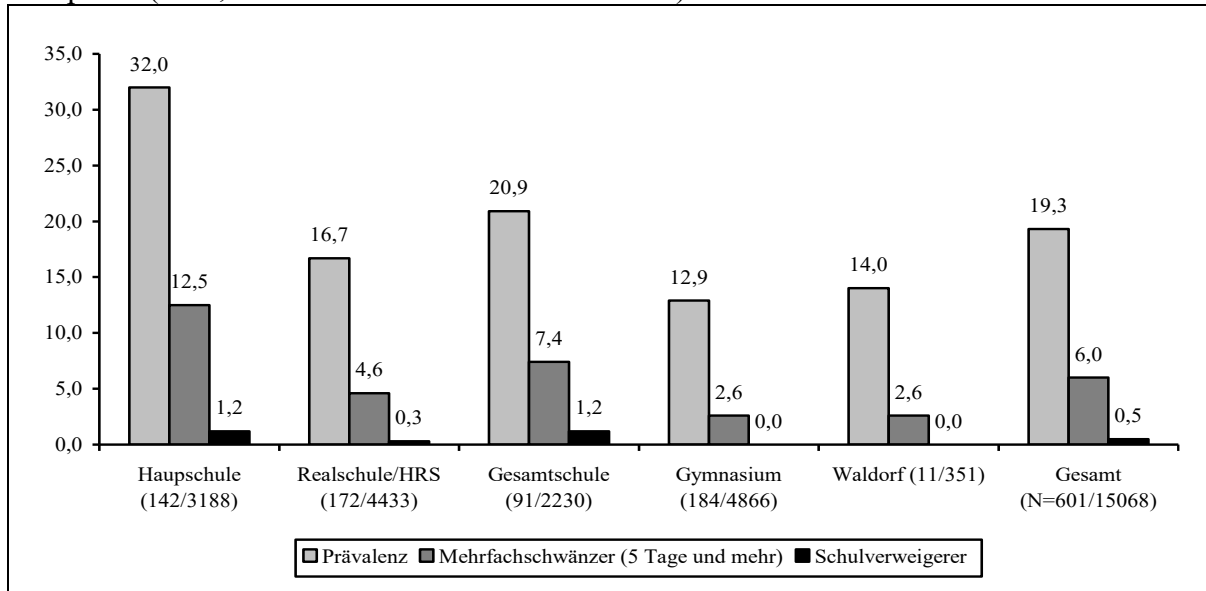
Die Lehrkräfte vermuten damit absolut von 114 Jugendlichen, dass sie am Befragungstag schwänzen. Für diese Jugendlichen sollten die Lehrer zusätzliche Angaben machen. Folgende Befunde können zu dieser besonderen Gruppe der Stichtagsschwänzer berichtet werden: Nicht überraschend ist, dass es sich zu 57 % um Hauptschüler handelt, in der gesamten Schülerstichprobe der Schülerbefragung 2005 sind aber nur 20,9 % Hauptschüler. Auch daran zeigt sich, dass Hauptschüler ein fast dreimal so hohes Risiko haben, der Schule unerlaubt fern zu bleiben. Im Durchschnitt sind die Stichtagsschwänzer etwas älter als die 'normalen' Schüler der neunten Jahrgangsstufe (15.8 vs. 15.1 Jahre<sup>101</sup>), was darauf hinweist, dass sie bereits eine ungewöhnliche Schulbiographie haben (Nicht-Versetzung, späte Einschulung o.ä.). Sie sind öfter männlichen Geschlechts (57,9 vs. 49,8 %) und haben ebenfalls öfter einen Migrationshintergrund (42 vs. 26,3 %). Die Stichtagsschwänzer haben im letzten Schulhalbjahr durchschnittlich 21 Tage geschwänzt, wobei der Median bei 10 Tagen liegt; d.h. die eine Gruppe der Schwänzer hat 10 Tage und weniger geschwänzt. Dieser Gruppe steht eine andere gegenüber, die z.T. deutlich mehr als 10 Tage geschwänzt hat. 45 Tage und mehr haben immerhin 16 Schüler geschwänzt, d.h. von den am Befragungstag fehlenden Schwänzern gehört jeder Siebente zu den sog. Schulverweigerern, die im letzten Schulhalbjahr mindestens 50 % der Unterrichtszeit versäumt haben.

Neben den Stichtagsraten wurde auch nach dem Schwänzverhalten der Schüler der Klasse im letzten Schulhalbjahr gefragt. Entsprechend der Klassifikation, wie sie auch im folgenden bei den Auswertungen der Schülerstichprobe verwendet werden soll, werden Prävalenzraten (mindestens einmal – entweder eine Stunde oder einen Tag – geschwänzt) und Raten der

<sup>101</sup> Die zweite Zahl bezieht sich wiederum auf die Schülerstichprobe der Schülerbefragung 2005, in der das Durchschnittsalter 15.1 Jahre betragen hat.

Mehrfachschwänzer (5 oder mehr Tage<sup>102</sup>) unterschieden. Zusätzlich wird als eine Kategorie der Mehrfachschwänzer die Rate der Schulverweigerer berichtet. Abbildung 6.2 gibt die Ergebnisse wiederum unterschieden nach Schulform wieder.

Abbildung 6.2: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Schulform, Lehrerstichprobe (in %; in Klammern: N Lehrer/N Schüler)

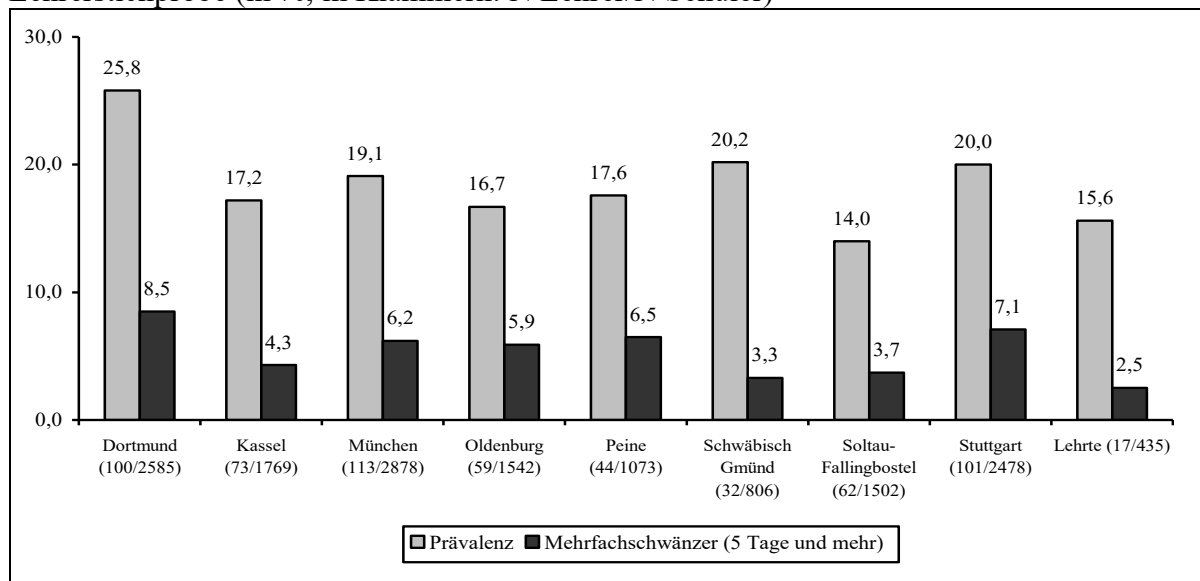


Fast jeder fünfte Schüler hat nach Auskunft der Lehrer im letzten Halbjahr schon mindestens einmal die Schule geschwänzt (19,3 %), jeder 17. gilt als Intensivschwänzer. Jeder 200. Jugendliche ist ein Schulverweigerer, hat also mindestens die Hälfte des Schulunterrichts verpasst. Auch bzgl. der Schwänzzraten im letzten Schulhalbjahr existieren deutliche Unterschiede zwischen den Schulformen, wobei sich wiederum in Hauptschulen die geringste Schulbindung zeigt. Hier haben 32 % schon einmal, 12,5 % mehr als 4 Tage geschwänzt; in Gymnasien und Waldorfschulen liegt die Prävalenzrate zweieinhalb Mal, die Intensivschwänzerrate fünfmal niedriger. Ebenfalls recht hohe Quoten sind in den Gesamtschulen zu beobachten, wo es anteilmäßig genau so viele Schulverweigerer gibt wie in den Hauptschulen.

Die Prävalenz- und Mehrfachschwänzerraten können auch im Vergleich der Städte berichtet werden, wobei hier auf die z.T. geringen Fallzahlen zu achten ist (Abbildung 6.3). In Lehrte haben bspw. nur 17 Lehrer über 435 Schüler Auskunft gegeben. Angaben über die Signifikanz der Unterschiede können an dieser Stelle nicht getroffen werden, weil hier Summenindizes von 9 Städten miteinander verglichen werden. Dennoch deuten sich substantielle Unterschiede zwischen den Städten an.

<sup>102</sup> Im Fragebogen der Lehrkräfte gab es vier verschiedene Antwortvorgaben, die das Mehrfachschwänzen erfassten. Es werden hier diejenigen Schüler als Mehrfachschwänzer ausgewiesen, die 1. mehr als 50 % der Unterrichtszeit geschwänzt haben oder 2. 10 und mehr ganze Tage, aber insgesamt weniger als 50 % der Unterrichtszeit geschwänzt haben oder 3. mehr als 4 und bis zu 9 ganze Tage geschwänzt haben oder 4. mehr als 20 Stunden, aber niemals ganze Tage geschwänzt haben.

Abbildung 6.3: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Erhebungsgebiet, Lehrerstichprobe (in %; in Klammern: N Lehrer/N Schüler)

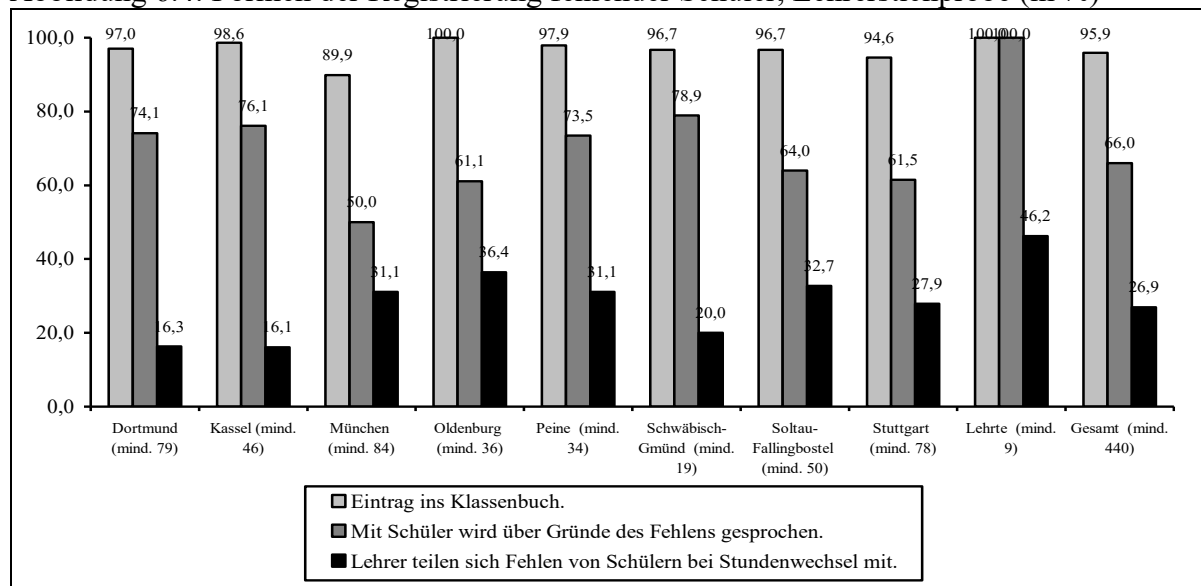


Die deutlich höchste Schwänzrate wird von Dortmunder Lehrern berichtet. Die hier befragten 100 Lehrer gaben an, dass 25,8 % der einbezogenen 2585 Schüler schon einmal im letzten Schulhalbjahr geschwänzt hätten, 8,5 % gehören sogar zu den Intensivschwänzern. Ebenfalls höhere Prävalenzraten finden sich in den drei süddeutschen Städten München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd, wo die Lehrer von ca. jedem fünften Schüler Schwänzepisoden berichteten. In München und Stuttgart fallen, neben Peine und Oldenburg, auch die Raten der Intensivschwänzer recht hoch aus. Die Lehrerangaben lassen den Schluss zu, dass das Problem des Schulschwänzens trotz höherer Mehrfachschwänzraten in Oldenburg und Peine verstärkt in Süddeutschland zu beobachten ist. Bezieht man im niedersächsischen Raum auch die beiden Gebiete Soltau-Fallingb. und Lehrte mit ein, fallen die Prävalenz- und Mehrfachtäterraten hier insgesamt niedriger aus. Allerdings ist zu beachten, dass diese Ergebnisse auf den Angaben von Lehrern beruhen. Höhere Schwänzraten in Süddeutschland und Dortmund können einerseits darauf zurückzuführen sein, dass dieses Problem tatsächlich verstärkt in diesen Gebieten besteht. Andererseits kann sich darin auch die erhöhte Aufmerksamkeit der Lehrer niederschlagen. Wenn die erste Deutung zuträfe, dann müsste sich das auch in den im Anschluss berichteten Schülerdaten zeigen. Zu bedenken ist ebenfalls, dass die niedersächsischen Gebiete eher ländlicher oder kleinstädtischer Prägung sind, Stuttgart, München und Dortmund hingegen Großstädte darstellen, in denen gemeinhin auch das Schulschwänzen verbreiteter ist.

Stehen die stadspezifischen Schwänzraten daneben aber auch mit unterschiedlichen schulischen Kontroll- und Reaktionsstrategien in Verbindung? Hierfür wurden die Lehrer gebeten, Angaben darüber zu machen, wie innerhalb der Schule das Fehlen von Schülern registriert wird bzw. welche Folgen das Schwänzen für den Schüler hat. Die folgende Abbildung 6.4 zeigt zunächst für ausgewählte Formen der Registrierung der abwesenden Schüler, welche durchgehend signifikanten Unterschiede zwischen den Städten existieren. In fast allen Schulen in allen Städten wird, wenn ein Schüler zu Unterrichtsbeginn nicht anwesend ist, dies im Klassenbuch festgehalten. Die niedrigsten Eintragsquoten sind aber – kompatibel mit den obigen Befunden – in München und Stuttgart festzustellen. Ebenfalls nicht die Regel ist in diesen beiden Städten, dass mit dem Schüler geredet wird und er danach gefragt wird, warum er nicht im Unterricht war. In den meisten anderen Städten meinen ca. drei Viertel der Lehrer, dass ein Gespräch mit dem Schüler zum Standard gehört. Zudem scheint es in den norddeutschen Städten häufiger der Fall zu sein, dass die Lehrer sich das Fehlen eines Schülers gegenseitig mitteilen. Kann man der Meinung sein, dass solch ein gegenseitiges Informieren unnö-

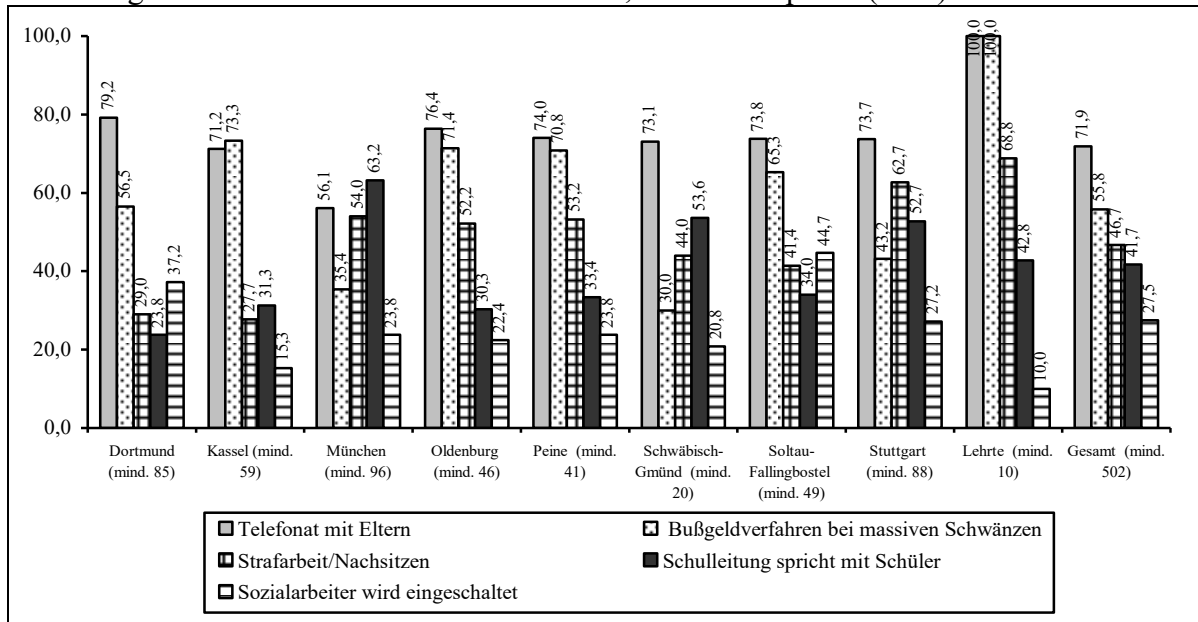
tig ist, da das Fehlen ja bereits im Klassenbuch festgehalten ist und die nachfolgend unterrichtende Lehrkraft selbst merken wird, ob ein Schüler fehlt oder nicht, steht die höhere Zustimmungskquote in niedersächsischen Städten wahrscheinlich eher dafür, dass eine stärkere kommunikative Vernetzung der Lehrkräfte gegeben ist. Die Gespräche mögen kein effektives Mittel der Registrierung sein, sie führen aber wahrscheinlich dazu, dass sich die Lehrer gegenseitig über ihre Ansichten bzgl. des Fehlens einiger Schüler austauschen und auch Schritte einleiten, um mögliche Schwänzkarrerien frühzeitig zu verhindern. Besonders selten sind diese Lehrergespräche in Dortmund, Kassel und Schwäbisch Gmünd.

Abbildung 6.4: Formen der Registrierung fehlender Schüler, Lehrerstichprobe (in %)



Auch die Reaktionen der Schule auf identifizierte Schwänzer unterscheiden sich signifikant zwischen den Gebieten. Während nur etwas über die Hälfte der Münchener Lehrkräfte der Aussage zustimmt, dass sie bei Vorliegen von Schulschwänzen mit den Eltern telefonisch darüber sprechen, sind es in den anderen Städten meist über drei Viertel; in Lehrte tut dies jede Lehrkraft. Ebenfalls deutlich häufiger in den norddeutschen Gebieten wird bei massiven Schwänzen ein Bußgeldverfahren eingeleitet. Bezüglich der Strafarbeiten gibt es weniger Nord-Süd-Unterschiede. Hier sind es eher die beiden Städte Dortmund und Kassel, in denen die Lehrkräfte seltener zu dieser Maßnahme greifen. Während hier nur jede vierte Lehrkraft der Meinung war, dass die Schulen auf diese Weise dem Schulschwänzen begegnen, ist dies in den anderen Städten jeweils die Hälfte. In Süddeutschland scheint demgegenüber das Problem häufiger an die Schulleitung delegiert zu werden. In München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd meinten über die Hälfte der Lehrer, dass die Schulleitung oft oder immer mit dem schwänzenden Schüler spricht, in den anderen Städten stimmt dem nur jede dritte Lehrkraft zu. Im Norden wird allerdings etwas häufiger auf Schulsozialarbeiter zurückgegriffen. Vor allem in Dortmund und Soltau-Fallingb. kommen diese zum Einsatz, in Kassel und Lehrte eher nicht.

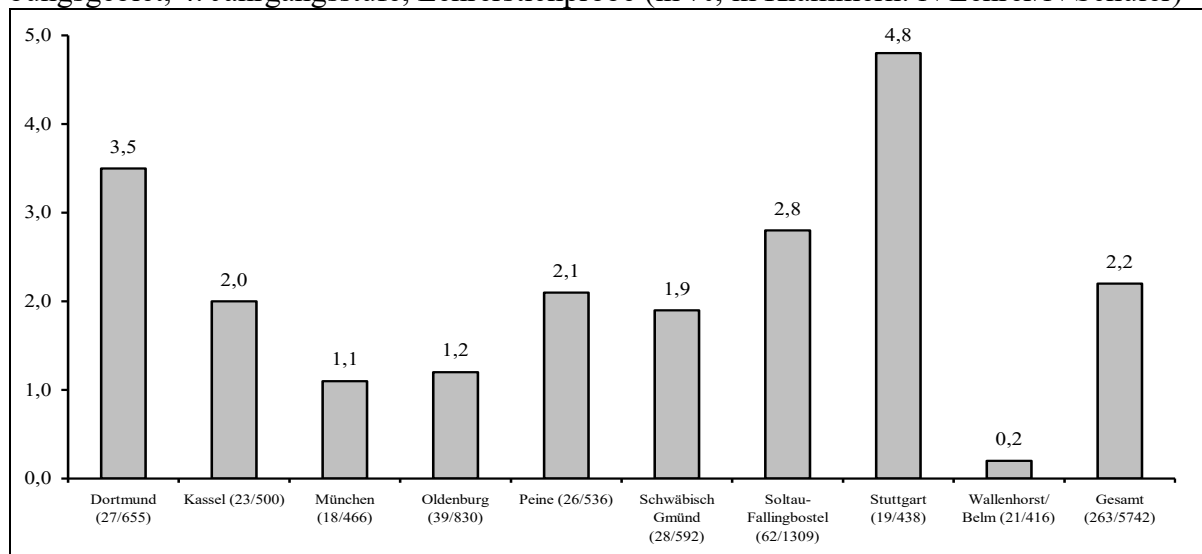
Abbildung 6.5: Reaktionen auf Schulschwänzen, Lehrerstichprobe (in %)



Trotz der berichteten Unterschiede im Bereich der Kontrolle und Reaktion ergeben diese kein einheitliches Bild derart, dass sich sagen lässt, in welchen Städten in diesen beiden Dimensionen problematische Entwicklungen vorherrschen und daraus die höheren Schwänzzraten erklärt werden können. Beispielsweise nimmt Dortmund bei den berichteten Indikatoren meist ein mittleres Niveau ein, hat aber die höchste Schwänzzrate. Zur Erklärung der unterschiedlichen Schwänzzraten ist deshalb die Betrachtung individueller Faktoren auf der Ebene der Schüler notwendig. Hier sind die Ursachen des Schwänzens zu eruieren, was im Folgenden auch getan wird.

Zuvor aber noch eine Auswertung zur Verbreitung des Schulschwänzens in der vierten Jahrgangsstufe. Als eine Neuerung im Vergleich zu bisherigen Schülerbefragungen wurde im Jahr 2005 auch eine zahlenmäßig deutlich geringere Anzahl an Schülern der vierten Jahrgangsstufe hauptsächlich zum Thema Medienkonsum und dessen Auswirkung auf Schulleistungen befragt. Dabei wurde dem anwesenden Lehrer ebenfalls ein leicht abgewandelter Lehrerfragebogen zum Ausfüllen gegeben. Dieser wurde von insgesamt 294 Lehrern auch beantwortet, die zu 87,3 % ein weibliches Geschlecht hatten, im Durchschnitt 48,4 Jahre alt waren und in 94,9 % der Fälle auch die Funktion des Klassenlehrers innehatten. Am Tag der Befragung fehlten 640 von 6415 Schülern, wobei nur bei 5 Schülern das Schwänzen als Hintergrund vermutet wurde. Vor dem Hintergrund dieser extrem niedrigen Stichtagsrate ist eine Darstellung der stadtspezifischen Raten nicht möglich, wohl aber die Darstellung der Raten, die sich auf das letzte Schulhalbjahr beziehen (vgl. Abbildung 6.6).

Abbildung 6.6: Anteil an Schulschwänzern (Prävalenz) im letzten Schulhalbjahr nach Erhebungsgebiet, 4. Jahrgangsstufe, Lehrerstichprobe (in %; in Klammern: N Lehrer/N Schüler)

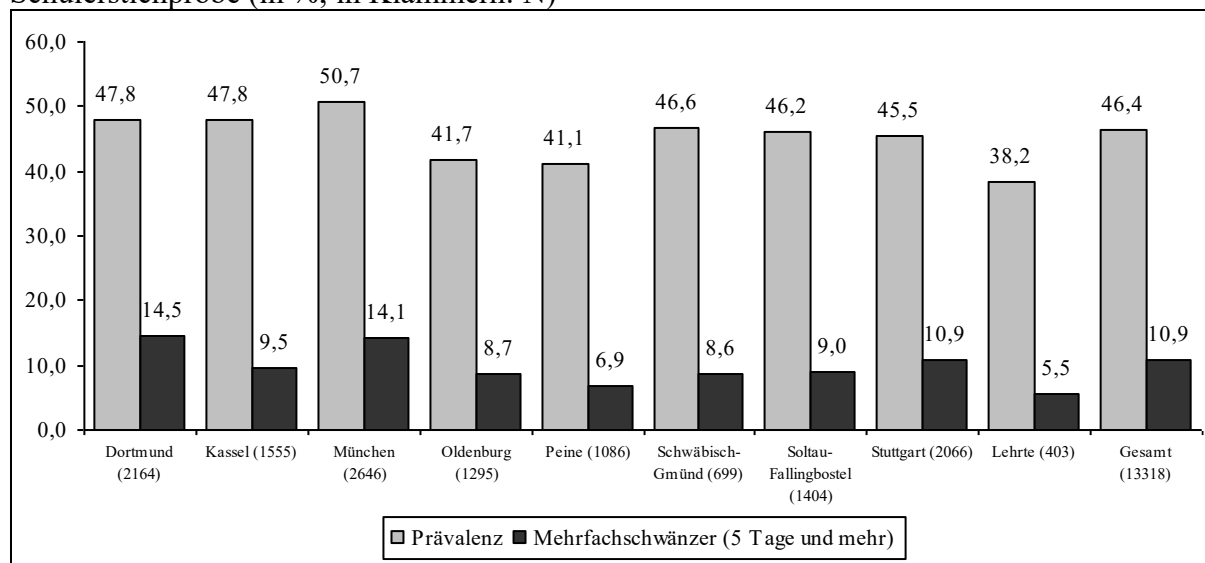


Dargestellt sind dabei nur die Prävalenzraten, d.h. der Anteil an Kindern, von denen die Lehrer vermuteten, dass sie im letzten Schulhalbjahr mindestens einmal die Schule geschwänzt haben. Der Anteil der Mehrfachschwänzer ist derart gering, dass eine Darstellung nicht sinnvoll ist. Es zeigt sich, dass jeder 45. Grundschüler der vierten Jahrgangsstufe bereits schon einmal die Schule geschwänzt hat (2,2 %). Die Unterschiede zwischen den Städten fallen dabei sehr deutlich aus. Wiederum ist es Dortmund, wo einer der höchsten Werte zu beobachten ist. Die höchste Schwänzrate existiert jedoch in Stuttgart, jeder 22. Grundschüler hat hier die Schule geschwänzt. Die niedersächsischen Gebiete weisen eine durchschnittliche Rate auf. Im Gegensatz zu den Ergebnissen der neunten Jahrgangsstufe findet sich für die Münchener Stichprobe eine der geringsten Quoten. In den Kleinstädten Wallenhorst und Belm waren es nur 0,2 % der Kinder, die den Unterricht versäumten, weil sie nach Meinung der Lehrer geschwänzt haben. Zum Teil bestätigen sich damit die Befunde der neunten Jahrgangsstufe anhand einer weiteren, unabhängigen Quelle. Problematisch erscheinen die Bedingungen in Dortmund und Stuttgart, eher nicht problematisch in Oldenburg. Zum anderen Teil weichen die vierten Jahrgangsstufen nicht ganz unerwartet auch von der neunten Jahrgangsstufe ab. Dies gilt in positiver Hinsicht für München, wo die soziale Kontrolle des Schulbesuchs zumindest bei den Kindern noch intakt zu sein scheint. Dies gilt in eher negativer Hinsicht für Soltau-Fallingb.ostel, da hier für die neunten Klassen die niedrigste Schwänzrate vorhanden vor, bei den vierten Klassen hingegen die dritthöchste. Dennoch ist vor allzu weitreichenden Interpretationen der Ergebnisse der vierten Jahrgangsstufe zu warnen: Die absoluten Zahlen, auf denen die relativen Häufigkeiten der Abbildung 6.6 beruhen, sind recht klein und variieren zwischen einem und 36 Schülern. Über diese haben nur sehr wenige Lehrer Auskunft erteilt (im Durchschnitt 29 Lehrer pro Gebiet), d.h. in der Befragung von Lehrern der vierten Jahrgangsstufe schlägt sich noch viel stärker das spezifische Moment der Sensibilisierung gegenüber dem Thema nieder. Die Lehrerangaben können auch nicht mit den Schülerangaben kreuzvalidiert werden, da die Kinder nicht zum eigenen Schwänzverhalten befragt wurden. Insofern könnten die höheren Häufigkeiten in Dortmund und Stuttgart auch dafür sprechen, dass die Lehrer hier mittlerweile aufmerksamer die Abwesenheit von Kindern und nicht mehr nur von Jugendlichen daraufhin zu ergründen versuchen, ob eine niedrige Schulbindung und damit Schwänzen eine Rolle gespielt hat. Dass es Anlass dafür gibt, auch in den Klassen der vierten Jahrgangsstufe auf Schwänzverhalten zu achten, dürften unsere Daten belegen.

### 6.3. Ausmaß des Schulschwänzens aus Schülersicht

Unter den Schülern der 9. Jahrgangsstufe ist Schulschwänzen kein seltenes Phänomen. So erklärten 46,4 aller befragten Schüler, dass sie im letzten Schulhalbjahr schon einmal die Schule geschwänzt haben (Abbildung 6.7). Elf von einhundert Jugendlichen können als Intensivschwänzer bezeichnet werden. Die Unterschiede zwischen den Städten und Landkreisen sind im Hinblick auf beide Schwänz-Indikatoren signifikant, d.h. es gibt substantielle Unterschiede im Ausmaß des Schwänzens zwischen den Erhebungsgebieten (Cramers V = .066\*\* für Prävalenzrate bzw. .089\*\* Mehrfachschwänzerrate). Am häufigsten wird in München geschwänzt, wo jeder zweite Jugendliche angab, im zurückliegenden Schulhalbjahr bewusst mindestens einmal nicht zum Unterricht gegangen zu sein. Gleichfalls recht hoch ist die Rate der Mehrfachschwänzer in München, die nur noch von Dortmund übertroffen wird. In beiden Städten gehört immerhin jeder siebente Neuntklässler zu den Intensivschwänzern. Deutlich niedriger fallen die Raten in den niedersächsischen Gebieten Lehrte, Oldenburg und Peine aus. Hier haben nur vier von zehn Jugendlichen zumindest einmal geschwänzt, und nur jeder vierzehnte Jugendliche ist ein Mehrfachschwänzer. Damit bestätigen sich tendenziell die Befunde zu den Erhebungsgebieten aus der Lehrerbefragung, wobei die Selbstauskünfte der Jugendlichen mindestens um das Doppelte höher liegen als die Prävalenz- und Mehrfachschwänzerraten auf Basis der Lehrerauskünfte. Größere Unterschiede sind nur für Soltau-Fallingbostal auszumachen: Hier berichteten die Lehrer die niedrigsten Raten, bei den Schülerangaben liegt der Landkreis aber eher im Mittelfeld.

Abbildung 6.7: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Erhebungsgebiet, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)

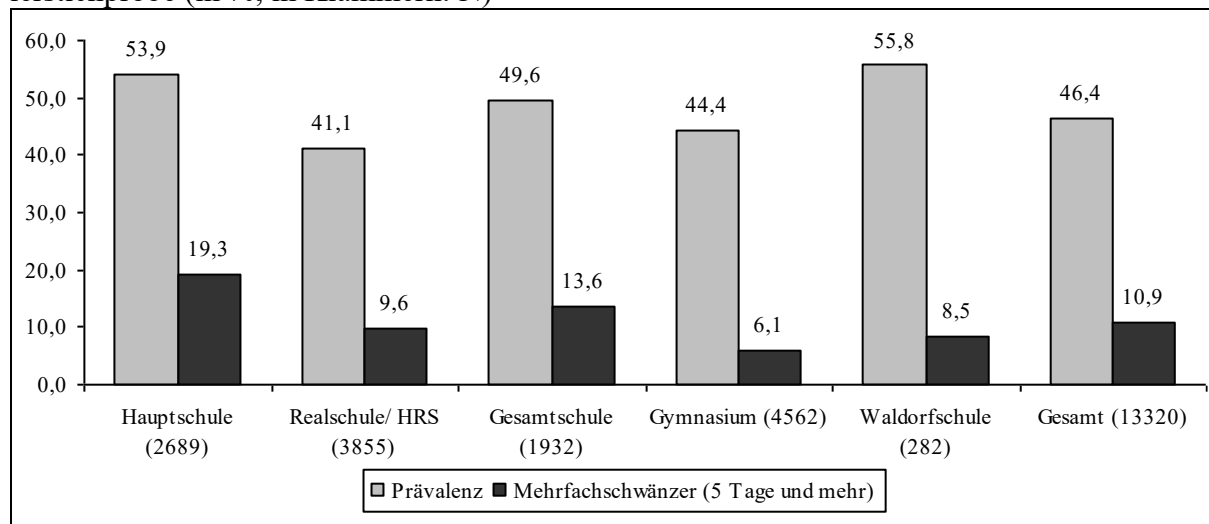


Ebenfalls bestätigt werden die Ergebnisse bezüglich der spezifischen Belastung der einzelnen Schulformen mit Schwänzproblemen, mit der Ausnahme der Waldorfschulen. Die Rate derer, die jemals im letzten Schulhalbjahr die Schule geschwänzt haben ist an den Hauptschulen mit 53,9 % höher als an anderen Schulformen; zudem ist der Anteil der Mehrfachschwänzer fast doppelt so hoch wie im Gesamt-Durchschnitt. Interessant sind die Ergebnisse der Waldorfschulen: Aus der Perspektive der Lehrer konnte der Eindruck gewonnen werden, dass Schwänzen in der Schulform keine Rolle spielt, da nur von 14 % der Schüler angenommen wurde, dass sie im letzten Schulhalbjahr geschwänzt hätten. Fragt man aber die Schüler danach, wie häufig sie dies denn tatsächlich taten, zeigt sich ein anderes Bild. Hier gaben 55,8 % an, schon einmal die Schule geschwänzt zu haben – die höchste Quote im Vergleich aller Schulformen. Zudem fällt der Anteil der Mehrfachschwänzer nur leicht unterdurchschnittlich



aus. Niedrige Absentismusraten finden sich demgegenüber in Gymnasien und auch in Realschulen bzw. Integrierten Haupt- und Realschulen (HRS). In Gesamtschulen fällt die Prävalenzrate am dritthöchsten, die Rate der Mehrfachtäter am zweithöchsten aus, d.h. zusammen mit den Hauptschulen bildet diese Schulform den Kern des Schulschwänzproblems. Die fünf Schulformen unterscheiden sich alles in allem signifikant im Ausmaß des Schulschwänzens ihrer Schülerschaft (Cramers V = .099\*\* für Prävalenzrate bzw. .156\*\* Mehrfachschwänzerrate).

Abbildung 6.8: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Schulform, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



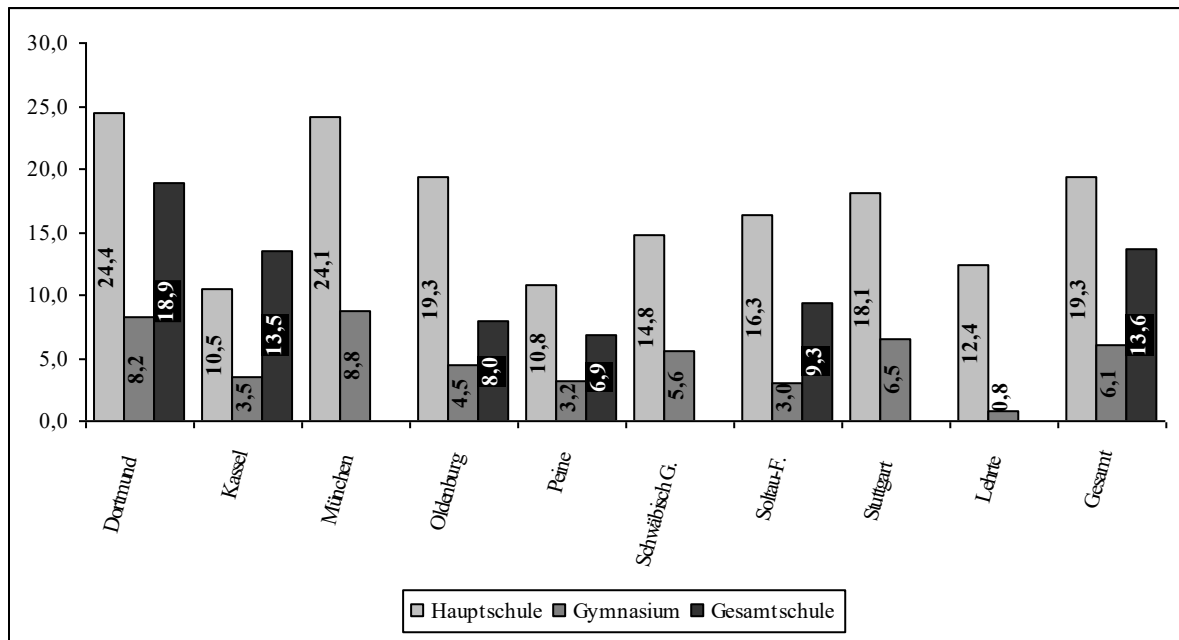
Wertet man die Angaben zum Schulschwänzen differenziert für die beiden Geschlechter aus, so ergibt sich folgendes Bild: Mädchen haben insgesamt signifikant häufiger die Schule geschwänzt (50,1 %) als Jungen (42,7 %, Cramers V = .074\*\*). Für das massive Schulschwänzen von fünf oder mehr Tagen findet sich jedoch kein Geschlechtereffekt mehr. Als Mehrfachschwänzer können 11,1 % der Jungen und 10,8 % der Mädchen eingeordnet werden (Cramers V = .006). Insofern ist das episodenhafte Schwänzen unter Mädchen verbreiteter. Dies führt aber nicht häufiger dazu, dass sie auch öfter eine Schwänzkarrriere bis hin zur Schulverweigerung durchlaufen. Dies gilt eher für männliche Befragte. Beispielsweise haben von dem am Befragungstag abwesenden Schülern, von denen die Lehrkräfte ein Schwänzmotiv für das Fehlen vermuteten und die mindestens bereits 5 Tage und mehr im letzten Schulhalbjahr geschwänzt haben (N = 90), 55,6 % ein männliches und 44,4 % ein weibliches Geschlecht.

Eine nach Erhebungsgebieten differenzierte Betrachtung zeigt, dass in allen Gebieten das Problem des Mehrfachschulschwänzens vorwiegend an Hauptschulen bzw. Gesamtschulen anzutreffen ist.<sup>103</sup> Gymnasiasten weisen durchweg die niedrigsten Schulschwänzzraten auf. Die Mehrfachschwänzzraten der verschiedenen Schulformen unterscheiden sich zwischen den Erhebungsgebieten (Abbildung 6.9) sehr deutlich voneinander. Dortmund hat bei allen drei Schulformen deutlich höhere Anteile an Mehrfachschwänzern zu verzeichnen als andere Städte. Ebenso weist München überdurchschnittlich hohe Schwänzzraten auf. In den Städten Peine

<sup>103</sup> Da es in Kassel keine reinen Hauptschulengibt, wurden die Werte der Integrierten Haupt- und Realschule herangezogen. In München können keine Werte für Gesamtschulen dargestellt werden, da nur Klassen aus einer Gesamtschule befragt wurden. Den Schulen wurde zugesichert, dass keine sich lediglich auf eine Klasse oder Schule bezogene Auswertungen erfolgt. In Schwäbisch Gmünd, Stuttgart und Lehrte können keine Werte für Gesamtschulen ausgewiesen werden, da dieser Schultyp dort nicht existiert.

und Kassel bleiben in allen Schulformen die wenigsten Schüler mehr als 4 Tage unerlaubt der Schule fern.

Abbildung 6.9: Anteil der Mehrfachschwänzer im letzten Schulhalbjahr nach Stadt und Schulform, Schülerstichprobe (in %)



Wie aus den Angaben der Lehrkräfte über die am Befragungstag abwesenden Schulschwänzer hervorging, sind nichtdeutsche Jugendliche bei den Schwänzern überrepräsentiert. Dies zeigt sich auch in den Schülerdaten (Tabelle 6.2). Der Anteil an jungen Migranten, der schon einmal die Schule geschwänzt hat, liegt ca. 5 bis 10 % über den Deutschen, der Anteil der Mehrfachschwänzer ist fast doppelt so hoch. Während 44,3 % der deutschen Jugendlichen angeben, dass sie mindestens einmal im vergangenen Halbjahr unerlaubt der Schule ferngeblieben sind, liegen die Raten bei jugoslawischen und osteuropäischen Jugendlichen bei 56 %. Beide ethnischen Gruppen weisen auch die höchste Rate an Mehrfachschwänzern auf, wobei zudem fast jeder sechste türkische und südeuropäische Schüler zu den Mehrfachschwänzern gehört.

Tabelle 6.2: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach ethnischer Herkunft, Schülerstichprobe (in %)

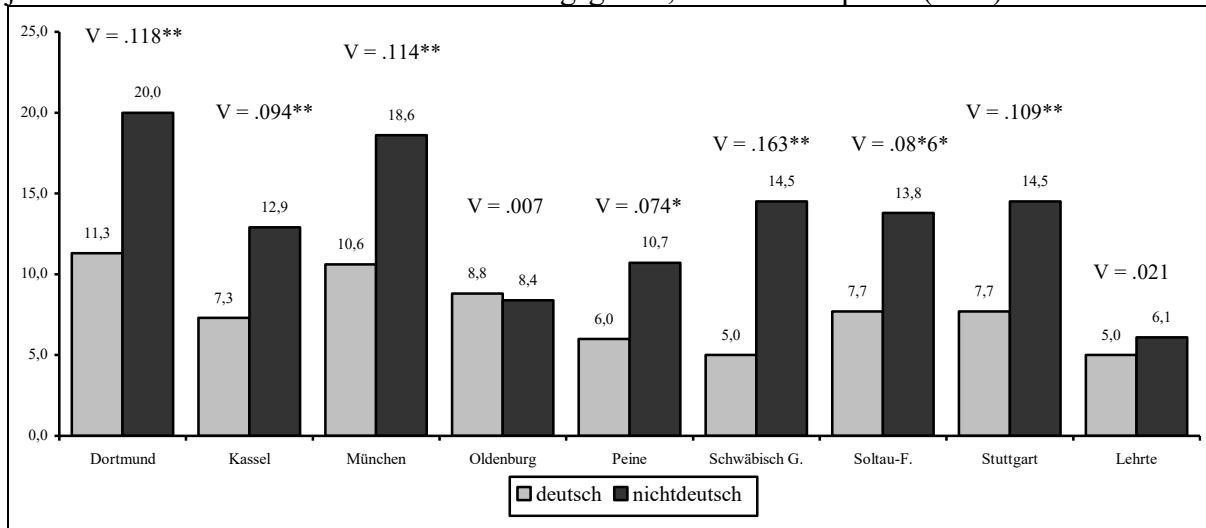
Ethnische Herkunft	Anzahl Befragte	Prävalenz	Mehrfachschwänzer
deutsch	8581	42,9	8,5
deutsch (MH)	1310	53,0	15,0
türkisch	1110	50,6	16,1
russisch	646	52,8	14,9
osteuropäisch	528	55,7	16,3
jugoslawisch	414	56,0	17,9
arabisch/nordafrikanisch	274	52,9	13,1
südeuropäisch	242	54,1	16,1
andere	204	44,6	10,7
Cramers V		.098**	.110**

\*\* p < .01

Die höhere Belastung nichtdeutscher Ethnien zeigt sich aber nicht gleichermaßen in allen Erhebungsgebieten (Abbildung 6.10). Während in den meisten Gebieten nichtdeutsche Jugendliche ca. 1,6 mal häufiger zu den Intensivschwänzern gehören, ist diese Rate in Oldenburg

gleichgroß, d.h. hier schwänzen die deutschen Jugendlichen (mit zwei deutschen Elternteilen) genauso oft wie die Migranten. In Lehrte findet sich ebenfalls kein signifikanter Unterschied im Ausmaß des Mehrfachschwänzens zwischen den ethnischen Gruppen.

Abbildung 6.10: Anteil an Schulschwänzern (nur Mehrfachschwänzer) im letzten Schulhalbjahr nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet, Schülerstichprobe (in %)



#### 6.4. Gründe des Schwänzens und Reaktionen auf das Schwänzen

Die Jugendlichen wurden nicht nur danach gefragt, wie oft sie im letzten Schulhalbjahr geschwänzt haben, sondern sie sollten auch die Gründe hierfür angeben bzw. die Reaktionen, die durch die Schule erfolgten. Beide Bereiche (Gründe und Reaktionen) wurden geschlossen erfragt, d.h. die Schüler hatten hier mehrere Möglichkeiten zur Auswahl. Dies bedeutet, dass sie individuelle Gründe oder Reaktionen nicht angeben konnten; das ganze Spektrum an Möglichkeiten wurde also nicht erfasst. Zudem ist einschränkend festzuhalten, dass es sich jeweils um Einschätzungen der Schüler handelt. Inwieweit die Einschätzungen der erlebten Reaktionen mit den tatsächlich verhängten Sanktionsmaßnahmen übereinstimmen, kann nicht beurteilt werden.

Bei den Gründen standen 15 verschiedene zur Auswahl (vgl. Tabelle 6.3). Diese konnten auf einer Skala von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ beurteilt werden. Als Zustimmung wurden dabei die Antworten 3 („stimmt eher“) und 4 codiert. Die Hälfte der schwänzenden Schüler gab als Grund an, verschlafen zu haben bzw. ausschlafen zu wollen. Immerhin vier von zehn Jugendlichen gingen nicht zur Schule, weil sie schlechter Stimmung waren und sich niedergeschlagen fühlten. Am seltensten wurden die Gründe genannt, dass Eltern das wollten, dass die Schwänzer von anderen Schülern bedroht wurden oder dass sie zur Schulzeit arbeiten gehen mussten, um für die Familie Geld zu verdienen. Insofern scheint das Schwänzen in erster Linie von situativ-emotionalen Bedingungen abzuhängen. Daneben ist die Einbindung in eine Freundesgruppe entscheidend. Ebenfalls nicht unwichtig sind instrumentelle Motive, die darauf abzielen, Leistungskontrollen in Form von Klassenarbeiten und Hausaufgaben zu entgehen. Eher unwichtig sind Gründe, die auf gewaltbelastete Verhältnisse im Schulkontext rekurren. Dennoch sind es noch 7,2 % der Schüler, die nicht in die Schule gehen, weil sie dort gehänselt oder von Gewalt bedroht werden.

Tabelle 6.3: Von den Schulschwänzern berichtete Gründe für das Schwänzen, Schülerstichprobe nach Geschlecht bzw. nach Schulform (in %)

	Gesamt	weibl.	männl.	HS	RS	Ges.	Gym.	Wal.
Ausschlafen/verschlafen	49,3	48,0	50,7	<b>56,7</b>	51,2	48,8	43,3	<u>38,1</u>
Schlechte Stimmung	39,0	44,0	33,2	<u>37,0</u>	<b>41,3</b>	39,5	38,3	38,7
Etwas anderes vorgenommen	31,2	31,0	31,4	<b>34,3</b>	31,1	32,5	28,9	<u>23,4</u>
Mit Freunden verabredet	28,4	30,2	26,3	<b>32,6</b>	27,6	31,7	24,8	<u>22,9</u>
Klassenarbeit nicht mitschreiben	27,1	25,1	29,4	29,8	<b>30,5</b>	24,1	24,3	<u>20,7</u>
Freunde haben das auch gemacht	23,5	23,9	22,9	21,1	<u>20,2</u>	<b>27,5</b>	25,9	21,4
Hausaufgaben nicht gemacht	19,9	19,5	20,4	<u>15,3</u>	21,5	16,6	<b>23,8</b>	17,4
Mit Lehrer nicht zurechtgekommen	18,3	16,3	20,6	<b>19,3</b>	18,8	17,4	18,0	<u>11,2</u>
Keine andere Menschen sehen	13,7	16,6	10,7	<b>16,9</b>	14,9	13,7	11,1	<u>7,0</u>
Schule zu schwierig	7,6	8,4	6,7	6,8	<b>8,2</b>	7,9	8,0	<u>4,9</u>
Von Mitschülern gehänselt	4,6	4,8	4,3	<b>7,4</b>	4,5	4,9	<u>2,6</u>	2,8
Zu Hause mithelfen	3,2	2,7	3,6	<b>6,5</b>	2,5	3,2	1,3	<u>0,7</u>
Eltern wollten das	2,7	2,6	3,0	<b>3,5</b>	3,0	<u>1,3</u>	2,7	1,4
Von anderen Schülern mit Gewalt bedroht	2,6	2,1	3,0	<b>4,8</b>	2,1	3,0	1,2	<u>0,7</u>
Geld verdienen	1,9	1,1	2,8	<b>3,4</b>	1,8	1,9	0,9	<u>0,0</u>

Fett – höchster Wert, unterstrichen – niedrigster Wert

Jungen und Mädchen unterscheiden sich nur geringfügig darin, warum sie geschwänzt haben. Bei Mädchen sind tendenziell die emotionalen Faktoren wichtiger (schlechte Stimmung, keinen anderen Menschen sehen). Jungen schwänzen etwas häufiger, weil sie Klassenarbeiten aus dem Weg gehen wollen oder Hausaufgaben nicht erledigt haben. Zugleich geben sie auch etwas öfter Probleme mit einem Lehrer als Grund an.

Ausgeprägter sind die Unterschiede im Vergleich der Schulformen. Zur besseren Übersicht wurden in Tabelle 6.3 jeweils die höchsten Werte fett und die niedrigsten Werte unterstrichen dargestellt. Bei Hauptschülern sind nahezu alle Gründe häufiger genannt. Interessant ist deshalb hier, welchen Gründen im Vergleich mit den anderen Schulformen weniger zugestimmt wurde. Hauptschüler schwänzen demnach seltener, weil sie schlechter Stimmung waren, weil sie die Hausaufgaben nicht gemacht haben oder Freunde auch schwänzten. Deutlich häufiger wurde aber das Motiv des Ausschlafens genannt, was auch dafür steht, dass die Schüler dieser Schulform eine geringere Selbstkontrolle aufweisen. In diese Richtung lassen sich auch die höheren Raten bei Grund 3 (etwas anderes vorgenommen) und bei Grund 4 (mit Freunden verabredet) deuten. In Hauptschulen kommt es auch sehr viel häufiger vor, dass geschwänzt wird, weil Gewalt und Hänseleien drohen.

Die anderen Schulformen liegen in ihren Zustimmungsniveaus weitestgehend unter denen der Hauptschule. Realschüler meiden die Schule im Vergleich aller Schulformen vor allem dann, wenn sie schlechter Stimmung sind oder einer Klassenarbeit aus dem Weg gehen wollen. Bei Gymnasiasten sind es neben anderen Motiven auch die nicht erledigten Hausaufgaben, die zum Schwänzen veranlassen. Waldorfschüler haben den Gründen meist am geringsten zugestimmt. Insofern scheint das Schwänzen hier hauptsächlich durch die situativ-emotionalen Faktoren (Ausschlafen, schlechte Stimmung) verursacht zu sein.

Die einzelnen Gründe wurden auch nach Erhebungsgebiet aufgeschlüsselt (Tabelle 6.4), wobei hier nur diejenigen Gründe berichtet werden, für die es signifikante Unterschiede zwischen den Städten gibt. In allen Städten wurde am häufigsten geschwänzt, weil der Schüler ausschlafen wollte bzw. verschlafen hatte. Die weitere Reihenfolge der Gründe unterscheidet

sich aber zwischen den Städten. In den drei süddeutschen Städten München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd ist der zweitwichtigste Grund für das Schwänzen das Vermeiden von Klassenarbeiten. Vielleicht liegt darin eine Ursache für die erhöhten Schwänzzraten in Süddeutschland: Durch eine allgemein höhere Leistungserwartung wird ein größerer Leistungsdruck erzeugt, dem ab und an versucht wird, zu entfliehen. Damit erklärt sich aber noch nicht die höhere Schwänzelastung in Dortmund. Hierfür gibt die Auswertung der Gründe auch keine eindeutigen Anhaltspunkte. Im Vergleich der Regionen fällt nur auf, dass Dortmunder Schüler etwas häufiger schwänzen, weil sie die Hausaufgaben nicht gemacht haben und weil sie von Mitschülern gehänselt wurden. Möglicherweise ist also das erhöhte Gewaltopferisiko im Schulkontext mit für die erhöhten Schwänzzraten verantwortlich. Für Lehrte zeigt sich, dass insgesamt am wenigsten den Gründen zugestimmt wurde. Dies korrespondiert mit dem niedrigeren Schwänzniveau im Allgemeinen.

Tabelle 6.4: Ausgewählte Gründe für das Schwänzen nach Erhebungsregion, Schülerstichprobe (in %)

	Dort.	Kass.	Mün.	Old.	Pei.	Schw.	Solt.	Stutt.	Lehr.
Ausschlafen/verschlafen	49,6	47,5	<b>53,1</b>	41,8	48,4	44,9	47,6	53,0	<u>41,7</u>
Mit Freunden verabredet	28,2	32,9	32,1	24,6	24,0	<b>36,0</b>	24,0	25,8	<u>18,2</u>
Klassenarbeit nicht mitschreiben	18,0	23,3	35,1	22,8	<u>15,9</u>	<b>38,8</b>	20,0	37,0	24,6
Freunde haben das auch gemacht	24,6	<b>29,2</b>	20,5	26,2	22,6	28,8	24,9	19,0	<u>17,5</u>
Hausaufgaben nicht gemacht	<b>24,4</b>	20,9	20,5	17,4	18,2	20,6	18,0	18,1	<u>12,2</u>
Von Mitschülern gehänselt	7,1	4,6	3,3	5,0	4,7	<b>7,2</b>	3,3	4,0	<u>2,2</u>
Eltern wollten das	2,4	0,9	<b>4,9</b>	2,7	<u>1,2</u>	2,0	2,3	2,5	3,6

Fett – höchster Wert, unterstrichen – niedrigster Wert

Um die Reaktionen auf das Schulschwänzen zu erfassen, wurden den Jugendlichen insgesamt neun Möglichkeiten vorgelegt, mit der Bitte, anzugeben, ob sie diese schon erlebt hätten. Die Ergebnisse sind in Tabelle 6.5 dargestellt. Fast jeder fünfte Schulschwänzer musste aufgrund seines Verhaltens schon einmal Nachsitzen bzw. hat eine Strafarbeit bekommen. Je häufiger ein Schüler geschwänzt hat, umso eher hat er diese – und im Übrigen allen anderen Maßnahmen auch – erlebt. Bei den Intensivschwänzern mussten schon 24,5 bzw. 31,8 % nachsitzen. Fast genauso häufig haben die Schwänzer mit einem Lehrer über ihr Verhalten sprechen müssen. Diese Maßnahme trifft insbesondere diejenigen Schüler, die über 10 Tage geschwänzt haben: Jeder zweite dieser Jugendlichen hat diese Reaktion berichtet. Weniger häufig sucht die Schule den Kontakt mit den Eltern, wobei es wiederum dann häufiger zu Gesprächen kommt, wenn die Jugendlichen mehrfach schwänzen. Ein Bußgeld wurde bislang 3,6 % der Schwänzer angedroht, bei 1,8 % wurde es auch verhängt. Sehr selten ist zuletzt der Kontakt mit der Polizei: 1,7 % der Schwänzer insgesamt und 3,0 bzw. 7,9 % der Intensivschwänzer haben diesen schon erlebt. Mindestens eine der aufgeführten Maßnahmen hat ein Drittel der jugendlichen Schwänzer berichtet. Aber selbst von den Schülern, die über 10 Tage abwesend waren, haben immer noch 30,8 % keine dieser Reaktionen erlebt.

Tabelle 6.5: Von den Schulschwänzern berichtete Reaktionen auf das Schwänzen nach Schwänzintensität, Schülerstichprobe (in %)

	Gesamt	Bis 1 Tag	2 – 4 Tage	5 – 10 Tage	Über 10 Tage
Nachsitzen/Strafarbeit	18,9	15,7	16,4	24,5	31,8
Gespräch mit Lehrer	18,3	8,6	14,5	30,8	50,8
Gespräch mit Eltern	14,3	5,6	11,1	23,7	45,1
Brief an Eltern	11,6	6,4	8,8	16,8	34,4
Gespräch mit Schulleiter	6,8	2,7	4,8	11,7	22,6
Androhung Bußgeld	3,6	1,0	1,8	5,9	16,2
Gespräch mit Jugendamt/ Schulpsychologen	3,3	1,0	2,0	4,4	15,0
Verhängen Bußgeld	1,8	0,6	0,9	2,4	8,8
Kontakt mit Polizei	1,7	0,5	0,9	3,0	7,9
Mindestens eine Reaktion	34,6	23,7	31,2	47,7	69,2

In der Behandlung der Schwänzer existieren deutliche Unterschiede zwischen den Städten. Dargestellt sind in Tabelle 6.6 dabei nur jene Schwänzer, die fünf oder mehr Tage die Schule gemieden haben, also die Mehrfachschwänzer. Dabei fällt wiederum auf, dass in den süddeutschen Städten im Durchschnitt nur jeder zweite Intensivschwänzer mit einer Sanktion von Seiten der Schule belegt wurde. In den niedersächsischen Städten ist die Quote höher, in Lehrte haben fast drei Viertel (71,4 %) der Mehrfachschwänzer mindestens eine Reaktion erlebt. Dabei finden sich signifikante Unterschiede zwischen den Städten bei fünf der neun Reaktionen. In München, aber auch Stuttgart und Schwäbisch Gmünd suchen beispielsweise die Lehrer anscheinend sehr viel seltener das Gespräch mit dem Schwänzer selbst oder seinen Eltern. In Schwäbisch Gmünd wird wie in Lehrte oder Peine zudem häufiger ein Bußgeld verhängt oder der Kontakt zwischen Schwänzer und Polizei hergestellt. Letzteres geschieht hingegen seltener in München und Stuttgart. Ausbleibende Sanktionen auf intensives Schulschwänzen in süddeutschen Städten können durchaus für die höheren Schwänzerquoten hier verantwortlich sein, insofern sie unter den Jugendlichen das Gefühl wecken, dass auf das Fehlverhalten nicht konsequent reagiert wird. Allerdings bleibt wiederum unbeantwortet, wo die erhöhte Rate in Dortmund ihre Ursache hat. Im Vergleich der Städte ist in Dortmund kein Sanktionsdefizit auszumachen.

Tabelle 6.6: Von den Schulschwänzern berichtete Reaktionen auf das Schwänzen – nur Mehrfachschwänzer (5 und mehr Tage), Schülerstichprobe (in %)

	Dort.	Kass.	Mün.	Old.	Pei.	Schw.	Solt.	Stutt.	Lehr.	V
Nachsitzen/Strafarbeit	27,1	22,8	24,8	30,6	29,7	29,5	31,7	28,4	52,4	.090
Gespräch mit Lehrer	45,6	40,4	<u>30,1</u>	44,0	51,4	32,2	45,2	33,6	<b>57,1</b>	.151**
Gespräch mit Eltern	39,7	36,6	<u>20,8</u>	40,7	34,2	28,3	36,3	31,1	<b>52,4</b>	.167**
Brief an Eltern	<b>30,6</b>	24,0	25,7	20,4	25,7	18,3	20,2	<u>15,9</u>	27,3	.115*
Gespräch mit Schulleiter	14,8	14,5	14,8	11,8	23,3	16,9	19,4	18,5	19,0	.072
Androhung Bußgeld	13,0	7,6	7,7	11,1	14,9	18,0	8,2	8,6	13,6	.098
Gespräch mit Jugendamt/ Schulpsychologen	8,2	6,8	7,9	13,0	16,4	14,8	9,7	5,9	9,1	.099
Verhängen Bußgeld	5,2	<u>1,4</u>	4,4	4,7	8,2	13,3	3,3	4,1	<b>13,6</b>	.118*
Kontakt mit Polizei	3,6	2,8	5,5	3,8	11,0	<b>16,4</b>	4,1	<u>2,7</u>	9,1	.143**
Mindestens eine Reaktion	64,5	53,1	50,3	60,6	64,0	<u>40,0</u>	58,1	55,8	<b>71,4</b>	.134**

Fett – höchster Wert, unterstrichen – niedrigster Wert, nur bei signifikanten Stadtunterschieden

## 6.5. Ursachen und Folgen des Schulschwänzens

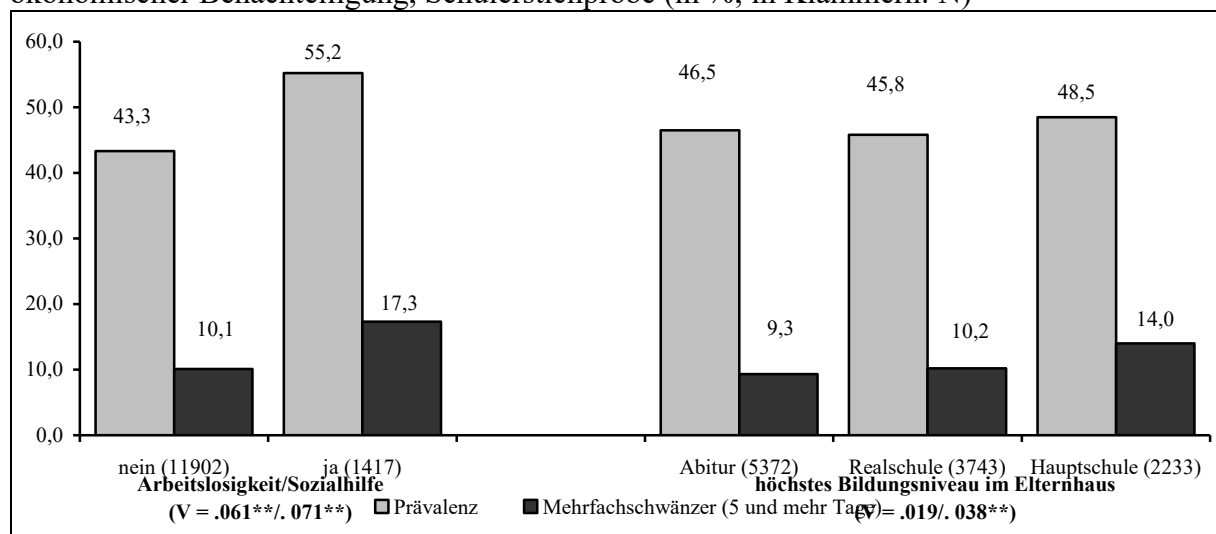
Bislang gibt es recht wenige Erkenntnisse darüber, welche Bedingungen das Risiko für erhöhtes Schulschwänzen beeinflussen. Allerdings stellt das Schulschwänzen eine Form des abwei-

chenden Verhaltens dar. Thesen über das Zustandekommen von Entscheidungen, die Schule zu schwänzen, lassen sich damit u.a. aus dem Diskurs zu den Ursachen von Gewalttätigkeit oder Rechtsextremismus ableiten (u.a. Baier 2005). Einige dieser möglichen Ursachen sollen im Folgenden betrachtet werden.

Ein Einflussfaktor auf abweichendes Verhalten ist bekanntermaßen eine sozialstrukturell marginalisierte Lage. Armut und Ausgrenzung verhindert, dass die Betroffenen eine normative Bindung zur Mehrheitsgesellschaft aufbauen und die geltenden Werte akzeptieren. Grund hierfür sind bspw. Deprivationserfahrungen, d.h. Gefühle, im Vergleich zu anderen schlechter behandelt zu werden. Es ist zu vermuten, dass auch Schulschwänzen in benachteiligten Bevölkerungsgruppen häufiger vorkommt.

Erfasst wurde die Benachteiligung mittels zwei verschiedener Indikatoren: das höchste Bildungsniveau im Elternhaus und die Betroffenheit von Arbeitslosigkeit bzw. der Bezug von Sozialhilfe. Wie die nachfolgende Abbildung 6.11 zeigt, gibt es tatsächlich empirische Hinweise dafür, dass familiäre Armut und Benachteiligung zum erhöhten Schulschwänzen beitragen. Während bspw. nur 43,3 % der Jugendlichen geschwänzt haben, deren Eltern nicht arbeitslos sind oder Sozialhilfe erhalten, sind es 55,2 % der Jugendlichen, die derzeit in der Familie diesen Bedingungen ausgesetzt sind. Ebenfalls ein deutlicher Anstieg ist im Hinblick auf die Mehrfachtäterraten zu konstatieren. Das Bildungsniveau im Elternhaus scheint sich demgegenüber kaum auf das Schwänzverhalten auszuwirken. Einzig die Mehrfachschwänzer sind in Haushalten mit geringerer Bildung erhöht.

Abbildung 6.11: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach sozio-ökonomischer Benachteiligung, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)

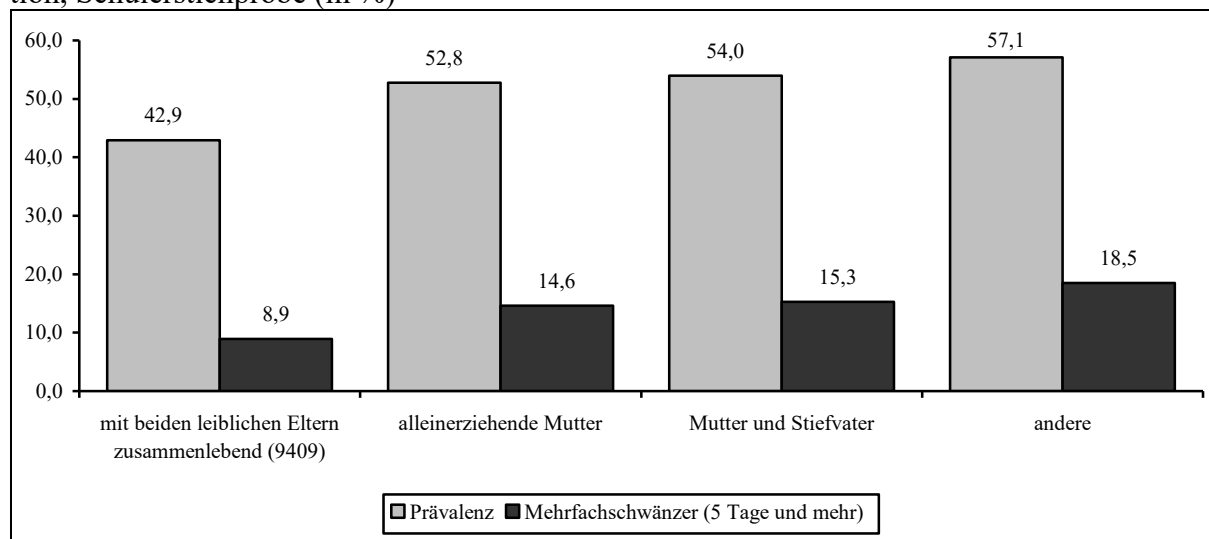


Obwohl auf bivariater Ebene Beziehungen zwischen der Benachteiligung und dem Schulschwänzen nicht zu leugnen sind, fallen die Zusammenhänge dennoch recht schwach aus, vor allem mit Blick auf das Bildungsniveau. Es ist zu vermuten, dass es nicht allein die materiellen Bedingungen sind, die Jugendliche zum abweichenden Verhalten motivieren, sondern mindestens genauso die kulturellen Bedingungen, z.B. in Form der Erziehungspraktiken der Eltern. Eine wichtige Erziehungspraxis ist auf die Kontrolle des Kindes ausgerichtet. Kontrolle meinte in diesem Zusammenhang, dass die Eltern einen Informationsbedarf an den Tätigkeiten des Kindes entwickeln und diesen artikulieren. Eltern können diesbezüglich z.B. die Wichtigkeit des täglichen Schulbesuchs betonen, zeigen, dass es ihnen nicht egal ist, wenn ihr Kind schwänzt usw. Die Möglichkeiten hierfür sind vor allem dann beschränkt, wenn das Kind bzw. mehrere Kinder nur von einem Elternteil erzogen werden oder wenn die familiäre

Biographie von Trennung oder Scheidung geprägt ist. In Stieffamilien wie in Familien von Alleinerziehenden dürfte demnach das Risiko erhöht sein, die Schule zu schwänzen.

Die Auswertungen in Abbildung 6.12 bestätigen diese Überlegungen. Das signifikant geringste Risiko des Schulschwänzens besteht in Familien, in denen beide leiblichen Elternteile leben (Cramers  $V = .104^{**}$  für Prävalenzrate bzw.  $.102^{**}$  für Mehrfachschwänzerrate). Während in diesen Familien nur jeder 11. Jugendliche zu den Intensivschwänzern gehört, ist es in Familien mit Stiefelternteil bzw. in Familien von Alleinerziehenden schon jeder siebente. Besonders problematisch sind die anderen Familienformen. Hierbei handelt es sich um eine Sammelkategorie, die Jugendliche zusammenfasst, die z.B. bei den Verwandten leben oder bei Adoptiveltern. Daneben finden sich in dieser Kategorie auch Jugendliche, die in einem Heim, in einer betreuten Jugendwohnung oder bei Pflegeeltern wohnen, die also eine ungewöhnliche Biographie haben, die höchstwahrscheinlich bereits andere Formen der Abweichung einschließt. Insofern sind die hohen Schwänzzraten hier nicht überraschend und sicherlich auch nicht ohne weiteres auf die Familienkonstellation zurückzuführen.

Abbildung 6.12: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Familienkonstellation, Schülerstichprobe (in %)



Die Daten bestätigen also den Zusammenhang zwischen der Familienstruktur und dem Schwänzverhalten. Die dafür gegebene Erklärung bezieht sich auf das differenzielle Ausmaß an Kontrolle. Allerdings wird dabei unterstellt, dass in Familien, in denen nicht beide leiblichen Elternteile zusammenleben, die Kontrolle per se geringer ist. Diese Behauptung gilt es aber zu prüfen. Hierfür wurden die Schüler gefragt, inwieweit sie folgenden Aussagen zustimmen: „Meine Eltern achten sehr darauf, dass ich regelmäßig und rechtzeitig zur Schule gehe“ und „Meinen Eltern ist es eigentlich egal, wenn ich schwänze/schwänzen würde“. Die Jugendlichen konnten dabei ihre Meinung von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ abstimmen. Diese Items wurden bereits in den vergangenen Schülerbefragungen eingesetzt.

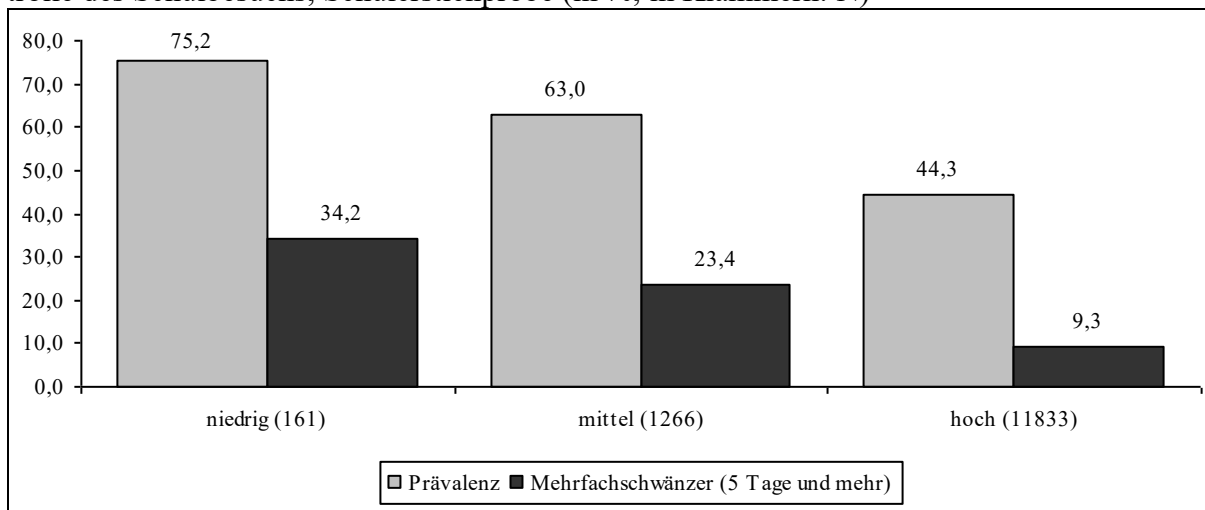
Die deskriptiven Auswertungen zeigen, dass weit über 90 % der Jugendlichen der Meinung sind, dass die Eltern den Schulbesuch konsequent kontrollieren. 76,9 % stimmten der ersten Aussage genau und 17,6 % eher zu. Die zweite Aussage, dass das Schwänzen den Eltern eigentlich egal wäre, negierten insgesamt 97,1 %. Beide Items werden für die nachfolgenden Auswertungen zusammengefasst. Hierzu wurden die Angaben auf die zweite Frage umgepolt, anschließend erhielt jeder Schüler den Mittelwert der Antworten auf beide Fragen als Wert für das empfundene Ausmaß elterlicher Kontrolle des Schulbesuchs.



Betrachtet man die Mittelwerte der Schüler nach Familienkonstellation, so bestätigt sich die Annahme, dass Jugendliche in Familien, in denen nicht beide leiblichen Eltern zusammenleben, eine geringere Kontrolle des Schulbesuchs durch die Eltern empfinden.<sup>104</sup>

In Abbildung 6.13 sind darüber hinaus die Anteile an Schulschwänzern nach ihrer wahrgenommenen Elternkontrolle dargestellt, dies ist also die direkte Prüfung der These über einen Zusammenhang zwischen Elternkontrolle und Schwänzverhalten. Dabei ist zu beachten, dass nur ein sehr kleiner Teil der Jugendlichen angibt, einer geringen Kontrolle durch die Eltern zu unterliegen. Nur 1,2 % der Jugendlichen wurden dieser Gruppe zugewiesen, wobei die Zuweisung theoretisch anhand der Antwortkategorien erfolgte; d.h. Schüler mit einem Mittelwert zwischen 1 und 2 wurden als niedrig, zwischen 2 und 3 als mittel und zwischen 3 und 4 als hoch kontrolliert eingestuft. Von den 161 wenig kontrollierten Jugendlichen haben im letzten Schulhalbjahr drei Viertel mindestens einmal, ein Drittel sogar fünf Tage und mehr geschwänzt. Bei den hoch kontrollierten Schülern liegen die Anteile deutlich niedriger. Die Unterschiede zwischen den Gruppen sind dabei hoch signifikant (Cramers V = .127\*\* für Prävalenzrate bzw. .156\*\* für Mehrfachschwänzerrate). Wenn also Eltern ihrem Kind unmissverständlich klar machen, dass der unregelmäßige Schulbesuch nicht geduldet wird, dann können sie das Schwänzen verhindern.

Abbildung 6.13: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach elterlicher Kontrolle des Schulbesuchs, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



Dennoch gibt es auch noch Schwänzer in Familien, in denen der Schulbesuch stark kontrolliert wird. Immerhin 44,3 % der hoch kontrollierten haben mindestens einmal im letzten Jahr, 9,3 % mehr als fünf Tage im letzten Jahr geschwänzt. Insofern muss es neben der elterlichen Kontrolle noch weitere Einflussfaktoren auf dieses Verhalten geben. Deshalb sollen noch weitere Aspekte der familialen Erziehung und zusätzlich Aspekte der Schulumwelt betrachtet werden.

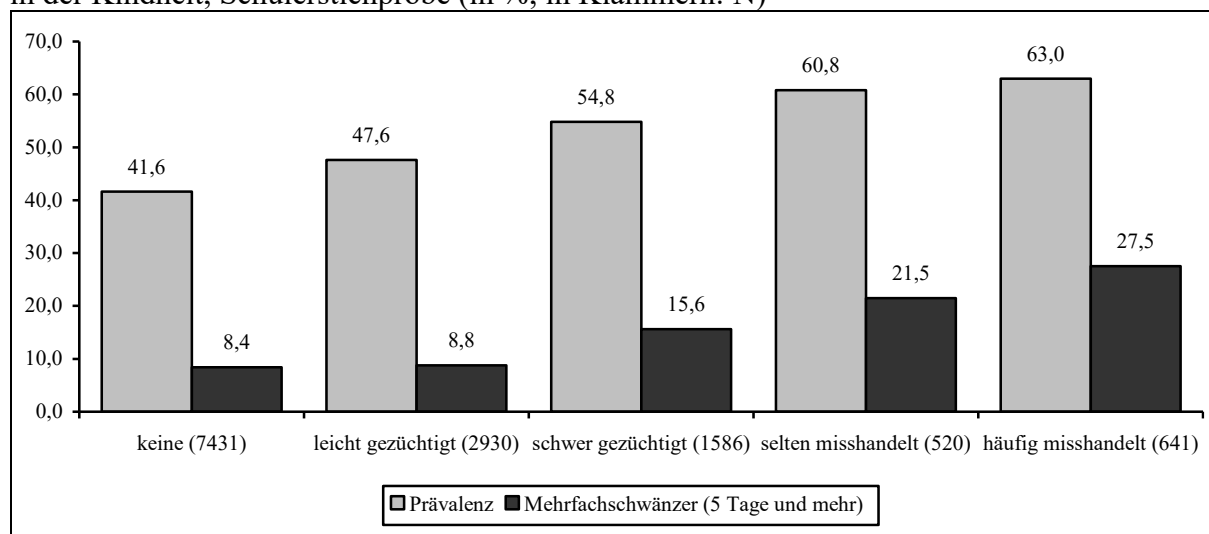
In den Auswertungen der vergangenen Schülerbefragungen 1998 und 2000 hat sich wiederholt gezeigt, dass elterliches Gewalthandeln ein starker Prädiktor insbesondere für eigene Gewalttätigkeit ist (Wetzels et al. 2001; Wilmers et al. 2002). Es kann vermutet werden, dass Kinder, die von ihren Eltern geschlagen werden, ebenfalls häufiger schwänzen. Dies dürfte

<sup>104</sup> Die Mittelwerte für die einzelnen Gruppen auf einer Skala von 1 bis 4, wobei höhere Werte für höhere Kontrolle stehen, sind: 3.80 (mit beiden leiblichen Eltern zusammenlebend), 3.74 (alleinerziehende Mutter), 3.75 (Mutter und Stiefvater), 3.61 (andere). Der F-Wert bei Durchführung einer einfaktoriellem Varianzanalyse beträgt  $F = 31.555^{**}$ .

seine Ursachen einerseits darin haben, dass Elterngewalt Ausdruck eines fehlenden Einfühlungsvermögens ist. Wenn dieses fehlt, kann weder auf die schulischen Probleme des Kindes angemessen eingegangen werden, noch wird der Schulbesuch konsequent kontrolliert. Andererseits erhöht ein solches gewaltbetonendes Erziehungsverhalten das Risiko, sich delinquenten Peergroups anzuschließen (Wetzels & Enzmann 1999). Die Zugehörigkeit zu diesen Gruppen wiederum fördert die Bereitschaft, sich selbst nicht normenkonform zu verhalten (Thornberry et al. 2003).

Diese These lässt sich prüfen mittels einer Skala zur Erfassung von Elterngewalt in der Kindheit. Die Kindheit wird an dieser Stelle gewählt, um zeitlich vorgelagerte Ereignisse zu erfassen. Wie Abbildung 6.14 zeigt, weisen diejenigen Schüler das geringste Schwänzzrisiko auf, die in der Kindheit keine Gewalt durch die Eltern erlebt haben, nur zwei von fünf Jugendlichen dieser Gruppe haben überhaupt schon einmal im letzten Schulhalbjahr geschwänzt, 8,4 % taten dies fünf Mal oder noch häufiger. Besonders groß ist der Anteil der Schwänzer in der Gruppe, die häufige Misshandlungen erfahren haben: Die Prävalenz steigt im Vergleich zur Gruppe ohne Gewalterfahrungen um das 1,5fache, der Anteil an Mehrfachschwänzern um mehr als das dreifache. Elterngewalt ist also eine zentrale Ursache für Schulschwänzen (Cramers  $V = .133^{**}$  für Prävalenzrate bzw.  $.161^{**}$  für Mehrfachschwänzerrate). Der Anstieg der Schwänzzraten, der mit dem erlebten Ausmaß an Elterngewalt einhergeht, zeigt sich im Übrigen in allen Erhebungsgebieten in einem sehr ähnlichen Ausmaß.

Abbildung 6.14: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach elterlicher Gewalt in der Kindheit, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



Gewalterfahrungen müssen aber nicht immer direkt erfolgen. Bereits die Beobachtung von Gewalt unter den Eltern ist ausreichend, damit ein Kind von den Vorbildern lernt, welches Verhalten normativ erwünscht ist und welches nicht. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass auch die Beobachtung von Gewalt mit einer höheren Gewaltauffälligkeit einhergeht, zumal in Familien, in denen Gewalt zwischen den Eltern vorkommt, diese Gewalt auch häufiger gegen die Kinder gerichtet wird. Die Daten der Schülerbefragung 2005 ergeben zudem, dass auch die Beobachtung von Elterngewalt mit höheren Schwänzzraten einhergeht. Von den Jugendlichen, die keine Gewalt zwischen den Eltern in den zurückliegenden 12 Monaten beobachten konnten, haben 44,7 % mindestens einmal, 9,7 % fünf Tage und mehr geschwänzt. In der Gruppe, die häufig Gewalt zwischen den Eltern beobachtet haben, liegen die entsprechenden Raten bei 61,7 und 25,6 %, d.h. auch hier erhöht sich insbesondere das Risiko des massiven Schwänzens. Höchstwahrscheinlich ist dieses durch eine Kumulation an Problemen bedingt: In den Familien schlagen sich nicht nur die Eltern bzw. schlagen nicht nur die Eltern die Kin-

der, hier gibt es auch finanzielle Probleme aufgrund von Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfebezug oder Kontrolldefizite in Bezug auf das kindliche (Schulbesuchs-)Verhalten.

Eine zusätzliche Auswertung kann noch einmal die Folgen unzureichender Kontrolle verdeutlichen. Die Schüler wurden gefragt, inwieweit die Eltern in den letzten 12 Monaten inkonsistent in ihrer Kontrolle waren. Zu bewerten waren dabei u.a. die Aussagen „Egal wie ich mich verhalten habe, meine Eltern fanden das falsch.“ oder „Meine Eltern waren bei Verboten mal so und mal so, ich wusste eigentlich nicht so richtig, wie ich mich verhalten soll“. Inkonsistente Erziehung führt dazu, dass Normen als Richtlinien des Handelns nur unzureichend entwickelt werden können. Wenn die Eltern das Verhalten der Kinder nicht konsistent sanktionieren, führt dies zu einem fehlenden Wissen über und eine fehlende Akzeptanz von Normen. Gelegentliche Normbrüche sind die Folge.

Abbildung 6.15: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Ausmaß inkonsistenter Erziehung in den letzten 12 Monaten, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)

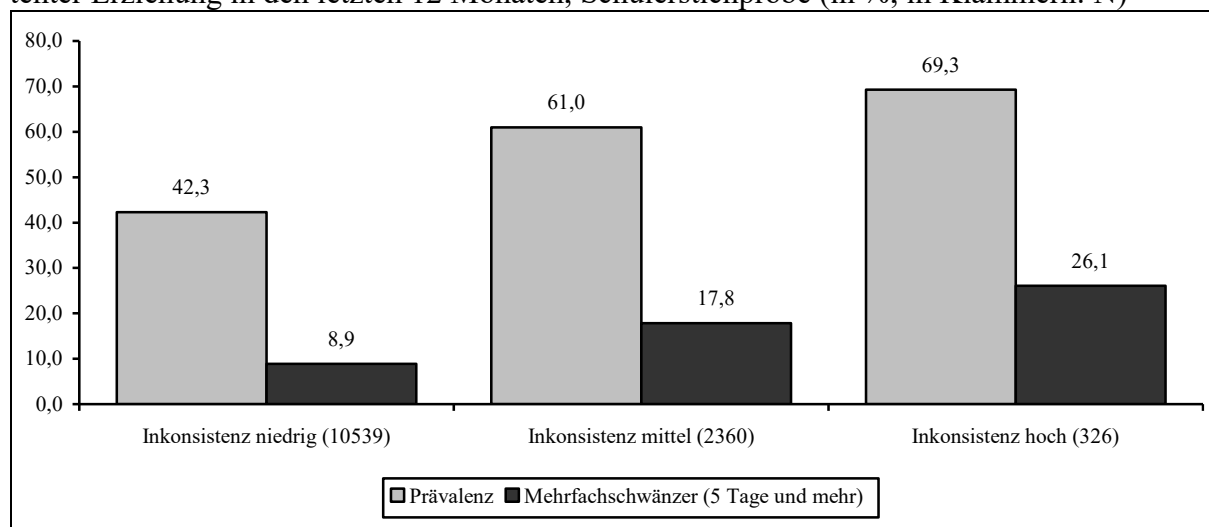


Abbildung 6.15 bestätigt diese Überlegungen: Wenn Jugendliche eine hohe Konsistenz der elterlichen Erziehung wahrnehmen, haben sie nur zu 42,3 % schon einmal geschwänzt. Es steigt zudem vor allem wieder der Anteil an Mehrfachschwänzern je inkonsistenter die Erziehung erscheint. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen sind hoch signifikant (Cramers  $V = .161^{**}$  für Prävalenzrate bzw.  $.134^{**}$  für Mehrfachschwänzerrate).<sup>105</sup>

Neben dem Elternhaus können aber auch schulische Faktoren dazu beitragen, dass Jugendliche schwänzen. In erster Linie ist dabei das Kontrollverhalten der Lehrer entscheidend. Die Schüler sollten zur Erfassung dieses Lehrerkontrollverhaltens zwei Aussagen einschätzen: „Meine Lehrer erkundigen sich genau danach, warum man gefehlt hat“ und „Meine Lehrer fragen nur nach einer Entschuldigung, mehr passiert nicht“. Die erste Aussage beinhaltet ein Interesse an den Hintergründen des Fehlens und vermittelt den Schülern, dass auch das Schwänzen entdeckt werden wird. Die zweite erfasst ein Verhalten des Lehrers, das nur darauf abstellt, dass die Formalitäten gewahrt bleiben und das Fehlen, unabhängig ob es sich um Schwänzen handelt oder nicht, entschuldigt ist. In diesem Sinne wird schwänzen eher nicht enttarnt werden. Insofern widersprechen sich beide Aussagen.<sup>106</sup>

<sup>105</sup> Die Inkonsistenz elterlicher Erziehung wurde über die Zustimmung (1 – nie bis 5 – sehr oft) zu insgesamt drei Items erfasst, d.h. sie stellt eine Mittelwertsskala dar, die zum Zweck der Abbildung in drei Gruppen entsprechend den Antwortkategorien unterteilt wurde (1 bis 2.3 usw.).

<sup>106</sup> Dies spiegelt sich in einer signifikant negativen Korrelation von  $-.27^{**}$  wieder.

Abbildung 6.16: Ausmaß der wahrgenommenen Lehrerkontrolle nach Erhebungsgebiet, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N Aussage 1/Aussage2)

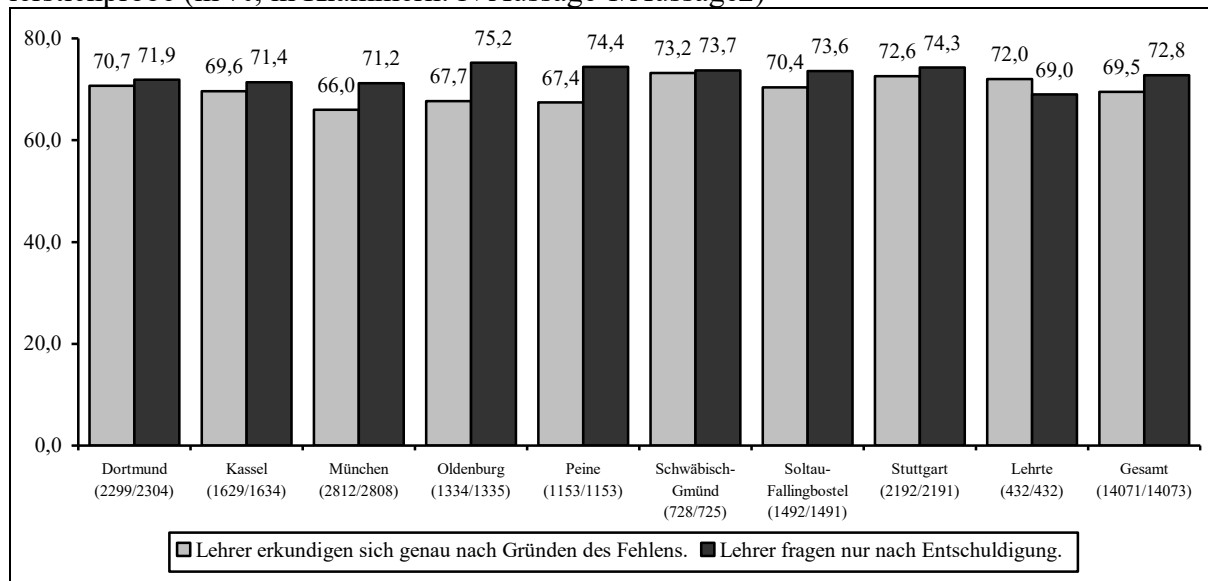
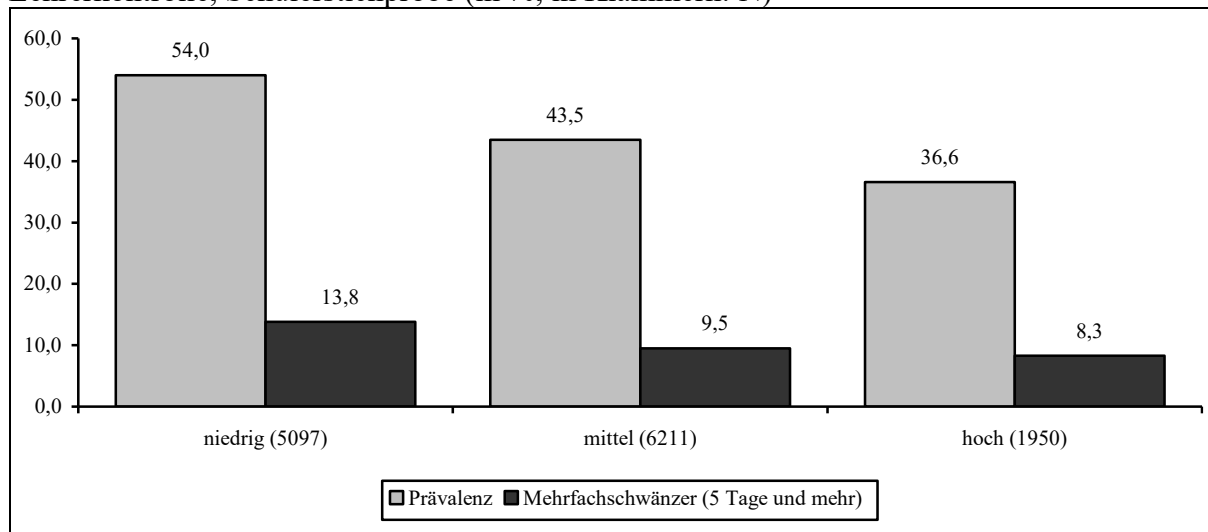


Abbildung 6.16 stellt das Ausmaß an Zustimmung zu beiden Items dar. Obwohl sich beide Aussagen eigentlich widersprechen, ist es eine deutliche Mehrheit der Jugendlichen, die beide Aussagen bejahen; d.h. einerseits nehmen durchaus fast 70 % aller Schüler wahr, dass sich die Lehrer für die Gründe des Fehlens interessieren. Zum anderen sind es sogar noch leicht mehr Jugendliche, die dieses Interesse eher als formalistisch empfinden. 72,8 % meinen, dass die Lehrer nur eine Entschuldigung sehen wollen, mehr passiert nicht. Die Unterschiede zwischen den Städten sind zwar signifikant (Cramers  $V = .052^{**}$  für Aussage 1 bzw.  $.036^*$  für Aussage 2), fallen aber alles in allem recht gering aus. In München geben die Jugendlichen am seltensten an, dass sich die Lehrer detailliert nach den Gründen erkundigen, in Schwäbisch Gmünd geschieht dies am häufigsten. Demgegenüber bekunden in Oldenburg die meisten Jugendlichen, dass die Lehrer nur nach der Entschuldigung fragen, in Lehrte bejahen die Schüler diese Aussage am seltensten. Das nur leicht unterschiedliche Ausmaß an Lehrerkontrolle, das zwischen den Städten zu beobachten ist, steht eher nicht mit den unterschiedlichen Anteilen an Schulschwänzern pro Stadt in Verbindung. In Dortmund war bspw. ein hoher Anteil Mehrfachschwänzer zu finden, bei der Lehrerkontrolle liegt Dortmund aber durchgängig im Mittelfeld. Und auch die niedersächsischen Städte sind bzgl. der Lehrerkontrolle eher im Mittelfeld.

Nicht auf der Ebene der Städte, sondern der Individuen zeigt sich aber, dass es einen Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Kontrolle und dem eigenen Schwänzenverhalten gibt. Hierzu wurden die beiden Aussagen zu einer Mittelwertsskala zusammengefasst und entsprechend der Antwortkategorien, die zwischen „1 – stimmt nicht“ und „4 – stimmt genau“ variieren können, zu drei Gruppen zusammengefasst. Jugendliche, die meinen, die Lehrer würden sich nicht richtig für das Fehlen interessieren und damit quasi einen Freibrief für das Schwänzen erteilen, haben deutlich häufiger im letzten Schulhalbjahr mindestens einmal geschwänzt. Das Risiko, zu der Gruppe der Mehrfachschwänzer zu gehören, ist im Vergleich zu den Jugendlichen, die eine starke Kontrolle wahrnehmen, fast 1,7mal so hoch (Cramers  $V = .127^{**}$  für Prävalenzrate bzw.  $.072^{**}$  für Mehrfachschwänzerrate).

Abbildung 6.17: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach wahrgenommener Lehrerkontrolle, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



Neben dem Kontrollverhalten der Lehrer kann zusätzlich untersucht werden, inwieweit andere schulbezogene Faktoren Einfluss auf das Schwänzen nehmen. Hierzu unterscheiden wir vier Dimensionen des Schulklimas:

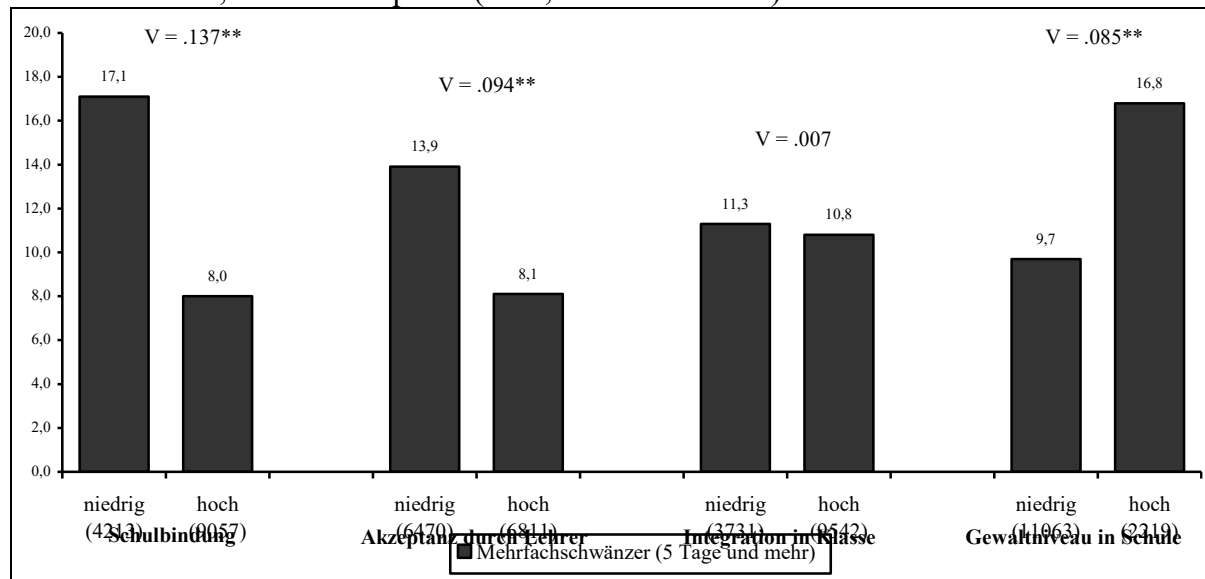
- Die erste Dimension ist die *Schulbindung*, die wir über die Zustimmung zur Aussage „An meiner Schule gefällt es mir wirklich gut“ erhoben haben.<sup>107</sup>
- Die zweite Dimension ist die *empfundene Akzeptanz durch die Lehrerschaft*, die erfasst wurde durch die Aussagen „Von den meisten Lehrern wird man hier auch ernstgenommen“ und „Die Lehrer bei uns merken, wenn es einem Schüler schlecht geht“.
- Die dritte Dimension beschreibt das Ausmaß an *sozialer Integration* in die Klasse. Die Schüler sollten dafür angeben, wie sie folgende Dinge sehen: „Bei meinen Mitschülern bin ich beliebt“ und „Ich habe in der Klasse das Gefühl, richtig dazu zu gehören“. Für diese ersten drei Dimensionen ist zu erwarten, dass mit höherer Zustimmung zugleich wichtige Motive für das Schwänzen entfallen. Wer sich an die Schule gebunden fühlt, sich akzeptiert fühlt und fest in den Klassenverband integriert ist, sollte seltener schwänzen.
- Die vierte Dimension hat demgegenüber das *Ausmaß schulischer Gewalt* zum Thema. Je mehr Gewalt die Schüler wahrnehmen, desto unangenehmer wird der Schulaufenthalt und desto öfter wird man eventuell auch selbst einmal Opfer der Gewalt. Insofern müsste mit steigender Schulgewalt auch eine höhere Schwänzbereitschaft einhergehen. Gemessen wurde das Gewaltniveau der Schule mit den Aussagen „An unserer Schule gibt es viel Ärger und Gewalt“ und „Bei mir in der Klasse gibt es unter den Schülern sehr oft Streit und Ärger“.

Nicht alle dieser Dimensionen stehen aber tatsächlich mit dem Schwänzverhalten in einer Beziehung, wie Abbildung 6.18 verdeutlicht. Besonders stark wirkt sich die Schulbindung aus: Hohe Bindung reduziert das Risiko, zum Mehrfachschwänzer zu werden, um mehr als die Hälfte. Daneben zeigen sich auch für die Akzeptanz durch die Lehrer wie das Gewaltniveau in der Schule, dass sie dieses Risiko deutlich beeinflussen. Wer sich von den Lehrern akzeptiert sieht, neigt seltener dazu, die Schule wiederholt zu schwänzen; und wer in Schulen

<sup>107</sup> Die Schüler konnten hier, wie bei den folgenden drei Dimensionen auch, ihre Meinung von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ abstufen.

unterrichtet wird, in denen das Gewaltniveau hoch ist, meidet öfter die Schule. Keine Wirkung geht von der Integration in die Schulklasse aus: Sowohl jeder neunte integrierte Schüler als auch jeder neunte Schüler, der sich nicht in die Klasse eingebunden fühlt, gehört zu den Mehrfachschwänzern. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit, das Klassenklima zusätzlich als Variable zu berücksichtigen: Mit den Daten der Schülerbefragung ist es zwar nicht möglich, die These zu testen, aber wahrscheinlich ist, dass eine hohe Integration in eine Klasse, in der häufiger geschwänzt wird, gleichbedeutend ist mit der Übernahme des häufiger zu beobachtenden Schwänzverhaltens.

Abbildung 6.18: Anteil an Mehrfachschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Dimensionen des Schulklimas, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



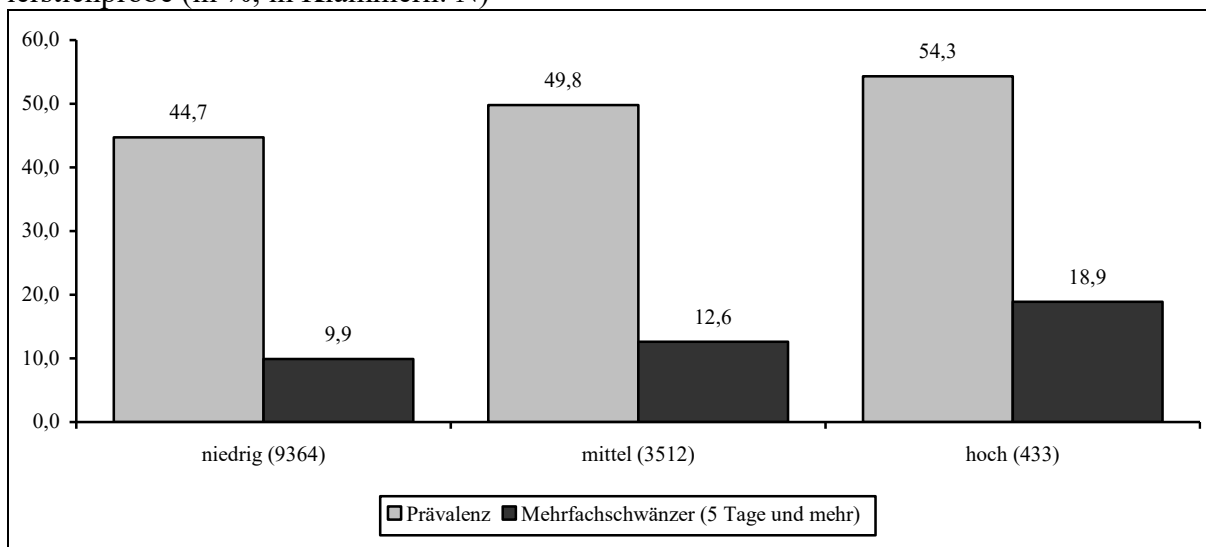
Als ein weiterer Faktor, der das Schulschwänzen beeinflussen kann und der sich als Persönlichkeitsfaktor im Spannungsfeld zwischen Familie und Schule entwickelt, soll die Schulangst betrachtet werden. Wilmers et al. (2002) können zeigen, dass Jugendliche, die häufiger schwänzen auch durchschnittlich höhere Werte auf einer Skala zur Erfassung von Schulangst erreichen. Die Deutung dieses Zusammenhangs ist allerdings nicht einfach: Einerseits können Personen, die sich den Anforderungen der Schule nicht gewachsen fühlen, häufiger den potenziellen Bewertungssituationen durch Absentismus aus dem Wege gehen. Andererseits kann auch das Schwänzen wiederum dazu beitragen, dass sich Schulangst verstärkt und damit der Prozess der Wiedereinmündung in einen geregelten Schulbesuch erschwert wird.

Erfasst wurde die Schulangst mittels neun Aussagen. Beispielaussagen sind: „Ich mache bei Klassenarbeiten oft Fehler, weil ich zuviel Angst habe“ oder „Ich kann nachts oft nicht einschlafen, weil ich mir so viele Gedanken wegen der Schule mache“ (vgl. auch Wilmers et al. 2002 für alle Aussagen). Fasst man die Angaben der Schüler zu diesen neun Aussagen in einer Mittelwertsskala zusammen und unterscheidet wiederum drei Gruppen, so findet sich nur für eine Minderheit der Schüler eine große Angst vor der Schule; 3,3 % können als stark verängstigt gelten, während 70,2 % eine eher geringe Angst aufweisen.<sup>108</sup> Etwas erhöht ist der Anteil an Schülern mit Schulangst in München (4,3 %) und Schwäbisch Gmünd (4,1 %), im Vergleich der Städte eher niedrig in Soltau-Fallingbostel (2,3 %) und Lehrte (2,5 %).

<sup>108</sup> Die Schüler konnten zwischen „1 – stimmt nicht“ und „4 – stimmt genau“ auf die neun Aussagen antworten. Schüler, die im Mittel einen Wert von über 3 erreichten, wurden als hoch, Schüler, die einen Wert bis 2 erreichten als niedrig verängstigt klassifiziert.

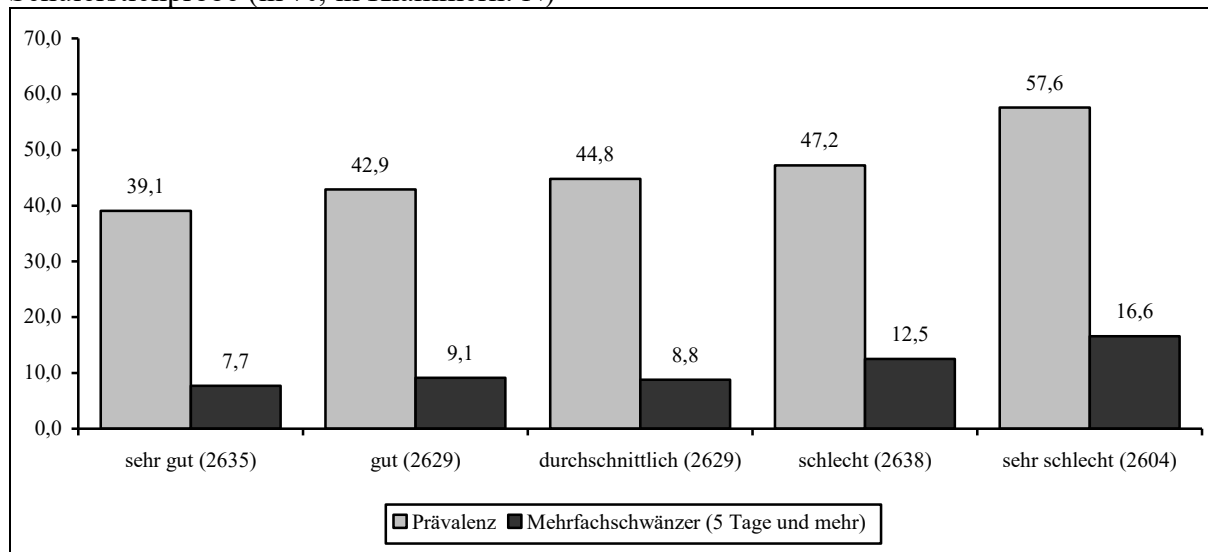
Mit steigender Schulangst nimmt, wie Abbildung 6.19 darstellt, auch das Ausmaß des Schwänzens zu. Während der Anteil der Schwänzer unter den Schülern mit niedriger Angst 44,7 % beträgt, ist er bei Schülern mit Angst bei 54,3 %. Insbesondere der Anteil der Mehrfachschwänzer steigt mit zunehmender Angst. In der Gruppe mit hoher Angst ist er fast doppelt so hoch. Diese Unterschiede sind hochsignifikant und damit sehr bedeutsam (Cramers  $V = .053^{**}$  für Prävalenzrate bzw.  $.060^{**}$  für Mehrfachschwänzerrate).

Abbildung 6.19: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Schulangst, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



Ebenfalls in seinem Status nicht eindeutig zu verorten ist die Schulleistung. Bessere Noten können einen Schutz gegen das Schwänzen bilden, da sie für eine stärkere Bindung an diese Institution sorgen, in der Anerkennung für die erbrachten Leistungen erhalten wird. Schlechte Noten hingegen können auf der einen Seite sowohl die Motivation für die Suche nach Anerkennung außerhalb der Schule erhöhen. Auf der anderen Seite sind sie aber auch eine Folge der Abwesenheit selbst. Nicht abschließend klären lässt sich die Frage danach, was Ursache und was Folge ist, mit den Daten der Schülerbefragung, da es sich hier um eine Querschnittsbefragung handelt. Diese Frage kann nur in einem prospektiven Längsschnittdesign beantwortet werden, in dem dieselben Schüler zu verschiedenen Zeitpunkten ihrer Entwicklung befragt werden. Diese Studien sind u.a. am Kriminologischen Forschungsinstitut derzeit in Arbeit. Unabhängig von dieser Frage ist aber zu erwarten, dass es einen Zusammenhang zwischen den Schulnoten und dem Schwänzverhalten geben sollte. Um diesen Zusammenhang zu testen, wurde erneut die Mathematiknote in Beziehung gesetzt mit dem Schwänzverhalten (Abbildung 6.20).

Abbildung 6.20: Anteil an Schulschwänzern im letzten Schulhalbjahr nach Schulleistung, Schülerstichprobe (in %; in Klammern: N)



Es ist deutlich zu erkennen, dass mit dem Anstieg des Leistungsniveaus auch ein selteneres Schwänzen einhergeht. Schüler, deren Mathematikleistung sich im unteren Fünftel aller Schüler befindet, haben zu 57,6 % mindestens einmal im letzten Schulhalbjahr und zu 16,6 % bereits fünf Tage und mehr geschwänzt. Dennoch sind die besseren Schüler auch nicht völlig vom Risiko befreit, die Schule zu schwänzen. Immerhin jeder 13. Schüler aus der Gruppe der Besten gehört zu den Mehrfachschwänzern.

Die Risikofaktoren und Ursachen von Schwänzenverhalten sind entsprechend der referierten Befunde vielschichtig. Sowohl der Sozialisationskontext Familie als auch die Schule tragen zum Zustandekommen von Schulschwänzen bei. Weitere, hier nicht präsentierte Analysen ergaben, dass auch bei einer simultanen Betrachtung aller referierten Ursachenfaktoren nicht ein einzelner Faktor als entscheidend herausgestellt werden kann. Die elterliche Kontrolle des Schulbesuchs, ein inkonsistenter Erziehungsstil und die Kontrolle des Schulbesuchs durch die Lehrer tragen stark zur Erklärung bei, die anderen Faktoren sind aber nicht zu vernachlässigen. Insofern kann eine Zusammenfassung dieses Abschnitts zum Schwänzen nicht darin einmünden, einzelne pädagogische Hinweise zur Bekämpfung des Problems zu liefern. Stattdessen zeigt sich einmal mehr, dass bereichsübergreifende Maßnahmen die höchsten Erfolgsaussichten haben, wobei bereichsübergreifend mindestens eine zweifache Bedeutung hat: Die Maßnahmen müssen sowohl das Elternhaus wie auch die Schule umfassen und sie müssen Formen der eher härteren Kontrolle mit Formen der eher weichen Beeinflussung beinhalten. Wenn sich z.B. zeigt, dass sich die emotional geprägte Bindung an die Schule, eine Dimension des Schulklimas, reduzierend auf das Schwänzenverhalten auswirkt, dann lässt sich solch ein Gefühl nicht über Nacht dekretieren. Hierzu sind längerfristige kooperative Maßnahmen nötig.

Diese Maßnahmen sind auch deshalb nötig, weil sich in verschiedenen Studien herausgestellt hat, dass es einen Zusammenhang zwischen Schulschwänzen und anderen Formen der Delinquenz gibt. Dieser Zusammenhang lässt sich wiederum verschieden deuten, wobei sich eine Ermöglichungshypothese von einer persönlichkeitsbezogenen Hypothese unterscheiden lässt. Die Ermöglichungshypothese nimmt an, dass Jugendliche, die nicht die Schule besuchen, erweiterte Spielräume für deviantes Verhalten haben. Da sie sich in der Regel nicht zu Hause aufhalten können, müssen sie die Wohnung verlassen. Allein oder zusammen mit Freunden treffen sie sich dann an von der Kontrolle der Erwachsenen teilweise enthobenen Orten. Ein beliebter



Aufenthaltort ist z.B. das Kaufhaus, wo zugleich verschiedenen Formen des Zeitvertreibs nachgegangen werden kann. Damit steigen aber auch die Möglichkeiten, z.B. Ladendiebstähle zu begehen oder schwarz zu fahren. Auch vandalistische Taten oder Graffitisprays können in diesem selbst geschaffenen Freiraum durchgeführt werden.

Die persönlichkeitsbezogene Deutung bezweifelt diese Überlegungen nicht, ergänzt allerdings, dass nicht alle Jugendlichen gleichermaßen dem Risiko ausgesetzt sind, die Schule zu schwänzen. Das Schwänzen wird hier vielmehr erachtet als Ausdruck eines weitergehenden Abweichungssyndroms. Zentrale gesellschaftliche Normen sind den Schwänzern u.a. als Resultat der Konfrontation mit familiärer Gewalt weniger wert. Die Normübertretung in Form des Schulschwänzens ist begleitet von anderen Normbrüchen, z.B. der Ausübung personaler Gewalt. Dieses Verhalten wird dann meist noch gestützt durch eine deviante Freundesgruppe, der sich der Jugendliche angeschlossen hat.

Mit den Daten der Schülerbefragung lässt sich wiederum nicht beantworten, welche dieser Deutungen erhöhte empirische Plausibilität beanspruchen kann. Die sich stellende Frage, ob im biographischen Verlauf zuerst das Schulschwänzen kommt und danach Gewalt- oder andere Delikte oder ob beides eher gleichzeitig auftritt, ist nur im Längsschnitt zu beantworten. Dennoch verdeutlichen diese Überlegungen, dass Schulschwänzen im Problemkontext anderer Abweichungsformen steht und mit diesen theoretisch Zusammenhänge aufweisen sollte.

Abbildung 6.21: Intensität des Schulschwänzens und Prävalenz selbstberichteter Delinquenz im letzten Jahr (in %; in Klammern: Anzahl Befragte)

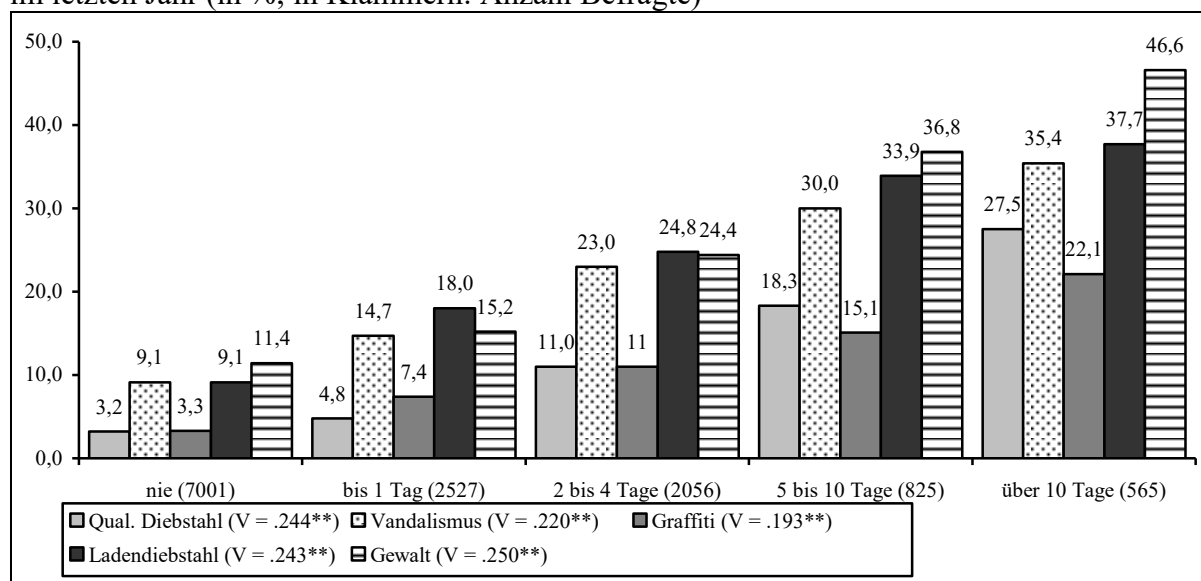


Abbildung 6.21 bestätigt eindrücklich diese Annahme. Je mehr ein Schüler geschwänzt hat, desto häufiger hat er auch andere Delikte ausgeführt. Bereits das einmalige Schwänzen steht mit erhöhter Delinquenz im Zusammenhang. Besonders hohe Delinquenzraten sind aber bei den Mehrfachschwänzern zu beobachten, die fünf oder mehr Tage die Schule geschwänzt haben. Sehr starke Beziehungen existieren zwischen der Schwänzintensität und dem Ladendiebstahl bzw. der personalen Gewalt (Raub, Körperverletzung, Erpressung, Bedrohung mit Waffen). Das Risiko, mindestens einmal in den letzten 12 Monaten eines dieser beiden Delikte begangen zu haben, vervierfacht sich jeweils im Vergleich der beiden Extremgruppen (nie geschwänzt vs. 10 Tage und mehr geschwänzt). Die Beziehungen kommen auch nicht deswegen zustande, weil Schulschwänzer häufiger Hauptschüler oder Mitglieder ethnischer Minderheiten sind, die meist höhere Delinquenzraten aufweisen. Auch nach Kontrolle dieser möglichen Hintergrundfaktoren bleibt ein eigenständiger Erklärungsbeitrag des Schwänzens auf

Gewalt und Ladendiebstahl bestehen, wie die Auswertungen aus vergangenen Schülerbefragungen bestätigen konnten (Wilmers et al. 2002, S. 313ff; vgl. auch Kapitel 4).

Die nachfolgende Tabelle bestätigt zudem, dass sich der Zusammenhang zwischen Schulschwänzen und anderen Formen abweichenden Verhaltens für die einzelnen Erhebungsgebiete prinzipiell gleichartig darstellt. In allen Gebieten ist das Schulschwänzen problematisch, weil es mit höherer Delinquenz einhergeht. Landkreise und Großstädte bieten diesbezüglich auch keine differenziellen Gelegenheiten. In Soltau-Fallingbostal geht Schulschwänzen ebenso mit Ladendiebstahl oder Gewalt einher wie in Schwäbisch Gmünd oder München. In einigen Städten ist der Anstieg im Vergleich der letzten beiden Intensitätsstufen nicht mehr linear, sondern fällt leicht. In keinem Gebiet wird dabei aber das Niveau der Nicht- oder seltenen Schwänzer erreicht. Die Nicht-Linearität, die sich besonders in Lehrte zeigt, ist hier in erster Linie auf die geringe Befragtenanzahl zurückzuführen. Insgesamt gilt, dass vor allem der Zusammenhang mit der Ausübung personaler Gewalt sehr ausgeprägt ist.

Tabelle 6.7: Intensität des Schulschwänzens und Prävalenz selbstberichteter Delinquenz im letzten Jahr nach Erhebungsgebiet (in %)

Gebiet	Delikt	nie	bis 1 Tag	2 bis 4 Tage	5 bis 10 Tage	Über 10 Tage	V
Dortmund	Ladendiebstahl	9,2	18,8	16,8	22,0	31,7	.190**
	Gewalt	13,0	20,5	23,7	35,4	42,1	.226**
Kassel	Ladendiebstahl	7,6	17,7	26,9	27,8	49,0	.277**
	Gewalt	11,7	14,2	24,0	43,6	55,8	.284**
München	Ladendiebstahl	11,1	18,2	28,2	39,2	45,7	.274**
	Gewalt	10,9	14,5	24,3	29,2	51,3	.273**
Oldenburg	Ladendiebstahl	8,9	21,7	30,2	40,3	35,3	.276**
	Gewalt	9,6	8,9	25,6	35,1	38,9	.255**
Peine	Ladendiebstahl	7,8	16,1	20,1	30,0	55,0	.251**
	Gewalt	10,3	15,2	31,2	44,0	38,1	.266**
Schwäbisch Gmünd	Ladendiebstahl	8,6	16,2	21,3	36,6	35,3	.231**
	Gewalt	9,4	15,1	22,4	39,0	58,8	.283**
Soltau-Fallingbostal	Ladendiebstahl	8,7	19,1	26,1	44,0	43,2	.286**
	Gewalt	12,8	16,2	26,9	45,9	42,5	.246**
Stuttgart	Ladendiebstahl	10,1	16,9	25,6	34,6	25,3	.213**
	Gewalt	11,5	14,3	21,2	32,8	45,5	.228**
Lehrte	Ladendiebstahl	3,6	12,8	22,0	14,3	14,3	.238**
	Gewalt	11,6	13,6	27,5	78,6	42,9	.356**

\*\* p < .01

## 6.6. Zusammenfassung

Die bisherigen Darstellungen zeigen, dass Schulschwänzen unter Schülern ein relativ weit verbreitetes Phänomen darstellt. Fast jeder zweite Schüler berichtete, im vergangenen Schulhalbjahr mindestens einmal geschwänzt zu haben. Allerdings ist Schulschwänzen bei den meisten Jugendlichen ein episodenhaftes Verhalten; nur 11 Prozent der Befragten können als Intensivschwänzer (d.h. mehr als vier Tage geschwänzt) identifiziert werden. Das Ausmaß des Schwänzens differiert zudem zwischen den verschiedenen Erhebungsgebieten. So weisen die norddeutschen Gebiete Oldenburg, Peine und Lehrte eher niedrige Schwänzraten im Vergleich zu den süddeutschen Gebieten auf.

Schulabsentismus tritt bei den verschiedenen Schulformen nicht gleichermaßen in Erscheinung. So haben Haupt-, Gesamt- und Waldorfschulen besonders hohe Schwänzraten zu verzeichnen; die Unterschiede zeigen sich noch deutlicher bei den Mehrfachschwänzern. Die

Quote der Jugendlichen, die mehr als vier Tage unerlaubt der Schule fernbleiben, ist an Hauptschulen dreimal, an Gesamtschulen doppelt so hoch wie an Gymnasien. Eine mittlere Position nehmen die Real- und Waldorfschulen ein. Mädchen schwänzen insgesamt signifikant häufiger als Jungen, allerdings verschwindet dieser Geschlechtereffekt bei der Betrachtung der Mehrfachschwänzer. Bemerkenswert sind schließlich die Unterschiede zwischen den Ethnien. Nichtdeutsche Jugendliche (hier insbesondere die jugoslawischen und osteuropäischen Jugendlichen) nehmen sowohl bei der Prävalenz als auch der Mehrfachschwänzrate eine Spitzenposition ein. Dieser Befund gilt jedoch nicht für alle Städte in gleichem Maße. In Oldenburg und Lehrte ist das Verhältnis zwischen deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen in Bezug auf die Mehrfachschwänzrate ausgeglichen.

Als Gründe für das Schulschwänzen werden besonders häufig angeführt, dass man ausschlafen wollte bzw. verschlafen hat, man schlechter Stimmung war oder sich etwas anderes vorgenommen hat. Die Gründe sind je nach Geschlecht und besuchter Schulform sehr unterschiedlich und vielfältig. Ebenso mannigfaltig sind auch die Reaktionen auf das Schwänzen. Etwa ein Drittel der Befragten hat mindestens eine Reaktion von Seiten der Lehrer auf das Schwänzen erlebt. Nachsitzen, Gespräche mit dem Lehrer oder den Eltern oder ein Brief an die Eltern zählen zu den häufigsten Reaktionsformen. Mit zunehmender Schwänzhäufigkeit steigt erwartungsgemäß die Wahrscheinlichkeit einer Sanktionierung. Dennoch haben immer noch 30,8 Prozent der Jugendlichen, die mehr als zehn Tage unerlaubt dem Unterricht ferngeblieben sind, keinerlei Reaktion erfahren. In norddeutschen Gebieten reagieren Lehrer zudem nicht nur signifikant häufiger, sondern auch in anderer Form auf Schulabsentismus der Jugendlichen. Wesentlich häufiger suchen hier die Lehrer zunächst das Gespräch mit dem betreffenden Schüler bzw. den Eltern des Schülers.

Als Ursachen und Risikofaktoren des Schulschwänzens spielen familiäre Bedingungen eine große Rolle. Unvollständige Familienkonstellationen, geringes elterliches Monitoring, inkonsistenter elterlicher Erziehungsstil und das Erleben innerfamiliärer Gewalt fördern das Schwänzverhalten der Jugendlichen. Neben dem Familienklima und dem elterlichen Kontrollverhalten scheinen ähnliche Faktoren auch auf Schulebene (Schulklima, Schulangst, wahrgenommene Kontrolle durch den Lehrer) bedeutsam zu sein. Je schlechter das Schulklima, je größer die Schulangst und je geringer die wahrgenommene Kontrolle durch die Lehrer, umso häufiger bleiben Jugendliche unerlaubt der Schule fern.

Im Hinblick auf die Folgen belegen unsere Analysen, dass Schulschwänzen mit schlechteren Schulleistungen und mit höheren Delinquenzraten der Jugendlichen einhergeht. Auch wenn Schulschwänzen unter Jugendlichen eher ein gelegentliches Phänomen zu sein scheint und nur bei Einigen intensivere Formen annimmt, so ist in Anbetracht der weit reichenden Folgen von Schulschwänzen eine verstärkte Aufmerksamkeit für diese Thematik geboten.

## 7. Fremdenfeindliche Einstellungen und Rechtsextremismus

Ein Teilbereich abweichenden Verhaltens stellen fremdenfeindliche bzw. rechtsextreme Einstellungen dar. Zu unterscheiden sind Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus insofern, als Fremdenfeindlichkeit die negative Einstellung zu hier lebenden Migranten bezeichnet. Entsprechend einer anerkannten Definition von Heitmeyer (1989) ist diese Einstellung aber nur eine Komponente von Rechtsextremismus. Rechtsextreme Einstellungen, und nur diese untersuchen wir in der Schülerbefragung und nicht rechtsextemes Verhalten, setzen sich zusammen aus der Ideologie der Ungleichwertigkeit (also der Fremdenfeindlichkeit) und einer Bereitschaft zur Anwendung von Gewalt.

Die nachfolgenden Auswertungen zu fremdenfeindlichen und rechtsextremen Einstellungen beziehen sich dabei nur auf einheimische deutsche Jugendliche, deren Elternteile beide die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Dies trifft für 9001 Personen zu.<sup>109</sup>

In Tabelle 7.1 sind zunächst die Raten der Zustimmung zu den Einzelitems aufgeführt, mit denen fremdenfeindliche Einstellungen erfasst wurden. Die Befunde verdeutlichen insgesamt, dass ein Großteil der Befragten fremdenfeindlichen Einstellungen nicht zustimmt („stimme gar nicht zu“; stimme eher nicht zu“). Einzelne Aussagen werden von den Jugendlichen allerdings in höherem Maße befürwortet als andere. So vertritt etwa jeder vierte Befragte die Ansicht, dass Ausländer Schuld seien an der Arbeitslosigkeit in Deutschland. Vergleichsweise hohe Zustimmung erhalten auch die Items „Die meisten Kriminellen sind Ausländer“ und „Die meisten Asylbewerber wollen Deutschland nur ausnutzen“. Explizit ablehnende Haltungen gegenüber Ausländern (erfasst durch die Items „Deutschland den Deutschen-Ausländer raus“ bzw. „Ich finde, Ausländer muss man ‚aufklatschen‘ und ‚raushauen‘“) vertreten immerhin knapp 15 bzw. 11 Prozent der Jugendlichen.

Tabelle 7.1: Zustimmung zu fremdenfeindlichen Aussagen (in %)

	stimme gar nicht zu	stimme eher nicht zu	stimme eher zu	stimme völlig zu	N
Andere Nationen sind nicht so leistungsfähig wie die Deutschen.	56,9	28,4	10,0	4,8	8978
Die Ausländer haben Schuld an der Arbeitslosigkeit in Deutschland.	43,6	31,4	17,2	7,8	8959
Die Deutschen sind anderen Völkern grundsätzlich überlegen.	63,9	25,4	7,1	3,6	8919
Deutschland den Deutschen – Ausländer raus.	65,9	19,3	8,5	6,4	8959
Die meisten Kriminellen sind Ausländer.	29,9	30,5	28,1	11,5	8926
Die meisten Asylbewerber wollen sowieso nur die Deutschen ausnutzen.	43,0	31,3	16,5	9,2	8918
Ich finde Ausländer muss man „aufklatschen“ und „raushauen“.	71,3	17,9	5,6	5,2	8943

Gewichtete Daten, nur einheimische deutsche Jugendliche (mit zwei deutschen Elternteilen)

<sup>109</sup> Die Beschränkung auf einheimische Jugendliche mit zwei deutschen Elternteilen macht es u.a. möglich, die Erhebungsgebiete im Hinblick auf das Niveau fremdenfeindlicher Einstellungen zu untersuchen. Ohne diese Einschränkung würden ethnisch sehr heterogene Gebiete miteinander verglichen, was dazu führen würde, dass Gebiete mit hohem Migrantenanteil deutlich niedrigere Niveaus aufweisen würden, insofern Migranten weniger fremdenfeindlich eingestellt sind. Dementsprechend müssen auch die deutschen Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus den Analysen ausgeschlossen werden, da diese alltäglich mit dem 'Fremden' in ihrer eigenen Familie aufwachsen. Dies hat auch hier zur Folge, dass hochsignifikant weniger Deutsche mit Migrationshintergrund fremdenfeindlich eingestellt sind als deutsche mit zwei deutschen Elternteilen (8,1 vs. 14,4 %).

Zur Erfassung des Konstrukts „fremdenfeindliche Einstellungen“ wurde eine Skala gebildet, die sich aus den dargestellten Items zusammensetzt. Eine Faktorenanalyse der Items bestätigt die Eindimensionalität der Skala und klärt knapp 64 Prozent der Varianz auf. Mit einer internen Konsistenz von Cronbachs Alpha = .90 erweist sich die Skala als sehr reliabel (vgl. Tabelle 7.2).

Tabelle 7.2: Item- und Skalenwerte der Skala „Fremdenfeindliche Einstellungen“

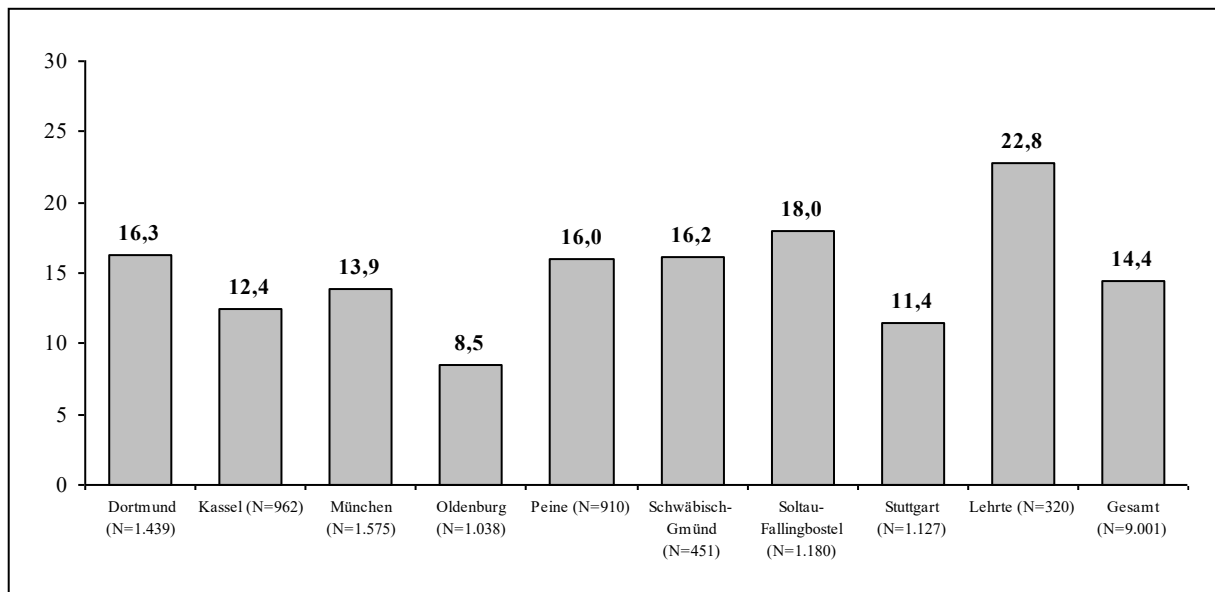
	M	SD	Faktorladung	r <sub>it</sub>
Andere Nationen sind nicht so leistungsfähig wie die Deutschen.	1.63	.85	.68	.58
Die Ausländer haben Schuld an der Arbeitslosigkeit in Deutschland.	1.89	.95	.81	.74
Die Deutschen sind anderen Völkern grundsätzlich überlegen.	1.50	.78	.79	.70
Deutschland den Deutschen – Ausländer raus.	1.55	.89	.87	.80
Die meisten Kriminellen sind Ausländer.	2.21	1.00	.76	.67
Die meisten Asylbewerber wollen sowieso nur die Deutschen ausnutzen.	1.92	.98	.83	.76
Ich finde Ausländer muss man „aufklatschen“ und „raushauen“.	1.45	.82	.83	.75
Gesamtskala	1.74	.71	α=.90	

Gewichtete Daten, nur einheimische deutsche Jugendliche (mit zwei deutschen Elternteilen), r<sub>it</sub> = Trennschärfe

Um Rechtsextremismus entsprechend der oben zitierten Definition zu erfassen, wurde für zusätzlich zur Skala „Fremdenfeindlichkeit“ eine Skala zu gewaltbefürwortenden Einstellungen herangezogen (siehe Kapitel 4). Um als gewaltaffin klassifiziert zu werden, mussten die Jugendlichen auf dieser Skala einen Wert größer als 2.5 aufweisen; die numerische Mitte der Skala war somit Kriterium für die Differenzierung von gewaltaffinen und nicht gewaltaffinen Jugendlichen. Gewaltaffin sind insgesamt 11,1 Prozent (N = 1012) der einheimisch deutschen Jugendlichen. Gewaltaffin und gleichzeitig fremdenfeindlich eingestellt, nach Heitmeyers Definition also rechtsextrem sind 4,4 Prozent (N = 392) der Befragten. Fremdenfeindliche Einstellungen hängen sehr stark mit gewaltbefürwortenden Einstellungen zusammen ( $r = .36^{***}$ ); je höher die fremdenfeindlichen Einstellungen, umso höher auch die Gewaltaffinität.

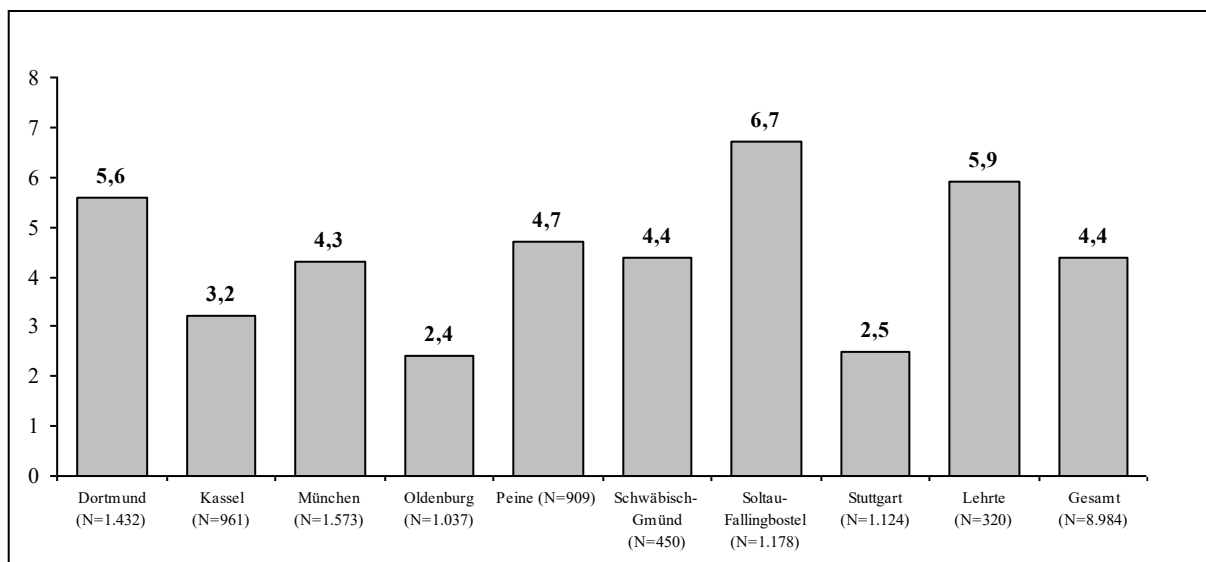
Abbildung 7.1 gibt zunächst einen Überblick über die Verteilung der fremdenfeindlich eingestellten Jugendlichen in den verschiedenen Erhebungsgebieten. Zwischen den verschiedenen Städten bzw. Regionen existieren signifikante Unterschiede im Ausmaß fremdenfeindlicher Einstellungen (Cramers V = .094\*\*). Oldenburg hat von allen untersuchten Gebieten den niedrigsten Anteil fremdenfeindlich eingestellter Jugendlicher; die Werte liegen deutlich unter der Rate, die für die Gesamtstichprobe der einheimisch deutschen Jugendlichen festgestellt wurde. Die Stadt Lehrte fällt mit einem Anteil an fremdenfeindlichen Jugendlichen von 22,8 Prozent besonders auf. Interessant ist der Befund, dass nicht die Städte Dortmund, München und Stuttgart, die einen vergleichsweise hohen Ausländeranteil haben, den größten Anteil fremdenfeindlich eingestellter Jugendlicher aufweisen. Vielmehr sind es die ländlichen bzw. kleinstädtischen Gebiete wie z.B. Soltau-Fallingb. oder Lehrte, in denen die Raten ausländischer Mitbürger wesentlich geringer sind. Ein möglicher Grund dafür könnte in den vermehrten Kontaktmöglichkeiten interkultureller Art in größeren Städten liegen, die wiederum positive Auswirkungen auf die Einstellungen der Schüler gegenüber anderen Kulturen haben. Die Befunde stützen somit die Kontakthypothese, wonach Personen, die in Gebieten mit vielen Kontaktmöglichkeiten zu Angehörigen einer anderen Nationalität oder Kultur leben und die höchstwahrscheinlich auch verstärkt solche Kontakte haben, geringere fremdenfeindliche Einstellungen aufweisen (vgl. Stroebe et al. 1997, S. 574).

Abbildung 7.1: Fremdenfeindliche Einstellungen nach Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)



In Bezug auf rechtsextreme Einstellungen finden sich ebenfalls Unterschiede zwischen den Erhebungsgebieten (Abbildung 7.2). Die Unterschiede zwischen den Städten sind wie bei den fremdenfeindlichen Einstellungen sehr deutlich und signifikant (Cramers  $V=0.071^{***}$ ). Oldenburg weist mit 2,4 Prozent wie bereits bei der Fremdenfeindlichkeit die niedrigste Rate an rechtsextremen Jugendlichen auf und liegt damit – genauso wie Stuttgart – erheblich unter dem Durchschnitt in der Gesamtstichprobe (4,4 Prozent). Soltau-Fallingbostel hingegen hat – anders als bei Fremdenfeindlichkeit – den höchsten Anteil an rechtsextremen Jugendlichen.

Abbildung 7.2: Rechtsextreme Einstellungen nach Erhebungsgebiet (in %; gewichtete Daten)



Womit hängt das Auftreten fremdenfeindlicher bzw. rechtsextremer Einstellungen zusammen? Im theoretischen Teil in Kapitel 1 wurden bereits Korrelate und Ursachen abweichenden Verhaltens, wozu fremdenfeindliche bzw. rechtsextreme Einstellungen gehören, benannt. Mit Hilfe eines multivariaten Modells, in dem eine Vielzahl an Variablen kontrolliert wurde (u.a. soziodemographische Faktoren, Persönlichkeitsvariablen, familiäre Einflüsse), stellten

sich in Bezug auf die fremdenfeindlichen Einstellungen folgende Faktoren als bedeutsam heraus:

- Die Ausprägung fremdenfeindlicher Einstellungen variiert zunächst je nach Bildungsniveau der Befragten. *Gymnasiasten und Waldorfschüler* sind im Vergleich zu anderen Schulformen signifikant weniger fremdenfeindlich eingestellt. Der Anteil fremdenfeindlicher Schüler unter Gymnasiasten beträgt 8,3 Prozent, der unter Waldorfschülern 2,8 Prozent. Demgegenüber sind 24,7 Prozent der von uns befragten Hauptschüler, 17,4 Prozent der Haupt- und Realschüler und 16,5 Prozent der Schüler an Gesamtschulen fremdenfeindlich eingestellt.
- Die Dimension *Temperament* des Konstrukts Selbstkontrolle erwies sich ebenfalls als signifikanter Prädiktor fremdenfeindlicher Einstellungen. 35,5 Prozent aller sehr temperamentvollen Jugendlichen befürworteten gleichzeitig fremdenfeindliche Aussagen. Im Gegensatz dazu gehören nur 9,7 Prozent der Personen mit niedrigem Temperament zur Gruppe der fremdenfeindlich Eingestellten.
- Personen, die sich durch ein *hohes Hierarchisches Selbstinteresse* auszeichnen, befürworten in signifikant höherem Maße fremdenfeindliche Einstellungen als Personen, für die dies weniger zutrifft (hoch: 39,2 Prozent; mittel: 16,7 Prozent; niedrig: 6,2 Prozent).
- Schließlich spielt der *Konsum gewalthaltiger Medien* eine bedeutende Rolle im Zusammenhang mit Fremdenfeindlichkeit. Von allen Jugendlichen, die mehrmals pro Woche bis täglich Horror- oder Actionfilme bzw. Thriller ab „16“ bzw. „18“ schauen oder Egoshooter bzw. Kampfspiele spielen, sind zu 29,3 Prozent fremdenfeindlich eingestellt. Die, die gar nicht bis wenig die entsprechenden Formate schauen bzw. spielen, haben demgegenüber nur eine Rate von 8,5 Prozent zu verzeichnen.

Die signifikanten Prädiktoren in Bezug auf die abhängige Variable fremdenfeindliche Einstellungen konnten weitestgehend auch in einem logistischen Regressionsmodell für rechtsextreme Einstellungen ermittelt werden.

- Anders als bei fremdenfeindlichen Einstellungen erwies sich das *Geschlecht* als wichtiger Prädiktor rechtsextremer Einstellungen, was sicherlich der Dimension der Gewaltaffinität geschuldet ist. Der Anteil entsprechend eingestellter Jugendlicher beträgt bei den männlichen Befragten 7,0 Prozent, bei den weiblichen hingegen nur 1,8 Prozent.
- Mit *höherer Bildung* nehmen erneut rechtsextreme Einstellungen ab. Nur 1,2 Prozent der Waldorfschüler bzw. 1,9 Prozent der Gymnasiasten sind als rechtsextrem einzustufen; dagegen aber 4,9 Prozent der Gesamtschüler, 5,2 Prozent der Haupt- und Realschüler und sogar 9,2 Prozent der Hauptschüler.
- Jugendliche, deren Familien durch *Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfebezug* belastet sind, müssen signifikant häufiger als rechtsextremen eingestuft werden als Personen, für die dies nicht zutrifft (8,4 vs. 4,0 Prozent). Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang der Befund, dass Personen mit entsprechenden Erfahrungen auch signifikant häufiger der Aussage zustimmen „Die Ausländer haben Schuld an der Arbeitslosigkeit in Deutschland“. Vor dem Hintergrund compensationstheoretischer Überlegungen lässt sich dieser Befund gut erklären: Die auf Grund der Betroffenheit von Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfebezug entstehende Belastung wird abgemildert und gerechtfertigt, indem die eigene Misere auf Ausländer attribuiert wird. Fremdenfeindlichkeit bzw. Rechtsextremismus sind demzufolge eine Art Copingstrategie, um Desintegrationsgefühle zu verarbeiten. Ein besonderes Gefährdungspotential liegt vor allem darin, dass sich diese Deprivationserfahrungen nicht nur in fremdenfeindlichen, sondern zugleich in rechtsextremen Einstellungen ausdrücken.

- *Temperament* erhöht unter Kontrolle einer Vielzahl anderer Faktoren ebenfalls die Wahrscheinlichkeit, rechtsextrem zu sein. In der Gruppe der Personen, die über ein hohes Temperament verfügen, finden sich 23,7 Prozent rechtsextreme Jugendliche. Betrachtet man Personen mit niedrigem Temperament, so beträgt der Anteil entsprechend gesinnter Jugendlicher lediglich 1 Prozent.
- Das Risiko, zur Gruppe der Rechtsextremen zu gehören, ist bei Jugendlichen mit *hohem Hierarchischen Selbstinteresse* erneut höher als in der Gruppe mit geringer internalisierter Ellenbogenmentalität (hoch: 19,2 Prozent; mittel: 5,0 Prozent; niedrig: 0,8 Prozent).
- Schließlich ergeben die Analysen einen signifikanten Effekt für den *Konsum gewalthaltiger Medien*. Jugendliche mit hohem (mehrmals wöchentlichem bzw. täglichem) Konsum haben eine mehr als dreimal so hohe Wahrscheinlichkeit zur Gruppe der Rechtsextremen zu gehören als die Jugendlichen, die sich wenig bis gar nicht mit diesen Formaten beschäftigen (29,3 Prozent vs. 8,5 Prozent).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass nur ein kleiner Teil der Befragten fremdenfeindliche Einstellungen vertritt und noch erheblich weniger Jugendliche gleichzeitig gewaltaffine Haltungen befürworten. Im Hinblick auf die verschiedenen Erhebungsgebiete ergeben sich jedoch teilweise große Differenzen: Sowohl in der Stadt Lehrte sowie im Landkreis Soltau-Fallingb. scheint ein erhöhter Handlungsbedarf im Hinblick auf Präventions- und Interventionsmaßnahmen zu bestehen. Als Bedingungsfaktoren entsprechender Einstellungen spielen vor allem Persönlichkeitsvariablen, das Bildungsniveau und ein Medienkonsumverhalten eine zentrale Rolle.



## 8. Die Entwicklung der Jugenddelinquenz und ihrer Ursachen seit 1998

### 8.1. Vorbemerkungen

Ein zentrales Anliegen der Schülerbefragung 2005 ist es, Daten über langfristige Entwicklungen im Bereich der Jugendgewalt zu liefern. Dies ist möglich, da bereits im Jahr 1998 in den drei süddeutschen Städten München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd äquivalente Schülerbefragungen durchgeführt wurden (Wetzels et al. 2001). Allerdings wurden verschiedene Themen wie das Schuleschwänzen oder der Drogenkonsum in dieser ersten Befragungswelle nicht berücksichtigt. Diese Themen waren aber in der zweiten Schülerbefragung 2000 vertreten (Wilmers et al. 2002), die in vier Großstädten und einem Landkreis erfolgte. Vergleiche können diesbezüglich nur für die Stadt München gezogen werden, da Schwäbisch Gmünd oder Stuttgart oder andere in 2005 beforschte Gebiete an dieser zweiten Welle nicht teilgenommen haben.

Der Vergleich der Delinquenz verschiedener Jugendgenerationen durch die Schülerbefragungen erfolgt anhand altershomogener Gruppen, da sich die KFN-Studien immer auf Schüler der 9. Jahrgangsstufe (Durchschnittsalter 15 Jahre) konzentrieren. Da es sich um verschiedene Personen zum selben Zeitpunkt ihrer Entwicklung handelt, und nicht um dieselben Personen in verschiedenen Entwicklungsstadien, entspricht das Studiendesign einer Trendanalyse. Für diese stehen jedoch nur zwei Messzeitpunkte zur Verfügung. Wie sich die Jugenddelinquenz, ihre Korrelate und Ursachen, im Zeitraum 1999 bis 2004 darstellte, lässt sich mit den vorliegenden Daten nicht aufzeigen. Nicht auszuschließen ist, dass aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Ereignisse die Momentaufnahmen, die die Schülerbefragungen liefern, durch Periodeneffekte bedingt sind. Sie können aber auch tatsächlich Resultat einer entsprechend sozialisierten Jugend sein oder zuguterletzt darauf basieren, dass sich altersbezogene Veränderungen eingestellt haben. Diese verschiedenen Einflüsse lassen sich an folgendem Beispiel illustrieren: Angenommen, die Jugendgewalt ist anhand der Schülerbefragungsdaten tatsächlich rückläufig im Vergleich der Jahre 1998 und 2005. Dies kann drei Ursachen haben: Erstens kann die Jugend heute bereits im Kindesalter seltener kriminalitätsbegünstigenden Umständen wie Armut oder elterlicher Gewalt ausgesetzt gewesen sein und damit eine Erziehung erhalten haben, die weniger gewalttätige Persönlichkeiten erzeugte (Kohorteneffekt). Zweitens ist es denkbar, dass sich die Auffälligkeiten in Form von Normbrüchen, die aufgrund der besonderen Übergangslage im Jugendalter nicht unüblich sind, im Lebensverlauf nach vorn oder nach hinten verschoben haben (differenzielle Alterseffekte); Thesen bzgl. der biographischen Vorverlagerung existieren bereits (Fuchs et al. 2005, S. 29). Drittens kann es sein, dass aktuell gesellschaftliche Veränderungen die Möglichkeiten für die Gewaltausübung verringern, bspw. auf Basis stärkerer polizeilicher Kontrolle (Periodeneffekt).

Diese verschiedenen Faktoren können nur unzureichend anhand der vorliegenden Daten getrennt werden. Insofern stellen die nachfolgenden Befunde nur eine Informationsquelle über die Entwicklung von Jugenddelinquenz dar. Sie sind als notwendiges Korrektiv zur Polizeilichen Kriminalstatistik zu verstehen, die die bekannten Konstruktionsprobleme aufweist. Aber erst das Gesamtbild der Befunde von Jugenduntersuchungen macht valide Aussagen über die tatsächlichen Entwicklungen möglich. Aus diesem Grund wird im folgenden Abschnitt ein Überblick über Studien gegeben, die ebenfalls Trendvergleiche verschiedener Jugendgenerationen durchgeführt haben. Im Vergleich hierzu wird anschließend gezeigt, wie sich die Jugendgewalt im Hellfeld darstellt. In den weiteren Abschnitten werden die Stichproben und die Befunde vorgestellt.

## 8.2. Ergebnisse von Trenduntersuchungen im Dunkelfeld

### 8.2.1. Die Entwicklung der Jugendgewalt in den letzten Jahrzehnten

Mittlerweile liegt eine nicht unbeachtliche Anzahl an Untersuchungen vor, die zumindest zwei Jugendgenerationen miteinander vergleichen. Dabei sind aber die verwendeten Stichproben meist recht klein oder es wird in räumlich begrenzten Gebieten geforscht. Eine deutschlandweit repräsentative, mehrere Befragungszeitpunkte und verschiedene Kohorten einbeziehende Dunkelfeldforschung gibt es bislang nicht.

Drei Studien widmen sich der Entwicklung der Jugendgewalt in einer längerfristigen Perspektive. Tillmann (1997) berichtet Ergebnisse einer Wiederholungsbefragung aus den Jahren 1973 und 1995. In 1973 wurden über 800 Schüler der 8. bis 10. Klasse in der Stadt Bielfeld befragt, 1995 ebenfalls wieder über 800 derselben Altersstufe in der strukturell vergleichbaren Stadt Kassel (und Umgebung). Die Ergebnisse zeigen, dass sich der Anteil an Schülern, die angaben, im Referenzzeitraum eine Körperverletzung begangen zu haben, von 5 auf 12,7 % mehr als verdoppelt hat. Die Anzahl an Intensivtätern, also an Jugendlichen, die sehr häufig solche Taten begangen haben, hat sich jedoch nur geringfügig erhöht. Insbesondere bei Hauptschulen hat das Gewaltniveau zugenommen: Der Anteil an Schülern, die hier in den letzten 12 Monaten bei einer Schlägerei mitgemacht und jemanden zusammengeschlagen haben, hat sich von 10,0 auf 23,5 % erhöht, in Gymnasien von 1 auf 4 %. Anhand dieser Daten lässt sich vermuten, dass sich die Problemschüler immer stärker an Hauptschulen konzentrieren, denn im selben Zeitraum hat sich der Anteil an Schülern, die überhaupt diese Schulform besuchen, mehr als halbiert.

Lösel, Bliesener und Averbek (1999) ziehen ebenfalls eine Stichprobe aus dem Jahr 1973 zum Vergleich mit einer anderen aus dem Jahr 1995 heran. Beide stammen aus dem Raum Nürnberg und umfassen nur männliche Hauptschüler, wobei 1973 160 und 1995 66 Personen befragt wurden. Für die Mehrzahl der 27 betrachteten Delikte findet sich ein Anstieg. Körperverletzungen haben bspw. nicht mehr nur 50 % sondern bereits 59 % im letzten Jahr begangen. Aufgrund der kleinen Stichprobenumfänge sind die meisten Anstiege jedoch nicht signifikant. Eine zusammenfassende Interpretation der Daten durch die Autoren lautet, dass „sich 1995 die Jugendlichen nicht insgesamt antisozialer verhalten, sondern eine kleine Gruppe von Intensivtätern angewachsen und/oder ‚aktiver‘ geworden ist“ (S. 75). Die Studie bestätigt damit nicht die Befunde von Tillmann (1997), insofern sich der Anteil an delinquenten Hauptschülern nur geringfügig erhöht hat. Es ist vor allem die Summe aller ausgeübten Taten, die angestiegen ist, wobei dies darauf beruhen kann, dass der Kreis der Mehrfachtäter größer geworden ist oder der gleichbleibende Kreis noch mehr Delikte begeht als früher.

Eine Zunahme der reinen Gewaltprävalenz können auch Oberwittler und Köllisch (2004) nicht bestätigen, Ergebnisse zur Mehrfachtäterschaft werden hier nicht berichtet. Sie stützen sich bei ihren Auswertungen auf zwei Stichproben von weniger als 200 männlichen Jugendlichen aus einer südbadischen Kleinstadt, die 1973 und 1999 befragt wurden. Dabei findet sich nur bei Betäubungsmitteldelikten eine statistisch signifikante Zunahme des Anteils an Delinquenten von 8,7 auf 24,4 %, personale Gewalt geht sogar leicht zurück von 10,7 % auf 9,2 %. Die Autoren erklären ihren diametral zu den Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik stehenden Befund durch eine Veränderung im Anzeigeverhalten: Die Wahrscheinlichkeit des Polizeikontakts hat sich demnach deutlich erhöht. Hatte in 1973 kein einziger Gewalttäter schon einmal Kontakt mit der Polizei, war es in 1999 schon jeder Dritter. Dies ist gleichbedeutend mit einem enormen Anstieg der Registrierung der Gewaltdelinquenz. Oberwittler und Köllisch (2004) führen die veränderte Beanspruchung der Polizei auf einen Wandel des Risiko-

managements zurück. In modernen Gesellschaften geschieht der Umgang mit Verhaltensproblemen nicht mehr informell z.B. innerhalb der Familie, sondern durch professionelle Einrichtungen.

Einige andere Dunkelfeldstudien setzen erst ab Anfang der 1990er Jahre ein. Mansel und Hurrelmann (1998) können auf Befragungsdaten aus Nordrhein-Westfalen aus den Jahren 1988 und 1996 sowie aus Sachsen aus den Jahren 1990 und 1996 zurückgreifen. Dabei handelt es sich um repräsentative Stichproben der 7. und 9. Jahrgangsstufe in Nordrhein-Westfalen bzw. der 9. Jahrgangsstufe in Sachsen. Bei den Analysen wird sich auf die Entwicklung der Eigentums- und der Gewaltdelikte beschränkt, wobei für beide Anstiege in der westdeutschen Stichprobe zu beobachten sind. Die Rate der Körperverletzungen nimmt im genannten Zeitraum von 28,1 auf 32,6 % zu, die des Raubs von 14,2 auf 21,4 %. Mindestens eine gewalttätige Handlung haben 1988 37,2 % der Jugendlichen begangen, 1996 48,2 %, die Steigerung beträgt damit etwa 30 %. In Sachsen ist die Gewalt rate konstant geblieben; hier waren es jeweils 35 % der Jugendlichen, die im letzten Jahr gewalttätig waren. Betrachtet man sich gesondert die Mehrfachtäter (drei Taten und mehr ausgeführt), dann findet sich in beiden Bundesländern ein signifikanter Anstieg. In Nordrhein-Westfalen waren 1988 6,6 % Mehrfachtäter, 1996 schon 9,7 %; in Sachsen betragen die Quoten 3,2 bzw. 5,5%. In dieser Entwicklung unterscheiden sich die verschiedenen Schulformen nicht voneinander. In Nordrhein-Westfalen hat in allen Schulformen die Prävalenz signifikant zugenommen, die Rate der Mehrfachtäter in Real- und Gesamtschulen. Interessant ist darüber hinaus, dass die Anstiege in der Gewaltprävalenz Jungen wie Mädchen gleichartig treffen. Bei den Mädchen hat dabei im Wesentlichen Erpressung und Raub zugenommen, bei den Jungen Körperverletzungsdelikte. Ebenso gleichgerichtet sind die Entwicklungen für einheimische Deutsche und Nichtdeutsche. Mansel und Hurrelmann vergleichen in einem letzten Analyseschritt zudem noch den Einfluss verschiedener Prädiktoren über die Zeit hinweg. Alles in allem gibt es kaum Veränderungen der Einflussstärke zu berichten. Tendenziell wird die Nationalität etwas wichtiger, d.h. der Abstand in der Gewaltbelastung zwischen Deutschen und Nichtdeutschen hat sich weiter vergrößert. Auch der Stellenwert familialer und schulischer Faktoren nimmt etwas zu. Das Gefühl, in der Familie nicht akzeptiert zu werden sowie Misserfolgserfahrungen in Form von Versetzungsängsten in der Schule wirken sich erhöhend auf die eigene Gewalttätigkeit aus, was 1988 noch nicht der Fall war.

Die Studie von Mansel und Hurrelmann wurde an dieser Stelle so ausführlich vorgestellt, weil sie erstens als eine der wenigen überhaupt einen Anstieg von Jugendgewalt im Dunkelfeld berichtet. Zweitens betrachtet sie die Entwicklung sehr differenziert, indem zwischen Ost- und Westdeutschland, Jungen und Mädchen usw. unterschieden wird. Drittens versucht sie als einer der ersten, Veränderungen in der Verursachungsstruktur von Jugendgewalt aufzuzeigen.

Sturzbecher (2001) präsentiert Daten zur Entwicklung der Jugenddelinquenz in Brandenburg zwischen 1993 und 1999. Die betrachtete Altersgruppe sind die 12- bis 19jährigen, von denen in den insgesamt drei Erhebungswellen (die zweite war 1996) jeweils ca. 2500 befragt wurden. Die Gewaltakzeptanz als Einstellungsmaß ist kontinuierlich rückläufig, 1999 akzeptieren nurmehr 19 % der Jugendlichen Gewalt als Ordnungsprinzip bzw. Mittel der Selbstdurchsetzung, 1993 waren dies noch 25 %. Die Entwicklung des Gewalthandelns verläuft demgegenüber kurvilinear. 1993 gaben noch 73 % der Jugendlichen an, sich nie an Schlägereien beteiligt zu haben, 1996 waren es nur noch 54,1 %; 1996 ist diese Rate wieder leicht angestiegen auf 56,4 %. Die Veränderung geht dabei nicht auf das Konto der Intensivtäter, sondern auf das der seltenen Täter. Die im Vergleich der letzten beiden Erhebungszeitpunkte aufscheinende Tendenz einer leicht rückläufigen Gewalttätigkeit wird durch weitere Befunde bestätigt. So

bekunden die Jugendlichen bspw. seltener, dass sie Gewaltvorfälle in der Schule oder in der Freizeit beobachtet hätten.

In einem den Schülerbefragungen des KFN äquivalenten Design (Totalerhebung von Schülern der 9. Jahrgangsstufe) und unter Verwendung eines ganz ähnlichen Instrumentes berichten Dünkel und Geng (2002) für die Stadt Greifswald im Vergleich der Jahre 1998 und 2002 ähnlich wie Sturzbecher (2001) Rückgänge in der Jugendgewalt. Dies findet sich sowohl bei der Gewaltopfer- als auch bei der Täterrate. So gaben 2002 1,4 % weniger Jugendliche an, in den letzten 12 Monaten Opfer eines gewalttätigen Übergriffs gewesen zu sein (1998: 17,1 %, 2002: 15,7 %). Besonders abgenommen haben Rauberlebnisse (-2,6 %). Einen leichten Anstieg hat es bei der sexuellen Gewalt gegeben. Betrachtet man sich die Lebenszeitprävalenzen, d.h. die Angaben, ob überhaupt schon einmal Gewaltopfererfahrungen gemacht wurden, fallen die Rückgänge noch etwas deutlicher aus. Zudem können die Autoren eine Veränderung in der Deliktstruktur derart feststellen, dass die Anteile der leichten Gewaltformen (Körperverletzung ohne Waffen) am gesamten Gewaltaufkommen zunehmen, die der schweren hingegen zurückgehen, was als Indiz gewertet werden kann, dass die oftmals geäußerte Sorge, die Jugendgewalt würde zunehmend brutaler, nicht den wirklichen Verhältnissen entspricht. Auch die selbstberichtete Delinquenz folgt dem rückläufigen Trend. Besonders stark zurückgegangen ist die Prävalenz des Ladendiebstahls (-13,7 %). Aber auch der Anteil an Jugendlichen, der Körperverletzungen (-5,7 %), Bedrohungen mit Waffen (-0,9 %) oder Raubstraftaten (-1,4 %) begangen hat, fällt. Dementsprechend hat sich der Anteil jugendlicher Gewalttäter von 21,0 auf 15,4 % verringert. Auch Mehrfachtäter gab es 2002 deutlich seltener als 1998 (von 6,1 auf 4,6 %).

Brettfeld und Wetzels (2004) sowie Wilmers et al. (2002) dokumentieren die Veränderungen der Jugendgewalt, die die Schülerbefragungen des KFN im Vergleich der Jahre 1998 und 2000 ergeben haben. Hierzu werden Befragungen in den vier Großstädten Hannover, Hamburg, München und Leipzig herangezogen, wobei jeweils die 9. Jahrgangsstufe befragt wurde. Die Befunde sind sehr ähnlich zu denen von Dünkel und Geng (2002). Bei den Täterangaben zur eigenen Gewalt findet sich eine signifikante Abnahme der 12-Monats-Prävalenz von 20,4 auf 15,7 %; die Lebenszeitprävalenz hat sich demgegenüber nicht verändert (25,6 und 26,4 %), was als Hinweis auf eine Vorverlagerung delinquenter Akte verstanden werden kann. Die Rückgänge in der 12-Monats-Prävalenz finden sich in allen Städten, bei beiden Geschlechtern und bei allen ethnischen Gruppen. Allerdings werden sie nur in Leipzig und in Hannover von einem signifikanten Rückgang der Opferraten begleitet. Dabei hat in Hannover vor allem die Erpressung, in Leipzig die Körperverletzung ohne Waffen abgenommen. Auch hier werden die den Hellfeldbefunden entgegenstehenden Ergebnisse mit der veränderten Anzeigebereitschaft der Jugendlichen in Verbindung gesetzt. Diese ist zwischen 1997 und 1999 in allen Städten gestiegen. Besonders hoch fällt der relative Anstieg der Anzeigequote von Opfererfahrungen in München (8,0 auf 10,3) und Hannover (12,4 auf 15,1) aus. Insgesamt wurden von allen erlebten Übergriffen im Jahr 1997 13,1 % angezeigt, zwei Jahre später waren es schon 14,5 %. Dabei ist die Anzeigebereitschaft besonders bei denjenigen Delikten gestiegen, bei denen kein Schaden entstanden ist; d.h. es gelangen mittlerweile mehr minderschwere Delikte ins Hellfeld. Diese minderschweren Delikte stellen aber den größten Anteil des Gewaltaufkommens im Jugendalltag, d.h. ein überproportionaler Anstieg der Anzeigebereitschaft erhöht den Kreis der von der Polizei erfassten Tatverdächtigen sehr stark. Im Übrigen ergaben die bisherigen Schülerbefragungen im Zeitverlauf auch einen Rückgang der gewaltbefürwortenden Einstellungen sowie eine geringere wahrgenommene normative Unterstützung von Gewalt durch Eltern und Gleichaltrige.

Ebenfalls Befragungen von Jugendlichen der 9. Jahrgangsstufe haben Boers und Reinecke (2002, 2004) durchgeführt. Allerdings handelt es sich bei dieser Studie um eine kombinierte Längs- und Trenduntersuchung, d.h. in den Städten Münster und Duisburg wurden in 2000 bzw. 2002 gleichzeitig auch Schüler der 7. Jahrgangsstufe einbezogen. Diese wurden dann im Einjahresabstand zwei weitere Male befragt. Die Ergebnisse der Befragung dieser Kohorte in der neunten Klasse können mit den zwei Jahre vorher untersuchten neunten Klassen verglichen werden. In Münster findet sich dabei im Abstand der beiden Jahre 2000 und 2002 kaum eine Veränderung der Gewaltbelastung. Der Anteil an Schülern, die in den letzten 12 Monaten einen Raub oder eine Körperverletzung mit Waffen begangen haben, ist bei beiden Messzeitpunkten gleich groß (4 bzw. 2 %). Nur die Täterrate bei Körperverletzungen mit Waffen sinkt von 13 auf 12 %. In einer differenzierten Betrachtung nach der Schulform zeigt sich aber, dass in Haupt- und Realschulen die Gewaltprävalenzen zurückgehen. Deutliche Rückgänge zeigen sich demgegenüber beim Ladendiebstahl. Dies bestätigen auch die Befragungen in Duisburg in den Jahren 2002 und 2004, wo der Anteil an Schülern, der angibt, in den letzten 12 Monaten geklaut zu haben, von 21 auf 14 % sinkt. Im Gegensatz zur vorangegangenen Studie in Münster zeigen sich aber in Duisburg rückläufige Gewalttätigkeitsraten. Die Prävalenz sinkt hier von 19 auf 16 %, was im Wesentlichen auf verringerte Rate bei den Körperverletzungen zurückzuführen ist (von 17 auf 14 %). Daneben finden sich auch für Dachbeschädigungen, insbesondere das Graffiti-sprühen niedrigere Prävalenzen in 2004. Eine Differenzierung nach Geschlecht offenbart, dass die Gewaltquote in erster Linie bei den Jungen sinkt. Während 2002 noch 24 % der Jungen eine Körperverletzung ohne Waffen angaben, waren es 2002 noch 18 % (Mädchen: von 12 auf 10 %).

Während sich die Schülerstudien von Dünkel und Geng (2002), Brettfeld und Wetzels (2004) und Boers und Reinecke (2002, 2004) auf die Delinquenz im Allgemeinen beziehen, nehmen andere Studien die Entwicklungen der Gewalt innerhalb des Schulkontextes in den Blick. Hier kann die These vertreten werden, dass eine Verringerung gewalttätiger Vorfälle etwas einfacher herzustellen ist, da es sich um einen Raum handelt, der absichtsvoll gestaltet werden kann. So kann allein die erhöhte Aufmerksamkeit und Interventionsbereitschaft der Lehrer einen Beitrag zur Gewaltabnahme leisten. Andere Interventionen, die von der Errichtung eines Zaunes zur Abgrenzung des Schulhofs, über Rauchverbote bis hin zu einer stärkeren Zusammenarbeit mit der Polizei reichen, können Wirkung bei der Verhinderung von Delinquenz entfalten. Aufgrund der sozialisatorischen Wirkung solcher Maßnahmen ist zu vermuten, dass dadurch Gewalt im Allgemeinen verringert wird. Möglich ist aber auch, dass sich die Gewalt auf andere Kontexte verlagert, die weniger institutionell gerahmt sind.

Schütz, Todt und Busch (2002) finden in einer seit 1993 an Klassen der 5. bis 9. Jahrgangsstufe in Gießen durchgeführten Befragung über die Jahre hinweg weitestgehend stabile Prävalenzen bei physischer Aggression. Während 1998 8 % durch Gewalt im Schulkontext auffällig waren, waren dies im Jahr 2000 6 %. Das zwischenzeitliche Hoch lag im Jahr 1996 (10 %), das Tief im Jahr 1998 (4 %). Während auf der Aggregatebene also keine Veränderungen zu beobachten sind, scheint es diese aber auf der Individualebene zu geben. Bei späteren Erhebungen traten bspw. etwas mehr junge Schüler und etwas weniger ältere Schüler als Täter in Erscheinung.

Einen ebensolchen Effekt der Vorverlagerung finden auch Fuchs et al. (2005) in ihrer repräsentativen Studie an bayerischen Schulen, bei der alle Altersgruppen ab der 5. Jahrgangsstufe einbezogen wurden und die 1994, 1999 und 2004 durchgeführt wurde. Diese Studie kann als eine der wenigen gelten, die schon seit längerer Zeit die Entwicklungen im Bereich der Jugendgewalt verfolgt. Die Vorverlagerung zeigt sich z.B. darin, dass der kleine harte Kern der Intensivtäter nur bei den 10-13jährigen zugenommen hat. Zudem wird Gewalt in den Medien

gerade von den jüngeren Befragten als positiv beurteilt, „wobei sich in den letzten zehn Jahren die tendenzielle Affinität zu Gewalt in die jüngeren Alterkategorien vorverlagert hat“ (S. 188). Angestiegen ist auch der Anteil der 10- bis 14jährigen, die Waffen in die Schule mitgebracht haben. Neben diesem Befund weisen die Autoren nach, dass Schulgewalt im Allgemeinen rückläufig ist und zwar bei allen betrachteten Verhaltensindizes (physische, verbale, psychische Gewalt sowie Gewalt gegen Sachen). Dies gilt vor allem für die Täter- weniger die Opferraten. Diese Rückgänge werden hauptsächlich in den Berufsschulen beobachtet, und gelten für beide Geschlechter. Die Veränderungen stellen sich als monoton sinkend dar, d.h. in Bezug auf die Gewaltbelastung hat es in 1999 kein Zwischenhoch gegeben. Interessant ist wie bei Mansel und Hurrelmann die Strategie, die Prädiktionskraft verschiedener Faktoren für die Erklärung von Gewalttätigkeit über die Messzeitpunkte hinweg zu vergleichen. Hierbei stellt sich heraus, dass Kinder, die häufig geprügelt werden, mittlerweile mehr Gewalt ausüben als früher. „Der Zeitvergleich ergab, dass die intensiver bzw. regelmäßiger körperlich sanktionierten Schüler [...] 2004 häufiger gewaltaktiv wurden als 1994 und 1999, wogegen von den körperlich wenig bis gar nicht Bestraften 2004 weniger Gewalt ausging als in den Vergleichsjahren zuvor“ (S. 157). Ähnliches findet sich für den Einfluss der Medien, wo sich die gewaltfördernde Wirkung des Konsums gewalttätiger Formate verstärkt hat. Auch der Drogenkonsum hängt in 2004 stärker mit eigener Gewalttätigkeit zusammen als in den vorangegangenen Erhebungswellen. Daraus ist zu folgern, dass der Kreis der Täter zwar insgesamt kleiner wird, sich bei dieser kleiner werdenden Gruppe die Probleme aber häufen. Es sind die mehrfach benachteiligten Jugendlichen, die ihre Situation über die Ausübung von Gewalt kompensieren. Gesellschaftliche Veränderungen scheinen also selektiv einzelne Personengruppen zu treffen und diese noch weiter ins Abseits zu rücken.

Die Ergebnisse der bisherigen Dunkelfeldforschung im Bereich der Entwicklung von Jugendgewalt sprechen weitestgehend dafür, dass es eine Zunahme von Gewalt, wie dies häufig im Zuge spektakulärer Einzelfälle medial vermittelt wird, höchstwahrscheinlich nicht gibt. Die Mehrheit kommt sogar zu dem Schluss, dass ein geringer Rückgang in der Gewaltbelastung existiert. Dies gilt sowohl für die Prävalenzen als auch für die Mehrfachtäterschaften. Da die Studien sehr verschiedene Beobachtungszeitpunkte umfassen, ist zudem davon auszugehen, dass Periodeneffekte eher keine Rolle spielen, der Rückgang also kontinuierlich ist. Alterseffekte scheinen demgegenüber relevant zu sein, da einige Studien empirische Informationen darüber liefern, dass die Phase der Gewalttäterschaft etwas früher einsetzt und möglicherweise auch etwas eher wieder endet. Da die Studien, insofern sie differenzierte Analysen berichten, ähnliche Trends für verschiedene Teilpopulationen der Jugend finden (für Jungen und Mädchen, Deutsche und Nichtdeutsche, Hauptschüler und Schüler anderer Schulformen), kann der Rückgang der Gewalt zumindest teilweise als Kohorteneffekt gedeutet werden. Wenn alle Jugendlichen seltener gewalttätig sind, muss dies seine Ursache auch in den Bedingungen des Aufwachsens haben.

Die Befunde rückläufiger Gewalt stehen im Kontrast zur Polizeilichen Kriminalstatistik, wie im nächsten Abschnitt noch einmal detailliert gezeigt wird. Dies können einige Studien durch einen Anstieg der Anzeigequote erklären. Wenn durch die erhöhte Bereitschaft der Jugendlichen, erlittene Gewalt der Polizei zu melden, mehr Tatverdächtige in der Statistik auftauchen, steht dies nicht notwendig für einen Anstieg der Gewaltkriminalität, sondern für eine partielle Aufhellung des Dunkelfeldes.

### 8.2.2. Die Entwicklung von Drogenkonsum und Fremdenfeindlichkeit

Für zwei weitere in den Bereich der Abweichung fallende Verhaltensweisen können auf Basis der Schülerbefragungen Aussagen darüber getroffen werden, wie sich ihre Entwicklung über

die Zeit darstellt: der Drogenkonsum und die Fremdenfeindlichkeit. Aus diesem Grund sollen im Folgenden die wenigen Befunde, die hierzu im Längsschnitt vorliegen, vorgestellt werden. Die Schülerbefragungen ermöglichen auch, die Veränderungen des Schulschwänzverhaltens zu analysieren. Allerdings existieren diesbezüglich in Deutschland bislang keine Trenduntersuchungen.

Bezüglich der Veränderungen des Drogenkonsums bieten die kontinuierlich durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung durchgeführten, deutschlandweit repräsentativen, 12 bis 25 Jahre alten Jugendstudien mit ca. 3000 Befragten wichtige Informationen. Für das Rauchverhalten findet sich folgende Entwicklung: Während die Raucherquote (Anteil ständiger und gelegentlicher Raucher) der 12- bis 17jährigen von 1993 bis 2001 von 20 auf 28 % gestiegen, ist sie seitdem bis 2005 wieder auf das Ausgangsniveau von 20 % zurückgegangen (BZgA 2005). Dies gilt für Jungen wie für Mädchen. Diese Entwicklung spiegelt sich in der Nichtraucherquote nieder, d.h. im Anteil an Jugendlichen, die noch nie geraucht haben. Am geringsten fiel diese im Jahr 2001 mit 48 % aus, mittlerweile ist sie auf 62 % gestiegen. Der Anstieg des Tabakkonsums Mitte der 1990er Jahre hat sich nicht auf das Alter ausgewirkt, in dem die Jugendlichen zum ersten Mal eine Zigarette probieren. Weder gab es einen signifikanten Rückgang bis 2001, noch einen signifikanten Anstieg des Erstkonsumalters nach 2001. In 2004 betrug das durchschnittliche Alter bei der ersten Zigarette 13,6 Jahre, 1993 waren es 13,8 Jahre (BZgA 2004).

Im Hinblick auf den Alkoholkonsum müssen verschiedene Getränke unterschieden werden: Bier, Wein, Spirituosen und Alkopops. Für den Bierkonsum zeigt sich in der langfristigen Perspektive seit 1973 ein deutlicher Rückgang (BZgA 2004a). Gaben damals noch 48 % der Jugendlichen an, mindestens einmal pro Woche Bier zu trinken, waren dies im Jahr 1997 nur noch 26 %. Und selbst bis 2004 sind die Konsumraten noch einmal auf 22 % gesunken. Statistisch gesehen fällt die Rate der Bierkonsumenten seit 1973 jährlich um 0,7 Prozentpunkte. Dieser Rückgang geht aber in den letzten Jahren im Wesentlichen auf das Konto von Mädchen, bei Jungen bleibt der Bierkonsum seit 2001 konstant.

Der Weinkonsum folgt auf niedrigerem Niveau einem ganz ähnlichen Muster, d.h. er ist seit 1973 kontinuierlich rückläufig (BZgA 2004a). Gaben 1997 noch 10 % der Befragten an, mindestens einmal pro Woche Wein zu trinken, waren es 2004 nur mehr 7 %.

Beim Spirituosenkonsum hingegen fällt der Rückgang in den Beginn der Beobachtungsphase, d.h. in die Jahre 1973 bis 1982 (BZgA 2004a). Der Anteil an Konsumenten hat sich in dieser Zeit um fast zwei Drittel von 20 % auf 7 % reduziert. Seitdem ist er mehr oder weniger konstant. Im Jahr 2004 gaben noch 5 % der 12 bis 25jährigen an, mindestens einmal pro Woche Schnaps o.ä. zu trinken.

Entgegen dem allgemeinen Trend zur geringeren Trinkhäufigkeit bei Alkohol stehen die alkoholischen Mixgetränke. Seit 1997 ist der Anteil an Jugendlichen, die diese mindestens wöchentlich konsumiert, von 7 auf 16 % gestiegen (BZgA 2004a). Dieser Anstieg findet sich für beide Geschlechter und resultiert aus der Markteinführung der Alkopops. „Die Einführung von Alkopops hat somit den seit 30 Jahren beobachteten Trend zu weniger Alkohol bei den Jugendlichen zum ersten Mal in nennenswertem Umfang durchbrochen“ (ebd. S. 24). Im Vergleich der beiden Jahre 2004 und 2005 ist aber eine erneute Umkehr dieses Trends zu beobachten. Der Anteil an Jugendlichen, die mindestens einmal im Monat Alkopops konsumierten, fiel innerhalb eines Jahres von 28 auf 16 % (BZgA 2005a). Darin schlägt sich die Verteuerung dieser Getränke durch die Alkopopssteuer nieder.

Die Verlaufsmuster der Erfahrungen mit illegalen Drogen (Lebenszeitprävalenz) weisen eine U-Form auf (BZgA 2004b). Das bedeutet, dass auf einen Rückgang eine Phase der Stabilität folgte. Seit 1993 ist schließlich ein starker Anstieg zu verzeichnen. Während 1993 nur 18 % angaben, schon einmal illegale Drogen probiert zu haben, waren es 2004 32 %. Betrachtet man sich demgegenüber den Konsum innerhalb der letzten 12 Monate, dann hat sich seit 1997 kaum etwas verändert. Weiterhin geben etwa 13 % der Jugendlichen an, in diesem Zeitraum Drogen genommen zu haben. Allerdings hat sich in diesem Zeitraum die Konsumquote der Jungen sowie die der 16 bis 19jährigen um jeweils 3 Prozentpunkte erhöht, d.h. diese Gruppen haben ein überdurchschnittliches Risiko für den Konsum illegaler Drogen. Das Erstkonsumalter hat sich vor allem in Bezug auf den Cannabiskonsum verringert. Während Erstkonsumenten 1993 noch 17,5 Jahre alt waren, waren sie 2004 über ein Jahr jünger.

Fuchs et al. (2005) erzielen in ihrer bereits erwähnten Studie über Schulgewalt ähnliche Befunde zum Ausmaß und zur Veränderung des Drogenkonsums. Beispielsweise ist der Anteil Jugendlicher, der im letzten Halbjahr geraucht hat, von 37,2 % im Jahr 1994 auf 49,7 % im Jahr 1999 gestiegen, bis 2004 ist er aber wieder deutlich zurückgegangen, und zwar auf 42,8 %. Solch ein Zwischenhoch im Jahr 1999 hat es, entgegen den Befunden der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, auch beim Bier-, Wein- und Spirituosenkonsum gegeben. Der Cannabiskonsum weicht insofern von diesem Muster ab, als er zwischen 1999 und 2004 nicht wieder gesunken ist, sondern auf dem Niveau von 1999 verharrt (15,6 % Konsumenten). Insgesamt ist der Anteil an Schülern, die überhaupt keine Drogen zu sich genommen haben, von 32,8 % (1994) auf 23,6 % (1999) gefallen, danach aber wieder um fast fünf Prozent gestiegen.

In Bezug auf Fremdenfeindlichkeit wird gemeinhin zwischen Fremdenfeindlichkeit als Einstellung und Fremdenfeindlichkeit als Verhaltensweise unterschieden. Für beide Dimensionen liegen Befunde vor, die die Veränderung über die Zeit abzuschätzen erlauben.

Über die Entwicklung der Fremdenfeindlichkeit als Verhaltensform geben die Verfassungsschutzberichte Auskunft. Diese unterscheiden verschiedene Formen extremistischen Verhaltens. Rechtsextremes Verhalten, das fremdenfeindlich motiviert sein kann, hat sich seit Anfang der 1990er Jahre wellenförmig entwickelt. Sowohl im Jahr 1993 als auch 2000 sind zwei Gipfel auszumachen. Während vor 1991 im Durchschnitt 250 fremdenfeindliche Straftaten gemeldet wurden, stieg diese Zahl bereits 1991 um das zehnfache. 1993 wurden 6721 Straftaten registriert (Hadjar 2004, S. 12). Bis 1996 sank die Anzahl auf ein Drittel dieses Niveaus, um danach ein erneutes Hoch im Jahr 2000 zu erreichen. Seitdem sind die Gewalttaten im speziellen, die Straftaten im Allgemeinen wieder rückläufig. Bekannt ist, dass fremdenfeindliches Verhalten in erster Linie ein Jugendphänomen ist, 80 % der fremdenfeindlichen Straftäter sind jünger als 25 Jahre.

Dies gilt weniger für die Einstellungsebene, da hier mittlere und ältere Befragtengruppen in der Regel eine höhere Fremdenfeindlichkeit aufweisen (Rippl 2005). Dennoch finden Coenders und Scheepers (2005) auf Basis von ALLBUS-Daten für alle Altersgruppen seit 1980 Rückgänge im Ausmaß an Fremdenfeindlichkeit. Zwischen 1994 und 1996 kommt es allerdings zu einer Umkehr dieses Trends. Sowohl jüngere, als auch mittlere und ältere Generationen äußern sich 1996 ausländerfeindlicher als 1994. Danach ist eine unterschiedliche Entwicklung auszumachen, d.h. es scheint „so zu sein, dass die älteren Geburtskohorten sich überwiegend in Richtung geringerer Ablehnung veränderten und die mittleren Kohorten in ihrer Einstellung relativ stabil blieben, während die jüngeren Geburtskohorten ihre Einstellungen überwiegend hin zu mehr Ablehnung veränderten“ (ebd. S. 219). Dieser Befund, dass gerade in der nachwachsenden Generation ausländerablehnende Einstellungen zunehmen, wird mit der Situation am Arbeitsmarkt begründet. Die höhere Arbeitslosigkeit trifft vor allem diejenige Generation,



die jetzt am Übergang steht und die mit Ausländern um die knapperen Arbeitsplätze konkurrieren muss.

Die Ergebnisse der Schülerbefragungen von 1998 und 2000 scheinen dies zu bestätigen, da Wilmers et al. (2002) finden, „dass sich die Verbreitung fremdenfeindlicher Einstellungen im erfragten Zeitraum nicht verändert hat“ (S. 205). In Hamburg und Hannover ist die Fremdenfeindlichkeit leicht gestiegen, nur in München ist sie leicht gesunken. In Hauptschulen ist sogar ein signifikanter Anstieg zu beobachten, d.h. gerade in jener Schulform, in der sich die Jugendlichen sammeln, die die schlechtesten Aussichten auf eine erfolgreiche Berufseinstellung haben.

Auch die bereits erwähnte Studie von Sturzbecher (2001) in Brandenburg bilanziert, dass sich die Ausländerfeindlichkeit der Jugendlichen nicht verringert hat. Der Anteil an hoch ausländerfeindlich eingestellten Personen lag zwischen 1993 und 1999 zwischen 11 und 14 %. Allerdings sinkt der Anteil an Jugendlichen, die als rechtsextrem klassifiziert wurden von 5,5 auf 3,3 %.

Dünkel und Geng (2002) weichen mit ihren Ergebnissen zu den bisher referierten deutlich ab, indem sie eine deutliche Abnahme von Fremdenfeindlichkeit unter Greifswalder Jugendlichen beobachten. Der Anteil an Schülern, der als stark fremdenfeindlich gelten kann, hat sich zwischen 1998 und 2002 halbiert.

Die Befunde zum Drogenkonsum und zur Verbreitung von Fremdenfeindlichkeit geben alles in allem ein weniger eindeutiges Bild, als wie es für die Entwicklung der Jugendgewalt gezeichnet werden konnte. Konzentriert man sich auf die Jahre nach 1998, dann ist davon auszugehen, dass bei den meisten Formen des Substanzkonsums tendenziell ein Rückgang existieren müsste. Jugendliche rauchen weniger und trinken weniger Bier und Wein. Bezüglich des Spirituosen- inkl. Mixgetränk- sowie des Cannabiskonsums ist hingegen Konstanz oder sogar leichte Zunahme erwartbar. Fremdenfeindliche Einstellungen scheinen in ähnlicher Weise in den letzten Jahren tendenziell zugenommen zu haben. Vor allem die Jugendlichen in eher benachteiligter Lage könnten hiervon betroffen sein.

### 8.2.3. Die Entwicklung der Elterngewalt

Wie die vergangenen Auswertungen der KFN-Schülerbefragungen belegen konnten, ist die Erfahrung von Gewalt durch die eigenen Eltern ein zentraler Prädiktor dafür, selbst zum Gewalttäter zu werden (u.a. Pfeiffer, Wetzels & Enzmann 1999). Insofern ist zu vermuten, dass ein Rückgang der Jugendgewalt eine Entsprechung im Rückgang der elterlichen Gewalt finden müsste. Der Längsschnittvergleich zu diesem Thema verdient auch deshalb Interesse, weil sich zwischen 1998 und 2005 die gesetzlichen Rahmenbedingungen verändert haben. Zum 1. Januar 2000 hatte der Deutsche Bundestag das elterliche Züchtigungsrecht ersatzlos gestrichen. Zwei Jahre später ist das Gewaltschutzgesetz in Kraft getreten, das Polizei und Gerichten ein wirksames Vorgehen gegen innerfamiliäre Gewalt erlaubt. Die Frage ist dann, inwieweit die Reformen und die damit verbundenen Diskussionen über die negativen Auswirkungen innerfamiliärer Gewalt Wirkung entfaltet haben.

Die KFN-Schülerbefragungen 1998 und 2000 haben ergeben, dass von einem substantiellen Rückgang der Gewaltquote ausgegangen werden kann. So berichten Brettfeld und Wetzels (2005) einen Rückgang der Misshandlungsquote, der in allen Befragungsgebieten mindestens 4 Prozentpunkte ausmacht. Zum letzten Befragungszeitpunkt berichtete nurmehr jeder zehnte

Jugendliche, in den letzten 12 Monaten misshandelt worden zu sein. Selbst die leichten Züchtigungen haben von 27,3 auf 20,9 % abgenommen (Wilmers et al. 2002, S. 67).

In einer großangelegten Studie unter 19000 Schulkindern im Alter zwischen 11 und 16 Jahren in der Schweiz, können Kuntsche und Wicki (2004) im Vergleich der Jahre 1998 und 2002 ebenfalls durchgängig einen leichten Rückgang der Elterngewalt beobachten, der sich in erster Linie in der Lebenszeitprävalenz ausdrückt. Insofern wächst eine Generation heran, die in ihrem bisherigen Leben seltener Gewalterfahrungen machen musste. Bei der 12-Monats-Prävalenz waren demgegenüber nur Rückgänge beim Gescholtenwerden vorhanden. Die Autoren machen noch auf einen weiteren Befund aufmerksam: Innerhalb des betrachteten Vier-Jahres-Zeitraums ist der Zusammenhang zwischen dem Geschlagen werden und der eigenen Gewalttäterschaft enger geworden, d.h., wer Gewalt erlebt hat, neigt mittlerweile öfter dazu, gewalttätig Gleichaltrigen gegenüber zu sein. Dies kann damit erklärt werden, dass negative Sozialisationsumstände einen immer kleineren Kreis an Kindern und Jugendlichen treffen. Die Kumulation an Problembelastungen wie Elterngewalt, Armut oder Vorstellungen über Männlichkeit findet sich bei einer zahlenmäßig kleineren Gruppe und stärker als bisher. Zusammengenommen erhöhen diese Faktoren das Risiko, Gewalt als Mittel der Selbstdurchsetzung zu akzeptieren, sich gewalttätigen Freunden anzuschließen und im Endeffekt auch häufiger Gewalt anzuwenden.

Bussmann (2005) kommt in einer Replikation von Studien über elterliche Gewalt aus den 1990er Jahren sowie aus 2001 ebenfalls zu dem Ergebnis, dass es einen rückläufigen Trend gibt. In der Befragung von 1000 Eltern und ihren Kindern äußert sich dieser vor allem in den Einstellungen über die Erziehung, die deutlich seltener Gewalt als legitimes Erziehungsmittel beinhalten. Die Ansicht, dass das Schlagen des Kindes einer Körperverletzung gleichzusetzen ist, hat seit 1996 um zehn Prozentpunkte zugenommen; mittlerweile sind 80 % der Eltern dieser Meinung. Das Erziehungshandeln hinkt allerdings noch etwas hinter dieser Veränderung der Einstellungen hinterher. Seit 2001 ist nur ein leichter Rückgang in der Erziehungsgewalt feststellbar, die schwere Form des Po-Versohlens sank in diesem Zeitraum aber immerhin um 4 auf 22,1 % in 2005. Psychische Formen der Gewalt in der Erziehung wie das Niederbrüllen scheinen demgegenüber leicht zuzunehmen. Innerhalb der Gruppe an Familien, deren Erziehung gewaltbelastet ist (etwa 20 % aller Familien), verharrt das Ausmaß an Gewalt weiterhin auf hohem Niveau. Anhand all dieser Informationen kann geschätzt werden, dass von den 12,2 Millionen Kindern und Jugendlichen in Deutschland 2 bis 3 Millionen misshandelt wurden.

Fuchs et al. (2005) finden in ihrer seit 1994 durchgeführten Trenduntersuchung entgegen den Befunden der bislang genannten Studien, dass im Zeitvergleich eine leichte Zunahme der elterlichen Gewalt zu beobachten ist. Allerdings stehen ihnen nur Antworten auf die zwei Aussagen „Wenn ich in der Schule schlechte Noten habe, bekomme ich Schläge.“ und „Wenn ich eine Dummheit gemacht habe, kriege ich Prügel.“ zur Auswertung zur Verfügung. Die höheren Zustimmungen finden sich dabei aber jeweils im unteren Bereich der Antwortskala, d.h. während bspw. 1994 nur 3,1 % der Schüler der Meinung waren, dass die Aussagen über das Prügeln bei Dummheiten auf ihre Erziehungswirklichkeit teilweise zutrifft, waren dies 2004 doppelt so viele (7,5 %). Völlige Zustimmung erhalten diese Items 2004 sogar etwas seltener. Der leichte Anstieg kann, wie die Autoren vermuten, mit der veränderten Sensibilisierung gegenüber dem Thema zusammenhängen. „Je mehr das Thema in der Öffentlichkeit erscheint [...] desto aufmerksamer werden die Akteure für dieses Phänomen. Möglicherweise wird hier also mehr die Veränderung in der Wahrnehmung der Schüler infolge des gesellschaftlichen Diskurses als die Veränderung des elterlichen Sanktionsverhaltens wiedergegeben“ (ebd. S. 130). Die insgesamt wenigen Schüler, die immer noch häufig Gewalt durch die Eltern erfah-

ren, führen in 2004 mehr Gewalt aus als früher, d.h. die Prädiktionskraft der erlebten Gewalt nimmt, wie dies auch Kuntsche und Wicki (2004) berichten, im Zeitraum 1994 bis 2004 zu.

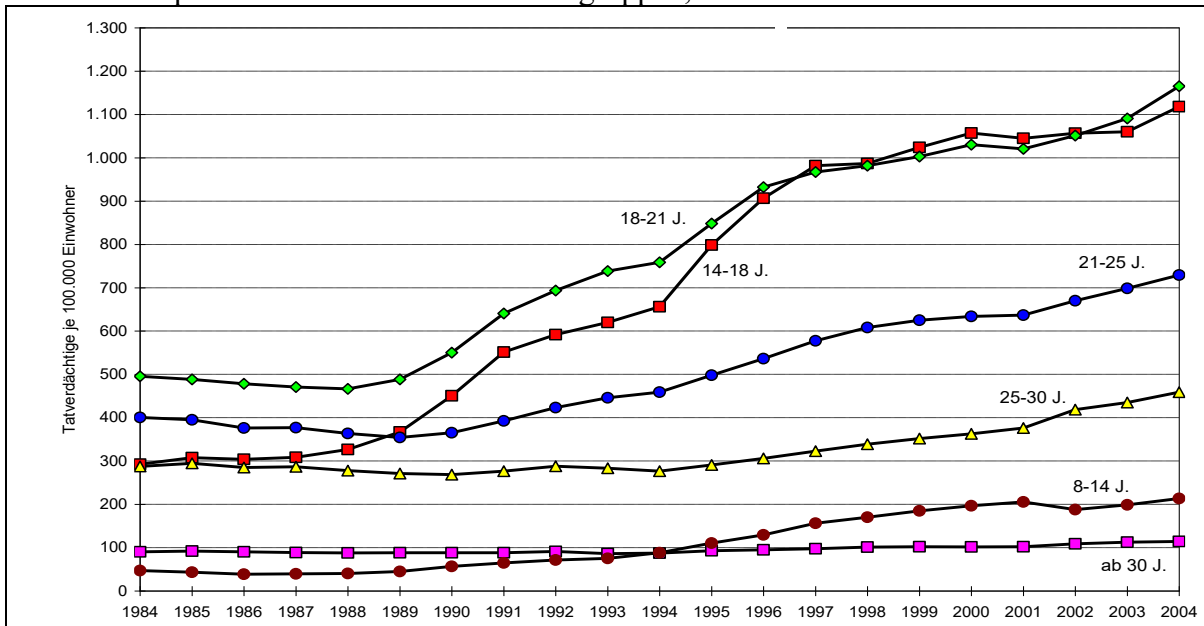
Das Ausmaß an Gewalt, die von den Eltern gegen die Schutzbefohlenen ausgeführt wird, hat damit insgesamt wohl eine eher rückläufige Tendenz. Wenn Kinder aber Gewalt erleben, dann scheint sich dadurch das Risiko, später selbst Gewalttäter zu werden erhöht zu haben. Das Gewalterleben konzentriert sich auf eine kleiner werdende Bevölkerungsgruppe und tritt dort höchstwahrscheinlich in Kombination mit weiteren kriminalitätsbegünstigenden Faktoren auf.

### **8.3. Aussagen der Polizeilichen Kriminalstatistik zur Entwicklung der Jugendgewalt**

Es wurde bereits mehrfach erwähnt, dass die Ergebnisse der Dunkelfelduntersuchungen insbesondere im letzten Jahrzehnt andere Entwicklungen der Jugendgewalt beobachten als die Hellfeldstatistiken. In dieser Divergenz schlagen sich die Konstruktionsprinzipien der öffentlichen Statistik im Bereich der Kriminalität nieder. Die polizeilichen Kriminalstatistiken, auf die sich im Folgenden hauptsächlich bezogen wird, dokumentieren bspw. alle der Polizei bekannt gewordenen Straftaten und die ermittelten Tatverdächtigen. Das Bekanntwerden ist in erster Linie als Veränderung der Relation von Hellfeld und Dunkelfeld aufzufassen; d.h. Kriminalität muss nicht zunehmen, um in der Statistik anzusteigen, sondern es reicht bereits aus, wenn durch die Polizei ein größerer Ausschnitt der Gesamtkriminalität aufgehellt wird. Das Bekanntwerden oder die Aufhellung ist abhängig von verschiedenen Bedingungen, die von der Veränderung der Anzeigebereitschaft über veränderte Kontroll- und Ermittlungsaktivitäten der Polizei hin zu neuen juristischen Rahmenbedingungen reichen. Auch wenn diese Statistiken mehr oder weniger ein Tätigkeitsbericht der Polizei darstellen und damit notwendig immer den Eindruck eines Anstieges der Kriminalität vermitteln müssen, sind sie für die kriminologische Forschung nicht unbrauchbar. Sie informieren in Kombination mit der Dunkelfeldforschung über die Kriminalitätsentwicklung in verschiedenen Bereichen und stoßen gerade dann, wenn sie divergente Ergebnisse berichten, zu weiterer Forschungsaktivität an.

Abbildung 8.1 stellt die Entwicklung der Tatverdächtigenbelastungszahlen der Gewaltkriminalität im Vergleich der verschiedenen Altersgruppen seit 1984 dar. Im Verlauf der letzten 20 Jahre ist vor allem bei den Jugendlichen ein deutlicher Anstieg der polizeilich registrierten Gewaltkriminalität festzustellen. Pro 100.000 dieser Altersgruppe ist die Zahl der Tatverdächtigen seit 1984 um das 3,8fache angewachsen. Deutliche Anstiege hat es ferner bei der TVBZ der Heranwachsenden und der 21- bis 25-Jährigen gegeben (+ 135,1 % bzw. + 82,0 %). Die polizeilich registrierte Gewaltkriminalität der ab 30-Jährigen ist dagegen weitgehend konstant geblieben.

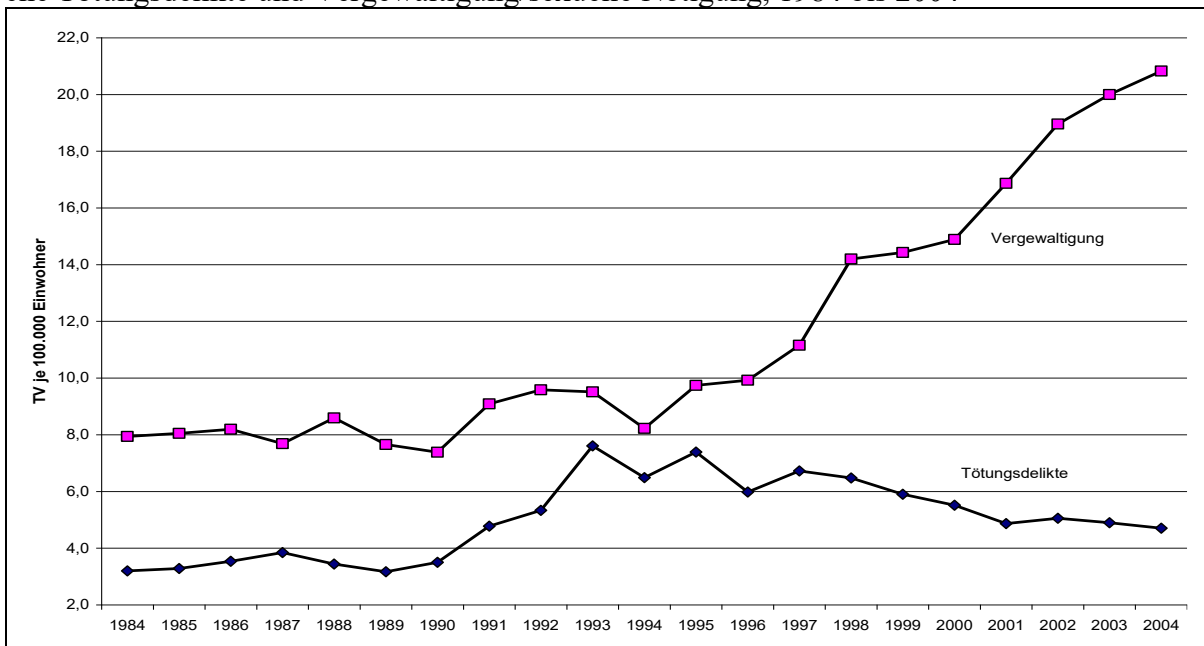
Abbildung 8.1: Entwicklung der Tatverdächtigenbelastungszahlen der Gewaltkriminalität in der Bundesrepublik Deutschland nach Altersgruppen, 1984 bis 2004



Anmerkung: Bis 1990 bezieht sich die Abbildung allein auf die alten Bundesländer und West-Berlin, 1991 und 1992 auf die alten Bundesländer und Gesamt-Berlin, ab 1993 auf Gesamtdeutschland.

Angesichts der besonders starken Zunahme bei den Jugendlichen und dem Umstand, dass es diese Altersgruppe ist, die wir in den Schülerbefragungen untersuchen, soll sich nachfolgend auf diese Altersgruppe konzentriert werden. Dabei wird zunächst nach einzelnen Straftatbeständen unterschieden, die in der Polizeilichen Kriminalstatistik unter dem Oberbegriff der Gewaltkriminalität zusammengefasst werden. In Abbildung 8.2 sind die Tatverdächtigenbelastungsziffern der vorsätzlichen Tötungsdelikte sowie der Vergewaltigung/sexuellen Nötigung dargestellt, in Abbildung 8.3 folgen die der Raubdelikte sowie der gefährlichen/schwereren Körperverletzung.

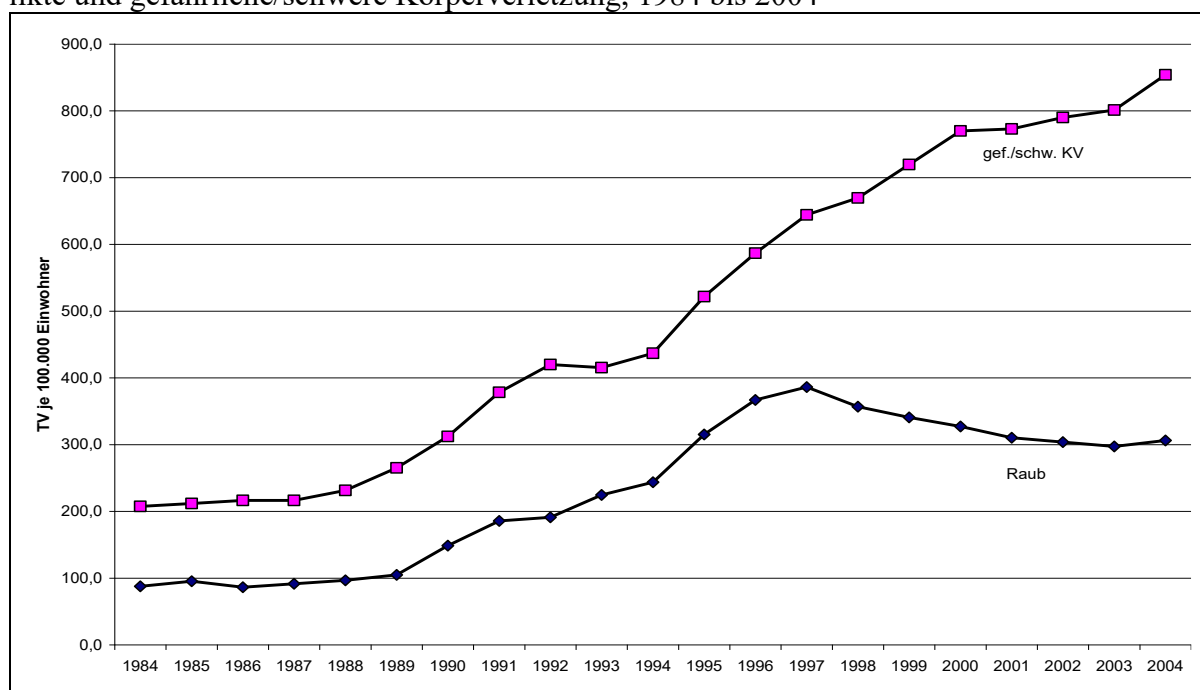
Abbildung 8.2: Entwicklung der Tatverdächtigenbelastungszahlen Jugendlicher für vorsätzliche Tötungsdelikte und Vergewaltigung/sexuelle Nötigung, 1984 bis 2004



Anmerkung: Bis 1990 bezieht sich die Abbildung allein auf die alten Bundesländer und West-Berlin, 1991 und 1992 auf die alten Bundesländer und Gesamt-Berlin, ab 1993 auf Gesamtdeutschland.

Seit 1993 bzw. 1997 sind dabei keine einheitlichen Trends erkennbar. So sind die Zahlen für die Vergewaltigungsdelikte Jugendlicher nach 10 Jahren weitgehender Stabilität seit 1994 um etwa das Zweieinhalbfache angestiegen (+ 154 %). Ein Teil der Zuwächse und des steigenden Anteils Jugendlicher Tatverdächtiger an diesem Delikt ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass durch die Änderungen des Sexualstrafrechts nunmehr auch gravierende Formen sexueller Nötigungen und entsprechende Versuchshandlungen polizeilich unter dieser Rubrik registriert werden, wodurch sexuell deviante Verhaltensweisen Jugendlicher, die nicht dem klassischen Bild der Vergewaltigung entsprechen, zusätzlich einbezogen werden (Elz 2004). Allerdings macht dieses Delikt in 2004 nur 0,3 % aller jugendlichen Tatverdächtigen sowie 1,8 % der wegen Gewaltdelikten verdächtigten Jugendlichen aus, so dass die Zunahmen der Gewaltdelinquenz im Hellfeld nicht primär auf dieses Delikt zurückzuführen sind.

Abbildung 8.3: Entwicklung der Tatverdächtigenbelastungszahlen Jugendlicher für Raubdelikte und gefährliche/schwere Körperverletzung, 1984 bis 2004



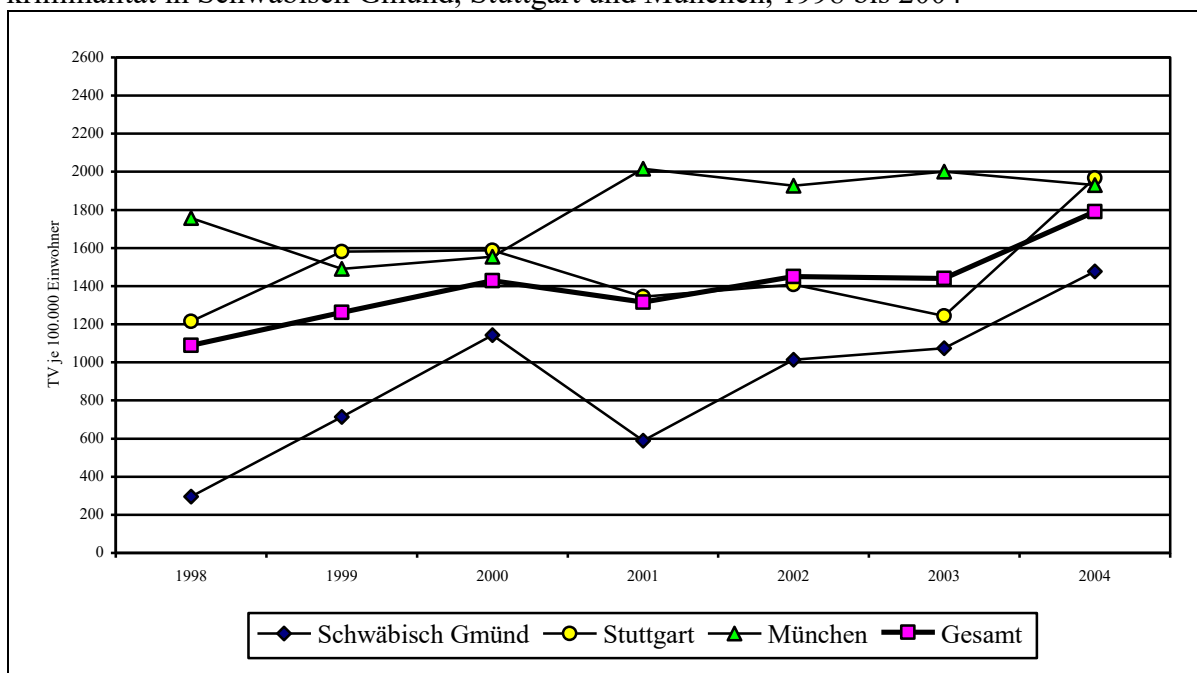
Anmerkung: Bis 1990 bezieht sich die Abbildung allein auf die alten Bundesländer und West-Berlin, 1991 und 1992 auf die alten Bundesländer und Gesamt-Berlin, ab 1993 auf Gesamtdeutschland.

Den größten Teil der Gewaltdelikte machen die qualifizierten Körperverletzungen aus (76,4 % der in 2004 polizeilich registrierten jugendlichen Tatverdächtigen der Gewaltdelikte). Hier hat sich die Tatverdächtigenbelastungszahl (TVBZ) Jugendlicher seit 1984 um gut das Vierfache erhöht. Für die vorsätzlichen Tötungsdelikte und die Raubdelikte zeigen sich demgegenüber nur für die Zeit von 1989 bis 1993 bzw. 1997 Zunahmen. Die TVBZ der Tötungsdelikte ist zwischen 1984 und 1993 um 138 Prozent angestiegen, die der Raubdelikte hat zwischen 1984 und 1997 um 341 Prozent zugenommen. In Bezug auf die Tötungsdelikte ist dann aber seit 1993 ein Rückgang um 38,2 Prozent eingetreten. Zu den Raubdelikten ergibt sich seit 1997 eine Abnahme der TVBZ um 20,4 Prozent.

Für die Gewaltkriminalität haben wir ebenfalls eine Trend-Auswertung der PKS-Daten seit 1998 für die Städte München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd durchgeführt. Der in Abbildung 8.4 berichtete Zeitraum ist mit den Daten der KFN-Schülerbefragungen abgedeckt. Die Ergebnisse sprechen für einen ansteigenden Trend der Jugendgewalt auch in unseren Untersuchungsgebieten. Die TVBZ ist um 64 % angestiegen. Für diesen Anstieg sind die einzelnen

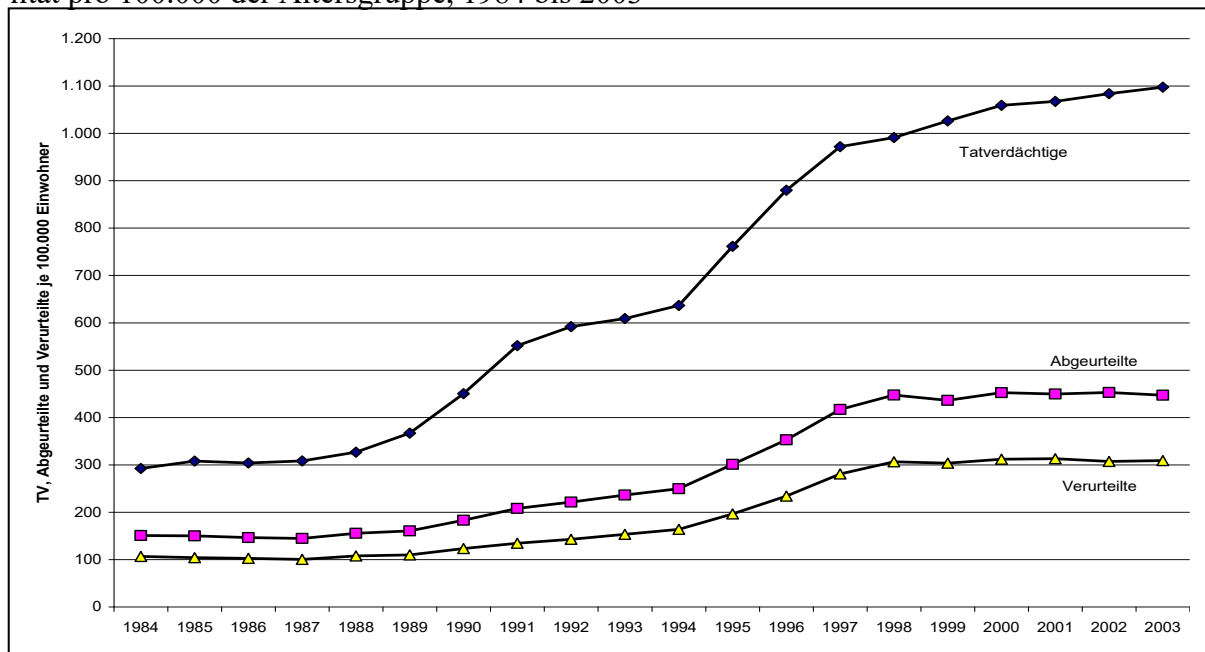
Städte aber im unterschiedlichen Ausmaß verantwortlich: In Schwäbisch Gmünd gab es demnach zwischen 1998 und 2004 den stärksten Anstieg, das Gesamtniveau liegt aber noch immer unter dem der beiden Großstädte. Eher gering fallen die Anstiege in München und Stuttgart aus. Nach einem leichten Rückgang hat sich in Stuttgart die TVBZ erst im Jahr 2004 wieder erhöht. In München gab es einen Anstieg nur zwischen 2000 und 2001. Seitdem ist die TVBZ konstant. In diesen Städten sind es also zwei Ausreißerjahre, die den Eindruck eines Anstiegs erwecken. Hierfür können bspw. Veränderungen der lokalen Berichterstattung verantwortlich sein, weshalb für die beiden Großstädte eher davon auszugehen ist, dass die Jugendgewalt auf einem erhöhten Niveau stagniert.

Abbildung 8.4: Entwicklung der Tatverdächtigenbelastungszahlen Jugendlicher für Gewaltkriminalität in Schwäbisch Gmünd, Stuttgart und München, 1998 bis 2004



In einer differenzierten Betrachtung von Delikttypen und Städten ergibt sich damit ein relativiertes Bild über das Ausmaß der Jugendgewalt. Raubtaten und Tötungsdelikte gehen zurück, die u.a. für eine Veränderung im Anzeigeverhalten sensiblen Körperverletzungen steigen, wobei dies nicht unbedingt auf die Großstädte München und Stuttgart zutrifft. Ein weiterer Hinweis auf eine weniger durch Gewalt auffallende Jugend ergibt sich, wenn nicht allein die Tatverdächtigen, sondern auch die standardisierten Zahlen der Abgeurteilten und Verurteilten analysiert werden (Abbildung 8.5). Dabei zeigt sich wiederum seit 1998 eine Veränderung des Trends. Obwohl, wie dies bereits in Abbildung 8.1 festgestellt wurde, selbst ab 1998 die TVBZ weiter ansteigt, gilt dies für die Anzahl Abgeurteilter und Verurteilter Jugendlicher nicht. Dies lässt die Deutung zu, dass der Anstieg der TVBZ eher auf minderschwere Delikte zurückgeht, die dann im weiteren Verlauf der Strafverfolgung keine Rolle mehr spielen. Das Ermittlungsverfahren wird bei der seit 1998 gleich bleibenden Anzahl an Tatverdächtigen mit einem rechtskräftigen Urteil abgeschlossen. Für einen gleich bleibenden Anteil aller Tatverdächtigen endet das Verfahren mit einem Schuldspruch.

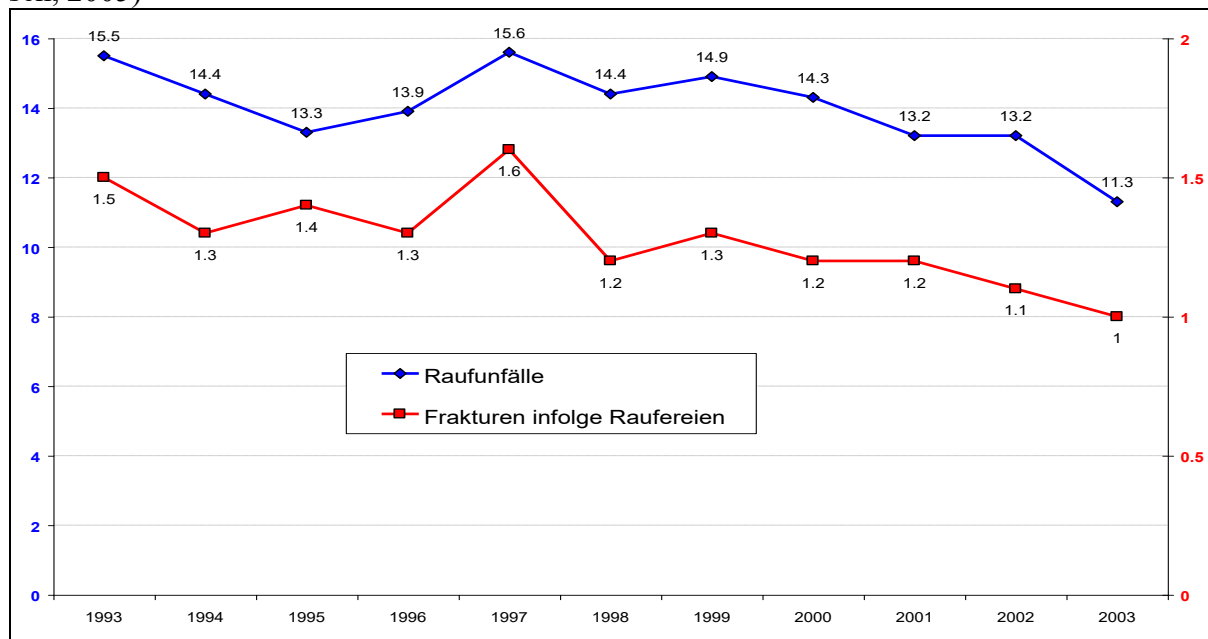
Abbildung 8.5: Jugendliche Tatverdächtige, Abgeurteilte und Verurteilte der Gewaltkriminalität pro 100.000 der Altersgruppe, 1984 bis 2003



Anmerkung: Bis 1990 bezieht sich die Abbildung allein auf die alten Bundesländer und West-Berlin, seit 1991 auf die alten Bundesländer und Gesamt-Berlin.

Eine letzte dem Hellfeld zuzurechnende, aber von der Polizeilichen Kriminalstatistik völlig unabhängige Informationsquelle bietet zusätzliche Anhaltspunkte sowohl zur Frage der quantitativen Entwicklung als auch möglichen qualitativen Veränderungen der Gewalt junger Menschen: ein vom Bundesverband der Unfallkassen im Mai 2005 veröffentlichter Bericht zur Gewalt an Schulen. Er basiert auf den Meldungen der Schulleiter an die Unfallkassen zu allen Fällen, in denen es zu versicherungsrelevanten Schäden durch Unfälle aufgrund tätlicher Auseinandersetzungen zwischen Schülern gekommen ist. Da es sich hier um eine versicherungsrechtliche Obliegenheit handelt, deren Nichterfüllung für die betreffende Schule Schadensersatzpflichten auslösen kann, ist zu vermuten, dass entsprechende Vorfälle weit überwiegend auch gemeldet werden. Die Daten über derartige Vorfälle sind deshalb als ein sehr valider Indikator zur Beurteilung der Entwicklung der Gewalt an Schulen zu bewerten. In der nachfolgenden Abbildung 8.6 wird die Längsschnittentwicklung solcher sogenannter "Raufunfälle" für den Zeitraum 1993 bis 2003 dargestellt.

Abbildung 8.6: Entwicklung von Schulen gemeldeter Raufunfälle und Frakturen infolge von Raufereien je 1000 versicherte Schüler 1993 bis 2003 (Quelle: Bundesverband der Unfallkassen, 2005)



Die Abbildung 8.6 zeigt, dass die Häufigkeit derartiger gemeldeter Raufunfälle je 1000 versicherte Schüler, nach einem Rückgang zwischen 1993 und 1995 sowie einem anschließenden Anstieg bis 1997, von 1999 bis 2003 deutlich rückläufig ist und sich um mehr als ein Viertel vermindert hat.

Ein guter Indikator möglicher qualitativer Veränderungen ist die Feststellung der Unfallkassen zur Entwicklung der Häufigkeit solcher tätlicher Auseinandersetzungen unter Schülern, die mit Frakturen auf Seiten eines der Beteiligten geendet haben. Die entsprechenden Daten zeigen, dass in dieser Hinsicht von einer Zunahme der Brutalität unter Schülern nicht die Rede sein kann. Im Gegenteil: Zwischen 1997 und 2003 ging die Zahl der Körperverletzungen mit Frakturen (z.B. Nasenbeinbrüche, Rippenbrüche usw.) von 1,6 auf 1,0 pro 1000 Schüler zurück. Dank dieser relativen Abnahme um 37,5 % hat der Anteil der Raufunfälle mit Frakturen von 10,3 % aller registrierten Vorfälle auf 8,8 % abgenommen. Dies legt nahe, dass die schwere Gewalt unter Jugendlichen jedenfalls im Bereich der Schulen seit 1997 stark zurückgegangen ist.

Wie ist es dann zu erklären, dass sich nach der PKS bundesweit vor allem zu den registrierten gefährlichen/schweren Körperverletzungen Jugendlicher ein gegenteiliger Trend ergibt? Die theoretisch denkbare These, dass die Schulen sich auf quasi wundersame Weise von einer allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung steigender Jugendgewalt völlig abkoppeln konnten und sogar aus eigener Kraft für ihren Bereich einen starken Rückgang solcher Vorfälle erreicht haben, erscheint hier aus mehreren Gründen nicht gut begründet. Gegen einen solchen Erklärungsansatz spricht zum einen, dass sich die beschriebene Abnahme der versicherungsrechtlich relevanten Gewaltvorfälle auch in Bezug auf den Schulweg der Schülerinnen und Schüler ergeben hat – also für einen Bereich, der nicht von der Schule kontrolliert werden kann. Überdies ist der positive Trend fast gleichzeitig an allen Schultypen aufgetreten. Er betrifft zudem mit nur geringen Unterschieden sowohl Jungen als auch Mädchen, ferner Deutsche ebenso wie Ausländer. Dies stützt eher die Gegenthese, wonach die in Abbildung 6 dargestellten Daten der Unfallversicherer Ausdruck einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung



sind, die seit Mitte der 90er Jahre zu einer Stabilisierung bzw. einem Rückgang der Jugendgewalt beigetragen hat.

Dieser gegenläufige Trend hat zumindest zwei Ursachen: die gestiegene Anzeigebereitschaft und die gestiegene Aufklärungsquote. Für die gestiegene Anzeigebereitschaft liefern die Daten der Schülerbefragung empirische Belege (s.u.), weshalb hier kurz auf die Folgen der gestiegenen Aufklärungsquote eingegangen werden soll (vgl. Pfeiffer & Wetzels 2006). Im Durchschnitt hat sich diese seit 1993 um fast ein Fünftel erhöht. Pro 100 angezeigter Straftaten konnte die Polizei den Staatsanwaltschaften im Jahr 2004 18,3 % mehr Tatverdächtige melden als noch 11 Jahre zuvor. Drei Faktoren haben diesen Erfolg vermutlich beeinflusst: Zum einen hat bei der Gewaltkriminalität die Möglichkeit von DNA-Analysen einen aufklärungssteigernden Effekt. Zweitens haben besonders ermittlungsentensive Delikte wie Wohnungseinbruch, Mord oder Bankraub seit 1993 abgenommen, was Kapazitäten für die Ermittlungsarbeit bei anderen Delikten freisetzt. Drittens ist zu beachten, dass Gewaltkriminalität einen Verjüngungsprozess durchlaufen hat. Die eingetretene Erhöhung der Gesamtzahl der Tatverdächtigen ist zu 41,1 % den unter 18jährigen zuzurechnen. Der Anteil der Kinder und Jugendlichen an allen Tatverdächtigen der Gewaltkriminalität ist von 19,0 auf 26,9 % gestiegen. Dies beeinflusst die Aufklärungsquote, da die einer Straftat beschuldigten Kinder und Jugendlichen leichter zu einem Geständnis motivierbar sind, wobei zudem die Opfer die Täter aus ihrem Alltag häufiger kennen und entsprechende Angaben machen können. Bei Berücksichtigung des Einflusses der gestiegenen Aufklärungsquote verringert sich der Anstieg der registrierten Jugendgewalt pro 100000 der Altersgruppe von ursprünglich 80 auf 53 %.

#### **8.4. Stichproben und Gewichtungsfaktoren der Trenduntersuchung der KFN-Schülerbefragungen**

Das KFN hat in den Jahren 1998 und 2000 Schülerbefragungen in zahlreichen bundesdeutschen Gebieten durchgeführt (Wetzels et al. 2001, Wilmers et al. 2002). Nicht alle diese Gebiete wurden auch 2005 einbezogen. Die nachfolgenden Auswertungen wurden deshalb nur auf kompatible Gebiete beschränkt. Die Entwicklung von Jugendgewalt und ihrer Ursachen und Korrelate kann dabei einerseits für die drei in 1998 einbezogenen Gebiete Schwäbisch Gmünd, Stuttgart und München erfolgen. Andererseits lässt sich zum Vergleich zudem noch das Gebiete München für das Jahr 2000 heranziehen.

Im Gegensatz zu 1998 und 2000 wurden 2005 keine Förderschulen oder Berufsvorbereitungsklassen in die Stichproben aufgenommen. Dies hat seine Gründe darin, dass Förderschüler mit dem Befragungsinstrument nicht zurecht kommen, d.h. sehr lange Ausfüllzeiten benötigen und z.T. auch die gestellten Fragen nicht erschließen. In Berufsvorbereitungsklassen hingegen ist die Absentismusrate am Befragungstag in der Regel sehr hoch, so dass kein repräsentatives Bild erstellt werden kann. Mittlerweile hält sich in dieser Schulform auch nicht mehr die 9. Jahrgangsstufe auf, da Schüler erst nach Verlassen der Hauptschule und d.h. nach der 9. Klasse in das Berufsvorbereitungsjahr wechseln. Im Jahr 2005 wurde sich demgegenüber dafür entschieden, den sukzessive expandierenden Zweig der Schulen in freier Trägerschaft systematisch mit einzubeziehen. Das Spektrum dieser Schulen ist sehr weit, d.h. hier finden sich sowohl Schulen in konfessioneller Trägerschaft, Schulen mit einem besonderen pädagogischen Konzept (Waldorfschulen) oder Schulen in privater Trägerschaft. Die Auswertungen wurden aufgrund der unterschiedlichen Zusammensetzungen der Stichproben auf die kompatiblen Schulformen Hauptschule, Realschule und Gymnasium eingeschränkt (vgl. Tabelle 8.1).

Tabelle 8.1: Die einbezogenen Stichproben

	Anzahl Befragte (9. Klasse)	Kompatibel in %	GG in %	Gewichtungsfaktor	Anzahl Befragte (9. Klasse)	Kompatibel in %	GG in %	Gewichtungsfaktor
<i>Schwäbisch Gmünd</i>								
	<i>1998</i>				<i>2005</i>			
Hauptschule	227	38,41	41,73	1,08644	220	31,65	34,26	1,08246
Realschule	163	27,58	27,34	0,99130	213	30,65	29,38	0,95856
Gymnasium	201	34,01	30,94	0,90973	262	37,70	36,36	0,96446
Förderschule	20	-	-	-	-	-	-	-
BVJ	-	-	-	-	-	-	-	-
Freie Träger	-	-	-	-	45	-	-	-
Gesamt	611	-	-	-	740	-	-	-
Kompatibel	591	100,00	100,00	-	695	100,00	100,00	-
<i>Stuttgart</i>								
	<i>1998</i>				<i>2005</i>			
Hauptschule	400	25,35	31,68	1,24970	578	28,56	30,25	1,05917
Realschule	374	23,70	24,39	1,02911	550	27,17	27,85	1,02503
Gymnasium*	804	50,95	43,93	0,86222	896	44,27	41,90	0,94646
Förderschule	89	-	-	-	-	-	-	-
BVJ	131	-	-	-	-	-	-	-
Freie Träger	-	-	-	-	207	-	-	-
Gesamt	1798	-	-	-	2231	-	-	-
Kompatibel	1578	100,00	100,00	-	2024	100,00	100,00	-
<i>München</i>								
	<i>1998</i>				<i>2005</i>			
Hauptschule	1011	34,05	31,54	0,92628	917	35,32	30,13	0,85306
Realschule**	892	30,04	29,90	0,99534	933	35,94	28,75	0,79994
Gymnasium	1066	35,90	38,56	1,07409	746	28,74	41,13	1,43111
Förderschule	82	-	-	-	-	-	-	-
BVJ	-	-	-	-	-	-	-	-
Freie Träger	-	-	-	-	250	-	-	-
Gesamt	3051	-	-	-	2846	-	-	-
Kompatibel	2969	100,00	100,00	-	2596	100,00	100,00	-
<i>München</i>								
	<i>2000</i>				<i>2005</i>			
Hauptschule	833	33,70	28,90	0,85757	917	35,32	30,13	0,85306
Realschule**	874	35,30	30,90	0,87535	933	35,94	28,75	0,79994
Gymnasium	768	31,00	40,20	1,29677	746	28,74	41,13	1,43111
Förderschule	22	-	-	-	-	-	-	-
BVJ	137	-	-	-	-	-	-	-
Freie Träger	-	-	-	-	250	-	-	-
Gesamt	2634	-	-	-	2846	-	-	-
Kompatibel	2475	100,00	100,00	-	2596	100,00	100,00	-

BVJ = Berufsvorbereitungsjahr, GG = Grundgesamtheit, \* inkl. Waldorf, \*\* inkl. Gesamtschule

Zu beachten ist, dass 1998 in Stuttgart ebenfalls Waldorfschulen einbezogen wurden, weshalb Schüler, die 2005 in Waldorfschulen befragt wurden, weiterhin in der Stichprobe verbleiben und hier aufgrund der kleinen Fallzahlen ( $N < 100$ ) dem Gymnasium zugerechnet wurden. In München wurden die Schüler der einzigen Gesamtschule der Stadt der Schulform der Realschule zugeordnet, da sich die Fallzahlen in der gleichen Größenordnung bewegen wie bei den Waldorfschulen in Stuttgart. Schüler aus Förderschulen, Berufsvorbereitungsklassen und Schulen in freier Trägerschaft wurden für den Trendvergleich nicht berücksichtigt. Dementsprechend stehen in Schwäbisch Gmünd Angaben von 591 bzw. 695 Schülern der 9. Jahr-

gangsstufe zur Verfügung, in Stuttgart von 1578 bzw. 2024 Schülern und in München von 2969 bzw. 2596 Schülern. Der Vergleich der Münchener Stichproben der Jahre 2000 und 2005 basiert auf 2475 bzw. erneut 2596 Schülern.

Da sich durch die Einschränkung der Stichproben auf die drei Schulformen Veränderungen der Häufigkeitsanteile ergeben und damit Abweichungen von den Verhältnissen in der Grundgesamtheit möglich sind, wurden zum Vergleich in Tabelle 1 die Anteile der Schulformen in der auf diese Schulformen begrenzten Grundgesamtheit aufgeführt. Auffällig ist, dass in keinem Gebiet eine exakte Übereinstimmung zwischen Grundgesamtheit und Stichprobe existiert. Am geringsten sind die Abweichungen in Stuttgart im Jahr 2005, am größten in München im Jahr 2005. Um diese Abweichungen auszugleichen und Repräsentativität herzustellen, wurde deshalb erneut auf die Gewichtung zurückgegriffen, d.h. jede Antwort einer Person in einer bestimmten Schulform wird mit dem Quotienten des Anteils der Grundgesamtheit und des Anteils der Stichprobe gewichtet. An einem Beispiel: Die Antwort eines Gymnasiasten in München in 2005 geht mit einem fast 1,5 mal so hohem Gewicht in die Auswertungen ein ( $41,13 : 28,74 = 1,43111$ ), da hier deutlich zu wenig Gymnasiasten befragt werden konnten. Die Angaben über die Verhältnisse in der Grundgesamtheit entstammen den öffentlichen Schulstatistiken.

Insgesamt stehen Daten von 5138 Schülern aus dem Jahr 1998 und 5315 Schülern aus dem Jahr 2005 zur Verfügung. Der Großteil der Auswertungen wird diese beiden Erhebungszeitpunkte miteinander vergleichen, da dadurch auch differenzielle Entwicklungen der einzelnen Gebiete aufgezeigt werden können. Auf München im Jahr 2000 wird nur Bezug genommen, wenn Vergleiche mit 1998 nicht möglich sind, weil sie in dieser Befragung thematisch nicht repräsentiert waren (Schuleschwänzen, Drogenkonsum, Männlichkeitsnormen).

Es wird darauf verzichtet, die Stichprobengrößen einer Stadt zu den zwei Zeitpunkten per Gewichtung exakt aneinander anzupassen, da sie bereits relativ ähnlich sind. Es wird darüber hinaus darauf verzichtet, die Stichproben verschiedener Städte zu einem Zeitpunkt zahlenmäßig gleichzusetzen. Dies führt dazu, dass die berichteten Gesamttrends in erster Linie durch München mit der höchsten Anzahl an Befragten und am wenigsten durch Schwäbisch Gmünd mit der niedrigsten Anzahl an Befragten bestimmt werden. Um falsche Schlussfolgerungen vom Gesamttrend auf den stadtspezifischen Trend zu vermeiden, werden bei den nachfolgenden Auswertungen deshalb die Städte auch einzeln ausgewiesen.

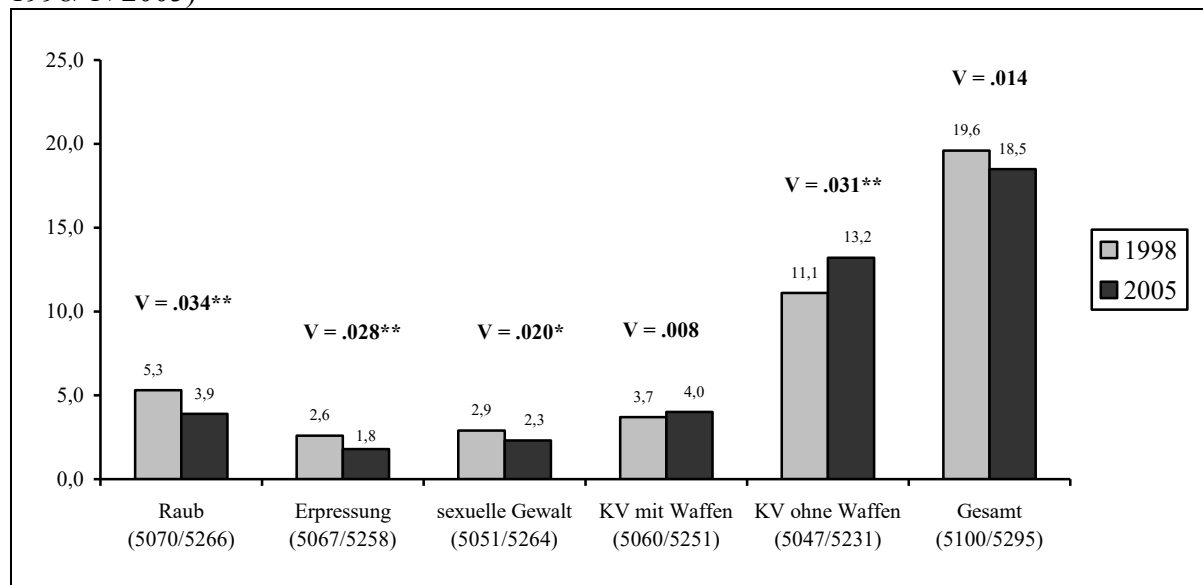
Die Erhebungen fanden i.d.R. im ersten Quartal eines Jahres statt. Die einzige Ausnahme hiervon stellt München 1998 dar, wo erst im Oktober erhoben wurde. Dies ist dann unproblematisch, wenn zurückliegende Ereignisse für einen 12-Monats-Zeitraum eingeschätzt werden sollten, wie z.B. bei der erlebten Gewalt durch die Eltern oder bei den selbstberichteten Täterprävalenzen und -inzidenzen. Die Einschätzung der Erlebnisse von Opferwerdungen (Raub, Erpressung usw.) sollten demgegenüber für kalendarische Jahre getroffen werden. Für die Auswertungen wird hier das vorangegangene Jahr herangezogen, d.h. in 1998 das Jahr 1997 und in 2005 das Jahr 2004. Für die Befragten in München 1998 lag dieses Berichtsjahr schon etwas länger zurück als für die Befragten in anderen Gebieten. Möglicherweise kommen dabei erinnerungsbedingte Verzerrungen stärker zum Tragen, genaue Forschungsergebnisse liegen hierzu allerdings nicht vor, weshalb diese Stichprobe Münchener Jugendlicher im Jahr 1998 genauso behandelt wird wie die anderen Stichproben.

## 8.5. Ergebnisse

### 8.5.1. Rückgang der Jugendgewalt

Die Entwicklung der Jugendgewalt lässt sich anhand von zwei Indikatoren nachzeichnen: Einerseits wurden die Schüler in allen bisherigen Befragungswellen danach gefragt, ob sie überhaupt schon einmal in ihrem Leben Opfer eines Raubes, einer Erpressung, einer sexuellen Gewalt oder einer Körperverletzung (mit und ohne Waffen) geworden sind und ob ihnen das auch im Jahr vor der Befragung zugestoßen ist. Andererseits wurden sie an einer anderen Stelle im Fragebogen darum gebeten, anzugeben, ob sie diese Dinge selbst schon jemals begangen haben und wenn ja, ob das auch in den letzten 12 Monaten der Fall war. Abbildung 8.7 stellt die Ergebnisse des Trendvergleichs in den Opfererfahrungen dar. Rückläufig sind die Opferraten bei den ersten drei Delikten. Der absolute Rückgang beträgt 1,4 % bei Raub, 0,8 % bei Erpressung und 0,6 % bei sexueller Gewalt; der relative Rückgang ist bei Erpressung am stärksten (- 31 %), etwas geringer bei Raub (- 26 %) und sexueller Gewalt (- 21 %). Die Körperverletzungen sind demgegenüber angestiegen, wobei sich die leichteren Verletzungen ohne Waffen signifikant erhöht haben (+ 2,1 % absolut, + 19 % relativ). Diese unterschiedlichen Entwicklungen je nach Delikttyp schlagen sich in der Gesamtopferrate nieder, die sich kaum verändert hat. Während 1998 19,6 % der Jugendlichen angaben, irgendeines dieser Delikte im Jahr zuvor erlebt zu haben, waren das 2005 noch 18,5 %. In einer geschlechterdifferenzierenden Betrachtungsweise zeigt sich allerdings, dass die Gesamtopferrate nur bei Jungen keiner Veränderung unterliegt (1998: 24,1 %, 2005: 24,0 %), bei Mädchen ist sie signifikant gesunken (von 14,7 auf 12,6 %,  $V = .031^*$ ).

Abbildung 8.7: Opferraten (12-Monats-Prävalenz) 1998 und 2005 (in %, in Klammern: N 1998/ N 2005)



Die Ergebnisse zu den Lebenszeitprävalenzen zeigen sehr ähnliche Entwicklungen (ohne Abbildung). Während es bei Raub (von 10,0 auf 9,3 %) und Erpressung (von 5,8 auf 5,1 %) ebenfalls einen Rückgang gibt, der allerdings nicht signifikant ausfällt, ist der Rückgang bei sexueller Gewalt signifikant: 2005 gaben 6,1 % der Befragten Schüler an, in ihrem bisherigen Leben sexuelle Gewalt erlebt zu haben, 1998 waren das noch 7,0 % (Cramers  $V = .019^*$ ). Körperverletzungen mit Waffen sind leicht angestiegen (von 7,3 auf 8,3 %), aber nur der Anstieg bei Körperverletzungen ohne Waffen fällt signifikant aus (von 22,0 auf 26,4;  $V = .051^{**}$ ).

Die Opferraten haben sich in den drei betrachteten Städten unterschiedlich entwickelt (Tabelle 8.2). Während der Anteil an Jugendlichen, der angibt, im letzten Jahr mindestens eine der genannten Delikte erlebt zu haben, in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart deutlich zurückgegangen ist – relativ gesehen ging die Opferrate in Schwäbisch Gmünd um 16 %, in Stuttgart um 14 % zurück –, findet sich in München ein leichter Anstieg von 18,5 auf 19 %. Dieser Anstieg ist durch den überproportionalen Anstieg bei den Körperverletzungen sowie – ebenfalls gegen den Trend – den Anstieg im Bereich der sexuellen Gewalt verursacht. Raub und Erpressungen sind in allen Städten gleichermaßen rückläufig, Körperverletzungen nehmen überall zu. Hervorzuheben ist in diesem Bereich Stuttgart, wo die Körperverletzungen mit Waffen tendenziell zurückgehen und auch die Körperverletzungen ohne Waffen nur geringfügig zunehmen.

Tabelle 8.2: Opferraten (12-Monats-Prävalenz) 1998 und 2005 nach Erhebungsgebiet (in %)

	Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
Raub	5,8	4,3	.033 (587/691)	5,3	3,7	.039* (1554/2011)	5,2	3,9	.032* (2929/2565)
Erpressung	3,6	1,4	.069* (588/691)	2,6	1,8	.029 (1552/2000)	2,5	1,9	.017 (2926/2565)
Sexuelle Gewalt	4,1	2,3	.051 (586/688)	3,5	1,8	.053** (1548/2004)	2,4	2,7	.010 (2917/2573)
KV mit Waffen	5,0	5,4	.010 (585/685)	4,8	4,0	.018 (1550/2001)	3,0	3,7	.019 (2925/2566)
KV ohne Waffen	13,8	14,8	.014 (585/688)	11,7	12,4	.011 (1545/1999)	10,3	13,3	.048** (2917/2546)
Gesamt	23,6	19,8	.046 (589/692)	20,2	17,4	.036* (1558/2018)	18,5	19,0	.007 (2955/2585)

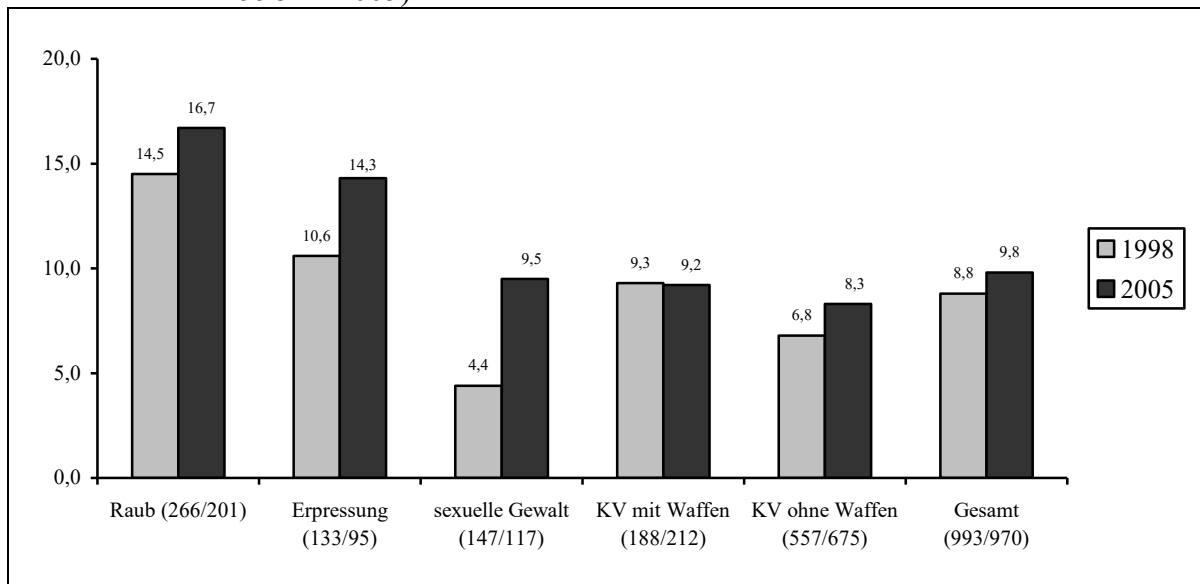
V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Neben der Angabe, ob die Jugendlichen bereits eines der genannten Delikte erlebt haben, wurde auch gefragt, wie oft diese Erlebnisse im letzten Jahr gemacht wurden (Inzidenz). Dabei zeigt sich, dass Schüler, die 2005 Gewalt erlebt haben, dies weitestgehend im gleichen Ausmaß taten wie 1998. Einzig die Körperverletzungen werden häufiger: Während 1998 ein Jugendlicher, der eine Körperverletzung ohne Waffen erlebt hatte, dies im Durchschnitt 2,54 Mal tat, kamen auf jedes Opfer im Jahr 2005 bereits 3,51 Erlebnisse ( $t = -2.45^*$ ). Opfer im Bereich der Körperverletzungen ohne Waffen werden also heute häufiger Opfer als 1998. Die plausibelste Deutung für diesen Befund mag sein, dass generell die Sensibilisierung für das Thema Gewalt größer geworden ist. Erfahrungen, die früher als 'normale' Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen galten, fallen heute in den Bereich von Gewalterlebnissen. Hierfür spricht, dass signifikante Anstiege der Prävalenzen nur im Bereich der KV ohne Waffe zu beobachten sind. Und dies wird unterstützt durch eine weitere Auswertung (s.u.), die zeigt, dass in erster Linie die leichten Formen der Gewalt, also Gewalt ohne größere physische oder materielle Folgen für die Opfer, zugenommen haben. Eine Verschiebung in den Vorstellungen davon, was Gewalt ist und was nicht, sollte sich im Wesentlichen im Bereich dieser leichten Gewaltformen niederschlagen.

Eine solche Verschiebung der Auffassungen über Gewalt sollte sich auch in der Bereitschaft niederschlagen, Opfererlebnisse anzuzeigen. Eine gestiegene Anzeigebereitschaft wurde u.a. von Brettfeld und Wetzels (2004) oder Oberwittler und Köllisch (2004) berichtet. Die Daten der Schülerbefragungen bestätigen diese Befunde. Zur Bestimmung der Anzeigebereitschaft stehen in den Schülerbefragungen zwei Wege zur Verfügung. Einerseits können die Angaben zu den Opfer-Inzidenzen direkt mit Angaben zu Anzeige-Inzidenzen in Beziehung gesetzt werden, d.h. die Jugendlichen wurden nicht nur gefragt, wie oft sie im vorangegangenen Ka-

lenderjahr Gewalttaten erlebt, sondern auch, wie häufig sie diese Erlebnisse zur Anzeige gebracht haben. Andererseits wurden Schüler, die überhaupt eines der fünf Delikte erlebt haben gebeten, nähere Angaben zum zuletzt erlebten Delikt zu machen. Neben anderen Fragen z.B. zur Anzahl der Täter wurde erfragt, ob nach dem Vorfall Anzeige erstattet wurde. Um erinnerungsbedingte Verzerrungen zu minimieren, werden nur jene Angaben über Opferwerdungen verwertet, die in der 1998er Befragung 1997 bzw. 1998 und in der 2005er Befragung 2004 und 2005 stattgefunden haben. Die Ergebnisse dieser beiden Wege zur Bestimmung der Anzeigebereitschaft sind in den Abbildungen 8.8 und 8.9 dargestellt.

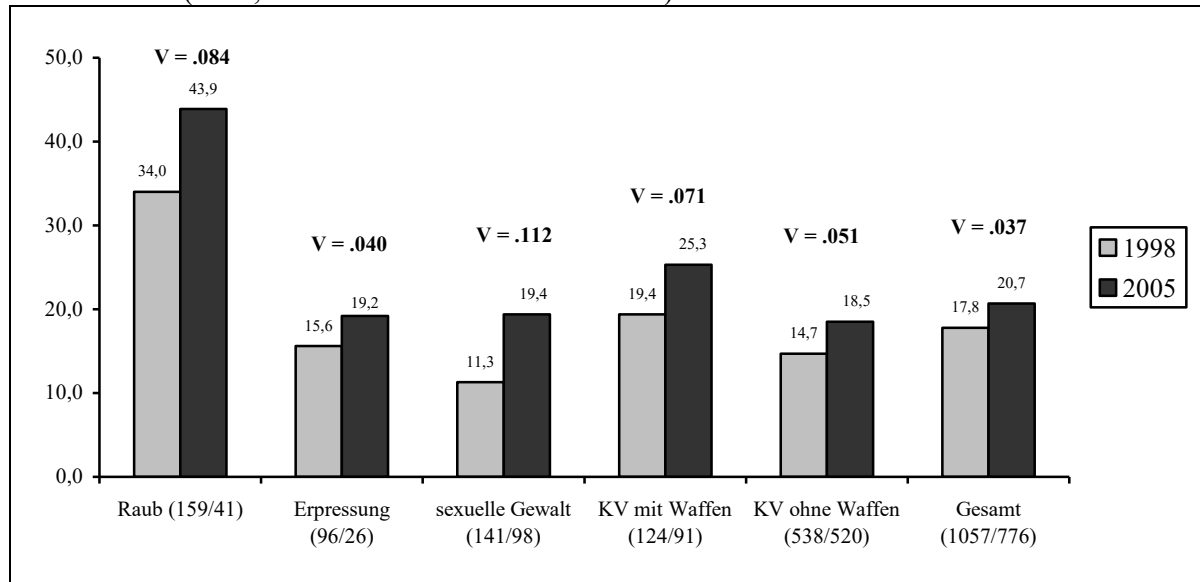
Abbildung 8.8: Entwicklung der Anzeigebereitschaft auf Basis von Inzidenz-Angaben (in %, in Klammern: N 1998/ N 2005)



Im Vergleich der Abbildungen 8.8 und 8.9 fällt zunächst auf, dass die Anzeigebereitschaft ermittelt auf Basis des letzten Delikts deutlich höher ausfällt als die Anzeigebereitschaft auf Basis der Inzidenzangaben. Erste ist etwa dreimal so hoch wie letztere. Dies hat mehrfache Gründe: Bei den offen erfragten Angaben zur Inzidenz finden sich z.T. recht hohe Angaben (20 und mehr Opfererfahrungen), die aber meist überhaupt nicht oder zumindest nicht im selben Ausmaß angezeigt wurden. Demgegenüber wird bei den Angaben zum letzten Delikt häufig nicht die tatsächlich letzte Erfahrung, sondern eine dem Befragten am Befragungstag präsente Erfahrung berichtet, was meist ein eher schwerwiegenderes Delikte war, deren Anzeigewahrscheinlichkeit höher ist als die eines leichteren Deliktes. Diese Vorbehalte gegen die Validität der Angaben betreffen aber nur den Quer- nicht den Längsschnitt, d.h. die Fehler, die hier beim Ausfüllen gemacht werden, wurden höchstwahrscheinlich 2005 genauso gemacht wie 1998. Insofern ist an dieser Stelle nicht die absolute Höhe der Anzeigequote, sondern die Veränderung seit 1998 interessant, wobei beide Abbildungen tendenziell dasselbe Muster zeigen. Die Gesamt-Anzeigequote ist bei beiden gestiegen, einmal von 8,8 auf 9,8 % (relativ: + 11 %), ein anderes Mal von 17,8 auf 20,7 % (relativ: + 16 %). Vor allem die Anzeigebereitschaft bei sexuellen Gewalten hat sich deutlich erhöht. Die Steigerungsraten bei allen anderen Delikten fallen niedriger aus, wobei sie sich sehr ähnlich im Vergleich der beiden Abbildungen entwickelt haben. Der einzige Unterschied besteht bei der Körperverletzung mit Waffen. Während hier auf Basis der Inzidenzangaben keine Anstiege zu verzeichnen sind, erhöht sich die Anzeigebereitschaft wenn das letzte Delikt zugrundegelegt wird von 19,4 auf 25,3 %. Möglicherweise äußert sich darin die bereits angesprochene Selektion des letzten Deliktes. Gerade bei schwereren Delikten, wozu die KV mit Waffen ohne Zweifel zählen, dürften deshalb die Angaben zum letzten Delikt die verlässlicheren sein. Alle in Abbildung 9

vorhandenen Anstiege sind jedoch nicht signifikant auf dem 5%-Irrtumswahrscheinlichkeitsniveau. Dies ist auch ein Resultat der insgesamt niedrigen Fallzahlen.

Abbildung 8.9: Entwicklung der Anzeigebereitschaft auf Basis der Angaben zum letzten erlebten Delikt (in %, in Klammern: N 1998/ N 2005)



Betrachtet man sich die Veränderungen der Anzeigebereitschaft nach ethnischer Herkunft<sup>110</sup>, dann findet sich ein Anstieg bei allen Gruppen. Allerdings fällt dieser eher gering bei den deutschen Befragten aus, die mittlerweile 20,4, nicht mehr nur 19,2 % aller Opfererfahrungen zur Anzeige bringen (berechnet auf Basis der Angaben zum letzten Delikt). Bei den Türken steigt sie von 14,1 auf 21,1 %, bei den Jugoslawen von 13,0 auf 22,9%, bei den Russen von 10 auf 15,8 %, bei Osteuropäern von 7,7 auf 15,8 % und bei den Südeuropäern von 17,2 auf 32,1 %. Hier deutet sich mithin eine Entwicklung derart an, dass das Vertrauen der nichtdeutschen Ethnien in die deutschen Institutionen, zu denen die Polizei gehört, zuzunehmen scheint. Allerdings sind die Veränderungen sämtlich wiederum aufgrund noch niedrigeren Fallzahlen nicht signifikant.

Im Vergleich der drei Erhebungsgebiete zeigen sich wiederum städtische Besonderheiten (Tabelle 8.3). Da hier im niedrigsten Fall nur zwei Opferangaben in die Auswertungen eingehen (Erpressung in Schwäbisch Gmünd 2005), sollte im Wesentlichen nur die Gesamtrate der Anzeigebereitschaft inhaltlich gedeutet werden. In Schwäbisch Gmünd ist diese im Gegensatz zu den anderen Gebieten rückläufig, d.h. hier wurden 32 % weniger Delikte zur Anzeige gebracht (Rückgang von 21,8 auf 14,8 %). Dieser Gesamttrend beruht weitestgehend auf dem Trend im Bereich der Körperverletzungen ohne Waffen, wo sich die Anzeigequote in Schwäbisch Gmünd fast halbiert hat. In Stuttgart und München hingegen sind sowohl die Gesamtquote, als auch die Quote bei den Körperverletzungen angestiegen. In Stuttgart fallen diese Entwicklungen derart stark aus, dass sogar signifikante Ergebnisse zu berichten sind. Hier hat

<sup>110</sup> Zu beachten ist, dass der Vergleich der nicht-deutschen Ethnien mit Unsicherheiten behaftet ist, da 1998 die ethnische Zugehörigkeit anders erfasst wurde als 2005. In 2005 wurden die Angaben der Staatsangehörigkeit der leiblichen Eltern bei der Geburt zur Bestimmung herangezogen. In 1998 waren demgegenüber nur Angaben zur Staatsangehörigkeit des Jugendlichen selbst erhoben worden. Die Kategorisierung in 1998 konzentrierte sich dementsprechend stärker auf den rechtlichen Status als auf die tatsächliche ethnische Abstammung. So wurden bspw. eingebürgerte und nicht eingebürgerte Türken unterschieden, die für die Auswertungen an dieser Stelle zusammengefasst werden.

sich bspw. die Anzeigebereitschaft bei Sexualdelikten verfünffacht, die bei KV ohne Waffen verdoppelt.

Tabelle 8.3: Entwicklung der Anzeigebereitschaft auf Basis der Angaben zum letzten erlebten Delikt nach Erhebungsgebiet (in %, in Klammern: N 1998/ N 2005)

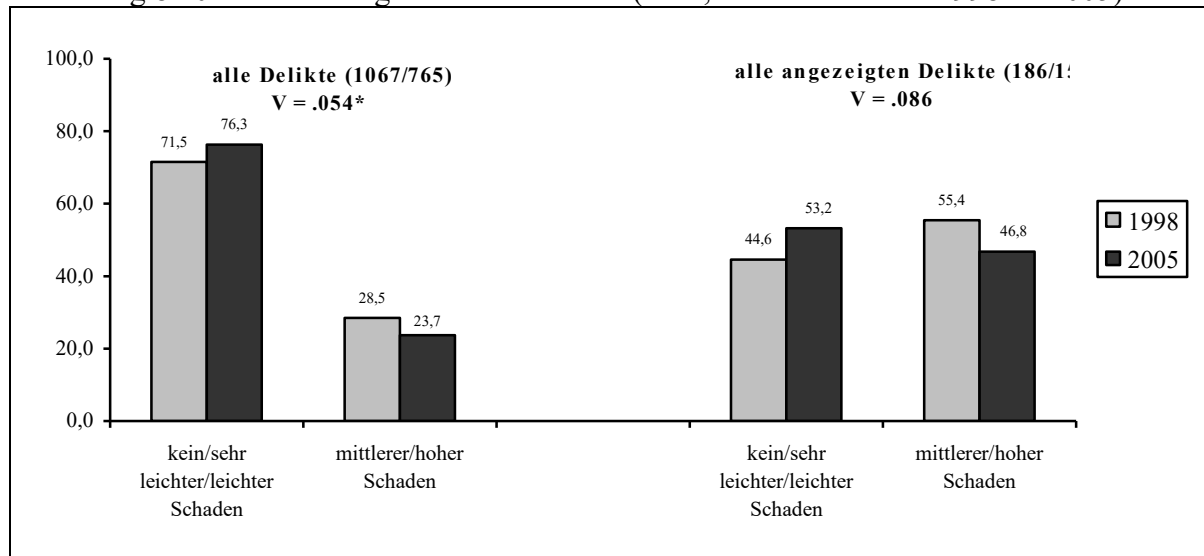
	Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
Raub	41,7	33,3	.068 (12/3)	38,5	42,9	.040 (39/14)	31,2	45,8	.119 (109/24)
Erpressung	27,3	0,0	.234 (11/2)	12,5	20,0	.096 (24/10)	15,0	15,4	.004 (60/13)
Sexuelle Gewalt	26,7	20,0	.076 (15/10)	5,1	26,7	.303* (39/30)	10,5	15,8	.079 (86/57)
KV mit Waffen	21,4	40,0	.201 (14/15)	21,6	25,0	.040 (37/40)	19,2	17,1	.025 (73/35)
KV ohne Waffen	15,5	9,0	.100 (58/78)	11,6	19,7	.110* (155/178)	16,0	20,5	.058 (326/264)
Gesamt	21,8	14,8	.090 (110/108)	15,7	22,3	.085* (293/273)	18,0	21,1	.038 (655/394)

V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Bei den Angaben zum letzten erlebten Delikt sollte auch beantwortet werden, welche materiellen und physischen Folgen eingetreten sind. Die Antworten hierzu wurden entlang dieser zwei Dimensionen so umcodiert, dass sich leichte Delikte (finanzieller Schaden bis höchstens 50 Euro; höchstens kleine Verletzung, die nicht behandelt werden musste) von schweren Delikten (entsprechend höherer materieller Schaden, körperliche Verletzungen mit Behandlung) unterscheiden lassen (Pfeiffer & Wetzels 2006). Abbildung 8.10 verdeutlicht, dass eine Veränderung der Schadensfälle zugunsten der leichten Schäden stattgefunden hat. Von allen berichteten, am kürzesten zurückliegenden Opfererfahrungen fielen im Jahr 2005 fast 5 % mehr in diesen Bereich. Von einer Brutalisierung der Jugend kann also keine Rede sein. Besonders deutlich fällt der Anstieg aus, wenn sich nur die angezeigten Taten ausgewählt werden. Der Anteil, den die bagatelartigen Delikte in 2005 haben, ist gegenüber 1998 um 8,6 % gestiegen, der der schweren Delikte dementsprechend um den gleichen Anteil gesunken. Dies bedeutet, dass die Jugendgewalt insgesamt heute mehr durch leichte Gewaltformen gekennzeichnet ist. Zugleich gelangt mehr dieser leichten Gewalt in das Hellfeld. Da es sich dabei um die typische Jugendgewalt handelt, die im Dunkelfeld drei Viertel aller Delikte ausmacht, ist die stärkere Aufhellung der leichten Dunkelfeldgewalt für den Anstieg der Hellfeldgewalt, wie in der Polizeilichen Kriminalstatistik aufscheint, verantwortlich.



Abbildung 8.10: Entwicklung der Schadensfälle (in %, in Klammern: N 1998/ N 2005)



Als Ergebnis dieser zunehmenden Aufhellung des Dunkelfeldes der leichten Gewalttaten zeigt sich, dass mehr Mädchen ins Hellfeld gelangen und so der ebenfalls in den öffentlichen Statistiken vorfindbare Befund der sukzessiven Annäherung beider Geschlechter in der Jugendgewalt erklärt werden kann. Bei Mädchen hat der Anteil an leichten Gewaltopfererfahrungen, der hier zumeist durch weibliche Täterinnen initiiert wurde, insgesamt von 73,6 auf 81,6 % zugenommen. Der Anteil der leichten Jugendgewalt, der der Polizei bekannt wird, ist bei Mädchen von 47,1 auf 66,7 % gestiegen. Dies bedeutet, dass insbesondere bei den Mädchen die leichten Formen zunehmen und verstärkt ins Hellfeld gelangen.

Eine zweite Möglichkeit, die Entwicklung der Jugendgewalt nachzuzeichnen, legt die Angaben zur eigenen Täterschaft zugrunde. 1998 und 2005 wurden diesbezüglich acht Delikte abgefragt (Tabelle 8.4). Vier Delikte davon beziehen sich auf Gewalttaten: Bedrohung mit Waffe, Erpressung, Raub und Körperverletzung. Für alle vier Delikte zeigen sich signifikante Rückgänge in der Gesamtstichprobe. Bei den beiden zuerst genannten Delikten hat sich die Prävalenzrate seit 1998 halbiert, bei Raub ist sie – relativ betrachtet – um 31 %, bei Körperverletzung um 13 % zurückgegangen. Der Gesamtindex der personalen Gewalt, der den Anteil an Jugendlichen wiedergibt, der in den letzten 12 Monaten mindestens eines der vier Delikte begangen hat, ist von 20,4 auf 17,5 % gesunken, d.h. 2005 gab es über ein Siebentel weniger Gewalttäter. Im Vergleich der drei Erhebungsgebiete fallen die Entwicklungen tendenziell gleich aus, ein Anstieg der Gewalt insgesamt bzw. einzelner Delikte ist nirgendwo festzustellen. Allerdings fällt der Rückgang vor allem in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart hoch signifikant aus, in München ist eine signifikante Veränderung nur in Bezug auf Raubdelikte zu konstatieren. In Schwäbisch Gmünd hat demgegenüber der Anteil an Gewalttätern um über ein Drittel von 24,9 auf 16 % abgenommen, in Stuttgart um knapp ein Fünftel von 21,1 auf 17,3 %. Recht hoch fallen in beiden Städten die Rückgänge bei den härteren Delikten aus, generell etwas niedriger bei den Körperverletzungen. Letztere sind in München nahezu konstant geblieben (17,3 auf 16,7 %).

Tabelle 8.4: 12-Monats-Prävalenz von Jugenddelinquenz auf Basis von Täterangaben nach Erhebungsgebiet (in %)

	Gesamt			Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
Personale Gewalt	20,4	17,5	.037** (4835/ 5255)	24,9	16,0	.110** (575/693)	21,1	17,3	.048** (1522/ 1998)	19,1	18,1	.012 (2737/ 2564)
Bedrohung mit Waffe	4,7	2,0	.076** (4806/ 5237)	4,0	1,6	.075** (572/693)	6,2	1,9	.112** (1516/ 1990)	4,0	2,2	.053** (2718/ 2555)
Erpressung	2,4	1,1	.052** (4811/ 5240)	3,0	0,4	.101** (576/693)	3,0	1,0	.076** (1517/ 1990)	1,9	1,3	.024 (2719/ 2558)
Raub	4,5	3,1	.038** (4794/ 5235)	6,3	2,3	.100** (572/693)	5,0	2,7	.060** (1517/ 1989)	3,9	3,6	.007 (2706/ 2552)
Körperverletzung	18,8	16,3	.033** (4733/ 5181)	23,3	15,5	.099** (567/685)	19,7	16,0	.048** (1490/ 1974)	17,3	16,7	.008 (2676/ 2523)
Ladendiebstahl	32,1	17,5	.170** (4707/ 5163)	34,2	13,2	.250** (564/683)	35,1	16,1	.218** (1489/ 1963)	30,0	19,6	.120** (2654/ 2515)
Vandalismus	15,9	13,6	.031** (4734/ 5211)	16,5	14,0	.036 (563/688)	17,0	14,3	.037* (1499/ 1982)	15,1	13,0	.030* (2672/ 2540)
Fahrzeugdiebstahl	6,2	4,0	.052** (4785/ 5223)	3,7	2,3	.040 (573/691)	3,6	2,0	.049** (1513/ 1987)	8,2	6,0	.044** (2697/ 2546)
Einbruch in Auto	2,2	1,0	.048** (4823/ 5240)	2,1	0,4	.076** (575/693)	2,1	1,0	.045** (1518/ 1991)	2,3	1,2	.043** (2730/ 2557)

V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Tabelle 4 gibt aber auch Auskunft über die Entwicklung weiterer Deliktbereiche. Für den Ladendiebstahl findet sich fast eine Halbierung der Täterrate. Damit können u.a. die Befunde von Boers und Reinecke (2004) bestätigt werden. Jugendliche begehen aktuell sehr viel seltener Ladendiebstähle, was seine Ursache sicherlich in gestiegenen Kontrollaktivitäten hat. In München fällt die Entwicklung wieder etwas schwächer aus, d.h. hier gibt es 2005 nur ein Drittel weniger Ladendiebe. Die Befunde können hingegen nicht den ebenfalls von Boers und Reinecke (2004) berichteten Befund replizieren, dass Sachbeschädigungen stark rückläufig sind. Zwar gibt es 2005 tatsächlich weniger Jugendliche, die in den letzten 12 Monaten mindestens einmal eine Scheibe, eine Straßenlaterne o.ä. absichtlich zerstört haben, der Rückgang um absolut 2,3 % fällt aber eher moderat aus, wobei sich die einzelnen Städte auch nicht unterscheiden.

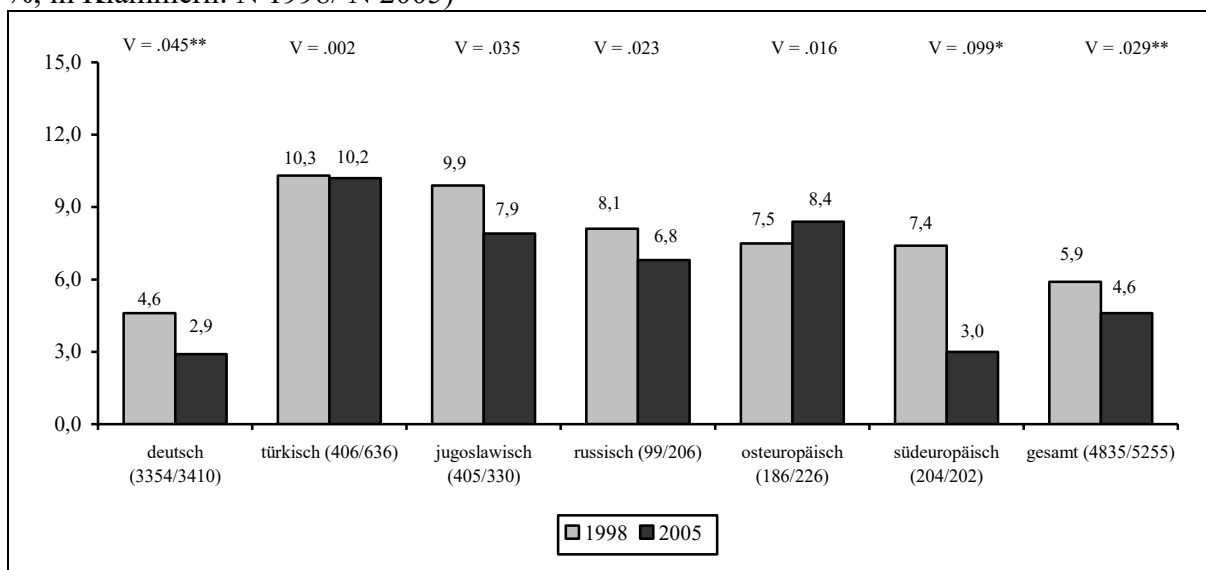
Signifikant zurück geht schließlich auch der Fahrzeugdiebstahl sowie der Einbruch in Autos. Die ohnehin recht niedrigen Prävalenzen in diesem Bereich haben sich seit 1998 nocheinmal um mindestens ein Drittel reduziert. Auch darin folgen alle Städte demselben Trend.

Im Folgenden soll noch differenzierter auf die Entwicklung der personalen Gewalt eingegangen werden. Betrachtet man sich hier die Veränderungen der Inzidenzen, so zeigen sich ebenfalls durchgängig rückläufige Entwicklungen, d.h. wenn ein Jugendlicher 2005 ein Gewalttäter war, so hat er etwas seltener Gewalt ausgeübt. Während Gewalttäter 1998 noch durchschnittlich 5,65 Körperverletzungen begingen, sind dies 2005 nur noch 4,71 Delikte dieses Typus. Dieser Rückgang ist allerdings nicht signifikant, ebenso wie der Rückgang in der Deliktanzahl bei Bedrohungen mit Waffen (von 5,09 auf 3,99) und Erpressungen (von 5,35 auf 4,24). Nur Raubtäter verübten 2005 signifikant weniger Taten als 1998, die Anzahl der Taten pro Täter halbiert sich hier fast von 8,13 auf 4,14 ( $t = 2.717^{**}$ ). Nutzt man erneut den Gesamtindex, so reduzierte sich das Gewaltaufkommen pro Gewalttäter von durchschnittlich

8,66 auf 5,75 Taten ( $t = 2.813^{**}$ ). Dieser Befund rückläufiger Inzidenzen bleibt bestehen, wenn sogenannte Ausreißer aus der Analyse ausgeschlossen werden. Hierzu wurden in beiden Erhebungsjahren nur die Jugendlichen berücksichtigt, die angaben, weniger als 100 Taten begangen zu haben. Die Veränderung der durchschnittlichen Anzahl an Gewalttaten von 5,73 auf 4,74 bleibt dabei weiterhin signifikant ( $t = 2.270^{*}$ ).

In Übereinstimmung mit diesem Befund reduziert sich, die gesamte Stichprobe betrachtet, der Anteil an Mehrfachtätern von 5,9 auf 4,6 % (Abbildung 8.11), d.h. es gibt nicht nur insgesamt weniger durch Gewalt in Erscheinung tretende Jugendliche, sondern auch fast ein Viertel weniger Intensivtäter. Dabei existieren aber auffällige Unterschiede zwischen den einzelnen ethnischen Gruppen. Während der Rückgang im Wesentlichen die deutschen, südeuropäischen, jugoslawischen und russischen Jugendlichen betrifft, findet sich eine Konstanz des Anteils der Mehrfachtäter bei den Türken und anderen Osteuropäern. Es wird noch weiter zu eruieren sein, welche Ursachen diese differenziellen Entwicklungen haben. Überraschend hoch ist der Rückgang bei Südeuropäern, der sich bei den Prävalenzen (vgl. nachfolgende Tabelle 5) nicht zeigt. Hier scheint es zu einer Verschiebung derart zu kommen, dass zwar Südeuropäer 2005 nicht seltener Gefahr laufen, gewalttätig zu werden (Prävalenz 1998: 21,1 %, 2005: 21,3 %). Wenn es aber soweit kommt, dann gibt es mittlerweile Mechanismen, die verhindern, dass sie zu Intensivtätern werden.

Abbildung 8.11: Anteil Mehrfachtäter (5 und mehr Gewalttaten) nach ethnischer Herkunft (in %, in Klammern: N 1998/ N 2005)



Bei den deutschen Jugendlichen nimmt entsprechend den Ergebnissen aus Tabelle 8.5 nicht nur die Rate der Mehrfachtäter, sondern auch die Prävalenzrate ab, d.h. hier gibt es 2005 sowohl weniger Gewalttäter insgesamt als auch weniger Gewalttäter, die fünf Taten und mehr begangen haben. Bei den türkischen Jugendlichen ist ebenso wie die Rate der Mehrfachtäter die Prävalenzrate insgesamt kaum einer Veränderung unterworfen: Während 1998 noch 31,9 % der türkischen Jugendlichen mindestens einmal in den letzten 12 Monaten eine Gewalttat begangen hat, waren dies 2005 3,8 % weniger. Bei den jugoslawischen und russischen Jugendlichen fallen beide Anteile – allerdings in nicht signifikanter Größenordnung – in fast der gleichen Größenordnung, bei den anderen Osteuropäern findet sich bei beiden Raten wiederum kaum eine Veränderung.

Die Ergebnisse zu den einzelnen Städten sind in Teilen widersprüchlich, was insbesondere den kleinen Fallzahlen geschuldet ist. Deutsche gehören in allen drei Städten 2005 seltener zu

den Gewalttätern im Allgemeinen und zu den Mehrfachtätern im Besonderen, wobei nur in Stuttgart beide Entwicklungen signifikant sind. Türkische Jugendliche, die aufgrund hinreichender Fallzahlen noch als einzige weitere Gruppe über die Städte vergleichbar sind, erweisen sich im Jahr 2005 in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart als deutlich weniger gewalttätig. In Schwäbisch Gmünd gibt es beispielsweise ein Drittel weniger türkischer Gewalttäter (von 46,8 auf 29,2 %) und zwei Drittel weniger Mehrfachtäter (von 19,1 auf 6,4). In Stuttgart liegen die Rückgänge bei beiden Raten etwa bei einem Drittel. Nur die in München lebenden Türken sind 2005 häufiger gewalttätig. Vor allem der Anteil an türkischen Mehrfachtätern hat sich signifikant erhöht und ist 2005 doppelt so hoch wie noch 1998. Auch bei den anderen Gruppen weicht München von den Entwicklungen in den anderen beiden Städten ab: Während bei jugoslawischen, russischen und osteuropäischen Jugendlichen in Stuttgart und Schwäbisch Gmünd tendenziell Prävalenz- und Inzidenzraten rückläufig sind, sind sie in München konstant oder nehmen sogar noch zu. Diese Ergebnisse sollten aber tatsächlich nur als Tendenzangaben interpretiert werden, da mit der Ausnahme des Rückgangs der osteuropäischen Gewalttäter in Schwäbisch Gmünd die Unterschiede zwischen 1998 und 2005 nicht als statistisch abgesichert gelten können. Interessant ist dennoch, dass auch die Gesamtraten in München eine andere Entwicklung andeuten als in den anderen beiden Städten. Wie bereits aus Tabelle 4 bekannt, sinkt die Gewalt-Prävalenzrate in München nur leicht von 19,1 auf 18,1, der Anteil an Mehrfachtätern nimmt sogar zu, und zwar von 4,6 auf 4,9 %. Das heißt, dass in München vor allem die nichtdeutschen Befragten häufiger als 1998 zu den Mehrfachtätern gehören. Während ca. ein Viertel weniger Deutsche als Mehrfachtäter in Erscheinung getreten sind (von 4,1 auf 3,0 %), steigt der Anteil an Mehrfachtätern bei allen nichtdeutschen Jugendlichen in München von 6,2 auf 8,5 %, ein auf dem 10 %-Signifikanzniveau abgesicherter Befund ( $V = .045$ ). In den anderen Städten ist aber gerade der Anteil der nichtdeutschen Mehrfachtäter rückläufig: in Schwäbisch Gmünd nimmt er von 13,9 auf 7,5 % ab ( $V = .103^*$ ), in Stuttgart von 10,6 auf 6,9 % ( $V = .065^*$ ). Insofern scheint sich die Lebenssituation der Migranten, in der die Ursachen für (Mehrfach)Gewalttäterschaft angelegt ist, in München im Gegensatz zu den anderen Städten sukzessive zu verschlechtern.

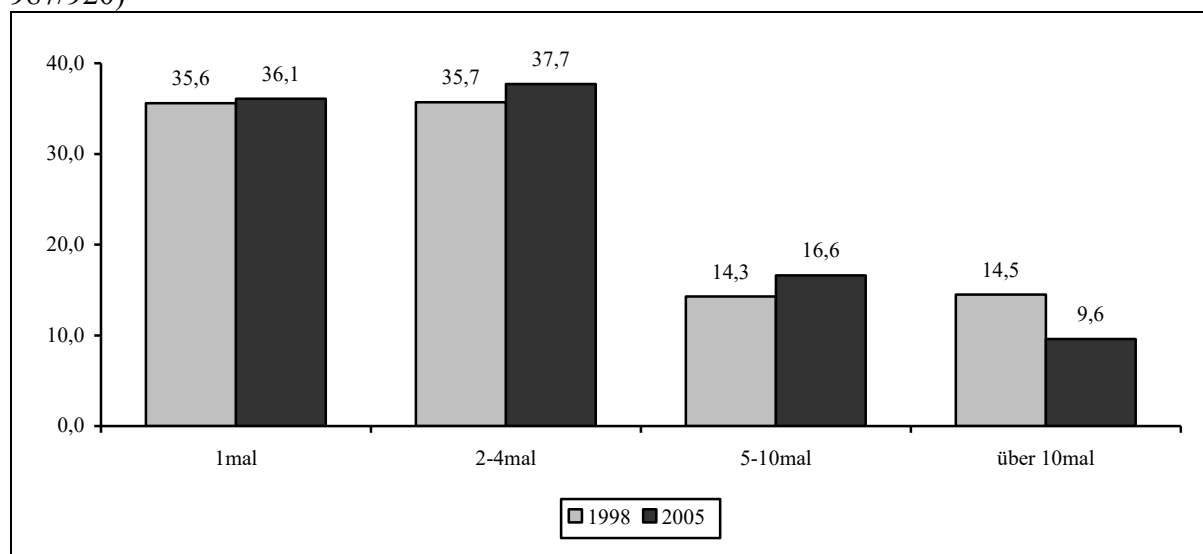
Tabelle 8.5: Gewalt-Prävalenz und Mehrfachtäterschaft (jeweils bezogen auf die letzten 12 Monate) auf Basis von Täterangaben nach Erhebungsgebiet und ethnischer Herkunft (in %)

		Gesamt			Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
		1998 (N)	2005 (N)	V	1998 (N)	2005 (N)	V	1998 (N)	2005 (N)	V	1998 (N)	2005 (N)	V
deutsch	P	17,5	13,7	.052**	19,4	12,7	.092**	17,7	13,2	.062**	17,1	14,4	.037*
	M	4,6 (3354)	2,9 (3410)	.045**	5,5 (402)	3,5 (482)	.047	5,2 (946)	2,3 (1200)	.076**	4,0 (2006)	3,1 (1729)	.024
türkisch	P	31,9	28,1	.040	46,8	29,2	.180	34,0	24,5	.101*	27,3	31,4	.044
	M	10,3 (405)	10,2 (636)	.002	19,1 (47)	6,4 (65)	.232**	13,5 (141)	9,4 (278)	.063	6,0 (216)	12,3 (293)	.105*
jugoslawisch	P	28,1	24,6	.040	28,6	25,0	.039	30,8	27,3	.038	25,9	22,4	.040
	M	9,9 (405)	7,9 (329)	.035	14,3 (28)	6,3 (16)	.122	12,9 (156)	8,7 (139)	.067	6,8 (220)	6,9 (174)	.002
russisch	P	27,3	22,4	.053	32,6	18,3	.164	27,0	22,1	.053	18,8	27,1	.079
	M	8,1 (99)	6,8 (205)	.023	10,9 (46)	6,6 (60)	.077	5,6 (37)	5,8 (86)	.005	6,3 (16)	8,5 (59)	.034
osteuropäisch	P	24,3	23,3	.011	54,2	20,6	.348**	22,4	22,1	.003	17,4	24,3	.083
	M	7,5 (185)	8,4 (227)	.016	8,3 (24)	8,8 (34)	.009	10,5 (76)	7,8 (77)	.047	4,7 (86)	8,7 (115)	.079
südeuropäisch	P	21,1	21,3	.003	25,0	18,8	.075	19,7	21,6	.024	22,6	21,3	.015
	M	7,4 (204)	3,0 (202)	.099*	15,0 (20)	12,5 (16)	.036	6,6 (122)	1,6 (125)	.125*	6,5 (62)	1,6 (61)	.122
Gesamt	P	20,4	17,5	.037**	24,9	16,0	.110**	21,1	17,3	.048**	19,1	18,1	.012
	M	5,9 (4835)	4,6 (5255)	.029**	8,2 (575)	4,8 (693)	.070*	7,3 (1522)	4,1 (1998)	.069**	4,6 (2737)	4,9 (2564)	.007

P = Prävalenz, M = Mehrfachtäter, V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \*  $p < .05$ , \*\*  $p < .01$

Abbildung 8.12 bestätigt noch einmal für die Gesamtstichprobe, dass die Häufigkeit der Jugendgewalt auch dann rückläufig ist, wenn nur diejenigen Jugendlichen betrachtet werden, die überhaupt als Täter in Erscheinung getreten sind. Die Frequenz, mit der Täter ihre Taten ausführen, ist rückläufig. Während von allen Gewalttätern im Jahr 1998 35,6 % zu den einmaligen Tätern gehörten, waren dies 2005 36,1 %. Ebenso steigen die Anteile an Tätern, die zwischen 2 und 10 Taten begangen haben. Es gibt aber im Jahr 2005 ca. ein Drittel weniger Täter, die 10mal oder noch häufiger Raubdelikte, Erpressungen usw. ausgeführt haben ( $V = .079^{**}$ ). Besonders stark ist die Entwicklung hin zur selteneren Gewaltausübung in Stuttgart ausgeprägt. In München hat es diesbezüglich gar keine Veränderungen gegeben. Unterscheidet man bei dieser Auswertungen männliche und weibliche Befragte, so kann festgehalten werden, dass der Rückgang in der höchsten Kategorie (über 10 Taten) sowohl Mädchen (von 9,1 auf 6,8 %) als auch Jungen betrifft (von 16,3 auf 10,6 %). Bei den Mädchen nimmt daneben vor allem der Anteil zu, der nur einmal Gewalt ausgeführt hat (von 36,5 auf 44,7 %; Jungen: von 35,2 auf 33,0 %). Wenn Jungen 2005 zu den Gewalttätern gehörten, dann fallen sie häufiger als 1998 in die Kategorie der 2- bis 10mal Täter (von 48,4 auf 56,4 %; Mädchen: von 54,4 auf 48,5 %). Bei beiden Geschlechtern geht also die Entwicklung hin zu geringerer Gewaltintensität. Bei den Mädchen ist diese aber dadurch gekennzeichnet, dass es mehr Einmaltäterinnen gibt; bei den Jungen gibt es weiterhin mehr Mehrfachtäter, wobei diese dennoch weniger häufig Gewalt ausüben als 1998.

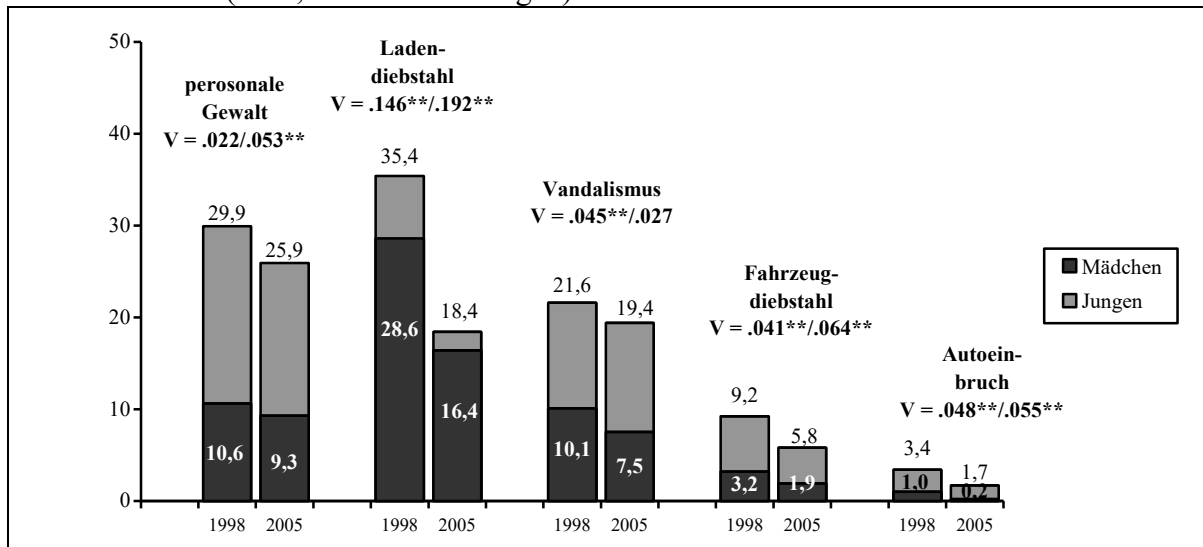
Abbildung 8.12: Entwicklung in der Gewalt-Inzidenzklassen (in %, nur Gewalttäter, N = 987/920)



Geschlechtsspezifische Entwicklungen lassen sich auch in Bezug auf andere Delikte erkennen. In Abbildung 8.13 sind die Prävalenzraten für den zusammengefassten Gewaltindex und die vier anderen Delikte dargestellt. Jungen sind bezüglich aller Delikte z.T. deutlich häufiger belastet als Mädchen. Zugleich lässt sich bei einigen Delikten eine Annäherung der Delinquenzraten feststellen. Besonders deutlich fällt diese Annäherung beim Ladendiebstahl aus. Obwohl die Prävalenzraten hier für beide Geschlechter signifikant rückläufig sind, sinkt die Rate für Jungen stärker als für Mädchen, so dass es im Jahr 2005 keinen signifikanten Unterschied mehr zwischen den Geschlechtern gibt. Im Hinblick auf personale Gewalt ist ebenfalls nur die Prävalenz der Jungen signifikant rückläufig, so dass auch hier eine leichte Annäherung zu konstatieren ist. Vandalistische Taten werden demgegenüber 2005 weniger durch Mädchen als durch Jungen verübt, d.h. hier öffnet sich die Schere ein wenig. Bei den restlichen zwei Delikten sind die Entwicklungen bei beiden Geschlechtern ähnlich: Sowohl Jungen

als auch Mädchen entwenden 2005 seltener Fahrzeuge oder brechen in diese ein, um etwas daraus zu stehlen.

Abbildung 8.13: 12-Monats-Prävalenz von Jugenddelinquenz auf Basis von Täterangaben nach Geschlecht (in %; V Mädchen/Jungen)



Eine letzte Auswertung zur Entwicklung der Jugendgewalt aus der Täterperspektive findet sich in Tabelle 8.6. Diese zeigt für die Gesamtstichprobe, dass in allen Schulformen ein Rückgang der Gewalttäter zu verzeichnen ist. Etwas stärker fällt dieser in der durch die höchsten Raten gekennzeichneten Hauptschule aus, d.h. dort, wo Veränderungsbedarf besteht, ist auch eher eine Veränderung zu beobachten. Dennoch ist zumindest auch die Prävalenzrate in Gymnasien signifikant rückläufig. Einmal mehr unterscheiden sich die Städte voneinander: Während in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart vor allem die Hauptschulen geringere Prävalenz- und in Stuttgart auch Mehrfachtäterraten aufweisen, haben beide Raten in Münchener Hauptschulen leicht zugenommen. Die Situation in Hauptschulen hat sich hier also verschlechtert. Nur in den Münchener Realschulen gibt es durchgehend einen Rückgang, bei den Gymnasien ist der Anteil an Mehrfachtätern geringfügig angestiegen.

Tabelle 8.6: Gewalt-Prävalenz und Mehrfachtäterschaft (jeweils bezogen auf die letzten 12 Monate) auf Basis von Täterangaben nach Erhebungsgebiet und Schulform (in %)

		Gesamt			Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
		1998 (N)	2005 (N)	V	1998 (N)	2005 (N)	V	1998 (N)	2005 (N)	V	1998 (N)	2005 (N)	V
Hauptschule	P	31,3	26,7	.052**	34,6	22,9	.130**	34,3	24,3	.110**	28,4	29,8	.015
	M	10,2 (1494)	8,4 (1594)	.030	12,0 (234)	6,8 (236)	.089	13,2 (463)	7,9 (596)	.087**	7,9 (798)	9,3 (762)	.025
Realschule	P	20,8	18,2	.040	26,9	16,6	.125*	21,4	20,2	.014	19,4	17,3	.027
	M	6,1 (1368)	4,3 (1507)	.040*	8,1 (160)	5,9 (205)	.045	7,7 (378)	4,1 (563)	.077*	4,9 (830)	4,2 (741)	.018
Gymnasium	P	11,9	10,2	.037**	10,5	9,1	.023	11,9	10,3	.026	12,1	10,4	.027
	M	2,5 (1971)	2,0 (2153)	.018	2,8 (181)	2,0 (253)	.026	3,1 (681)	1,6 (838)	.052*	2,1 (1109)	2,3 (1062)	.006

P = Prävalenz, M = Mehrfachtäter, V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Die Befunde der KFN-Schülerbefragungen aus den Jahren 1998 und 2005 lassen sich im Hinblick auf die Gewaltentwicklung wie folgt zusammenfassen: Es existiert kein einziger Befund, der für einen dramatischen Anstieg der Jugendgewalt sprechen würde. Stattdessen geben die meisten Ergebnisse Anlass zu der Annahme, dass Jugendgewalt leicht rückläufig ist.

Dies bestätigen die Opfer-, vor allem aber die Täterangaben. Dieses Bild wird im Wesentlichen durch die beiden Städte Schwäbisch Gmünd und Stuttgart erzeugt. In München gibt es demgegenüber auch Anstiege zu verzeichnen, die aber sehr geringfügig ausfallen und keinesfalls als dramatisch zu bewerten sind, sondern nur leicht gegen den allgemeinen Trend stehen. Dieser leichte Anstieg trifft besonders die sozial Schwächeren, d.h. die Jugendlichen mit Migrationshintergrund sowie Jugendliche, die die Hauptschule besuchen.

Als zusätzliches Ergebnis ist festzuhalten, dass nicht nur der Anteil an Jugendlichen rückläufig ist, der gewalttätig wird, sondern auch, dass gewalttätige Jugendliche mittlerweile weniger Gewalt ausüben, d.h. der Anteil an Mehrfachtätern geht zurück. Dies wurde anhand verschiedener Auswertungen gezeigt und kann hier noch einmal mit einer weiteren Zahl belegt werden: Während alle Gewalttäter im Jahr 1998 zusammen 5563 Gewalttaten begangen haben, haben die Gewalttäter im Jahr 2005 über eintausend Gewalttaten weniger begangen (4335). Aus dieser Analyse wurden diejenigen Ausreißer ausgeschlossen, die angaben, 100 und mehr Taten begangen zu haben. Dabei sind es vor allem die Jungen, bei denen die Gewalt zurückgeht.

Zuletzt gibt es auf Basis der Angaben der Opfer auch keinerlei Hinweise darauf, dass die Jugendgewalt durch eine allgemeine Tendenz zunehmender Brutalisierung gekennzeichnet ist. Der Anteil der leichten Gewaltdelikte an allen Delikten ist ansteigend, der der schweren ist rückläufig. Von diesen leichten Gewalttaten gelangt mittlerweile auch ein größerer Teil ins Hellfeld, wozu in erster Linie die Mädchen beitragen.

Die Befunde stehen damit in einer Linie mit den Befunden anderer Schülerstudien. Der Anstieg der Hellfeldkriminalität kann mithilfe der Befunde durch eine gestiegene Anzeigebereitschaft erklärt werden. Die Frage, die nun noch zu beantworten ist, ist damit nicht, was die unterschiedlichen Entwicklungen im Hell- und Dunkelfeld herbeiführt, sondern welche Faktoren dafür entscheidend sind, dass die Dunkelfeldkriminalität zurückgeht. Hierzu werden im Folgenden Entwicklungen im sozialstrukturellen und familialen Bereich betrachtet.

#### 8.5.2. Die Entwicklung ausgewählter Ursachenfaktoren von Jugendgewalt

Die Auswahl der zur Analyse herangezogenen Faktoren richtet sich nach den überhaupt vergleichbaren Indikatoren, da 1998 und 2005 z.T. andere Fokussierungen vorgenommen wurden. Einige für die Verursachung von Jugendgewalt zentrale Faktoren können nicht untersucht werden, da sie entweder 1998 oder 2005 nicht erfragt wurden. Insofern beanspruchen die folgenden Auswertungen nicht, ein vollständiges Bild über die Entwicklung von Ursachenfaktoren bzw. Korrelaten zu liefern, sondern es wird sich auf einen Ausschnitt konzentriert.

Zentral für das Ausmaß an Jugendgewalt ist die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung, da Schülerbefragungen wiederholt ergeben haben, dass sich ca. zwei Drittel aller gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Angehörigen verschiedener Ethnien zutragen (Baier, Pfeiffer & Windzio 2006). Dennoch kann nicht pauschal davon ausgegangen werden, dass ein höherer Anteil nichtdeutscher Jugendlicher notwendig das Ausmaß an Jugendgewalt erhöht. Denn wie Tabelle 8.7 verdeutlicht, hat der Anteil Deutscher in den Erhebungsgebieten etwas abgenommen, von 68,3 auf 64,7 %. Der Rückgang fällt in München etwas stärker aus, in Schwäbisch Gmünd ist sogar eine leichte Zunahme zu beobachten. Durchgängig größer geworden ist der Anteil türkischer Jugendlicher. Hier deuten sich damit Veränderungen in der demographischen Struktur der Jugendgenerationen an. Ebenfalls gestiegen ist der Anteil russischstämmiger Jugendlicher. Jugoslawische Jugendliche gibt es mittlerweile weniger, was

mit der Rückwanderung in die Länder des ehemaligen Jugoslawiens nach Beendigung des Bürgerkrieges in Zusammenhang stehen dürfte. Obwohl bspw. der Anteil türkischer Jugendlicher in Stuttgart zu- und der deutscher Jugendlicher abgenommen hat, gibt es hier, wie die Auswertungen aus dem vorangegangenen Abschnitt gezeigt haben, einen Rückgang der Jugendgewalt. Ethnische Heterogenität an sich ist damit noch kein Problem, die Frage ist, wie die nichtdeutschen Gruppen sozial und kulturell integriert sind.

Tabelle 8.7: Anteil der ethnischen Gruppen nach Erhebungsgebiet (in %)

	gesamt		Schwäbisch Gmünd		Stuttgart		München	
	1998	2005	1998	2005	1998	2005	1998	2005
N	5128	5307	590	695	1569	2018	2968	2592
deutsch	68,3	64,7	68,6	69,6	61,4	60,0	71,8	67,1
türkisch	9,0	12,2	8,3	9,4	9,6	14,1	8,7	11,4
jugoslawisch	8,8	6,4	5,4	2,3	10,8	7,1	8,4	7,0
russisch	2,2	4,0	9,2	8,8	2,5	4,3	0,6	2,4
osteuropäisch	3,8	4,6	4,1	4,9	5,1	3,9	3,1	4,5
südeuropäisch	4,2	3,9	3,4	2,3	8,1	6,2	2,3	2,4
andere	3,9	4,6	1,0	2,7	2,4	4,5	5,2	5,2
Cramers V	.088**		.110*		.123**		.100**	

N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Einen Indikator sozialer Integration stellt der besuchte Schultyp dar. Entsprechend den Daten der Schülerbefragung hat es zwischen 1998 und 2005 keine signifikante Veränderung der Schülerschaft gegeben, d.h. zu beiden Erhebungszeitpunkten besuchten ca. ein Drittel der Jugendlichen die Hauptschule, etwas mehr als ein Viertel die Realschule und zwei Fünftel das Gymnasium (Tabelle 8.8). Die drei Untersuchungsgebiete unterscheiden sich hier nur insofern, als dass in Schwäbisch Gmünd tatsächlich in den letzten 7 Jahren eine kleine Bildungsexpansion stattgefunden hat. Der Anteil an Hauptschülern ist von 41,7 auf 34,2 % gefallen, der Anteil der Gymnasiasten im Gegenzug um fast 6 % gestiegen.

Tabelle 8.8: Anteil der Schulformen nach Erhebungsgebiet (in %)

	gesamt		Schwäbisch Gmünd		Stuttgart		München	
	1998	2005	1998	2005	1998	2005	1998	2005
N	5138	5315	592	695	1578	2024	2969	2596
Hauptschule	32,8	30,7	41,7	34,2	31,7	30,2	31,5	30,1
Realschule	27,9	28,5	27,4	29,4	24,4	27,9	29,9	28,7
Gymnasium	39,3	40,8	30,9	36,4	43,9	41,9	38,6	41,1
Cramers V	.022		.079*		.039		.026	

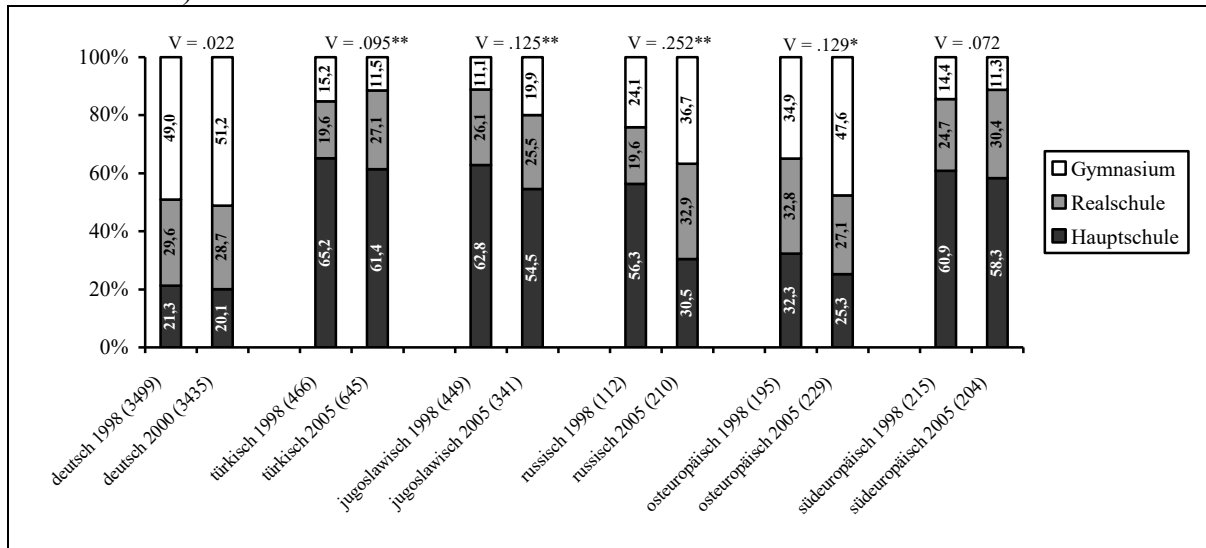
N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05

Vor dem Hintergrund sozialer Integration von Migrantenkindern ist aber in erster Linie relevant, wie sich die Schulbesuchsquoten der einzelnen ethnischen Gruppen im Vergleich der beiden Jahre darstellen (Abbildung 8.14). Deutsche Jugendliche besuchten im Jahr 2005 genauso häufig das Gymnasium wie 1998, d.h. es besucht jedes zweite Kind deutscher Eltern diese weiterführende Schulart. Ähnlich konstant erweist sich der Anteil an Real- und Hauptschülern. Die zwei einzigen Gruppen, bei denen ein Verringerung der Gymnasialquote zu verzeichnen ist, sind die türkischen und die südeuropäischen Jugendlichen. Bei beiden Gruppen besucht nur noch etwa jedes zehnte Kind das Gymnasium, 1998 war es noch jedes siebente Kind. Gleichzeitig sind bei türkischen und südeuropäischen Jugendlichen aber auch die Anteile an Hauptschülern zurückgegangen, was bedeutet, dass vor allem im Bereich der mittleren Abschlüsse expandierende Anteile dieser Migrantengruppen festgestellt werden können. Zu den schulischen Aufsteigern zählen die verbleibenden drei ethnischen Gruppen, d.h. bei jugoslawischen Jugendlichen ist die Gymnasialquote um 80 %, bei russischen Jugendlichen um 52 % und bei osteuropäischen (im wesentlichen polnischen) Jugendlichen um 36 % ge-



stiegen. Letztere erreichen damit im Ausmaß der Bildungsintegration fast das deutsche Niveau. Zugleich ist bei diesen drei Gruppen der Anteil an Hauptschülern deutlich gesunken, die Gruppe mit mittlerer Bildung ist etwa konstant geblieben, mit der Ausnahme der russischen Jugendlichen, wo sich diese ebenfalls deutlich erhöht hat.

Abbildung 8.14: Anteil der Schulformen nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



In der Betrachtung der einzelnen ethnischen Gruppen nach Erhebungsgebiet sind nur wenige Unterschiede auszumachen (Tabelle 8.9). Allerdings müssen hier erneut die z.T. recht niedrigen Fallzahlen berücksichtigt werden. Bei den deutschen Jugendlichen gibt es in keiner Stadt signifikante Veränderungen. Tendenziell besuchen Deutsche in Schwäbisch Gmünd und München im Jahr 2005 etwas häufiger das Gymnasium (und seltener die Hauptschule), in Stuttgart ist die entsprechende Quote leicht rückläufig. Die Türken zählen überall eher zu den Verlierern. Dies äußert sich in Schwäbisch Gmünd darin, dass der Anteil an türkischen Jugendlichen steigt, die die Hauptschule besuchen. In München und Stuttgart sinkt hingegen der Anteil an Gymnasiasten, wobei die Verschiebungen in München so stark sind, dass sie als statistisch gesichert gelten können. Die Ergebnisse zu den Türken in Stuttgart und München lassen sich aber auch positiv deuten, da dort der Anteil an Jugendlichen mit mittlerer Bildung zugenommen hat und in München der Hauptschüleranteil rückläufig ist. Wenn aber mittlerweile vor allem die Verfügbarkeit von Abiturbildung über Chancen am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt entscheidet und deshalb die Gymnasialquote der bessere Indikator für schulische Integration ist, muss die Integration der Türken in allen drei Erhebungsgebieten als prekär bezeichnet werden und im Vergleich der beiden Erhebungszeitpunkte als sogar als zunehmend prekärer. Jugoslawische und vor allem osteuropäische Jugendliche sind demgegenüber in allen Städten in 2005 besser schulisch integriert als 1998. Bei russischen Jugendlichen ist die Gymnasialquote nur in München rückläufig, wobei die sehr geringen Fallzahlen im Jahr 1998 zu beachten sind (N = 19). Den Südeuropäer als letzte Gruppe scheint in Schwäbisch Gmünd gegenwärtig eine verbesserte Integration zuteil zu werden, in München hat sich diesbezüglich nichts verändert und in Stuttgart ist eine leichte Verschlechterung zu konstatieren.

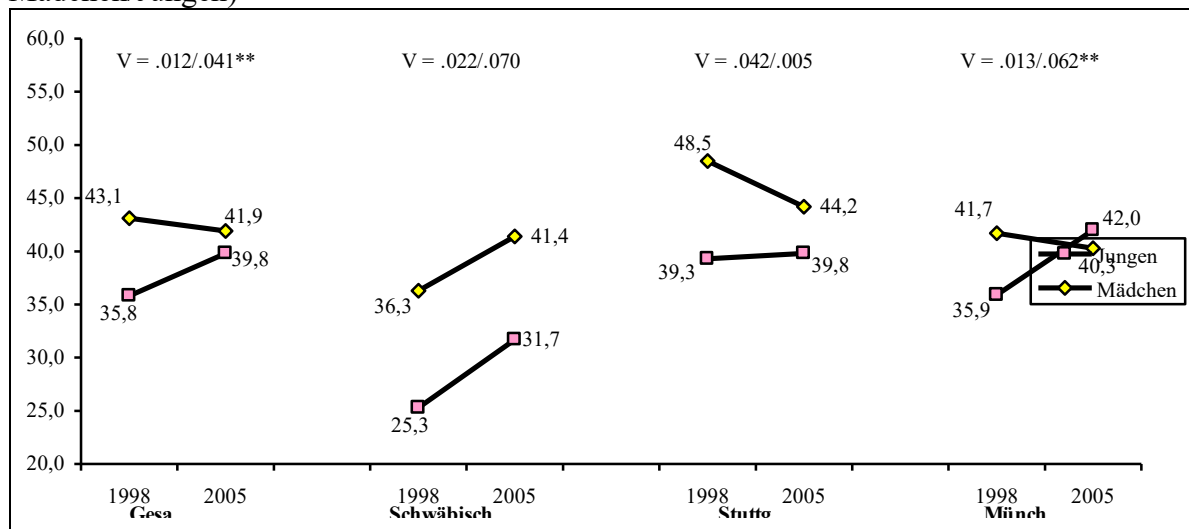
Tabelle 8.9: Anteil der Schulformen nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet (in %)

		Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
		1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
deutsch	H	28,9	24,4	.052 (405/484)	18,7	18,4	.026 (965/1211)	21,1	20,0	.033 (2130/1739)
	R	28,6	29,8		24,0	26,3		32,3	30,1	
	G	42,5	45,9		57,3	55,3		46,5	49,9	
türkisch	H	72,0	77,3	.068 (50/66)	58,9	58,1	.031 (151/284)	67,6	61,0	.157** (259/295)
	R	22,0	16,7		27,8	30,3		14,3	26,4	
	G	6,0	6,1		13,2	11,6		18,1	12,5	
jugoslawisch	H	71,9	47,1	.341 (32/17)	58,6	57,6	.010 (169/144)	64,5	52,7	.201** (248/182)
	R	25,0	29,4		23,7	24,3		27,8	25,8	
	G	3,1	23,5		17,8	18,1		7,7	21,4	
russisch	H	72,2	47,5	.251* (54/61)	50,0	22,1	.281** (40/86)	21,1	23,8	.201 (19/63)
	R	22,2	41,0		17,5	26,7		15,8	34,9	
	G	5,6	11,5		32,5	51,2		63,2	41,3	
osteuropäisch	H	40,0	34,3	.208 (25/35)	31,3	19,0	.157 (80/79)	30,8	27,4	.225** (91/117)
	R	44,0	31,4		23,8	34,2		38,5	21,4	
	G	16,0	34,3		45,0	46,8		30,8	51,3	
südeuropäisch	H	90,0	58,8	.370 (20/17)	55,1	57,6	.108 (127/125)	62,3	60,3	.025 (69/63)
	R	5,0	29,4		29,1	33,6		21,7	23,8	
	G	5,0	11,8		15,7	8,8		15,9	15,9	

H = Hauptschule, R = Realschule, G = Gymnasium; V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

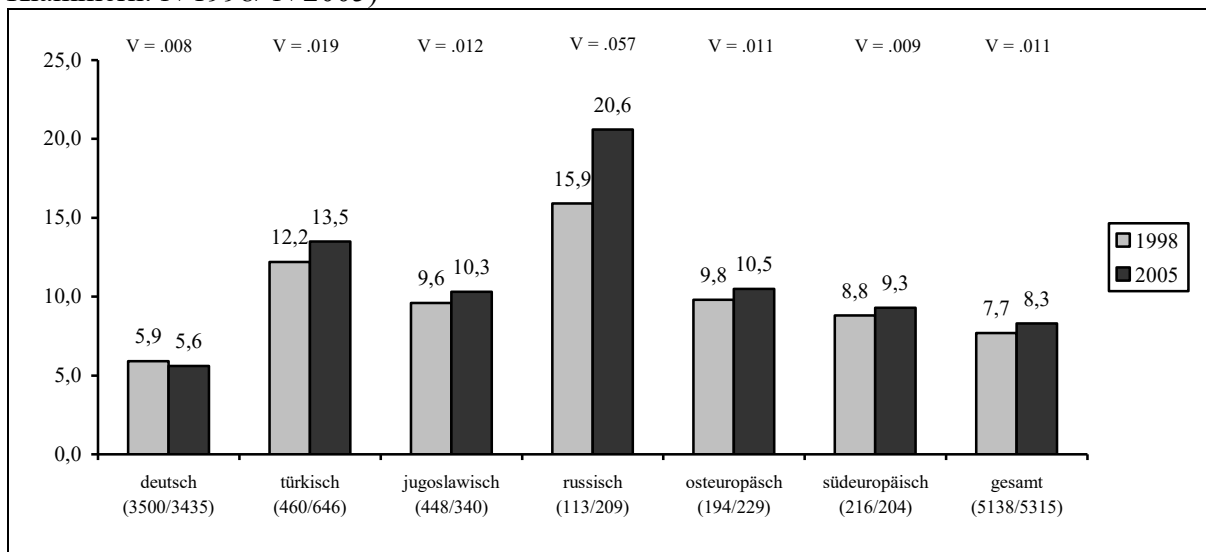
Ein Ausgangspunkt der Schülerbefragung 2005 war die Annahme, dass die Lebenswelten von Jungen und Mädchen immer weiter auseinander zu driften scheinen. Während sich Jungen verstärkt medienbezogenen Freizeitaktivitäten widmen, spielt für Mädchen der schulische Erfolg eine immer größere Rolle. Übereinstimmend mit dieser Überlegung zeigt sich beispielsweise, dass die Schulabbrecher im letzten Jahrzehnt immer häufiger männlich waren oder die Schulaufsteiger, d.h. diejenigen Jugendlichen, die von Realschulen auf das Gymnasium wechselten, weiblich. Konträr zu diesen Annahmen stellt sich die empirische Situation in den drei süddeutschen Städten dar (Abbildung 8.15). In der Gesamtstichprobe steigt der Anteil an Jungen, der ein Gymnasium besucht von 35,8 auf 39,8 %, der der Mädchen sinkt von 43,1 auf 41,9 %. Dabei ist nur der Anstieg der Jungen signifikant. Die Entwicklung fällt nicht für alle Städte gleich aus: Von der kleinen Bildungsexpansion in Schwäbisch Gmünd profitieren beide Geschlechter. In Stuttgart und München sind die Verläufe hingegen konträr, d.h. es besuchen weniger Mädchen das Gymnasium als noch vor sieben Jahren. In München schneiden sich sogar die beiden Linien, d.h. hier geht mittlerweile ein größerer Teil der Jungen als der Mädchen auf das Gymnasium. München stellt allerdings eine Ausnahme dar, da in den beiden anderen Städten die Mädchen immer noch relativ häufiger das Gymnasium besuchen. Dies zu erklären, bedarf es theoretischer Modelle, in denen auch der differenzielle Medienkonsum als kausaler Faktor berücksichtigt werden muss. Zudem sind die für den Längsschnitt ausgewählten Städte eher nicht repräsentativ für Gesamtdeutschland. Wie die Befragungen der Schüler der vierten Jahrgangsstufe gezeigt haben, ist die Medienausstattung und der Medienkonsum in den süddeutschen Städten deutlich weniger problematisch als in den norddeutschen Städten (Pfeiffer et al. 2006). Zudem sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in Süddeutschland geringer. Insofern sind die Befunde zur Entwicklung Gymnasialquote in den drei süddeutschen Städten nicht als Falsifikation unserer Überlegungen zu den Folgen von Medienkonsum zu bewerten. Die lokalen bzw. regionalen Besonderheiten müssen jeweils beachtet werden.

Abbildung 8.15: Gymnasialquoten von Jungen und Mädchen nach Erhebungsregion (in %; V Mädchen/Jungen)



Ein letzter zu betrachtender Faktor sozialer Integration stellt die Betroffenheit von Arbeitslosigkeit bzw. Sozialhilfe dar. Armut, so zeigen verschiedene Jugendstudien (u.a. Pfeiffer & Ohlemacher 1995, Baier 2005), kann als Faktor betrachtet werden, der innerhalb von Familien konflikthaft verarbeitet wird. Er erhöht das Ausmaß an Stresserleben genauso wie er im Sinne deprivationstheoretischer Überlegungen zu Handlungen motiviert, die der Kompensation der ökonomischen Mangellage dienen. Erfragt wurde sowohl 1998 als auch 2005, ob der Haushaltsvorstand aktuell arbeitslos ist oder ob die Familie des Jugendlichen derzeit Sozialhilfe erhält. Die Ergebnisse stellt die folgende Abbildung 8.16 graphisch dar. Zu beachten ist erneut, dass es sich um süddeutsche, ökonomisch stärkere Gebiete handelt. Die Gegenüberstellung anderer Gebiete hätte sicherlich ein anderes Bild insofern erbracht, dass die Anstiege signifikant ausgefallen wären. Alle Befragten betrachtet hat sich die Betroffenheit von Armutslagen von 7,7 auf 8,3 % erhöht. Einzig deutsche Befragte berichteten im Jahr 2005 marginal weniger von solchen ökonomischen Problemen. Alle anderen Gruppen sind 2005 öfter von Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfebezug der Eltern betroffen. Besonders hoch fällt der Anstieg bei russischen Jugendlichen aus. Möglicherweise schlagen sich darin mit etwas zeitlichen Verzug die veränderten gesetzlichen Rahmenbedingungen für Spätaussiedler, die nach 1992 nach Deutschland gekommen sind, nieder. Die Maßnahmen zur Integration der Aussiedler wurden zu dieser Zeit deutlich zurückgefahren. 1998 war der Anteil an Spätaussiedlern höchstwahrscheinlich noch etwas geringer in der Stichprobe als 2005.

Abbildung 8.16: Anteil Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Wie Tabelle 8.10 aber verdeutlicht, sind bei der Entwicklung der über die Arbeitslosigkeit bzw. den Sozialhilfebezug gebildeten Armutsquote die städtischen Unterschiede bemerkenswert. In Schwäbisch Gmünd hat sich die ökonomische Situation nahezu aller Haushalte verbessert, der Anteil an Zuwendungsempfängern hat sich um über 40 % von 11,2 auf 6,6 % reduziert. Dies mag eine Ursache für den weiter oben berichteten deutlichen Rückgang in der Jugendgewalt in diesem Ort sein. In München und Stuttgart hat sich demgegenüber fast durchgehend die Situation der Haushalte verschlechtert. Besonders Münchener Jugendliche waren signifikant häufiger von armutsnahen Lagen betroffen, hier erhöht sich der Anteil von 6,4 auf 7,9 %, was einem relativen Anstieg von 23 % entspricht. Auch dies geht konform mit den gefundenen Ergebnissen, dass sich die Jugendgewalt in München kaum verringert hat und bei den Migranten sogar leicht gestiegen ist. Genau die Migranten sind es, die auch häufiger von einer Verschlechterung der ökonomischen Lage berichten. Einzig Stuttgart widerspricht der unterstellten Beziehung zwischen Armutsquote und Jugendgewalt. Obwohl auch hier wie in München eher eine Verschlechterung der sozialen Lage der Familien zu beobachten ist, hat dies keine Auswirkungen auf die Jugendgewalt, die in Stuttgart zwar nicht so deutlich wie in Schwäbisch Gmünd, aber keinesfalls vernachlässigbar zurückgegangen ist. Insofern sind weitere, insbesondere familienbezogene Entwicklungstrends zu berücksichtigen, um die Veränderungen im Ausmaß der Jugendgewalt deuten zu können.

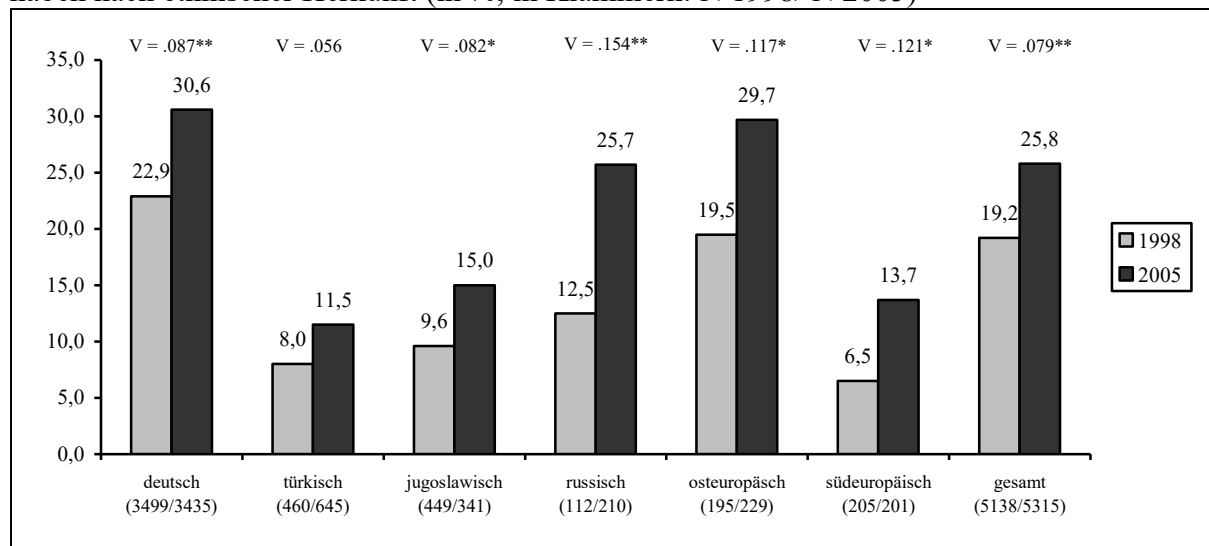
Tabelle 8.10: Anteil Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet (in %)

	Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
deutsch	6,7	3,5	.072* (405/483)	6,8	6,4	.010 (964/1211)	5,4	5,5	.003 (2131/1739)
türkisch	22,0	9,2	.178 (50/65)	14,6	15,8	.016 (151/285)	8,9	11,9	.049 (259/295)
jugoslawisch	31,3	12,5	.204 (32/16)	10,7	12,6	.030 (169/143)	6,5	8,8	.044 (248/182)
russisch	16,7	16,4	.004 (54/61)	17,5	20,9	.040 (40/86)	10,5	24,4	.142 (19/62)
osteuropäisch	20,8	5,9	.226 (24/34)	8,8	9,0	.004 (80/78)	7,7	12,1	.072 (91/116)
südeuropäisch	5,0	6,3	.027 (20/16)	7,9	8,8	.017 (127/125)	11,6	11,1	.008 (69/63)
Gesamt	11,2	6,6	.080** (591/695)	8,8	9,4	.010 (1578/2024)	6,4	7,9	.028* (2969/2596)

V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Bei den familieninternen Bedingungen hat sich bei den Analysen der Stichproben der KFN-Schülerbefragungen 1998 und 2000 in erster Linie die erlebte bzw. beobachtete Gewalt als wichtiger Ursachenfaktor für die eigene Gewalttätigkeit herausgestellt (Pfeiffer, Wetzels & Enzmann 1999, Wilmers et al. 2002). Für diese sollen nachfolgend auch die Entwicklungen im Längsschnitt vorgestellt werden. Daneben steht noch ein Indikator zur Verfügung, der ebenfalls Aussagen über Erlebnisse konfliktgeladener Familiensituationen zulässt: Die Rate an Jugendlichen, die bereits eine Trennung oder sogar Scheidung der leiblichen Eltern erlebt haben (Abbildung 8.17). Entsprechend den gesellschaftlichen Diagnosen zunehmender Patchwork-Familien zeigen die empirischen Ergebnisse, dass im Jahr 2005 tatsächlich signifikant mehr Jugendliche berichten, eine Trennung oder Scheidung erlebt zu haben. Während dies 1998 noch für ein Fünftel der Jugendlichen zutraf, gab 2005 schon ein Viertel der Befragten solche Erlebnisse an. Anstiege in den Trennungsquoten sind dabei für alle ethnischen Gruppen vorhanden. Nur für die türkischen Jugendlichen ist der Anstieg deutlich geringer und auch nicht signifikant, d.h. obwohl 2005 absolut 3,5 % mehr Türken von einer Trennung/Scheidung der Eltern berichteten, kann diese Veränderung zufällig sein. Während also für alle anderen Gruppen die Hypothese zunehmender Betroffenheit von Trennungserlebnissen bejaht werden kann, gilt dies für die Türken nicht.

Abbildung 8.17: Anteil Jugendlicher, die bereits eine Trennung/Scheidung der Eltern erlebt haben nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Die Trennungsquoten haben besonders in München und Schwäbisch Gmünd zugenommen (Tabelle 8.11). In München wusste 2005 bereits fast jeder dritte Jugendliche von einer Trennung oder Scheidung der Eltern zu berichten, was einem relativen Anstieg von 35 % entspricht. In Schwäbisch Gmünd erhöhte sich diese Quote um 41 % von 13,5 auf 19 %. In den beiden Großstädten bleibt der Anteil an Jugendlichen mit Trennungserfahrungen aber weiterhin über dem der 60.000 Einwohner-Stadt Schwäbisch Gmünd. Allerdings findet sich hier für die Türken die höchsten Trennungsquote sowie der höchste Anstieg derselben seit 1998. Gleiches gilt für die Jugoslawen. Die einzelnen Ethnien unterscheiden sich also in der kleineren Stadt Schwäbisch Gmünd weniger in ihrem Bindungsverhalten als in der Großstadt. Obwohl diese Befunde nur auf einer einzigen Stadt basieren und auch die kleinen Fallzahlen zu beachten sind, kann die Hypothese formuliert werden, dass es eher die kleineren Gemeinden sind, die den Angehörigen von ethnischen Minderheiten die Möglichkeit schaffen, sich in Bezug auf Trennungen oder Scheidungen wie Deutsche zu verhalten. Dies könnte eine Ursache in der geringeren Größe der Minderheiten haben, durch die der Aufbau eines ethnisch homogenen Netzwerkes, das bestimmte Taten missbilligt oder als erwünscht erachtet, erschwert. Alles in allem stehen die Trennungsquoten aber nicht mit der Gewaltentwicklung in Beziehung, da sie steigen während die Gewalt rückläufig ist.

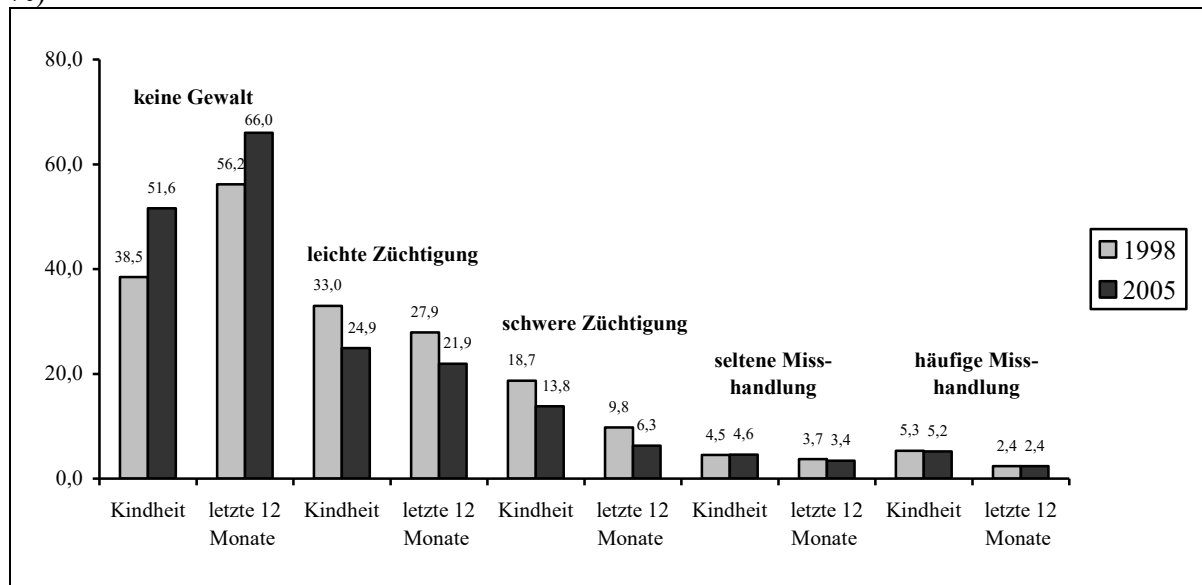
Tabelle 8.11: Anteil Jugendlicher, die bereits eine Trennung/Scheidung der Eltern erlebt haben nach ethnischer Herkunft (in %)

	Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
deutsch	15,3	19,6	.056 (405/484)	21,5	29,9	.095** (964/1211)	25,0	34,1	.100** (2130/1739)
türkisch	4,1	15,2	.179 (49/66)	5,3	8,8	.062 (150/285)	10,0	13,5	.054 (259/296)
jugoslawisch	6,5	18,8	.189 (31/16)	7,1	13,3	.103 (169/143)	11,3	16,0	.069 (181/429)
russisch	14,8	21,3	.084 (54/61)	10,0	23,3	.157 (40/86)	16,7	33,3	.152 (18/63)
osteuropäisch	20,8	20,6	.003 (24/34)	16,3	19,2	.039 (80/78)	22,0	38,8	.180** (91/116)
südeuropäisch	0,0	0,0	.000 (20/16)	5,5	11,2	.103 (127/125)	10,1	22,6	.165 (69/63)
Gesamt	13,5	19,0	.073** (591/695)	16,4	23,4	.086** (1578/2024)	21,8	29,5	.088** (2969/2596)

V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \*\* p < .01

Die Analysen zur Veränderung des Ausmaßes elterlicher Gewalt zeigen im Gegensatz zu den Trennungsquoten hingegen rückläufige Entwicklungen (Abbildung 8.18), mit der Einschränkung, dass diese eher die Züchtigungen, d.h. die leichteren Formen von Elterngewalt, und weniger die Misshandlungen betreffen. Elterliche Gewalt wurde im Fragebogen mit einer 6-Item-Skala erfasst. Dabei sollte eingeschätzt werden, wie oft in der Kindheit bzw. in den letzten 12 Monaten die Eltern dem Befragten (1) eine runtergehauen, (2) mit einem Gegenstand nach ihm geworfen, (3) ihn hart angepackt oder gestoßen, (4) ihn mit einem Gegenstand geschlagen, (5) ihn mit der Faust geschlagen oder getreten sowie (6) ihn geprügelt oder zusammengeschlagen haben. Seltene Erlebnisse der ersten drei Kategorien gelten als leichte Züchtigung, häufigere Erlebnisse der ersten drei Kategorien oder Erlebnisse der vierten Kategorie wurden als schwere Züchtigung kategorisiert. Seltene Misshandlung ist, wenn ein Kind seltene Erlebnisse der Kategorien fünf und sechs, häufige Misshandlung, wenn es öfter diese Erfahrungen machen musste.

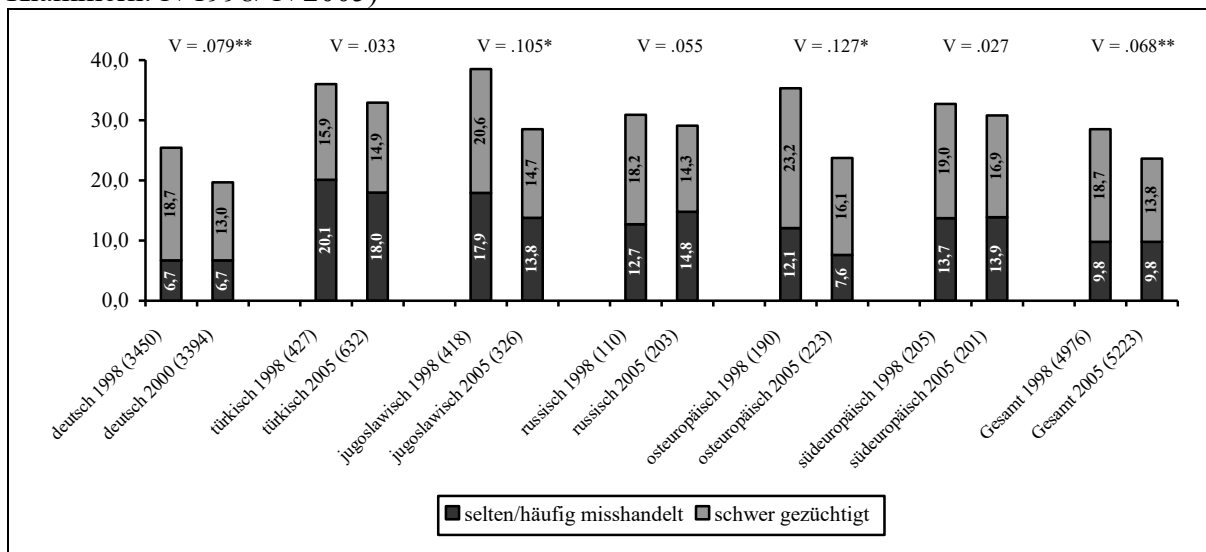
Abbildung 8.18: Erlebte elterliche Gewalt in der Kindheit und in den letzten 12 Monaten (in %)



Während 1998 nur etwas mehr als ein Drittel der Jugendlichen angaben, nie in der Kindheit Gewalt durch die Eltern erlebt zu haben (38,6 %), waren es 2005 bereits mehr als die Hälfte (51,6 %). Gleichzeitig geht die Quote der leicht und schwer gezüchtigten Kinder zurück. Beide Züchtigungsarten zusammengefasst sinkt der Anteil von 51,7 auf 38,7 %, d.h. es ist ein relativer Rückgang an gezüchtigten Kindern von 25 % zu beobachten ( $V = .137^{**}$ ). Dem gegenüber steht aber der Befund, dass sich die Quote an Misshandlungen nicht verändert hat: Sowohl 1998 als auch 2005 waren es jeweils fast 10 % der Jugendlichen, die in ihrer Kindheit seltene oder häufige Misshandlungen erlebt haben. Diese Entwicklung findet sich ebenfalls beim zweiten Indikator, der erlebten elterlichen Gewalt in den letzten 12 Monaten. Auch hier ist der Anteil gewaltfrei erzogener Jugendlicher angestiegen (von 56,2 auf 66 %), der der leicht und schwer Gezüchtigten zurückgegangen ( $V = .107^{**}$ ). Im Bereich der seltenen Misshandlungen findet sich ein leichter Rückgang von 3,7 auf 3,4 %, häufige Misshandlungen kommen gegenwärtig noch immer genauso oft vor wie 1998, d.h. etwa noch immer jeder 40. Jugendliche berichtet von diesen Erlebnissen.

Die Entwicklungen stellen sich – die einzelnen ethnischen Gruppen betrachtet – sehr ähnlich dar (Abbildung 8.19), wobei sich das Ausmaß der Rückgänge unterscheidet. Bezüglich der Gewalt in der Kindheit, also bevor die Befragten 12 Jahre alt waren, finden sich im Bereich der schweren Züchtigungen durchgängig rückläufige Tendenzen, die bei den deutschen, jugoslawischen und osteuropäischen Jugendlichen etwas höher und damit auch signifikant ausfallen (Abbildung 19). Die Misshandlungsquote ist ebenfalls nur bei den jugoslawischen und osteuropäischen Jugendlichen leicht gesunken. Bei allen anderen Gruppen besteht im Hinblick auf diese Gewaltform Konstanz. Noch immer sind es damit die türkischen Jugendlichen, die das höchste Ausmaß elterlicher Gewalt, insbesondere auch das höchste Ausmaß schwerer elterlicher Gewalt in der Kindheit erlebt haben.

Abbildung 8.19: Erlebte elterliche Gewalt in der Kindheit nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Bei deutschen Befragten sind in allen drei Erhebungsgebieten die Züchtigungsquoten zurückgegangen, die Misshandlungsquoten verbleiben demgegenüber auf dem gleichen Niveau wie 1998, in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart sind sie sogar leicht gestiegen. Türkische Befragte werden etwas häufiger in Schwäbisch Gmünd Opfer massiver Elterngewalt in der Kindheit; in Stuttgart ist der Anteil misshandelter Türken hingegen rückläufig, das Ausmaß an Züchtigung steigt jedoch. Weitestgehend konstant geblieben sind beide Quote bei den Türken in München. Bei den Jugoslawen zeigt sich in den beiden großen Städten durchgängig eine Verbesserung, in Schwäbisch Gmünd hat allerdings wie bei den Türken der Anteil an misshandelten Kindern zugenommen. Bei allen anderen Gruppen hat in allen Städten meist nur die Züchtigungsquote abgenommen. Ausnahmen hiervon sind russische Jugendliche in Schwäbisch Gmünd, die in 2005 beide Formen elterlicher Gewalt häufiger erlebten sowie südeuropäische Befragte in Stuttgart, bei denen im Prinzip keine Veränderung beider Quoten zu beobachten ist. Bei Münchener Jugendlichen russischer, osteuropäischer und südeuropäischer Herkunft nehmen etwas deutlicher auch die Anteile an Jugendlichen ab, die misshandelt wurden. Insgesamt gilt dennoch für alle drei Städte: Wenn die Gewalt der Eltern sinkt, dann im Wesentlichen im Bereich der Züchtigungen, nicht im Bereich der Misshandlungen.

Tabelle 8.12: Erlebte elterliche Gewalt in der Kindheit nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet (in %)

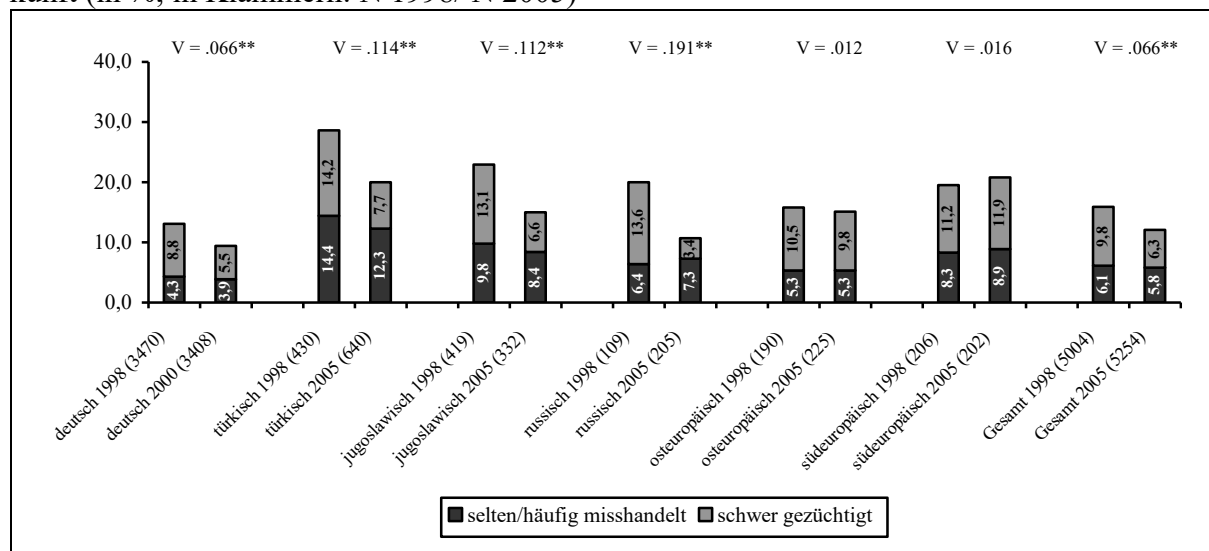
		Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
		1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
deutsch	m	6,0	7,5	.085*	6,9	7,8	.044	6,8	5,8	.098**
	g	20,1	13,1	(403/482)	16,2	13,2	(951/1198)	19,6	12,7	(2096/1714)
türkisch	m	18,4	24,6	.100	24,6	16,0	.115	17,4	18,8	.064
	g	14,3	9,2	(49/65)	12,0	17,1	(142/275)	18,7	14,0	(235/293)
jugoslawisch	m	17,2	25,0	.093	18,2	18,1	.081	17,9	9,3	.158**
	g	13,8	12,5	(29/16)	18,9	13,0	(159/138)	22,3	16,3	(229/172)
russisch	m	11,3	21,7	.157	10,5	10,7	.159	22,2	12,1	.126
	g	13,2	16,7	(53/60)	28,9	15,5	(38/84)	11,1	10,3	(18/58)
osteuropäisch	m	8,3	8,8	.070	6,5	6,6	.135	18,0	8,0	.166
	g	16,7	11,8	(24/34)	29,9	18,4	(77/76)	19,1	15,9	(89/113)
südeuropäisch	m	15,0	18,8	.130	13,9	15,3	.049	12,7	9,8	.132
	g	30,0	18,8	(20/16)	14,8	17,7	(122/124)	23,8	14,8	(63/61)
Gesamt	m	8,8	11,7	.086**	10,5	10,7	.036	9,6	8,6	.088**
	g	19,4	13,6	(588/693)	16,9	14,3	(1537/1990)	19,6	13,4	(2853/2539)

m = selten/häufig misshandelt, g = schwer gezüchtigt; V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01



Die Entwicklung der Elterngewalt differenziert nach den ethnischen Gruppen stellt sich fast identisch dar, wenn die Angaben zur Situation in den letzten 12 Monaten zugrunde gelegt werden (Abbildung 8.20). Allgemein geben durchgängig weniger Jugendliche an, dass sich die Elterngewalt auch bis in die Jugendzeit erstreckt. Rückgänge sind aber in erster Linie wieder bei den schweren Züchtigungen zu finden, wobei sich diese erneut bei deutschen und jugoslawischen Befragten als signifikant erweisen. Zusätzlich halbiert sich fast die Züchtigungsquote der türkischen und russischen Jugendlichen. Wie Auswertungen der älteren Schülerbefragungen belegen können (Wilmers et al. 2002, S. 231), reduziert sich der Anteil Jugendlicher, die selbst Gewalt ausüben, wenn die Züchtigung bzw. Misshandlung durch die Eltern im Verlaufe der Kindheit beendet wird; d.h. Jugendliche, die sowohl in der Kindheit als auch in der Jugend geschlagen werden, haben ein deutlich höheres Risiko, selbst zu Tätern zu werden als Jugendliche, die nur in der Kindheit Gewalt erlebt haben. Insofern kann der in Abbildung 8.20 aufgeführte Befund, dass bei den türkischen und russischen Befragten zumindest die Gewalt durch die Eltern im Jugendalter zurückgegangen ist ähnlich positive Wirkungen nach sich ziehen, als wenn auch die Kindergewalt zurückgegangen wäre. Größere Veränderungen in der Misshandlungsquote sind allerdings erneut bei keiner ethnischen Gruppe festzustellen. Wenn aber diese Quote zukünftig nicht absinken wird, wird es höchstwahrscheinlich auch keinen allzu starken Rückgang der Jugendgewalt mehr geben. Hierfür wird es entscheidend sein, die entsprechenden Elterngruppen bereits dann zu erreichen, wenn deren Kinder geboren werden, um ihnen die Folgen der Gewaltanwendung gegen die eigenen Kinder aufzuzeigen. Hierzu dient in erster Linie die Frühförderung, ein entsprechendes Modellprojekt wird gerade am KFN vorbereitet (Pfeiffer et al. 2005). Als besondere Problemgruppe erweisen sich die Südeuropäer: Hier hat weder die elterliche Gewalt in der Kindheit, noch die elterliche Gewalt in der Jugend abgenommen. Insofern kann die Stabilität in den Prävalenzraten, wie sie weiter vorn in Tabelle 5 berichtet wurde, nicht verwundern. Erklärungsbedürftig bleibt demgegenüber der starke Rückgang der Mehrfachtäter in dieser Gruppe, der nicht mit den Veränderungen im Bereich der elterlichen Gewalt korreliert.

Abbildung 8.20: Erlebte elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Rückläufig in allen drei Erhebungsgebieten ist die Züchtigungsquote bei deutschen Befragten, der Anteil misshandelter Deutscher ist überall nahezu gleich geblieben (Tabelle 8.13). Für türkische Jugendliche gilt ebenfalls in allen drei Städten, dass die schweren Züchtigungen sinken, in Schwäbisch Gmünd und Stuttgart fällt sogar der Anteil der in den letzten 12 Monaten misshandelten Türken. Bei den anderen ethnischen Gruppen sind es wiederum eher die

Züchtigungsquoten, die zurückgehen, weniger die Misshandlungen. Auffällige Unterschiede gibt es zwischen den Gruppen in den drei Erhebungsgebieten nicht. In München stellen sich die Rückgänge bei den nichtdeutschen Befragten als etwas höher heraus als in Stuttgart und Schwäbisch Gmünd. Insgesamt geht aber in allen drei Gebieten zumindest die Züchtigungsquote signifikant zurück.

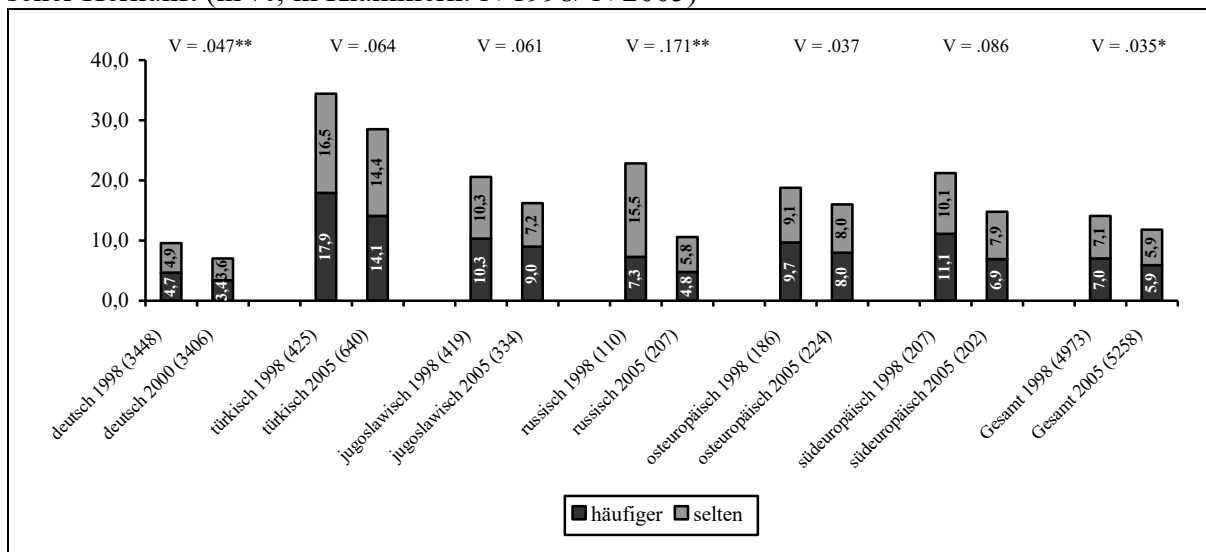
Tabelle 8.13: Erlebte elterliche Gewalt in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft und Erhebungsgebiet (in %)

		Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
		1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
deutsch	m	4,7	4,8	.075	5,0	3,9	.071**	3,9	3,5	.063**
	g	10,4	6,3	(405/480)	8,6	5,3	(957/1199)	8,5	5,3	(2108/1727)
türkisch	m	29,2	15,2	.200	17,0	10,4	.130*	10,0	13,7	.125*
	g	10,4	6,1	(48/66)	11,3	6,8	(141/280)	16,3	8,5	(239/293)
jugoslawisch	m	10,7	12,5	.271	8,2	11,6	.153*	10,8	5,1	.129*
	g	17,9	0,0	(28/16)	13,8	5,1	(159/138)	12,1	8,0	(230/176)
russisch	m	5,6	8,2	.184	2,6	7,1	.293**	10,5	6,8	.117
	g	13,0	3,3	(54/61)	18,4	2,4	(38/85)	10,5	5,1	(19/59)
osteuropäisch	m	8,3	5,9	.048	2,6	3,9	.077	6,9	5,3	.065
	g	8,3	8,8	(24/34)	16,7	11,8	(78/76)	5,7	8,8	(87/114)
südeuropäisch	m	0,0	12,5	.274	10,7	9,6	.072	6,3	6,7	.075
	g	25,0	18,8	(20/16)	9,1	13,6	(121/125)	10,9	6,7	(60/124)
Gesamt	m	7,3	6,8	.094**	6,8	6,0	.074**	5,4	5,4	.057**
	g	11,8	6,5	(587/692)	10,0	6,2	(1543/1998)	9,4	6,3	(2876/2563)

m = selten/häufig misshandelt, g = schwer gezüchtigt; V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Familiale Gewalt muss jedoch nicht nur direkt gegen das Kind gerichtet sein, sondern sie kann sich zwischen den Eltern ereignen. Auch darüber erhöht sich die Gewaltbereitschaft des Kindes, da es Vorbilder bei der Ausübung des Verhaltens beobachtet und dadurch zu der Einsicht gelangen könnte, dass es sich um ein normativ akzeptables Verhalten handelt. Um die Beobachtung elterlicher Partnergewalt zu erfassen, wurden den Jugendlichen zwei Aussagen zur Stellungnahme vorgelegt: „Ich habe gesehen, wie ein Elternteil den anderen mit der Hand geschlagen hat.“ und „Ich habe gesehen, wie ein Elternteil den anderen mit dem Fuß getreten oder mit der Faust geschlagen hat.“ Diese sollten für die zurückliegenden 12 Monate eingeschätzt werden. Wenn mindestens eine dieser Erfahrungen selten gemacht wurde, wird im Folgenden von „seltener Gewaltbeobachtung“, wenn mindestens eine mehr als selten gemacht wurde, von „häufiger Gewaltbeobachtung“ gesprochen.

Abbildung 8.21: Beobachtung elterlicher Partnergewalt in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Wie Abbildung 8.21 verdeutlicht, sind die Beobachtungen elterlicher Partnergewalt leicht rückläufig: 1998 haben insgesamt 14,1 % der Jugendlichen derartige Handlungen der Eltern zu Gesicht bekommen, 2005 waren es noch 11,8 %. Und wie sich zeigt, sind von den Rückgängen nicht nur die seltenen, sondern auch die häufigeren Beobachtungen betroffen. Besonders deutlich sinkt die zwischenelterliche Gewaltquote bei den russischen Befragten, wo sie sich mehr als halbiert hat. Zudem findet sich bei keiner anderen ethnischen Gruppe ein Hinweis auf einen Anstieg der Gewalt. Bei den türkischen Befragten sinkt der Anteil dabei zwar unter 30 % (von 34,4 auf 28,5 %), dennoch sind es immer noch Jugendliche türkischer Herkunft, die mit Abstand am meisten innerfamiliäre Gewalt beobachten. Im Gegensatz zu den vorangegangenen Auswertungen zeigt sich zum ersten Mal auch ein Rückgang bei südeuropäischen Befragten: Hier sind es fast ein Drittel weniger Jugendliche, die berichten mussten, dass sich die eigenen Eltern gegenseitig Gewalt antun (von 21,2 auf 14,8)

Im Vergleich der Städte findet sich in Schwäbisch Gmünd der geringste Rückgang (Tabelle 8.14). Bei den Türken hat es hier überhaupt keine Veränderung in der Summe der beiden Quoten gegeben, umso deutlicher ist diese dagegen in Stuttgart. In Stuttgart und München sind zugleich die Quoten der anderen nichtdeutschen Ethnien rückläufig, d.h. hier gibt es durchgängig mehr nichtdeutsche, aber auch mehr deutsche Befragte, die keine Gewalt zwischen ihren Eltern beobachtet haben.

Tabelle 14: Beobachtung elterlicher Partnergewalt in den letzten 12 Monaten nach ethnischer Herkunft (in %)

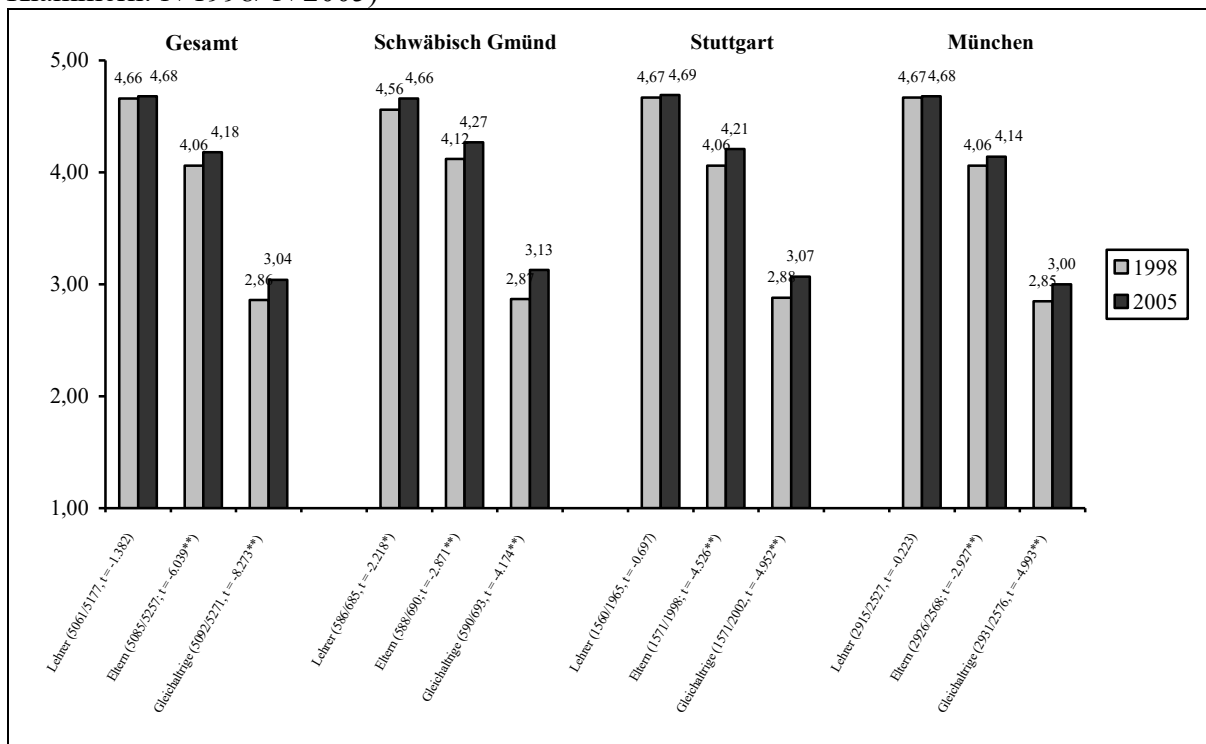
		Schwäbisch Gmünd			Stuttgart			München		
		1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)	1998	2005	V (N 1998/ 2005)
deutsch	h	4,0	2,5	.042	4,1	3,9	.051	5,1	3,2	.057**
	s	4,5	4,4	(404/481)	5,9	3,8	(952/1200)	4,6	3,4	(2093/1725)
türkisch	h	16,3	18,5	.033	14,8	11,7	.101	19,7	15,4	.058
	s	20,4	18,5	(49/65)	21,8	15,2	(142/282)	12,4	12,6	(233/293)
jugoslawisch	h	10,7	0,0	.308	10,7	9,3	.032	10,0	9,6	.118
	s	7,1	25,0	(28/16)	8,2	7,1	(159/140)	11,7	5,1	(230/1747)
russisch	h	5,7	9,8	.090	10,3	2,3	.338**	5,6	3,3	.196
	s	11,3	8,2	(53/61)	17,9	2,3	(39/86)	22,2	8,2	(18/61)
osteuropäisch	h	16,7	9,1	.127	5,3	7,9	.102	11,6	7,9	.075
	s	8,3	6,1	(24/33)	11,8	6,6	(76/76)	7,0	9,6	(86/114)
südeuropäisch	h	10,0	6,3	.161	11,5	6,3	.094	9,4	6,7	.159
	s	15,0	6,3	(20/16)	9,0	11,1	(122/126)	10,9	3,3	(64/60)
Gesamt	h	6,3	5,4	.028	6,4	6,1	.042*	7,4	5,8	.040*
	s	7,5	6,7	(585/691)	8,4	6,3	(1535/2004)	6,3	5,3	(2853/2564)

h = häufiger, s = selten; V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Die Veränderungen, die sich im Bereich der Elterngewalt andeuten, werden durch Veränderungen im näheren Umfeld der Jugendlichen begleitet. Es deutet sich eine noch stärkere Missbilligung des Gewalteinsatzes an. Um auch dieses Meinungsklima detailliert zu erfassen, wurde den Jugendlichen eine Mini-Vignette vorgelegt. Sie sollten sich vorstellen, dass sie mit einem Jugendlichen aus einer anderen Klasse während der Schulpause in Streit geraten wären und daraufhin dem anderen Schüler mit der Faust ins Gesicht geschlagen hätten. Dieser Schüler hätte einen körperlichen (blutende Nase) und einen materiellen Schaden (zerrissene Hose durch Hinfallen) erlitten. An diese Vignette schloss sich die Frage an, wie schlimm bestimmte Menschen aus dem näheren Umfeld es finden würden, wenn sich der Befragte so verhielte. Abbildung 8.22 zeigt die Ergebnisse auf der Basis von Mittelwerten, wobei hohe Mittelwerte für eine höhere Gewaltmissbilligung stehen.<sup>111</sup> Dabei zeigt sich in allen drei Städten, dass die Jugendlichen meinen, dass es am ehesten die Lehrer sind, die solch ein Verhalten nicht tolerieren würden. Etwas seltener wird durch das Elternhaus, am seltensten durch die eigenen Freunde eine Missbilligung erwartet. Zugleich findet sich aber auch, dass das Ausmaß an perzipierter Gewaltmissbilligung in Bezug auf alle drei Personenkreise im Vergleich der beiden Erhebungszeitpunkte angestiegen ist. Da das Niveau der Lehrer bereits 1998 recht hoch war, ist der leichte Anstieg hier nicht signifikant. Nur in Schwäbisch Gmünd konnten Lehrer ihren Schülern noch mal stärker das Bewusstsein für Gewaltlosigkeit vermitteln. Dadurch erreicht Schwäbisch Gmünd das Missbilligungsniveau der anderen beiden Großstädte. In allen drei Städten sind es vor allem Eltern und Freunde, die 2005 seltener die Gewalt ihres Kindes bzw. Freundes dulden würden. Dies ist Ausdruck einer gestiegenen informellen sozialen Kontrolle im Umfeld und anscheinend ein effektives Mittel zur Verringerung der Jugendgewalt.

<sup>111</sup> Die Antwortvorgaben reichten von „1 – Lehrer/Eltern/Freunde finden das gar nicht schlimm“ bis „5 – Lehrer/Eltern/Freunde finden das sehr schlimm“.

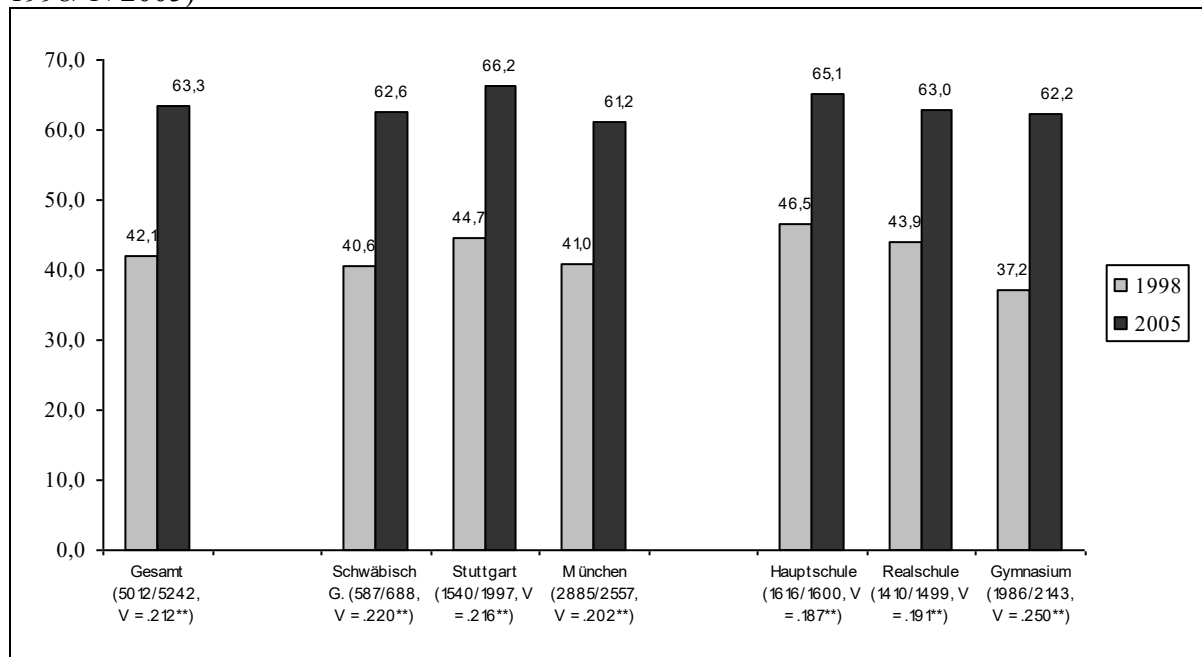
Abbildung 8.22: Gewaltmissbilligung durch verschiedene Personenkreise (Mittelwerte; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Dass sich dennoch auch das Auftreten der Lehrer weiter dahingehend verändert hat, dass sie mittlerweile Gewaltvorfälle seltener kommentarlos hinnehmen und stattdessen häufiger Interventionen für angemessen erachten, unterstreicht die nachfolgende Abbildung 8.23. Die Jugendlichen sollten einschätzen, ob die Lehrer ihrer Schule am liebsten wegsehen, wenn es Schlägereien zwischen den Schülern gibt.<sup>112</sup> Dargestellt ist der Anteil an Schülern, die dies strikt verneinten. 2005 meinten fast zwei Drittel der Jugendlichen, dass die Lehrer Gewalt nicht ignorieren, 1998 waren es nur 42,1 %. Der Anstieg der Anteile der Schüler, die eine Gleichgültigkeit der Lehrer wahrnehmen, ist in allen Städten in gleichem Ausmaß zurückgegangen. Besonders stark fällt die Entwicklung in den Gymnasien aus. Während hier 1998 noch 37,2 % der Jugendlichen die Ansicht ablehnten, dass ihre Lehrer bei Gewaltvorfällen wegsehen, waren es sieben Jahre später fast doppelt so viele (62,2 %). Die Abnahme der Gewaltniveaus, die tendenziell für alle Schulformen beobachtet werden konnte (s.o.), steht damit möglicherweise auch mit einer zunehmenden formellen Kontrollkultur durch die Lehrer in Verbindung.

<sup>112</sup> Diese Aussage konnte von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ beantwortet werden.

Abbildung 8.23: Anteil Lehrer, die bei Schlägereien nicht wegsehen (in %; in Klammern: N 1998/ N 2005)



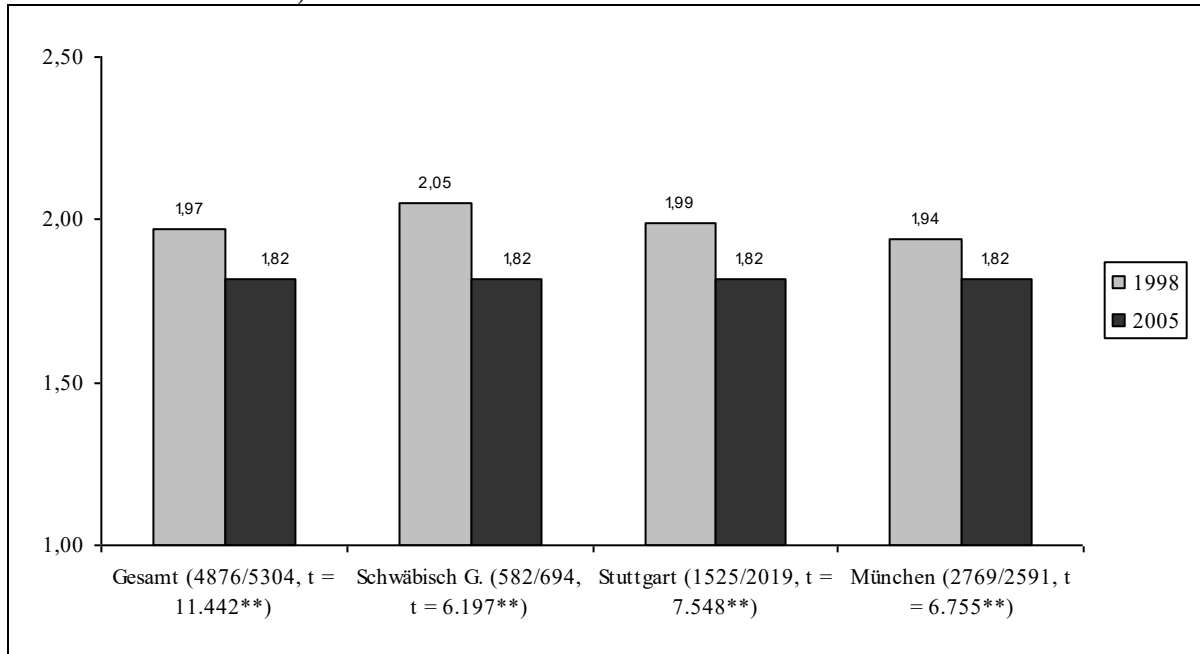
Die seltenere Konfrontation mit innerfamiliärer Gewalt ebenso wie die stärkere Sensibilisierung des Umfelds stimmen mit dem Befund des Rückgangs der Jugendgewalt überein. Theoretisch plausibel erscheint es aber, dass sich die veränderten Bedingungen des Aufwachsens nicht direkt im Verhalten, sondern zunächst in den Einstellungen niederschlagen, die dann ihrerseits bestimmte Formen des Verhaltens nach sich ziehen. Als wichtiger Mediator des Gewaltverursachungsprozesses, d.h. als Bindeglied zwischen familialen und schulischen Bedingungen auf der einen und Gewalthandeln auf der anderen Seite wird deshalb von verschiedenen Studien das Einstellungskonstrukt Gewaltakzeptanz angesehen (u.a. Pfeiffer, Wetzels & Enzmann 1999; Fuchs et al. 2005). Die Gewaltakzeptanz wurde zu beiden Erhebungszeitpunkten mit einer Skala operationalisiert, die u.a. auf Sturzbecher (1997, 2001) zurückgeht. Diese Skala beinhaltet die Stellungnahmen der Schüler zu insgesamt 11 Einzelaussagen, wie z.B. „Ein bisschen Gewalt gehört einfach dazu, um Spaß zu haben“ oder „Man muss zu Gewalt greifen, weil man nur so beachtet wird“.<sup>113</sup> Die Skala hat sehr gute psychometrische Eigenschaften, alle Items laden auf einem Faktor und der Reliabilitätskoeffizient beträgt in der 1998er Stichprobe Cronbachs Alpha = .92, in der 2005er Stichprobe Cronbachs Alpha = .90.

Abbildung 8.24 stellt die Ergebnisse der Auswertungen der Gewaltakzeptanz dar. Anzumerken ist, dass die Mittelwerte theoretisch zwischen 1 und 4 variieren können. Die empirisch beobachteten Mittelwerte zu beiden Erhebungszeitpunkten liegen aber deutlich unter dem Erwartungswert von 2,5, was bedeutet, dass es eher eine Minderheit aller Jugendlichen ist, die sich gewaltbereit äußert. Die ohnehin schon niedrigen Mittelwerte des Jahres 1998 sind im Jahr 2005 noch einmal signifikant zurückgegangen, d.h. im Bereich der Einstellungen ist, wie zu erwarten, ebenfalls eine rückläufige Gewaltneigung zu erkennen. In allen Städten verläuft die Entwicklung gleichförmig. Am stärksten fällt der Rückgang der Gewaltakzeptanz in Schwäbisch Gmünd aus, wo ebenfalls der stärkste Rückgang der Gewalttäterrate zu berichten ist. Am niedrigsten, aber dennoch signifikant, ist die Abnahme in München. Diese leicht differenziellen Entwicklungen führen im Resultat dazu, dass mittlerweile die durchschnittliche Gewaltakzeptanz in allen drei Städten vollkommen gleich ist. Weitere Analysen haben zudem ergeben, dass der Rückgang in allen ethnischen Gruppen, in allen Schulformen und für beide

<sup>113</sup> Auch hier konnte von „1 – stimme gar nicht zu“ bis „4 – stimme völlig zu“ geantwortet werden.

Geschlechter signifikant ausfällt. Insofern handelt es sich um eine generelle, alle jugendliche Teilpopulationen erfassende Entwicklung. Dass sich diese (noch) nicht überall in Verhalten übersetzt (z.B. Migranten in München) mag auf stadtspezifische Besonderheiten zurückzuführen sein.

Abbildung 8.24: Ausmaß der Gewaltakzeptanz nach Erhebungsgebiet (Mittelwerte; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Die Darstellung der Entwicklung der Ursachen von Jugendgewalt zeigt zusammengefasst folgende Tendenzen: Es überwiegen die positiven Entwicklungen gegenüber den negativen Veränderungen. So findet sich bei allen drei Indikatoren der Familiengewalt (Gewalt durch Eltern in Kindheit, in letzten 12 Monaten und beobachtete Partnergewalt) ein Rückgang der Prävalenzraten. Dieser resultiert weitestgehend aus abnehmenden Häufigkeiten im Bereich der Züchtigungen, die Misshandlungsquote bleibt nahezu konstant. Dennoch kann unterstellt werden, dass auch der Rückgang der eher leichteren Formen der Gewalt gegen die eigenen Kinder Auswirkungen auf die Rate an Gewalttätern hat, denn wie bereits mehrfach festgestellt werden konnte, sind auch Ohrfeigen als Züchtigungsform nicht harmlos, was die Konsequenzen für die Persönlichkeitsentwicklung betrifft (u.a. Pfeiffer 1999).

Es ist aber nicht nur der familiäre Erlebnisraum, der sich 2005 durch ein geringeres Gewaltaufkommen auszeichnet. Auch innerhalb der Schule haben sich Entwicklungen verstärkt, die die Gewaltausübung verhindern. So missbilligen die Lehrer Gewalt noch etwas häufiger als 1998; zudem sehen sie seltener weg, wenn es zur Gewalt unter den Schülern kommt. Ebenfalls häufiger kommt es vor, dass im Bereich der informellen Beziehungen zu den Freunden eine Anti-Gewalt-Stimmung vorhanden ist. Infolge der bereichsübergreifend konsistenten Entwicklungen sinken die Gewaltakzeptanz der Jugendlichen und letztendlich auch ihr Gewalthandeln.

Dennoch sind nicht alle zu beobachtenden Veränderungen in gleicher Weise positiv zu bewerten. Insbesondere eine nach ethnischen Gruppen unterscheidende Betrachtungsweise verweist auch auf tendenziell problematische Entwicklungen. Beispielsweise hat sich die schulische Integration türkischer Migranten im Vergleich zu 1998 etwas verschlechtert. Zudem betrifft die leicht gestiegene Armut eher die Migranten, nicht die Deutschen. Rückgänge im Bereich

der familialen Gewalt sind zudem bei allen drei Indikatoren nur für deutsche Jugendliche vorhanden. Südeuropäer erfahren heute noch genauso viel Gewalt durch ihre Eltern wie 1998.

Eine sich an die deskriptiven Auswertungen unmittelbar anschließende Frage ist, ob die hier als Ursachen von Jugendgewalt vorgestellten Variablen tatsächlich zur Vorhersage individueller Gewalttäterschaft beitragen oder ob es Veränderungen im Bedingungsgefüge gegeben hat wie dies u.a. Fuchs (2005) für den Einfluss der elterlichen Gewalt oder des Medienkonsums konstatieren. Hierzu wurden zwei logistische Regressionsmodelle berechnet, in denen als abhängige Variable die Zugehörigkeit zur Gruppe der Mehrfach Täter (5 und mehr Taten) vorhergesagt werden soll durch die bislang erwähnten Faktoren. Für jedes Jahr werden zwei Modelle präsentiert: Im ersten Modell wird die Vorhersage ohne, im zweiten mit Gewaltakzeptanz durchgeführt. Die schrittweise Einführung dieses Prädiktors geschieht deshalb, um die These der Mediatorwirkung der Gewaltakzeptanz zu prüfen bzw. um zu prüfen, ob sich die Mediatorwirkung seit 1998 verstärkt oder abgeschwächt hat.<sup>114</sup>

Tabelle 8.15: Einflussfaktoren der Mehrfach Täterschaft (binäre logistische Regression; abgebildet: Exp(B))

	Mehrfach Täter			
	1998		2005	
München	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
Stuttgart	1.756**	1.757**	0.798	0.858
Schwäbisch Gmünd	1.764**	1.816**	0.893	0.937
Geschlecht	4.178**	1.970**	3.767**	1.338
Alter	1.152	1.081	1.253*	1.218*
Gymnasium	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
Realschule	1.999**	1.333	1.625*	1.319
Hauptschule	2.886**	1.483 <sup>†</sup>	2.473**	1.481 <sup>†</sup>
deutsch	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
türkisch	1.471 <sup>†</sup>	1.016	2.076**	1.497 <sup>†</sup>
jugoslawisch	1.600*	0.982	2.109**	1.441
russisch	1.554	1.565	3.034**	2.385*
osteuropäisch	1.324	1.042	2.871**	2.168*
südeuropäisch	1.016	0.866	0.604	0.523
andere	1.212	0.836	1.286	1.485
seit Geburt in Deutschland	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
bis 5 Jahre	0.509 <sup>†</sup>	0.744	0.315*	0.291*
5 – 10 Jahre	0.858	0.802	0.449*	0.484 <sup>†</sup>
über 10 Jahre	0.936	0.899	0.965	1.145
Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug	0.756	0.695	1.026	0.978
mit beiden leiblichen Eltern zusammenlebend	0.684*	0.638*	0.900	0.810
keine Elterngewalt in Kindheit und Jugend	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
leichte Züchtigung	1.023	1.308	0.896	0.762
schwere Züchtigung	1.944**	1.845**	2.429**	1.472 <sup>†</sup>
seltene Misshandlung	2.078**	2.391**	3.021**	1.788*
häufige Misshandlung	4.196**	3.051**	3.752**	1.974**
keine elterliche Partnergewalt beobachtet	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
selten beobachtet	1.087	0.768	1.289	1.331
häufig beobachtet	1.822*	1.306	1.766**	1.370
Gewaltakzeptanz	-	11.075**	-	8.487**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.172</b>	<b>.432</b>	<b>.183</b>	<b>.375</b>
<b>N</b>	<b>4686</b>	<b>4645</b>	<b>5175</b>	<b>5166</b>

N = Anzahl gültiger Fälle, <sup>†</sup> p < .10, \* p < .05, \*\* p < .01

<sup>114</sup> Die beiden Faktoren der Gewalt durch die Eltern in der Kindheit bzw. in den letzten 12 Monaten wurden für die Analysen zu einer einzigen Variablen zusammengeführt und zwar derart, dass das jeweils höchste erfahrene Ausmaß an Gewalt codiert wurde. Beispielsweise fallen Schüler, die in den letzten 12 Monaten leichte Züchtigungen erfahren haben in die Kategorie „leichte Züchtigung“ wenn sie in der Kindheit ebenfalls nur leichte Züchtigungen oder aber überhaupt keine Gewalt erlebt haben.



Die Ergebnisse sprechen dafür, dass es nur geringfügige Verschiebung in den Ursachenkonstellationen gegeben hat. In beiden Stichproben trägt die Gewaltakzeptanz am stärksten zur Vorhersage der Mehrfachtäterschaft bei, d.h. Personen mit hoher Gewaltakzeptanz haben ein deutlich höheres Risiko, zur Gruppe der Mehrfachtäter zu gehören. Etwas geringer fallen die Effekte für das Geschlecht, die Schulform und die erlebte Elterngewalt aus: Hier zeigt sich, dass das Risiko zunimmt, je eher der Befragte männlichen Geschlechts war, nicht die Hauptschule besuchte und mindestens schwere Züchtigungen erlebt hat. Je stärker die erfahrene Elterngewalt ausgefallen ist, umso öfter gehört der Befragte zur Kategorie Mehrfachtäter. Die Beobachtung elterlicher Partnergewalt schlägt sich demgegenüber kaum noch darin nieder, selbst zum Intensivtäter zu werden, was höchstwahrscheinlich der Tatsache geschuldet ist, dass die verschiedenen Gewaltformen in den gleichen Familien vorkommen. Ebenfalls keinen Einfluss hat die Armutslage. Dieses Ergebnis erzielen auch andere Studien und begründen es damit, dass die Armut sich nicht direkt in ausgeübter Gewalt sondern eher vermittelt über andere Faktoren auswirkt (Baier 2005; Baier, Pfeiffer & Windzio 2006). Armut erhöht beispielsweise das Risiko, in der Familie der Gewalt der Eltern ausgesetzt zu sein oder nur die Hauptschule zu besuchen. Erst diese proximalen Faktoren schlagen sich dann in eigener Gewaltausübung nieder.

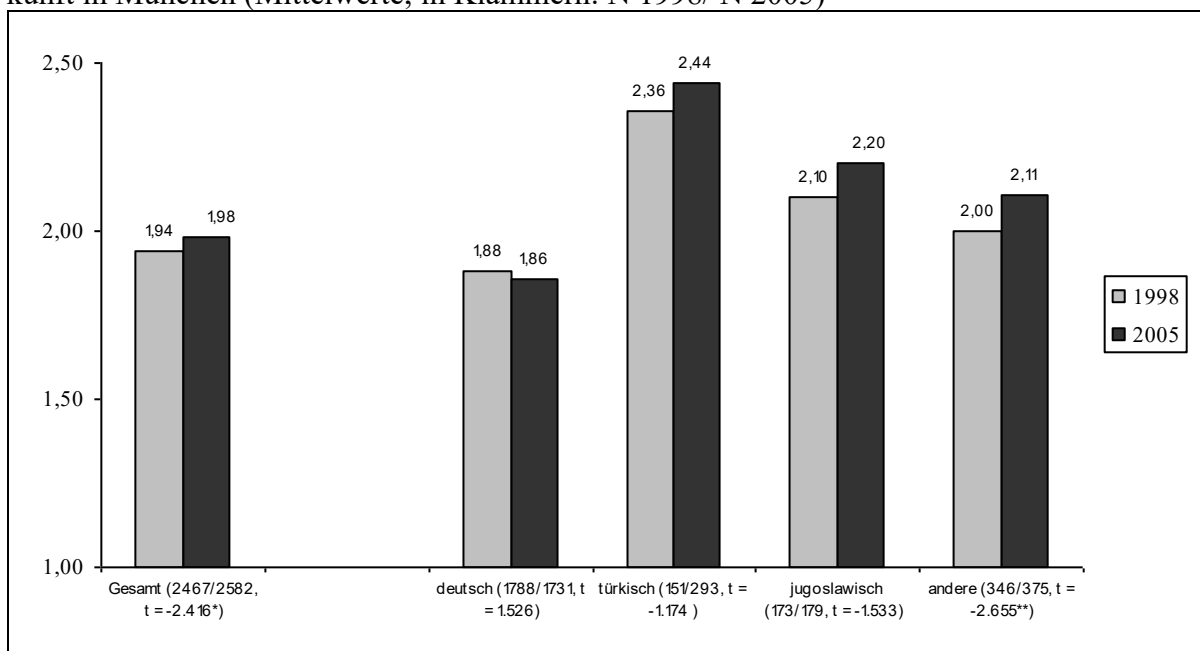
Trotz dieser übereinstimmenden Befunde sind zumindest fünf Unterschiede zu erwähnen. Der erste betrifft den Einfluss des städtischen Kontextes. Während 1998 in Stuttgart und Schwäbisch Gmünd noch signifikant mehr Intensivtäter zu finden waren als in München, hat sich der Effekt der Stadtvariablen 2005 umgedreht, d.h. hier senkt der Aufenthalt in diesen beiden Städten das Risiko, zu den Mehrfachtätern zu gehören. Dieses Ergebnis wurde bereits in Tabelle 5 berichtet und bestätigt noch einmal, dass es nur den Städten Schwäbisch Gmünd und Stuttgart gelungen ist, ihren Anteil an Mehrfachtätern zu reduzieren.

Der zweite Unterschied betrifft das Alter, das nur in der neueren Befragung mit der Mehrfachtäterschaft in Beziehung steht. Ein höheres Alter erhöht das Risiko wiederholter Gewalttäterschaft. Möglicherweise steht dieser Befund im Zusammenhang mit dem dritten Unterschied, der die ethnische Herkunft betrifft. Wie deutlich zu erkennen ist, findet sich 1998 nach Kontrolle aller anderen Einflussfaktoren keine erhöhte Mehrfachtäterschaft der nichtdeutschen Jugendlichen. Dies ist 2005 anders: Türken, Jugoslawen, Russen und Osteuropäer gehören hier signifikant häufiger als Deutsche zu den Mehrfachtätern; partialisiert man die Tatsache aus, dass sich auch die Einstellungen bzgl. der Gewaltakzeptanz unterscheiden, bleibt trotzdem ein beachtlicher Effekt für drei Gruppen übrig. Kompatibel zu diesem Befund erweist sich auch die Aufenthaltsdauer in Deutschland als Einflussfaktor, insofern erst kürzlich hier lebenden Migranten seltener Gewalt ausüben. Zusammengenommen bedeuten diese Befunde, dass der Migrationsstatus an sich 2005 eine wichtigere Ursache von Gewalt ist: Länger in Deutschland lebende Migranten, die zumeist etwas später eingeschult werden und daher etwas älter als der Durchschnitt sind, haben ein hohes Risiko, zu den Mehrfachtätern zu gehören. Dies steht eventuell mit der Ausbildung bestimmter kultureller Vorstellungen in Zusammenhang: Wie gezeigt werden konnte, sind Verschlechterungen im Bereich der sozialstrukturellen Integration (Armut, Schulbesuch) nur für nichtdeutsche Befragte zu beobachten. In Reaktion darauf bilden einige Migrantengruppen möglicherweise kulturelle Vorstellungen aus, die als gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen bezeichnet werden (vgl. Enzmann, Brettfeld & Wetzels 2004). Diese betonen den Einsatz von Gewalt, um z.B. die vermeintlich angegriffene Ehre wieder herzustellen. Je weniger Migranten in die Deutsche Gesellschaft integriert sind, desto häufiger bilden sie diese Normen aus. Und je häufiger sie diesen Vorstellungen anhängen, desto wahrscheinlicher wird die eigene Gewaltausübung. Was an dieser Stelle nicht getan werden kann ist, diesen Faktor in den Analysen zu berücksichtigen, da er 1998 noch nicht

im Fragebogen erfasst wurde, sondern erst seit der Schülerbefragung 2000 (s.u.). Auf Basis von an anderen Stellen berichteten Ergebnissen (Wilmers et al. 2002, S. 171ff) ist aber zu vermuten, dass der Einfluss der ethnischen Herkunft gänzlich wegerklärt werden würde, wenn die Männlichkeitsnormen ins Modell aufgenommen würden. Insofern kann die These vertreten werden, dass der Migrationstatus deshalb wichtiger geworden ist, weil in Teilgruppen der Migranten die Orientierung an den Männlichkeitsnormen zugenommen hat.

Diese These wird bestätigt durch eine Auswertungen für die Münchener Stichproben der Jahre 2000 bzw. 2005 (Abbildung 8.25). Die Männlichkeitsnormen wurden dabei mit einer Skala gemessen, die acht Items umfasst, wie z.B. „Ein richtiger Mann ist stark und beschützt seine Familie.“ oder „Ein Mann, der nicht bereit ist, sich gegen Beleidigungen zu wehren, ist ein Schwächling.“ Die psychometrischen Qualitäten der Skala können als sehr gut bezeichnet werden (Wilmers et al. 2002, S. 176ff.).<sup>115</sup> Zu erkennen ist, dass bei den deutschen Befragten keine Veränderung im Ausmaß der Zustimmung zu diesen Normen stattgefunden hat. Demgegenüber sind Anstiege nur bei den Migrantengruppen zu beobachten. Dass diese Anstiege noch alles in allem gering ausfallen, mag damit zusammenhängen, dass davon nicht alle Angehörigen einer ethnischen Minderheit gleichermaßen betroffen sind. Die sich erst seit kurzem in Deutschland aufhaltenden Migranten-Jugendlichen oder auch die bildungsintegrativ erfolgreichen Migranten bzw. die Kinder von erfolgreichen Migranten dürften seltener dazu tendieren, die Normen aufrecht zu erhalten.

Abbildung 8.25: Ausmaß gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen nach ethnischer Herkunft in München (Mittelwerte; in Klammern: N 1998/ N 2005)



Der vierte zu erwähnende Unterschied betrifft den Einfluss des sog. „broken home“. Während 1998 die Tatsache, mit beiden leiblichen Eltern zusammen aufzuwachsen das Risiko senkte, zum Intensivtäter zu werden, geht von dieser Variablen im Jahr 2005 kein signifikanter Effekt mehr aus. Das Schicksal, in Trennungs- und Scheidungsfamilien aufzuwachsen, ist mittlerweile verbreiteter als noch 1998 (Anstieg von 19,2 auf 25,8 %, Abbildung 17). Es betrifft ganz verschiedene Bevölkerungskreise und je nach sozialer Lage sind die Familien mit unterschiedlichen Kapitalien ausgestattet, die es den einen besser, den anderen schlechter erlauben,

<sup>115</sup> Diesen Aussagen konnte von „1 – gar nicht“ bis „4 – völlig“ zugestimmt werden.

diese Situation zu verarbeiten. Die Heterogenisierung der Scheidungspopulation mag dazu geführt haben, dass ihr Wert für die Prognose von Gewaltbiographien gesunken ist.

Der letzte Unterschied betrifft die Variable Gewaltakzeptanz und deren Einführung im zweiten Modell. Im Jahr 2005 führt dieser Schritt dazu, dass sich die Effekte der anderen Variablen tendenziell etwas stärker reduzieren im Vergleich zum ersten Modell als noch 1998. Besonders deutlich wird dies in Bezug auf das Geschlecht und die Elterngewalt. Wenn im zweiten Modell im Jahr 2005 die Gewaltakzeptanz kontrolliert wird, gibt es keinen Unterschied mehr zwischen den Geschlechtern, d.h. die Jungen sind nur deshalb gewalttätiger, weil sie auch öfter Gewalt akzeptieren. Auch der Effekt der Elterngewalt verringert sich sehr stark, verschwindet aber nicht vollständig. Eine mögliche Deutung könnte darin bestehen, dass sich die gewaltauslösenden Umstände immer mehr auf eine kleiner werdende (männliche) Gruppe konzentrieren. Wenn also die elterliche Gewalt alles in allem rückläufig ist und auch die Gewaltakzeptanz sinkt, dann bleibt nur noch eine kleinere Gruppe übrig, die gleichzeitig mehrfach belastet zu sein scheint. Nur wenn diese Variablen stärker miteinander zusammenhängen als im Jahr 1998, kann die Einführung der Gewaltakzeptanz zu der beobachteten Reduktion führen. Negative Sozialisationsumstände treffen auf weniger Schüler zu, diese sind dann aber multipel problembelastet.

Die Ergebnisse des Modelltests bestätigen damit einerseits, dass auch weiterhin die „klassischen“ Ursachenfaktoren für die Entwicklung hin zum Gewalttäter verantwortlich sind und diesbezüglich weitere Präventionsarbeit notwendig ist. Andererseits helfen sie aber auch, bestimmte Problemkontexte, die sich seit 1998 herausgebildet haben, zu identifizieren. Dabei handelt es sich sowohl um den Migrationsstatus als auch die Mehrfachbenachteiligung.

### 8.5.3. Rechtsextreme Einstellungen, Drogenkonsum und Schulschwänzen im Trendvergleich

Nachfolgend sollen zu den drei Themenkomplexen der rechtsextremen Einstellungen, des Drogenkonsums und des Schulschwänzens ebenfalls empirische Ergebnisse zu den Entwicklungen seit 1998 berichtet werden. Hierbei handelt es sich um weitere Formen sozial abweichenden Verhaltens, wobei einige Studien zumindest für die ersten beiden Themen ähnlich wie für Gewalt rückläufige Entwicklungen finden. Da Drogenkonsum und Schulschwänzen erst in die Schülerbefragung 2000 thematisch integriert wurden, ziehen die Auswertungen dieses Jahr und nur die Stadt München zum Vergleich heran.

*Rechtsextreme Einstellungen* wurden demgegenüber sowohl 1998 als auch 2005 mit vier gleichlautenden Aussagen erfasst<sup>116</sup>: „Wer sich in Deutschland nicht anpassen kann, sollte das Land wieder verlassen.“, „Die Ausländer haben Schuld an der Arbeitslosigkeit in Deutschland.“, „Die meisten Asylbewerber wollen sowieso nur die Deutschen ausnutzen“ und „Auf dem Arbeitsmarkt sollten Ausländer und Deutsche die gleichen Chancen haben.“ Bei dem letzten Item handelt es sich um ein so genanntes Umkehritem, dass in die Skala aufgenommen wird, um mögliche Antworttendenzen zu vermeiden; d.h. Personen die die ersten drei Items ablehnen, müssten sich beim letzten Item zustimmend äußern. Allerdings erweist sich das Umkehritem in der Skalenanalyse der Stichprobe des Jahres 2005 als nicht zur Skala gehörig. Die Faktorladung beträgt unter .50 und die Trennschärfe unter .30, was die spezifizierten Grenzwerte unterschreitet (vgl. Bortz & Döring 2002). Insofern wird an dieser Stelle die Skala zur Erfassung rechtsextremer Einstellungen als Mittelwertsskala nur aus den ersten drei Items gebildet. Die Reliabilitäten sind mit Cronbachs Alpha = .72 (1998) und .77 (2005) als ausgesprochen gut zu bewerten.

---

<sup>116</sup> Diesen Aussagen konnte von „1 – gar nicht“ bis „4 – völlig“ zugestimmt werden.

Abbildung 8.26: Ausmaß rechtsextremer Einstellungen nach Erhebungsgebiet und Schulform (Mittelwerte; in Klammern: N 1998/ N 2005)

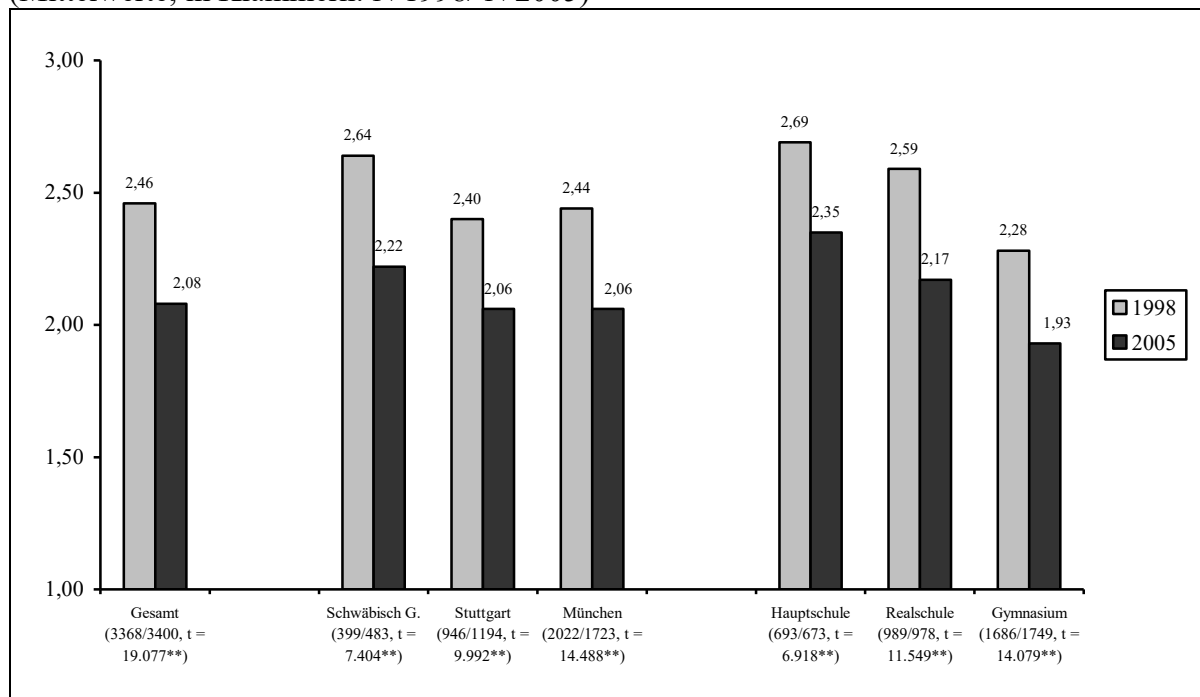


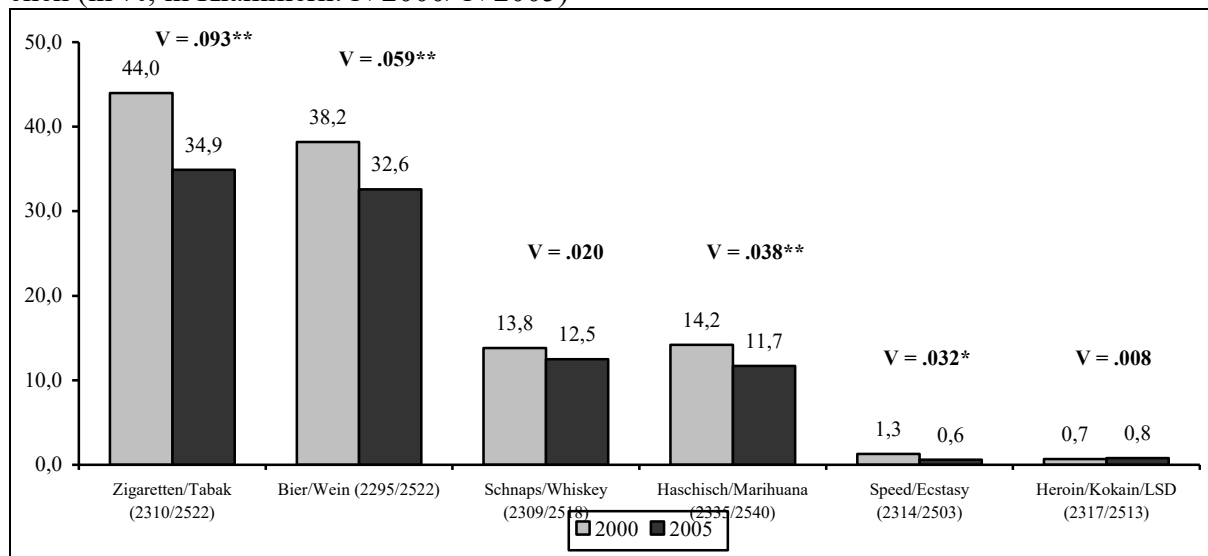
Abbildung 8.26 belegt anhand der Schülerbefragungen einen deutlichen Rückgang rechtsextremer, ausländerablehnender Einstellungen. Dabei sind jeweils nur die Mittelwerte der deutschen Jugendlichen abgebildet. Dieser Rückgang zeigt sich in allen Erhebungsgebieten und in allen Schulformen. Kategorisiert man die Befragten in drei Gruppen, und zwar in nicht/kaum ausländerablehnend orientierte Jugendliche (Werte auf der Skala zwischen 1 und 2.5), etwas ausländerablehnend (Werte über 2.5 bis 3.0) und stark ausländerablehnend orientierte Jugendliche (Werte über 3.0 bis 4.0) dann lassen sich die in Abbildung 24 aufgeführten Mittelwerte auch in Prozentwerte übersetzen. Demnach hat die Quote stark ausländerablehnender Jugendlicher von 18,2 auf 11,9 %, die die etwas ablehnender von 27,9 auf 18,4 % abgenommen ( $V = .163^{**}$ ). Der Anteil an ausländerfreundlich gesonnen Jugendlichen ist in allen Städten deutlich angestiegen, in Schwäbisch Gmünd von 45,3 auf 64,6 %, in Stuttgart von 55,9 auf 71,4 % und in München von 54,7 auf 70,1 %.

Diese positive Entwicklung wird allerdings nicht bestätigt, wenn das aus der Skalenbildung ausgeschlossene Item analysiert wird. Im Jahr 2005 war zwar eine deutliche Mehrheit der Meinung, dass Deutsche und Ausländer auf dem Arbeitsmarkt die gleichen Chancen haben sollten, es ist aber keine Zunahme des Anteils zustimmender Meinungen zu verzeichnen. Dieser Anteil lag 1998 bei 74,7 %, 2005 nur bei 71,9 %. Die deutschen Jugendlichen sind also 2005 sehr viel seltener bereit, plakative Schuldzuweisungen bzw. holzschnittartige Aussagen über die Ausländer, wie sie in den ersten drei Items formuliert sind, zu unterstützen, wenn es aber um die sich seit 1998 sukzessive verschlechternde Situation auf dem Arbeitsmarkt geht, neigen sie immer noch genauso häufig bzw. genauso selten zur Diskriminierung Nichtdeutscher. In Krisenzeiten sollten die knapper werdenden Ressourcen doch lieber unter den Einheimischen verteilt werden, so die Auffassung. Mit einer im Bereich der aktuellen wissenschaftlichen Vorurteilsforschung benutzten Unterscheidung (u.a. Pettigrew & Meertens 1994) ist demnach die offene Ausländerablehnung im Rückzug begriffen (blatant prejudice), subtile Vorurteile bleiben aber bestehen.

Allerdings basieren diese relativierenden Aussagen zur Entwicklung der rechtsextremen Einstellungen nur auf einem einzelnen Item, das notwendig einen höheren Messfehler aufweist als eine 3-Item-Skala. Deshalb soll zur Bestimmung des Anteils rechtsextremer Jugendlicher wiederum diese 3-Item-Skala genutzt werden. Denn Rechtsextremismus setzt sich laut einer weitestgehend anerkannten Definition von Heitmeyer (1995) nicht nur aus einer Ideologie der Ungleichheit (Ausländerablehnung), sondern auch aus der Akzeptanz von Gewalt zusammen. Diese Definition lässt sich unter Rückgriff auf die bereits vorgestellte Gewaltakzeptanzskala mit den Daten der Schülerbefragung auch empirisch umsetzen. Insofern wurden Jugendliche unterschieden, die keine oder nur geringe Gewaltakzeptanz aufweisen (Mittelwerte zwischen 1.0 und 2.0) und Jugendliche, die als gewaltaffin gelten müssen (Mittelwerte über 2.0 bis 4.0; vgl. Wetzels & Greve 2001). Als rechtsextrem werden dann die Jugendlichen bezeichnet, die sowohl gewaltaffin als auch hoch ausländerablehnend sind. Dies traf 1998 auf 10 % aller Jugendlichen zu, 2005 sind es nur noch 5,4 %, d.h. der Anteil an Rechtsextremen hat sich in Süddeutschland halbiert. Ebenso geringer geworden ist der Anteil an Sympathisanten, also an Jugendlichen, bei denen sich Gewaltaffinität mit etwas Ausländerablehnung paart bzw. hohe Ausländerablehnung ohne Gewaltaffinität besteht. Dieser Anteil hat sich von 19,1 auf 13 % verringert. Zugleich ist der Anteil an Unauffälligen, d.h. von weder ausländerablehnenden noch gewaltaffinen Jugendlichen, von 70,1 auf 81,6 % gestiegen, wobei der Anstieg relativ am höchsten in Schwäbisch Gmünd ausfällt (von 61,7 auf 79 %) gefolgt von Stuttgart (von 71,2 auf 84 %) und München (von 71,2 auf 80,6 %).

Bezüglich des *Drogenkonsums* bestätigen die Daten der Schülerbefragungen für 2000 und 2005, die sich nur auf die Stadt München beziehen, die weiter vorn vorgestellten Befunde der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung weitestgehend. Festzustellen ist ein signifikanter Rückgang der Raucherquote (Abbildung 8.27). Während im Jahr 2000 noch 44 % der Münchener Jugendlichen angaben, mehrmals im Monat oder sogar wöchentlich bis täglich geraucht zu haben, waren es fünf Jahre später nur noch 34,9 %. Ebenfalls rückläufig ist der Bier- bzw. Weinkonsum. Hier gab 2005 ein Siebentel an Jugendlichen weniger an, diese Drogen wiederholt zu nutzen. Nicht signifikant verändert haben sich die Konsumentenanteile bei Schnaps bzw. Whiskey und bei Heroin/Kokain bzw. LSD, wobei bei den letztgenannten drei illegalen Drogen die bereits sehr niedrige Quote in 2000 zu beachten ist. Entgegen anders lautender Befunde geht der Gebrauch von Haschisch bzw. Marihuana signifikant von 14,2 auf 11,7 % zurück. Halbiert hat sich darüber hinaus auch der Anteil an Jugendlichen, die Speed bzw. Ecstasy zu sich nehmen.

Abbildung 8.27: Anteil mindestens monatlicher Konsumenten verschiedener Drogen in München (in %; in Klammern: N 2000/ N 2005)



In einer die Geschlechter differenzierenden Betrachtungsweise ergeben sich kaum Hinweise, dass die Trends selektiv durch Jungen oder Mädchen hervorgerufen werden (Tabelle 8.16). Die Raucherquote geht bei beiden Geschlechtern zurück, der Rückgang fällt bei den Jungen aber etwas stärker aus, da 2005 relativ betrachtet 26 % weniger Jungen rauchten aber nur 16 % weniger Mädchen. Beim Bier- bzw. Weinkonsum ist dies umgekehrt, d.h. die Konsumentenquote verringert sich bei Jungen weniger als bei Mädchen. Das gleiche gilt für Speed bzw. Ecstasy. Auf Schnaps bzw. Whiskey und Heroin/Kokain bzw. LSD wird von beiden Geschlechtern in unveränderter Frequenz zurückgegriffen, Haschisch bzw. Marihuana konsumieren sowohl Jungen als auch Mädchen im ähnlichen Ausmaß seltener. Auch wenn man die Entwicklungen der Konsumquoten nach den drei Schulformen oder nach der ethnischen Angehörigkeit auswertet, findet sich keine Droge, die 2005 signifikant häufiger konsumiert würde wie 2000; d.h. der Drogenkonsum ist insgesamt rückläufig oder verharrt auf einem unveränderten Niveau.

Tabelle 8.16: Anteil mindestens monatlicher Konsumenten verschiedener Drogen nach Geschlecht in München (in %)

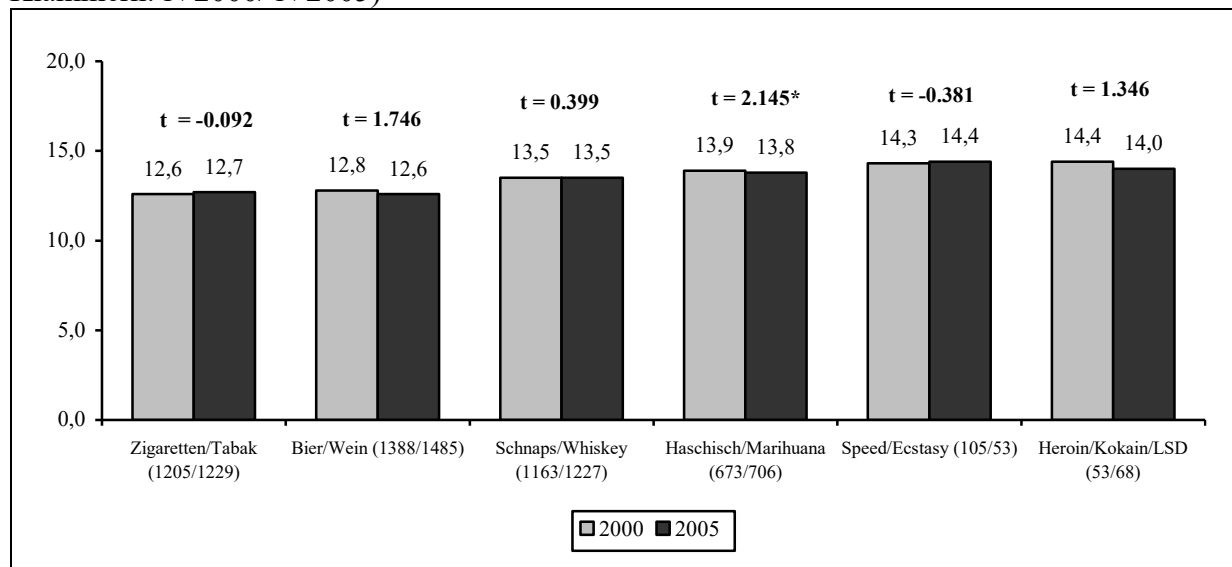
	Mädchen			Jungen		
	2000 (N)	2005 (N)	V	2000 (N)	2005 (N)	V
Zigaretten/Tabak	45,9 (1152)	38,5 (1238)	.075**	42,2 (1157)	31,4 (1282)	.111**
Bier/Wein	31,8 (1150)	25,7 (1242)	.068**	44,7 (1143)	39,2 (1277)	.055**
Schnaps/Whiskey	9,9 (1156)	9,8 (1237)	.003	17,7 (1152)	15,0 (1278)	.036
Haschisch/Marihuana	11,3 (1166)	9,4 (1246)	.032	17,1 (116)	13,9 (1291)	.045*
Speed/Ecstasy	1,1 (1160)	0,3 (1233)	.047*	1,3 (1152)	0,9 (1267)	.017
Heroin/Kokain/LSD	0,6 (1163)	0,7 (1236)	.008	0,8 (1153)	0,9 (1274)	.005

V = Cramers V, N = Anzahl gültiger Fälle, \* p < .05, \*\* p < .01

Keine Veränderungen lassen sich für das Erstkonsumalter der verschiedenen Drogen feststellen (Abbildung 8.28). Bei drei der sechs betrachteten Drogen findet sich ein geringfügiges Absinken des Erstkonsumalters (Bier/Wein, Haschisch/Marihuana, Heroin/Kokain/LSD), bei zwei Drogen ein kleiner Anstieg (Zigaretten/Tabak, Speed/Ecstasy) und bei Schnaps bzw.

Whiskey bleibt das Alter konstant. Die Veränderungen sind aber nur im Nachkommabereich zu erkennen, so dass weder die These eines früheren noch die eines späteren Einstiegs bestätigt werden kann. Weiterhin bestehen bleibt damit der Befund, dass Zigaretten und Bier die lebensbiographisch ersten Drogen sind, mit denen Erfahrungen gesammelt werden. Bei den illegalen Drogen stehen zuerst die Erfahrungen mit Haschisch bzw. Marihuana. Der Einstieg in den Konsum der illegalen Drogen erfolgt um das 14. Lebensjahr herum, der der legalen Drogen erfolgt ca. ein bis eineinhalb Jahre früher.

Abbildung 8.28: Alter des Erstkonsums verschiedener Drogen in München (Mittelwerte; in Klammern: N 2000/ N 2005)

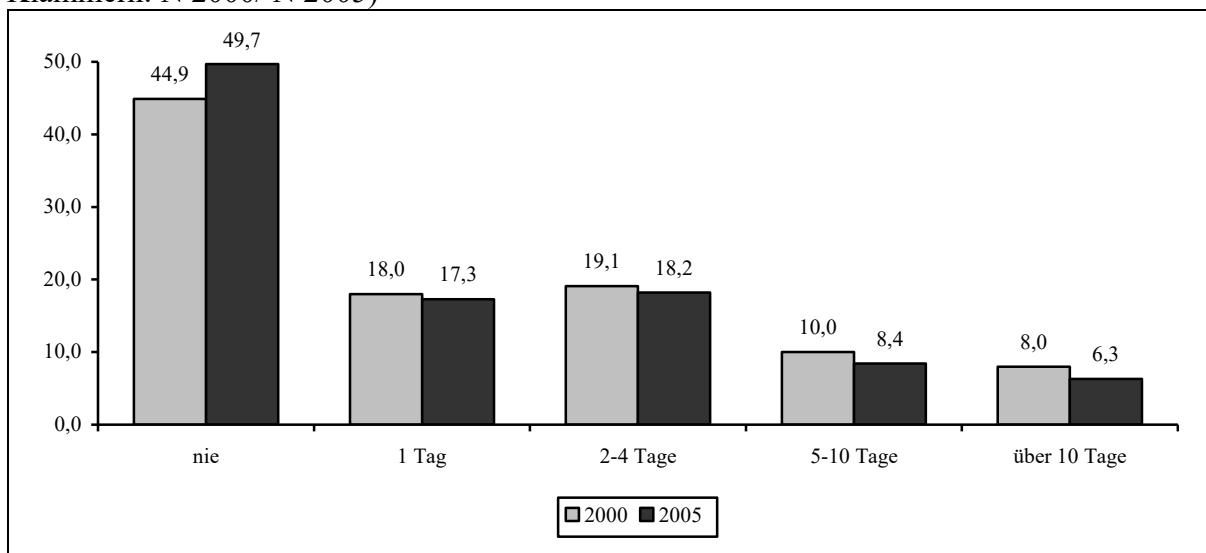


Die letzten hier berichteten Trendauswertungen haben das *Schulschwänzen* zum Thema, wobei erneut nur auf die Stadt München und die Stichproben aus den Jahren 2000 und 2005 zurückgegriffen wird. Dieses Thema erhält seit einigen Jahren verstärkt Aufmerksamkeit in Forschung und Öffentlichkeit. Die gestiegene Aufmerksamkeit hat mindestens zwei Ursachen: Einerseits haben die im internationalen Vergleich unterdurchschnittlichen Ergebnisse der PISA-Leistungstests in Deutschland für eine stärkere Fokussierung der schulischen Verhältnisse gesorgt. Die Frage nach den Ursachen des schlechten Abschneidens ließ das Bedürfnis entstehen, auch genauer über das Ausmaß des Schwänzens informiert zu werden. Andererseits stellt das Schwänzen einen Normbruch dar und kann in diesem Sinne als Ausdruck abweichenden Verhaltens gelten. Es korreliert, wie die Befunde der Schülerbefragung 2000 verdeutlicht haben (Wilmers et al. 2002, S. 287ff), zudem stark mit anderen Formen der Delinquenz wie dem Ladendiebstahl oder der Gewalttätigkeit, was sowohl auf die gestiegenen Opportunitäten (wer nicht in der Schule ist, kann sich z.B. in Kaufhäusern aufhalten und dort Diebstähle begehen) als auch auf entsprechende Persönlichkeitsfaktoren zurückzuführen ist.

Im Trendvergleich der Jahre 2000 und 2005 ist ein signifikanter Rückgang des Schulschwänzens auszumachen (Abbildung 8.29): Der Anteil an Jugendlichen, die im letzten halben Jahr nie die Schule geschwänzt haben, ist von 44,9 auf 49,7 % gestiegen, eine relative Zunahme von immerhin 11 %. Gleichzeitig sind in allen Inzidenzklassen die Häufigkeiten zurückgegangen. Besonders hoch fällt die Reduktion bei den massiven Schwänzern aus, deren Anteil sich um über 20 % (von 8 auf 6,3 %) verringert hat ( $V = .055^{**}$ ). Damit deutet sich nicht nur ein Rückgang in der Prävalenz, sondern auch in der Inzidenz an. Dies bestätigen weitere Auswertungen: Betrachtet man sich nur diejenigen Schüler, die angaben, im letzten halben Jahr mindestens schon einmal eine Schulstunde geschwänzt zu haben, findet sich, dass das Ausmaß des Schwänzverhaltens zurückgeht. Der Anteil der bis zu vier ganzen Tagen schwän-

zenden Schulschwänzer steigt von 67,3 auf 70,7 %, der der noch häufiger abwesenden Schwänzer sinkt von 32,7 auf 29,3 %; allerdings erweist sich diese Veränderung nur auf dem 10%-Irrtumswahrscheinlichkeitsniveau signifikant ( $V = .037$ ). Damit wiederholt sich aber der weiter oben vorgestellte Befund zur Veränderung des Ausmaßes der Gewalttätigkeit. Auch da konnte gezeigt werden, dass die insgesamt weniger werdenden jugendlichen Gewalttäter mittlerweile auch seltener Gewalttaten begehen.

Abbildung 8.29: Anteil der Schulschwänzer nach Inzidenz-Klassen in München (in %; in Klammern: N 2000/ N 2005)



Die Rückgänge fallen dabei für beide Geschlechter in etwa gleich groß aus, wobei bei den Mädchen die Quote der Intensivschwänzer (5 und mehr Tage geschwänzt) stärker sinkt als bei den Jungen. In 2005 gehörten 45,6 % der Mädchen (2000: 41,5 %) und 53,6 % der Jungen (2000: 48,2 %) zu den Nicht-Schwänzern. Fünf und mehr Tage haben 2005 15,1 % der Mädchen (2000: 19,6 %) bzw. 14,4 % der Jungen (2000: 16,4 %) gefehlt. Das Schulschwänzen gehört damit zu den wenigen Formen abweichenden Verhaltens, bei dem die weiblichen Schüler höhere Prävalenzraten aufweisen als die männlichen.

Die Entwicklung der Absentismusraten nach Schulform zeigt Tabelle 8.17. Eine signifikante Verringerung im Ausmaß des Schulschwänzens ist demnach nur in Gymnasien zu beobachten, der Anteil an Nicht-Schwänzern stieg von 43,3 auf 52,8 %, der Anteil an Intensivschwänzern fiel von 13,5 auf 8,4 %. In den Realschulen ist der Tendenz nach eine ähnliche Entwicklung zu konstatieren, die sich aber weniger im Bereich der Inzidenz-Klassen, sondern vielmehr im Bereich der Nicht-Schwänzer abspielt; d.h. der deutliche Anstieg der Nicht-Schwänzer um absolut 7,7 % basiert auf sehr gleichmäßigen und eher leichten Rückgängen in den anderen Schwänzkategorien. Ein vollkommen anderer Trend ist in den Hauptschulen vorzufinden. Hier sinkt der Anteil an Nicht-Schwänzern von 45,4 auf 40,4 %, im Jahr 2005 schwänzen also mehr Hauptschüler die Schule. Das häufigere Schwänzen beschränkt sich im Wesentlichen auf wenige Tage, da nur bis zur dritten Inzidenz-Klasse (5-10 Tage) Anstiege zu verzeichnen sind. Der Anteil der Schwänzer, die über 10 Tage gefehlt haben, ist konstant geblieben. Nichtsdestotrotz deutet sich, obwohl die Veränderungen im Bereich der Hauptschulen nicht signifikant ausfallen, besonderer Handlungsbedarf in dieser Schulform an, denn die fehlende Signifikanz bedeutet zugleich, dass es auch einen Rückgang des Absentismus, wie er in Realschulen oder Gymnasien besteht, in Hauptschulen nicht gibt.



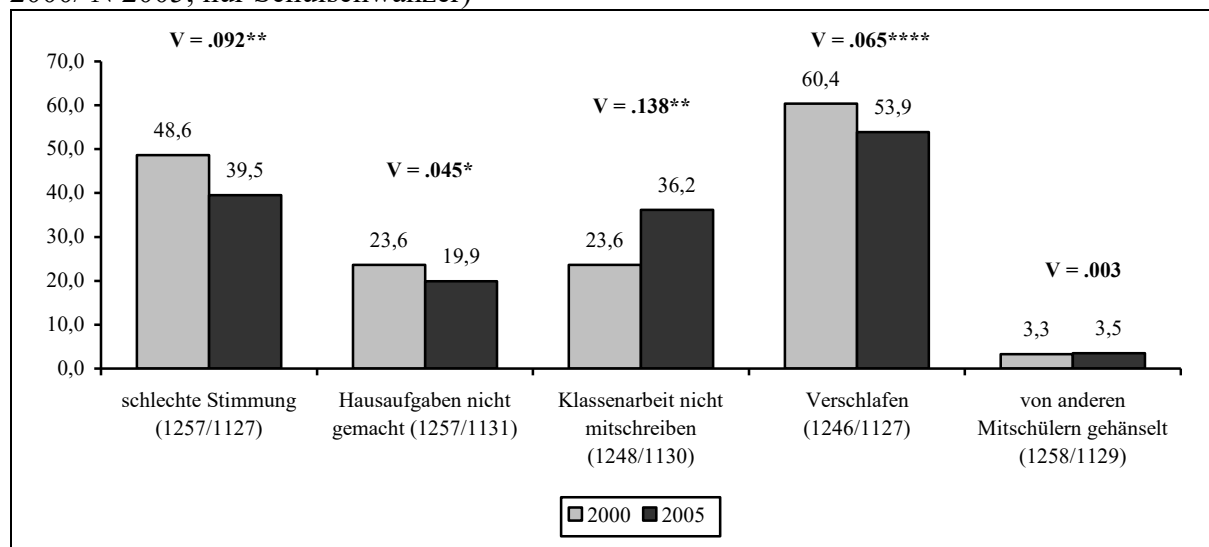
Tabelle 8.17: Anteil der Schulschwänzer nach Schulform in München (in %)

	Hauptschule		Realschule		Gymnasium	
	2000 (N = 687)	2005 (N = 691)	2000 (N = 744)	2005 (N = 690)	2000 (N = 977)	2005 (N = 1030)
nie geschwänzt	45,4	40,4	46,6	54,3	43,3	52,8
1 Tag geschwänzt	12,2	13,9	16,9	15,4	22,9	21,0
2-4 Tage geschwänzt	18,8	21,6	17,6	15,5	20,3	17,8
5-10 Tage geschwänzt	10,9	12,0	10,9	8,3	8,6	6,1
über 10 Tage geschwänzt	12,7	12,2	7,9	6,5	4,9	2,3
Cramers V	.057		.080		.113**	

N = Anzahl gültiger Fälle, \*\* p < .01

Welche Gründe führen die Jugendlichen dafür an, dass sie geschwänzt haben und gibt es diesbezüglich seit 2000 Veränderungen? Die Jugendlichen konnten im Fragebogen zu 15 vorgegebenen Gründen äußern, ob diese für ihr Schwänzverhalten zugetroffen haben oder nicht. Für den Großteil dieser Gründe sind im Zeitvergleich keine Veränderungen feststellbar, weshalb nur jene Gründe vorgestellt werden, die einer Veränderung unterliegen (Abbildung 8.30). Deutlich seltener als noch im Jahr 2000 stimmen die Schulschwänzer der Aussage zu, dass sie geschwänzt hätten, weil sie total niedergeschlagen und in schlechter Stimmung waren. Ebenfalls seltener geschwänzt wurde, weil die Hausaufgaben nicht gemacht wurden oder man ausschlafen wollte bzw. verschlafen hatte. Keine Veränderungen zeigen sich bei dem Grund „von anderen Mitschülern gehänselt/geärgert“. Zu beiden Erhebungszeitpunkten war das Schwänzen überhaupt nur von jedem 30. Schwänzer durch diesen Grund motiviert. Der Grund wurde dennoch mit dargestellt, weil er einen weiteren Hinweis darauf liefert, dass das Gewaltniveau der Jugend zumindest nicht ansteigend ist. Wenn das schulische Gewaltniveau tatsächlich dramatisch zunehmen würde, ein Eindruck, der bisweilen durch die Medienberichterstattung erweckt wird, wäre zu erwarten, dass sich mehr Schüler den Gewaltattacken ihrer Mitschüler durch Schwänzen entziehen würden. Dies ist aber nicht der Fall. Stattdessen scheint das Schwänzen mittlerweile häufiger instrumentell zu sein, d.h. es wird eingesetzt, um Leistungsprüfungen (kurzzeitig) aus dem Weg zu gehen. Über ein Drittel der Jugendlichen mehr hat 2005 dem Grund zugestimmt, dass sie geschwänzt haben, weil sie eine Klassenarbeit nicht mitschreiben wollten. Interessant wären natürlich Informationen darüber, welche Gründe wiederum für dieses instrumentelle Vermeidungsverhalten verantwortlich sind: Haben die Schüler bspw. mittlerweile öfter Bewertungsangst, werden sie nicht ausreichend auf Leistungstests vorbereitet oder verhindert ihr Freizeitverhalten (z.B. exzessiver Medienkonsum) eine optimale Vorbereitung.

Abbildung 8.30: Ausgewählte Gründe für das Schwänzen in München (in %; in Klammern: N 2000/ N 2005; nur Schulschwänzer)



Interessant ist daneben, ob sich der Umgang mit dem Schwänzen verändert hat. Weiter vorn wurde berichtet, dass das soziale Umfeld in 2005 seltener Gewalt toleriert und vor allem auch Lehrer häufiger Gewalt nicht mehr einfach ignorieren. In Bezug auf das Schuleschwänzen hat sich die Vorgehensweise allerdings nicht verschärft. Von allen neun abgefragten Reaktionen gibt es nur bei einer einzigen eine signifikante Veränderung: 2005 gaben dabei sogar weniger Schwänzer an, dass sie in Reaktion auf ihr Handeln schon einmal ein Gespräch mit dem Lehrer geführt haben. Alle anderen Sanktionen kommen in unverändertem Ausmaß vor. Sehr selten ist immer noch der Kontakt mit der Polizei: Nur jeder 50. Jugendliche hat dies als Sanktion erleben müssen. Ebenfalls weiterhin sehr selten sind die Androhung oder die Verhängung von Bußgeldern. Es ist damit weiterhin der Fall, dass dem Problem des Schuleschwänzens im Wesentlichen durch Gespräche begegnet werden soll. Dieses Bild ausbleibender Veränderungen im Bereich der Reaktionen bleibt auch dann bestehen, wenn sich nur die Intensivschwänzer betrachtet werden. Diese erleben die verschiedenen Sanktionen weiterhin deutlich häufiger als seltene Schwänzer, zugleich erleben sie keine Reaktionsform im Jahr 2005 signifikant häufiger als im Jahr 2000.

Tabelle 8.18: Reaktionen auf das Schuleschwänzen in München (in %; nur Schuleschwänzer)

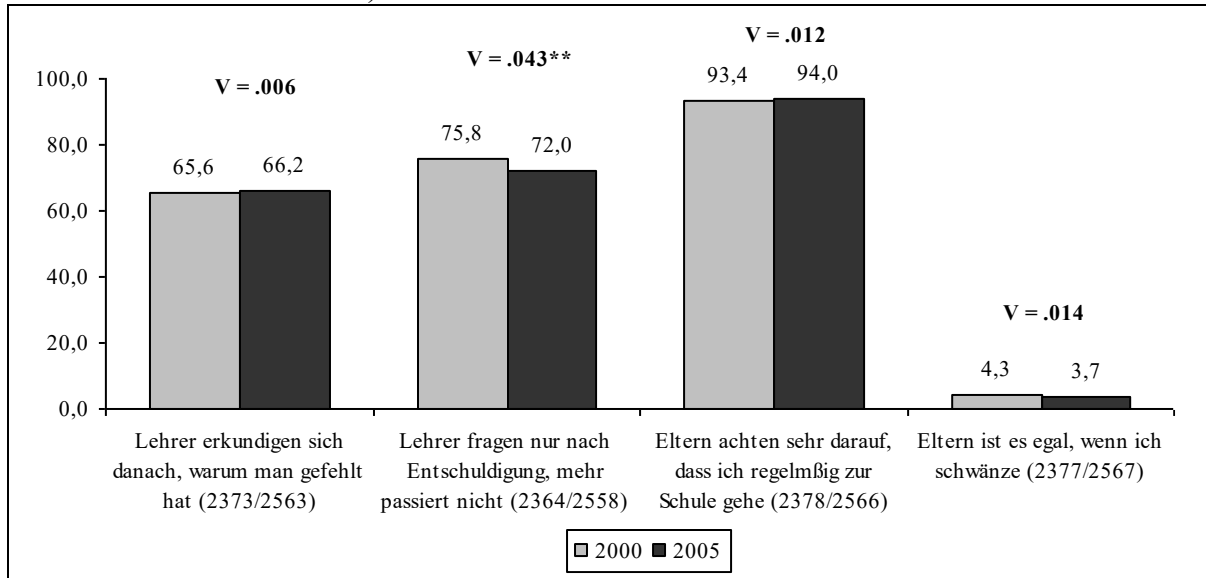
	Reaktion erlebt		
	2000	2005	V (N 2000/2005)
Gespräch mit Lehrer	19,4	16,2	.041* (1234/1133)
Brief an Eltern	15,4	15,3	.001 (1233/1134)
Nachsitzen/Strafarbeit	13,8	15,4	.022 (1235/1134)
Gespräch mit Eltern	10,3	11,0	.010 (1230/1131)
Gespräch mit Schulleiter	8,3	7,4	.016 (1233/1132)
Androhung von Bußgeld	4,5	4,2	.005 (1233/1133)
Verhängung von Bußgeld	2,6	1,9	.025 (1233/1134)
Gespräch mit Jugendamt/Schulpsychologen	2,5	3,4	.027 (1233/1133)
Kontakt mit Polizei	1,7	2,2	.018 (1234/1133)

V = Cramers V, \* p < .05

Dass das Ausbleiben von Veränderungen im Bereich der Reaktionen auch mit weitestgehend unveränderten Auffassungen über das Schwänzen im Umfeld der Schüler zusammenhängt, zeigt Abbildung 8.31. Weiterhin wird nur von zwei Drittel der Schüler eingeschätzt, dass sich Lehrer genau nach den Ursachen des Fehlens erkundigen. Zudem sind es weiterhin noch fast drei Viertel, die meinen, dass durch die Lehrer nur die obligatorische Frage nach der Entschuldigung gestellt wird und mehr nicht passiert. Obwohl die Zustimmung zu dieser Aussage seit 2000 leicht gesunken ist, erhält damit der größere Teil der Schüler noch immer den Eindruck durch die Lehrerschaft vermittelt, dass ein Fehlen nicht konsequent daraufhin untersucht wird, wo die Ursachen liegen. Schwänzer müssen, insofern sie zumindest eine Entschuldigung vorweisen können, eher nicht mit einer 'Enttarnung' und Sanktionierung rechnen. Die Meinung in Bezug auf die Eltern ist demgegenüber sehr klar. Über 90 % der Schüler stimmen der Aussage eher oder genau zu, dass die Eltern sehr auf den regelmäßigen Schulbesuch achten. Dabei ist sogar ein geringfügiger Anstieg der Zustimmungquote auf dem bereits sehr hohen Niveau erkennbar, ebenso wie ein leichter Rückgang bei dem Item zu beobachten ist, dass es den Eltern eigentlich egal wäre, wenn ihr Kind schwänzt. Nur jeder 27. Schüler

meint, dass solch ein Desinteresse von Seiten der Eltern bestünde. Aufgrund ausbleibender signifikanter Befunde bei drei der vier Indikatoren lässt sich folgern, dass das Umfeld gleichbleibend über das Schulschwänzen denkt – zumindest in der Wahrnehmung der Schüler. Dieses Ergebnis weitestgehender Konstanz unterscheidet sich auch nicht zwischen den Schulformen oder den Geschlechtern.

Abbildung 8.31: Reaktionen des Umfeldes auf das Schulschwänzen in München (in %; in Klammern: N 2000/ N 2005)



Für das Schulschwänzen soll im Folgenden ebenso wie weiter oben für die Gewalttäterschaft untersucht werden, ob sich das Gefüge der Ursachenfaktoren verändert hat. Hierzu wurden jeweils für die Jahre 2000 und 2005 zwei logistische Regressionen berechnet, wobei einmal erklärt werden soll, warum Jugendliche überhaupt schwänzen. Beim zweiten Modell steht die Frage im Vordergrund, welche Faktoren für ein wiederholtes Schwänzen (5 und mehr Tage) relevant sind. Als erklärende Variablen wurden z.T. bereits bekannte Variablen ins Modell eingeführt. Zum anderen Teil handelt es sich um folgende Konstrukte:

- Inkonsistenz elterlichen Erziehungsverhaltens: In der Schülerbefragung 2000 wurde für diesen Faktor festgestellt, dass er sich auf das Schwänzverhalten auswirkt (Wilmers et al. 2002, S. 300). Ein solches Verhalten ist dadurch gekennzeichnet, dass eindeutige normative Vorgaben fehlen. Dem Kind wird die Möglichkeit genommen, klare Verhaltensleitlinien aufzubauen, Normüberschreitungen sind die Folge. Erfasst wurde dieses Verhalten über die Zustimmung zu den drei Items „Egal wie ich mich verhalten habe, meine Eltern fanden das falsch.“, „Meine Eltern waren bei Verboten mal so und mal so. Ich wusste eigentlich nicht so richtig, wie ich mich verhalten soll.“ und „Meine Eltern hatten Streit über meine Erziehung.“
- Gewalttätiges Schulklima: Wenn Schüler das soziale Klima an ihrer Schule als durch Gewalt gekennzeichnet erachten, dann verhindert dies die Ausbildung einer Schulbindung, zumal wenn sich die Gewalt gegen die Schüler selbst richtet. Der tägliche Akt des Schulbesuchs wird als unangenehm erlebt; die Alternative des Schwänzens erscheint als Möglichkeit, dem zu entgehen. Zur Messung des eingeschätzten Schulklimas dienen die beiden Items „An unserer Schule gibt es viel Streit und Ärger.“ sowie „Bei mir in der Klasse gibt es unter den Schülern sehr oft Streit und Ärger.“

- Soziale Integration in der Klasse: Die Hypothese hierzu besagt, dass integrierte Schüler weniger zur Fluchreaktion Schwänzen greifen, weil sie sich in der Klasse akzeptiert sehen und wohl fühlen. Die Schüler sollten diesbezüglich ihre Meinung zu den folgenden Aussagen abgeben: „Bei meinen Mitschülern bin ich beliebt.“ und „Ich habe in der Klasse das Gefühl, nicht richtig dazu zu gehören.“
- Schulangst: Auch hier kann auf bereits vorhandene Ergebnisse aus der Schülerbefragung zurückgegriffen werden, um zu begründen, dass mit höherer Schulangst die Vermeidung des Aufsuchens des angstauslösenden Kontexts Schule wahrscheinlich wird. So belegen Wilmers et al. (2002, S. 306), dass sich unter den häufig schwänzenden Schülern eine stärkere Schulangst als bei den weniger schwänzenden Schülern findet. Zur Erfassung der Schulangst dient eine Skala mit acht Items. Beispiele sind „Ich habe Angst vor Klassenarbeiten.“ oder „Die Schule macht mich so nervös, dass mir die Hände zittern.“ Die Qualität der Skala ist als sehr gut einzuschätzen (Wilmers et al. 2002, S. 306).
- Schulnoten, Lehrer- und elterliche Kontrolle des Schulbesuchs: Bei den Schulnoten wurde der Mittelwert aus der Mathematik- und der Deutschnote als Indikator des aktuellen Leistungsstandes bestimmt. Die Ursache- und Wirkungsbeziehungen sind allerdings nicht unbedingt klar: Möglich ist, dass Schüler schwänzen, weil sie schlechte Noten haben und nicht weiter das Ausbleiben von Erfolgserlebnisse hinnehmen wollen. Andererseits wirkt sich das wiederholte Schwänzen auch auf den Leistungsstand aus, da Unterricht verpasst wird, der nur schwer selbständig wieder anzueignen ist. Es dürfte sich also um einen Kreislauf handeln. Dieser lässt sich eventuell durch eine erhöhte Kontrolle verhindern. Die Lehrerkontrolle erfasst dabei die in Abbildung 8.31 vorgestellten Items zum wahrgenommenen Interesse der Lehrer am Fehlen der Schüler. Die elterliche Kontrolle bezieht sich auf die anderen beiden Items der Abbildung 8.31, hohe Werte stehen hier für das stärkere Empfinden, dass sich die Eltern für den Schulbesuch interessieren.

Tabelle 8.19: Einflussfaktoren des Schulschwänzens in München (binäre logistische Regression; abgebildet: Exp(B))

	2000		2005	
	Prävalenz	5 Tage und mehr	Prävalenz	5 Tage und mehr
Geschlecht	0.766**	0.780 <sup>†</sup>	0.696**	0.946
Alter	1.398**	1.645**	1.343**	1.473**
Gymnasium	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
Realschule	0.689**	1.092	0.728**	1.429*
Hauptschule	0.827	1.855**	1.397**	2.669**
deutsch	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
türkisch	1.164	1.183	1.114	1.023
jugoslawisch	1.136	1.466	0.851	0.919
andere	1.108	1.137	1.069	1.442*
Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug	1.105	0.928	1.392 <sup>†</sup>	1.019
mit beiden leiblichen Eltern zusammenlebend	0.770*	0.590**	0.848 <sup>†</sup>	0.625**
keine Elterngewalt in Kindheit und Jugend	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
leichte Züchtigung	1.090	1.062	1.328**	1.007
schwere Züchtigung	1.028	0.858	1.506**	2.124**
seltene Misshandlung	0.927	1.063	1.647*	2.546**
häufige Misshandlung	1.242	1.374	1.356	1.398
keine elterliche Partnergewalt beobachtet	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	
selten beobachtet	1.657*	1.016	1.653*	1.219
häufig beobachtet	1.095	1.241	0.989	1.368
Inkonsistenz elterlichen Erziehungsverhaltens	1.489**	1.623**	1.307**	1.127
gewalttätiges Schulklima	1.089	1.056	1.091	1.020
soziale Integration in Klasse	1.206*	1.476**	1.159*	1.179 <sup>†</sup>
Schulangst	0.872 <sup>†</sup>	0.838 <sup>†</sup>	0.943	0.894
Schulnoten	1.187**	1.447**	1.242**	1.312**
Lehrerkontrolle des Schulbesuchs	0.604**	0.555**	0.619**	0.633**
elterliche Kontrolle des Schulbesuchs	0.561**	0.454**	0.580**	0.435**
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.158</b>	<b>.244</b>	<b>.162</b>	<b>.213</b>
<b>N</b>	<b>2222</b>	<b>2222</b>	<b>2323</b>	<b>2323</b>

N = Anzahl gültiger Fälle, <sup>†</sup> p < .10, \* p < .05, \*\* p < .01

Die Ergebnisse gleichen sich sowohl über die beiden betrachteten Jahre als auch die beiden abhängigen Variablen hinweg. Mädchen und ältere Jugendliche gehörten 2000 und 2005 öfter zu den Schwänzern und ebenfalls öfter zu den Intensivschwänzern. Zudem sind es in erster Linie die Hauptschüler, die als Intensivschwänzer in Erscheinung getreten sind. Die ethnische Herkunft wie die Armutslage haben kaum einen Einfluss, wohl aber die Tatsache, mit beiden Eltern aufzuwachsen. Im Gegensatz zu den Befunden zur Gewalttäterschaft senkt auch im Jahr 2005 das gemeinsame Zusammenleben mit beiden leiblichen Eltern das Risiko, die Schule zu schwänzen, was sich am besten kontrolltheoretisch erklären lässt. In dem Fall, in dem zwei Elternteile das Verhalten des Kindes kontrollieren können, sinken die Chancen, ohne Wissen der Eltern die Schule zu schwänzen.

Der einzige auffällige Unterschied im Vergleich der beiden Erhebungszeitpunkte besteht im Hinblick auf den Einfluss der Elterngewalt. Während 2000 gezüchtigte oder misshandelte Jugendliche kein höheres Risiko hatten, die Schule zu schwänzen, ist das Ausmaß erlebter Gewalt im Jahr 2005 demgegenüber ein signifikanter Erklärungsfaktor. Möglicherweise lässt sich dies erneut im Sinne einer Konzentrationsthese deuten: Elterngewalt trifft immer weniger Jugendliche. In den Gruppen, wo sie aber vorkommt, koinzidiert sie mit anderen Faktoren und wirkt sich dann auch auf weitere Dimensionen abweichenden Verhalten aus.

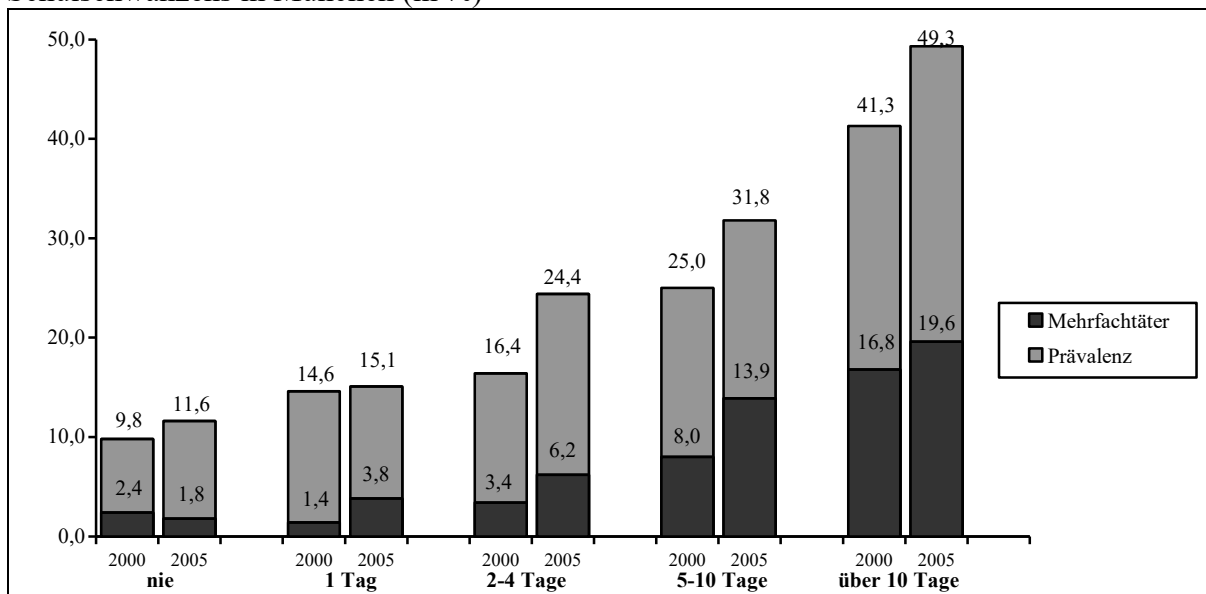
Von den neu einbezogenen Faktoren erweisen sich vor allem die Schulnoten und die Kontrollvariablen als starke Prädiktoren beider Formen des Schwänzens. Wenn sich Lehrer häufiger über das obligatorische Maß hinaus für das Fehlen der Schüler interessieren und wenn dies auch auf Seiten der Eltern der Schulbesuch kontrolliert wird, dann wird Schwänzen sehr unwahrscheinlich. Die Eltern sind laut Modell sogar noch ein wenig wichtiger als die Lehrer. Schlechte Schulnoten wirken sich wie vermutet dahingehend aus, dass sie das Risiko des Schwänzens erhöhen.

Bestätigt wird auch die Hypothese bezüglich der Wirkung inkonsistenter Erziehung, die zu einem erhöhten Auftreten von Schulschwänzen führt. Die verbleibenden drei Faktoren wirken sich allerdings erwartungswidrig aus. In Schulen, in denen das Gewalklima niedrig ist, wird nicht häufiger geschwänzt. Ebenso wenig geht ein Einfluss von der Schulangst aus. Hier ist der Tendenz nach sogar festzustellen, dass mit steigender Angst das Schwänzverhalten abnimmt. Dies ist möglicherweise auf Persönlichkeitsfaktoren zurückzuführen: Schulangst mag ein Korrelat einer eher introvertierten Persönlichkeit sein, die sich allgemein weniger gegen normative Vorgaben stellt. Die Schulangst wirkt sich dann nicht in Fluchtverhalten, sondern eher im Leistungsvermögen aus, eventuell aber auch darin, dass verstärkt Anstrengungen unternommen werden, die Leistung zu verbessern.

Die soziale Integration in das Klassenkollektiv schließlich erhöht signifikant das Risiko, zu den Schwänzern zu gehören. Hier spielen wahrscheinlich Klassenkulturen eine moderierende Rolle: In Klassen, in denen eher eine schulaversive Haltung überwiegt, ist die Integration gleichbedeutend mit der Integration in diese Kultur, mit der Folge erhöhten Schwänzens. Wenn die Klassenkultur hingegen überwiegend durch eine hohe Schulbindung gekennzeichnet ist, gibt es keinen informellen Zwang zum Schwänzen. Unter der Annahme, dass erstere Kulturen in den Schulen etwas häufiger zu finden sein werden als letztere, ist der paradoxe erscheinende Effekt der sozialen Integration nicht unplausibel.

Ebenso wie für die Ursachen von Schuleschwänzen haben sich im Vergleich der beiden Jahre 2000 und 2005 keine großartigen Veränderungen in Bezug auf dessen Folgen eingestellt, wovon Abbildung 8.32 Auskunft gibt. Sowohl früher als auch heute gilt, dass Schulschwänzen mit der eigenen Gewalttätigkeit in einer ausgeprägten Verbindung steht. Schüler, die schwänzen und insbesondere häufiger schwänzen, sind auch öfter Gewalttäter. Die Ergebnisse geben aber einen schwachen Hinweis darauf, dass der Zusammenhang zwischen beiden Formen abweichenden Verhaltens innerhalb der letzten fünf Jahre noch enger geworden ist. Dies ist daran zu erkennen, dass die rechten Säulen einer Kategorie durchgängig höher sind als die linken. Beispielsweise waren von den Jugendlichen, die angaben, mehr als 10 Tage im letzten Halbjahr die Schule geschwänzt zu haben, im Jahr 2000 41,3 % Gewalttäter; 16,8 % haben sogar 5 und mehr Gewalttaten im letzten Jahr begangen. 2005 liegen die Prävalenz- und Mehrfachtäterquoten um mindestens ein Siebtel darüber, d.h. hier sind von den Intensivschwänzern 49,3 % zumindest einmal, 19,6 % fünfmal und mehr durch Gewalt in Erscheinung getreten. Dieser Anstieg drückt sich auch in den Zusammenhangsmaßen aus: Cramers V steigt für die Gewaltprävalenz von .240\*\* auf .265\*\*, für die Mehrfachtäterschaft von .208\*\* auf .229\*\*.

Abbildung 8.32: Anteil Gewalttäter (Prävalenz in letzten 12 Monaten) nach Ausmaß des Schulschwänzens in München (in %)



Schulschwänzen, so lassen sich die Auswertungen zusammenfassen, ist in den letzten Jahren leicht rückläufig, vor allem in den Gymnasien, etwas weniger in Realschulen. Diese Entwicklung wird dabei kaum durch verstärkte Kontrollen durch Lehrer oder Eltern bzw. durch verschärfte Reaktionen auf dieses Verhalten initiiert. Es sind eher die allgemeinen Veränderungen wie der Rückgang der elterlichen Gewalt, die für den Rückgang verantwortlich sein dürften. Insofern besteht auf Seiten der formellen Kontrollorgane noch Verbesserungsbedarf der sich dann möglicherweise in weiter sinkenden Absentismusraten niederschlagen wird. Anhand von zwei Befunden äußert sich die bereits in Bezug auf die Veränderungen im Bereich der Gewalt geäußerte Vermutung, dass sich Problemgruppen zahlenmäßig zwar verringern, dafür aber zugleich mehrfach belastet sind. Einerseits zeigt sich, dass der Zusammenhang zwischen erlebter elterlicher Gewalt und Schulschwänzen enger wird. Andererseits neigen diejenigen Schüler, die zu den Schwänzern gehören, im Jahr 2005 etwas stärker zu eigener Gewaltausübung. Insofern wird es zukünftig notwendig sein, die Problemgruppen zielgenauer zu identifizieren und ihnen Hilfeangebote zu unterbreiten.

## **9. Zur Prävention der Gewalt – Elf Vorschläge mit besonderen Fokus auf die Verbesserung der Lebenssituation junger Migranten**

Nachfolgend versuchen wir die Erkenntnisse zu den Ursachen von Jugendgewalt in elf Vorschlägen zur Vorbeugung von Gewaltkriminalität umzusetzen. Diese können und sollen nicht das gesamte Spektrum von denkbaren Maßnahmen zur Vorbeugung von Jugendgewalt abdecken.<sup>117</sup> Bewusst wird sich auf solche Vorschläge konzentriert, die sich auf den Bereich der sozialen Integration von Migranten beziehen und in dieser Hinsicht unmittelbar aus unseren Forschungsbefunden abgeleitet werden können oder die Bezug zu dem haben, was an eigenen Erfahrungen in diesem Bereich gesammelt werden konnte.

### **1. Frühe Förderung – eine neue Perspektive der Gewaltprävention**

Den ersten Ansatzpunkt zur Prävention der Gewalt bieten die Befunde zur Bedeutung der familiären Sozialisationsbedingungen für die Entwicklung von Gewaltkarrieren. Bereits in den ersten Lebensjahren begründen schlechte familiäre Rahmenbedingungen (Armut, Wohnbedingungen, soziale Ausgrenzung) für die betroffenen Kinder ein erhöhtes Risiko, dass ihre Eltern sie vernachlässigen, dass sie wegen fehlender U1 bis U8 Untersuchungen<sup>118</sup> schwer erkranken oder dass sie Opfer elterlicher Gewalt werden. Es erscheint deshalb nahe liegend, dem so früh wie möglich entgegenzuwirken. Dies soll ab Mai 2006 im Rahmen eines vom Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen initiierten Modellversuches zur frühen Förderung von Kindern aus Hoch-Risiko-Familien geschehen (Pfeiffer et al. 2005).

In der Projektphase I zur pränatalen Intervention werden erstgebärende Frauen aus sozial stark benachteiligten Verhältnissen ab dem 5. Monat ihrer Schwangerschaft von besonders geschulten Hebammen wöchentlich bzw. später 14-tägig zuhause besucht. Diese bemühen sich intensiv darum, die jungen Frauen zu einem gesunden Lebenswandel und zu einer konstruktiven Geburtsvorbereitung zu motivieren. In der Projektphase II, der frühkindlichen Intervention, wird nach der Geburt des Kindes die Betreuung durch Hausbesuche bis zum 2. Geburtstag des Kindes fortgesetzt. Hierfür sind dann im Rahmen des niedersächsischen Modellprojektes Familienhelferinnen zuständig. Dabei steht die Beratung und Unterstützung bei der Säuglingspflege und -ernährung, beim Bindungsaufbau zwischen Mutter und Kind und bei der Kindererziehung im Vordergrund. In der Projektphase III (2. Geburtstag bis zur Mitte

---

<sup>117</sup> Obwohl es zahlreiche Einzelmaßnahmen und Konzepte zum Umgang mit gewaltauffälligen Jugendlichen im Allgemeinen gibt (vgl. u.a. Schubarth 2000), sind ausgearbeitete Präventionsansätze in Bezug auf Jugendliche mit Migrationshintergrund im Speziellen bislang selten, angesichts der aktuellen Entwicklungen aber notwendiger als noch vor wenigen Jahren. Neben den im Folgenden zu erläuternden Maßnahmen finden sich erste Ansätze im Bereich der aufsuchenden Sozialarbeit (u.a. Haubrich & Frank 2002), des Sports (u.a. Held 2005) und des Anti-Aggressivitäts-Trainings (Döger 2005; Toprak 2001). Auch in Bezug auf Aussiedler-Jugendliche gibt es erste Modell-Präventionsprojekte (u.a. Marianne Krüger-Potratz 2003; Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention 2002). Die bisherigen Ansätze betonen durchgängig, dass erfolgreiche Prävention mindestens zwei Voraussetzungen hat: Erstens bedarf es auf Seiten der Durchführenden einer interkulturellen Kompetenz, die u.a. dadurch gewährleistet werden kann, dass SozialarbeiterInnen mit Migrationshintergrund eingesetzt werden. Zweitens ist eine intensive Zusammenarbeit mit dem Elternhaus notwendig, da bei den meisten Migrantengruppen die Familie von herausgehobener Bedeutung ist. Über die Effektivität derartiger Maßnahmen liegen derzeit noch keine wissenschaftlichen Erkenntnisse vor, auch deshalb, weil eine strenge Evaluation auf der Basis von randomisierten und parallelierten Interventions- und Kontrollgruppen nicht zuletzt aus ethischen Gründen kaum durchführbar ist.

<sup>118</sup> Hierbei handelt es sich um Vorsorgeuntersuchungen, die in festen Abständen an den Säuglingen bzw. Kindern vorgenommen werden sollten. Die U1 Untersuchung erfolgt bspw. kurz nach der Geburt und prüft die vitalen Funktionen. Die U8 Untersuchung soll um das vierte Lebensjahr herum stattfinden, wobei u.a. alle Organe, Bewegungsabläufe und die generelle Entwicklung geprüft werden.



des 3. Lebensjahres) beschränken sich die Familienhelferinnen darauf, soweit erforderlich Krisenintervention zu leisten. Im Übrigen ist es in dieser Zeit ihre Aufgabe, darauf hinzuwirken, dass das Kind bis zum Schuleintritt in seiner sozial-emotionalen, kognitiven sprachlichen und motorischen Entwicklung durch ein speziell ausgestaltetes Kindergartenprogramm gefördert wird (Schweinhart et al. 1993).

Während der gesamten Projektzeit liegt ein weiterer Beratungs- und Unterstützungsschwerpunkt darin, die mütterliche Lebensplanung (z.B. Ausbildung, Arbeitssuche, Familienplanung und bei jungen Migrantinnen das Erlernen der deutschen Sprache) voranzubringen. Zur Zielgruppe des Projekts gehören gerade auch junge Frauen aus Migrantenfamilien (insbesondere aus der Türkei und der früheren Sowjetunion), für die muttersprachliche Betreuungspersonen gewonnen werden konnten.

Inhaltlich orientiert sich das Projekt an einem sehr erfolgreichen amerikanischen Konzept der Frühförderung, dem „Nurse-Family-Partnership-Program“ (NFP), das Prof. David Olds entwickelt hat (Olds et al. 1997). Die inzwischen seit über 20 Jahren laufende Begleitforschung des amerikanischen NFP-Programms demonstriert, dass es dort durch die Hausbesuche gelungen ist, die familiären Rahmenbedingungen für ein gesundes und gewaltfreies Aufwachsen des Kindes beträchtlich zu verbessern. Es zeigt sich, dass von den Maßnahmen vor allem die bedürftigsten Familien (z.B. allein erziehende Mütter mit niedrigem Einkommen und sehr geringer Schulbildung) profitieren. Im Alter von 15 Jahren waren die Kinder seltener von zuhause weggelaufen, ihre Verhaftungs- und Verurteilungsrate war erheblich geringer, sie rauchten und tranken weniger und hatten weit seltener Drogenprobleme (Olds et al. 1999). Die Mütter profitierten ebenfalls. Sie hatten weniger aufeinander folgende Schwangerschaften, konnten häufiger in ein Arbeitsverhältnis vermittelt werden und waren häufiger unabhängig von staatlicher Unterstützung (Olds et al. 2004). Das NFP-Programm wurde vom Zentrum für Gewaltforschung und Prävention der Universität von Colorado 1996 in die Liste der herausragenden amerikanischen Präventionsprojekte („Blueprint-Modelle“) aufgenommen. Im Vergleich all dieser erfolgreichen Projekte hat sich wiederum NFP als eines der nachhaltigsten Programme mit hoch signifikanten Effekten erwiesen (Elliott 2004).

In einem Punkt wurde das NFP Programm für die deutschen Verhältnisse modifiziert. Anders als in den USA, wo durchgehend so genannte Nurses gewissermaßen als Familiengesundheitsschwestern die Betreuung bis zum Ende des 2. Lebensjahres des Kindes übernehmen, wird in Niedersachsen die Zusammenarbeit von Hebammen mit Familienhelferinnen erprobt. Daneben soll aber auch das ursprünglich amerikanische Konzept im Rahmen eines parallel laufenden Modellversuches getestet werden. Zu beiden Modellvarianten wird es eine langfristig angelegte Begleitforschung geben, die auf der Basis eines Kontrollgruppendedesigns die entwicklungspsychologischen, kriminologischen und ökonomischen Auswirkungen des Programms evaluiert (Pfeiffer et al 2005). Ein Schwerpunkt der Begleitforschung soll dabei auch die Frage sein, wie das Projektangebot insbesondere von Migrantenfamilien angenommen wird.

## **2. Wenn Mehmet mit Max und Moritz im Sandkasten spielt**

Einen weiteren Ansatzpunkt zur Prävention von Gewalt sozial randständiger Kinder und Jugendlicher und hier insbesondere der jungen MigrantInnen sehen wir in den Kindergärten. Die Befragung von knapp 6.000 Schülerinnen und Schülern vierter Klassen hat am Beispiel der großen regionalen Unterschiede der Geburtstageseinladungen von Migrantenkinder durch deutsche Kinder und der damit korrespondierenden regionalen Divergenz der Häufigkeit selbst berichteter Gewaltdelinquenz der Migrantenkinder deutlich gemacht, welche hohe Be-

deutung eine frühe soziale Vernetzung für eine erfolgreiche Integration hat. Sie erscheint dadurch am besten gewährleistet, wenn man eine möglichst gleichmäßige Verteilung von Migrantenkindern auf die Kindergärten eines Ortes bzw. Stadtteils erreicht, wenn also Mehmet die Chance erhält, mit Max und Moritz im Sandkasten zu spielen. Dieser Vorschlag beruht auf zwei Annahmen:

- Migrantenkinder erlernen die Sprache ihres Gastlandes spielend, das heißt buchstäblich beim Spielen, wenn sie über drei Jahre hinweg in ihrer Kindergartengruppe ganz überwiegend mit einheimischen Kindern zusammen sind. Sprachkurse sind für sie dann nicht erforderlich. Dann aber können diese Migrantenkinder von Anfang an in der Grundschule dem Unterricht gut folgen und haben so die Chance, ihrer Begabung entsprechend zu lernen und schulisch voran zu kommen.
- Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass die Migrantenkinder auf diese Weise auch sozial schneller und besser integriert werden. Im Alter von drei bis sechs Jahren sind die einheimischen Kinder kaum von Rassenvorurteilen und Ausländerfeindlichkeit geprägt. Fremden Kindern begegnen sie ganz überwiegend mit natürlicher Neugierde und Offenheit. Dadurch können über die ethnischen Grenzen hinweg allmählich Spielfreundschaften wachsen, die wiederum die Basis dafür begründen, dass sich daraus später gemeinsame Sportaktivitäten und sonstige Freizeitbeschäftigungen entwickeln bis hin zu gegenseitigen Einladungen zu Kindergeburtstagsfesten. Eine weitere Folge davon ist, dass sich so auch die Eltern schrittweise kennen lernen.

Doch wie lässt sich eine möglichst gleichmäßige Verteilung von Migrantenkindern auf die Kindergärten eines Ortes oder eines Stadtteiles erreichen? Ein Modellversuch in Schwäbisch Gmünd soll hier einen Weg erproben, der sich in kanadischen Städten bewährt hat. Ausgangspunkt ist dort der Befund, dass nur 5,9 Prozent der türkischen Schülerinnen und Schüler der Stadt das Gymnasium besuchen und 77,9 Prozent die Hauptschule. Angesichts dieser alarmierenden Befunde zur schlechten schulischen Integration der jungen MigrantInnen möchte man in Schwäbisch Gmünd einen Vorschlag des KFN aufgreifen und den Versuch unternehmen, über die Kindergärten der Stadt für Migrantenkinder das frühzeitige Erlernen der deutschen Sprache und ihre soziale Integration zu fördern. Man möchte erreichen, dass die Kindergärten der Stadt zum nächsten Jahr für Kinder aus Migrantenfamilien im Rahmen einer bestimmten Anmeldefrist 20 Prozent der Plätze frei halten. Rechtzeitig vorher sollen alle in Betracht kommenden ausländischen Familien auf die oben angesprochenen Vorteile einer möglichst gleichmäßigen Verteilung der Migrantenkinder auf die Kindergärten hingewiesen werden. Sie sollen motiviert werden, die ihnen angebotene Chance zu nutzen und dafür den teilweise längeren Anfahrtsweg in Kauf zu nehmen. Dieser Vorschlag erscheint deshalb vertretbar, weil zumindest in Deutschland die Zahl der Kindergärten etwa viermal so groß ist wie die Zahl der Grundschulen. Der erhöhte Zeit- und Kostenaufwand für die längere Wegstrecke dürfte deshalb in einem vertretbaren Rahmen bleiben.

Man wird sich in Schwäbisch Gmünd ferner darum bemühen, auch die Kindertagesstätten von Freien Trägern an diesem Modell zu beteiligen, weil erst dann ein Breiterfolg des Konzeptes erreichbar erscheint. Das Hauptargument wird hier sein, dass die Qualität der Grundschulausbildung generell steigen wird, wenn es gelingen sollte, auf dem beschriebenen Weg den Migrantenkindern in der gesamten Stadt ein frühzeitiges Erlernen der deutschen Sprache zu ermöglichen und sie sozial besser zu vernetzen. Davon würden dann auch die deutschen Kinder profitieren.

### **3. Kostenloser Nachhilfeunterricht für junge MigrantInnen**

In Schwäbisch Gmünd soll ferner versucht werden, primär an den Grundschulen ein spezifisches Förderkonzept für Migrantenkinder zu verankern. Man möchte sich zu nutze machen, dass es am Ort eine pädagogische Hochschule gibt, deren Studentinnen und Studenten möglicherweise dafür motiviert werden können, 6- bis 10-jährigen Migrantenkidern pro Woche zweimal einzeln oder in kleinen Gruppen kostenlos Nachhilfe zu erteilen. Die Schulen würden den Kontakt vermitteln und, soweit erforderlich, auch Räume zur Verfügung stellen. Neben den PädagogikstudentInnen möchte man auch Bürgerinnen und Bürger der Stadt ansprechen, die ehrenamtlich für eine derartige Aufgabe gewonnen werden können. Damit verbindet sich die Hoffnung, dass es auf diese Weise gelingen kann, die Migrantenkinder rechtzeitig vor der Weichenstellung am Ende der vierten Klasse schulisch so voranzubringen, dass ihre jeweiligen Begabungen voll zum Tragen kommen. Auch hierfür gibt es bereits Vorbilder. In Hannover beispielsweise ist es dem Verein Mentor e.V. ([www.mentor-leschelfer.de](http://www.mentor-leschelfer.de)) gelungen, mehr als 400 Personen als kostenlose Nachhilfelehrer anzuwerben.

#### **4. Neue Ansprechpartner: VertrauenslehrerInnen für Probleme innerfamiliärer Gewalt**

Die durch die Schülerbefragung 2005 erneut bestätigte Tatsache, dass junge MigrantInnen besonders häufig unter innerfamiliärer Gewalt zu leiden haben, ist Ausgangspunkt eines weiteren Präventionsvorschlages. Er knüpft an die 1998 im Rahmen der ersten KFN-Schülerbefragung gewonnene Erkenntnis an, dass sich die von derartigen Opfererfahrungen betroffenen Kinder und Jugendlichen zwar nur selten mit der Bitte um Unterstützung und Hilfe an Außenstehende wenden, wenn sie dies aber tun, dann häufig Lehrerinnen und Lehrer ihrer Schule ansprechen (Wetzels et al 2001, S. 159).

Diese Bereitschaft, sich in einer derartigen Notlage beraten und helfen zu lassen, kann im Rahmen eines Modellversuches auf verschiedene Weise gefördert werden. In einem ersten Schritt sollte an den beteiligten Schulen jeweils eine Lehrerin und ein Lehrer durch die Schülerinnen und Schüler zu besonderen Vertrauenspersonen für Probleme der innerfamiliären Gewalt gewählt werden. Diese hätten dann die Aufgabe, als Ansprechpartner zur Verfügung zu stehen. Damit sie das Vertrauen der betroffenen Schülerinnen und Schüler erhalten, müssten sie mit ihrer Wahl die Verpflichtung eingehen, die ihnen in ihrer neuen Funktion bekannt werdenden innerfamiliären Vorgänge streng vertraulich zu behandeln und sie nur dann mit dritten Personen zu erörtern, wenn dies mit dem jeweils betroffenen Kind bzw. Jugendlichen abgesprochen ist. Ihre Aufgabe wäre es, die betroffenen Kinder und Jugendlichen zu ermutigen, sich Hilfe zu holen und sie dabei aktiv zu unterstützen. Sie wären also die Verbindungsperson zum örtlichen Kinderschutzbund und würden den Opfern innerfamiliärer Gewalt ärztliche Hilfe oder psychologische Betreuung vermitteln.

Von Seiten des jeweiligen Kultusministeriums könnte und sollte dieser Ansatz zu einer Intensivierung der Opferhilfe für Kinder und Jugendliche dadurch unterstützt werden, dass die besonderen Vertrauenslehrer pro Woche um mindestens eine Stunde Unterricht entlastet werden. Ferner sollte der Bundestag eine gesetzliche Regelung schaffen, dass die von den Kindern und Jugendlichen angesprochenen Helfer im Hinblick auf ihnen anvertrauten Vorgänge nicht nur ein Schweigerecht haben, sondern auch eine Schweigepflicht, von der sie nur das jeweilige Opfer entbinden kann. Erst wenn auf diese Weise den Kindern und Jugendlichen die Sicherheit vermittelt wird, dass sie nicht nur Objekt der Hilfsbereitschaft anderer sind, sondern ein Subjekt, das allein entscheidet, wer von derartigen innerfamiliären Vorgängen Kenntnis erhält und wer nicht, wird die für einen wirksamen Kinderschutz notwendige Vertrauensbasis entstehen können.

## **5. Die „Kultur der Ehre“ als Unterrichtsthema für 12- bis 14-Jährige**

Die Schülerbefragung 2005 hat erneut bestätigt, dass die Orientierung vieler junger männlicher Migranten an den so genannten Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen von zentraler Bedeutung ist für ihre im Vergleich zu einheimischen Deutschen erheblich höhere Gewaltbereitschaft. Dies sollte zum Anlass dafür genommen werden, die Regeln der Machokultur im Rahmen des Schulunterrichts zur Diskussion zu stellen. Zum Einstieg in die Debatte könnte man dabei die acht Aussagen wählen, die im Rahmen der Schülerbefragungen zur Messung der Akzeptanz von Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen verwendet wurden (siehe Kapitel 4).

Anschließend wäre es Aufgabe der Lehrperson, Hintergrundwissen darüber zu vermitteln, wie der innerfamiliäre Dominanzanspruch der Männer kulturhistorisch zu erklären ist, welche ökonomischen, gesellschaftlichen und religiösen Rahmenbedingungen die Kultur der Ehre gefördert haben und warum bestimmte ethnische Gruppen heute stärker an derartigen Normen festhalten. In einem dritten Schritt könnte es dann darum gehen, die aktuellen Forschungsbefunde zu den Auswirkungen der Akzeptanz Gewalt legitimierender Männlichkeitsnormen auf das Verhalten von Jugendlichen anhand der aktuellen Forschungsbefunde darzustellen und darüber zu diskutieren, welche Möglichkeiten bestehen, dem entgegenzuwirken. Dabei könnten dann auch die Erkenntnisse zur Sprache kommen, die zum Zusammenhang von Medienkonsum und Machokultur erarbeitet worden sind.

Von entscheidender Bedeutung wird für den Erfolg einer derartigen Strategie des Aufklärens und Bewusstmachens von Zusammenhängen sein, dass man hierfür die richtige Altersgruppe wählt. So erscheint es wenig aussichtsreich, mit diesen Unterrichtseinheiten erst dann zu beginnen, wenn sich entsprechende Machoorientierungen bei den Jungen bereits stark verfestigt haben. Auf der anderen Seite sollten die Schülerinnen und Schüler in der Lage sein, den spezifischen Unterrichtsstoff und die dazu angebotenen Thesen und Forschungsergebnisse kritisch zu reflektieren und in Verbindung mit dem zu erörtern, was sie im Rahmen anderer Schulfächer dazu erfahren haben (Geschichte, Sozialkunde, Religion, Deutsch). Bei Abwägung dieser verschiedenen Gesichtspunkte erscheinen die siebten und achten Klassen für ein derartiges Unterrichtsvorhaben gut geeignet. Ob man darüber hinaus bereits früher ansetzen und zudem die neunten und zehnten Klassen hierfür nutzen sollte, müsste im Rahmen der praktischen Erprobung des Konzepts geklärt werden.

## **6. Extensiver Medienkonsum von Kindern aus Migrantenfamilien – die Ganztagschule als Antwort?**

Die KFN-Schülerbefragung 2005 hat gezeigt, dass junge MigrantInnen im Vergleich zu einheimischen Deutschen pro Tag erheblich mehr Zeit mit Medienkonsum verbringen und dass sie dabei zudem weit häufiger Filme und Spiele bevorzugen, die wegen ihrer Brutalität als Jugend gefährdend eingestuft werden. Unabhängig davon zeigen sich aber auch starke Effekte des Gewaltmedienkonsums u.a. darauf, sich delinquenten Freunden anzuschließen. Ein solcher Konsum geht zugleich mit erhöhten Männlichkeitsnormen einher.

Angesichts der gravierenden Folgen, die aus dem hohen und inhaltlich belastenden Medienkonsum für die Schulleistungen und die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen erwachsen, erscheint es nicht ausreichend, auf diese Probleme nur im Rahmen von Elternabenden hinzuweisen und über die Medien den Appell an die Familien zu richten, die Kinderzimmer von Bildschirmgeräten frei zu halten. Unseres Erachtens sind Bund, Länder und Gemeinden aufgefordert, flächendeckend für alle Kinder und Jugendlichen Ganztags-

schulen einzurichten. Erst dadurch wäre erreichbar, dass an den Nachmittagen an die Stelle des stundenlangen Computerspielens und Fernsehens eine Devise tritt: Lust auf Leben wecken durch ein breites Angebot von sportlichen, musischen und sozialen Aktivitäten, die den Kindern Chancen des gemeinsamen Lernens in solchen Bereichen eröffnen, die gegenwärtig an den von Wissensvermittlung geprägten Schulvormittagen zu kurz kommen. Insbesondere die jungen MigrantInnen würden davon profitieren, weil sie gegenwärtig am meisten unter der sozialen Randlage zu leiden haben, die einer Teilhabe an attraktiven Angeboten der Freizeitkultur stark einschränkt. Außerdem würde die Ganztagschule die Chance eröffnen, der Segregation von Gruppenaktivitäten der verschiedenen ethnischen Gruppen entgegenzuwirken.

## **7. Auf der Suche nach den Perlen der Integration**

Die bisherigen Vorschläge beruhen vor allem auf Forschungsbefunden zu solchen Belastungsfaktoren, die sich gerade im Hinblick auf junge MigrantInnen als Gewalt fördernd erwiesen haben. Es liegt auf der Hand, dass man aus den zugrunde liegenden Studien wichtige Erkenntnisse dazu gewinnen kann, wie man den Problemen und Defiziten in der Sozialisation ethnischer Minderheiten begegnen sollte. Gleichzeitig wird daran aber auch deutlich, dass es ein beachtliches Forschungsdefizit zu den gelungenen Biographien von Migrantenkindern gibt. Die viel zu selten gestellte Frage lautet, welches die Erfolgswege zur gesellschaftlichen Integration der jungen MigrantInnen sind. Sollten wir hierauf empirisch fundierte Antworten erarbeiten können, wäre es möglicherweise einfacher, für die daraus resultierenden Vorschläge die notwendige Unterstützung zu erhalten. Die Angst vor der Gewalt lenkt die Politik oft in Richtung einer Verstärkung repressiver Maßnahmen. Die Botschaft über Erfolgswege der gesellschaftlichen Integration von Migrantenkindern erscheint im Vergleich dazu eher geeignet, Kräfte dafür freizusetzen, dass man in die Zukunft dieser Kinder und Jugendlichen investiert.

Ein methodischer Weg könnte hier sein, in einem ersten Schritt anhand repräsentativer Stichproben von jeweils 1.000 Mitgliedern bestimmter Gruppen von jungen MigrantInnen (z. B. türkischer oder russischer Abstammung) quantitative Interviews dazu durchzuführen, wie es um die Stärke ihrer sozialen Netzwerkbeziehungen bestellt ist, welche Bildungserfolge sie bisher erzielt haben und auf welchem Weg sie bestimmte Positionen erreichen konnten. Dadurch wäre es anschließend möglich, aus beiden Gruppen jeweils 50 Personen heraus zu filtern, die es geschafft haben, trotz schwieriger Startbedingungen in unserer Gesellschaft richtig Fuß zu fassen. Mit ihnen, den „Perlen“ gelungener Integration, könnte anschließend durch qualitative Interviews geklärt werden, auf welchen Wegen es ihnen gelungen ist, derart erfolgreich in die deutsche Gesellschaft hinein zu wachsen. Ziel des Projektes wäre es, aus den Befunden beider Befragungen - der quantitativen und der qualitativen - Vorschläge dafür zu erarbeiten, wie die soziale Integration von jungen MigrantInnen optimal gefördert werden kann.

## **8. Eine Kultur der Anerkennung für Erfolgsbiographien von jungen MigrantInnen**

Der achte Vorschlag knüpft an den vorangegangenen an und ergänzt ihn um einen wichtigen Aspekt. Wir sollten uns nicht darauf beschränken, Beispiele gelungener Integration zu identifizieren und aus ihnen zu lernen. Die richtige Ergänzung wäre hierzu eine Kultur der öffentlichen Anerkennung solcher Erfolgsbiographien. In seiner Zeit als niedersächsischer Justizminister hat der Erstautor dieses Beitrages selber einen Eindruck davon gewinnen können, wie positiv sich eine derartige Maßnahme auswirkt. Sein Anliegen war es damals, der Öffentlichkeit junge Juristinnen und Juristen vorzustellen, die aus Migrantenfamilien stammen (konkret aus der Türkei, aus Griechenland, aus den GUS-Staaten und den Philippinen) und in Nieder-

sachsen von ihm gerade zu RichterInnen bzw. StaatsanwältInnen auf Probe ernannt worden waren. Die Pressekonferenz stieß sowohl bei deutschen wie ausländischen Medien auf ein überaus großes Interesse. Eine Reihe von Fernseh- und Radiosendern war ebenso vertreten wie alle großen Zeitungen und Nachrichtenagenturen.

Entscheidend war aber, dass gerade die Medien aus den Heimatländern der erfolgreich integrierten MigrantInnen vertreten waren und anschließend ausführlich berichtet haben. Die Deutschland-Ausgabe von Hürriyet brachte beispielsweise am 28.08.2002 zu der jungen Richterin aus der türkischen „Gastarbeiter-Familie“ ein großes Portrait, das differenziert den Lebensweg dieser jungen Frau beschrieb. Und auch das türkische Fernsehen sendete einen überaus positiven Bericht. Derartige Nachrichten sind wichtige Botschaften für die Migrantenfamilien und ihre Kinder. Sie demonstrieren glaubhaft an einem konkreten Beispiel, dass sich die Mühen des Lernens lohnen und ebenso die finanzielle Investition in die Zukunft der Kinder. Bei Vortragsveranstaltungen vor türkischen Zuhörerinnen und Zuhörern wurde Christian Pfeiffer noch drei Jahre später mehrfach aus dem Publikum darauf angesprochen, wie positiv man diese öffentliche Würdigung des erfolgreichen Lebensweges einer jungen türkischen Richterin in Erinnerung hat. Das Beispiel macht deutlich, wie groß bei den Migrantenfamilien der Wunsch nach sozialer Anerkennung ist und wie wichtig es wäre, die Chancen, die sich hierzu ergeben, intensiv zu nutzen. Eine solche Anerkennungskultur müsste sich natürlich auch auf andere berufliche Tätigkeitsfelder beziehen (s. Punkt 9).

## **9. MigrantInnenanteil bei der Polizei, der Sozialarbeit und den Schulen erhöhen**

Das unter 8. beschriebene Beispiel der öffentlichwirksamen Ernennung von qualifizierten jungen MigrantInnen zu StaatsanwältInnen und RichterInnen auf Probe wird Innen- und KultusministerInnen sowie den Anstellungsträgern der Sozialarbeit zur Nachahmung empfohlen. Dies gilt schon deshalb, weil wir aus allen gesellschaftlichen Bereichen Mut machende Vorbilder gelungener Integration benötigen. Die berufliche Eingliederung von jungen JuristInnen, PolizistInnen und SozialarbeiterInnen aus ethnischen Minderheiten in die Strafjustiz, die Polizei und die sozialen Dienste der Justiz unseres Landes hat jedoch noch aus einem anderen Grund besondere Bedeutung. Sie kann dazu beitragen, schrittweise die Verständigungsprobleme zu reduzieren, die gegenwärtig eine problemlose Kommunikation mit MigrantInnen behindern. Dabei geht es nicht nur um die rein sprachliche Verständigung, die notfalls mit Hilfe eines Dolmetschers ermöglicht werden kann. Es geht um das Verstehen der kulturellen Besonderheiten, um das Begreifen der Mentalität des Gegenübers. Und es geht darum, dass die ArbeiterInnen und Angestellten mit Migrationshintergrund in ihrem jeweiligen Kollegenkreis eine Brücke der Verständigung herstellen können. Das mag z.B. im Bereich der Strafjustiz auch dazu beitragen, eine Ungleichbehandlung von nichtdeutschen und deutschen Angeklagten entgegen zu wirken (Pfeiffer et al. 2005). In den verschiedenen ethnischen Gruppen erhöht sich so das Vertrauen in die Polizei und Justiz, wenn sie wissen, dass dort auch Menschen arbeiten, die aus ihrem Kulturkreis kommen. So können Schwellenängste abgebaut werden.

## **10. Eine Kultur der Anerkennung für solche Städte und Landkreise, die Migrantenfamilien am besten integriert haben**

Das Konzept, die Integration von MigrantInnen dadurch voran zu bringen, dass man Erfolgsmodelle entdeckt und bekannt macht, lässt sich auf weitere Bereiche übertragen. So hat das Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung vorgeschlagen, alle 440 Landkreise und kreisfreien Städte der Bundesrepublik anhand einer Liste von 10 bis 15 Indikatoren daraufhin zu untersuchen, in wie weit bei ihnen die gesellschaftliche Integration von MigrantInnen gelungen ist. Als geeignete Indikatoren, die zumindest indirekt Rückschlüsse auf den

Grad der Integration zulassen, wäre der Anteil von ausländischen Mädchen und Jungen an weiterführenden Schulen im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil in der Altersgruppe zu nennen, die relative Kaufkraft von Ausländern, der relative Anteil von Frauen nichtdeutscher Herkunft mit Führerschein, der Zugang zum kommunalen Wahlrecht, die Einbürgerungsrate von Ausländern usw. Darauf aufbauend könnte ein Bewertungsschlüssel und darauf gestützt eine Deutschlandkarte auf Kreisebene erstellt werden. Anhand dieser Karte ließen sich Regionen mit erfolgreicher Integration von jenen unterscheiden, die insoweit weniger gut abschneiden.

Die „Erfolgsflecken“ der Karte sollten dann nach Ursachen für geglückte Integration untersucht werden. Das Institut schlägt vor, in einem ersten Schritt dazu an die zuständigen Behörden der 25 „besten“ Landkreise und kreisfreien Städte einen Fragebogen mit dem Ziel zu verschicken, weitere Basisdaten zum Zusammenleben von Deutschen und Migranten sowie Erklärungen für die guten Integrationsbefunde zu erhalten. Dies soll verbunden werden mit einer öffentlichen Anerkennung der Integrationsleistung dieser Landkreise und Städte. In einem zweiten Schritt sollen dann die fünf Landkreise bzw. Städte, bei denen sich Ansätze für eine besonders gelungene Integration abzeichnen, mit qualitativen Befragungsmethoden vertieft untersucht werden. Als Ergebnis wird ein Katalog positiver Erfahrungen angestrebt, die daraufhin untersucht werden müssten, ob sie replizierbar sind. Uns erscheint dieser Ansatz, „best practises“ zu identifizieren und ihnen, damit sie Nachahmung finden, öffentliche Anerkennung zu verschaffen, als viel versprechend.

Mit Hilfe der Daten der Schülerbefragung 2005 lässt sich bereits solch eine Karte der Integration, freilich nur für die einbezogenen Gebiete, erstellen. Hierzu vergleichen wir die deutschen, türkischen und russischen Befragten der 9. Jahrgangsstufe anhand ausgewählter Indikatoren. Als Indikatoren für die *Integration in das Bildungssystem* dienen die Gymnasialquote bzw. die Abiturquote der Mutter. Die Gymnasialquote gibt den Anteil der ein Abitur anstrebenden Personen an. Zur Ermittlung der Abiturquote der Mutter wurden die Befragten gebeten, den höchsten Schulabschluss ihrer Mutter anzugeben. Das Erleben von Arbeitslosigkeit und das Vorhandensein eines eigenen Zimmers bilden Indikatoren für die *ökonomische Integration*. Um einen Eindruck über das Ausmaß an Integration zu bekommen, ermittelten wir für jede Stadt und jeden Indikator den Quotienten aus dem Wert für die deutschen und dem für die türkischen (bzw. russischen) Jugendlichen (eine Ausnahme ist der Indikator Arbeitslosigkeit, da hier hohe Werte nichtdeutscher Familien für hohe Desintegration stehen). Ein Wert von 1 würde bedeuten, dass nichtdeutsche Jugendliche beim entsprechenden Indikator die gleichen Anteile wie deutsche aufweisen. Werte über 1 deuten auf ein geringes Maß an Integration der türkischen (bzw. russischen) Befragten hin. Werte unter 1 würden darauf hindeuten, dass türkische (bzw. russische) Jugendliche sogar besser integriert sind und in dem entsprechenden Bereich höhere Anteile als deutsche Jugendliche aufweisen. Für jeden Indikator wird anhand dieser Quotienten eine Rangliste der Städte bzw. Regionen gebildet. Den ersten Platz erhält jeweils das Gebiet, welches das höchste Ausmaß an Integration aufweist, also Werte unter oder gleich 1 erreicht. Aus diesen Rangplätzen wird am Ende das arithmetische Mittel gebildet, so dass eine summarische Bewertung der Erhebungsgebiete in Bezug auf deren Integration möglich ist.

Die hier ausgewählten Indikatoren der Integration beanspruchen keinesfalls einen Anspruch auf Vollständigkeit. Eine Vielzahl weiterer Faktoren ist bei der Betrachtung von Integration zweifelsohne relevant. So spielen z.B. auch Freundschaftsnetzwerke oder die Sprachkenntnisse eine wichtige Rolle. Trotz dem wir uns mit Hilfe dieser Indikatoren an die komplexe Thematik der Integration insgesamt nur annähern können, ergeben sich im Hinblick auf diese Faktoren bereits interessante und erhebliche Unterschiede zwischen den Städten bzw. Regio-

nen. Tabelle 9.1 gibt zunächst einen Überblick über die entsprechenden Kennwerte für deutsche bzw. türkische Jugendliche.

Tabelle 9.1: Indikatoren der Integration, Vergleich der deutschen mit türkischen Jugendlichen, 9. Klasse

Variable		Dort- mund	Kas- sel	Mün- chen	Olden- burg	Peine	Schwä- bisch- Gmünd	Soltau- Falling- bostel	Stutt- gart	Lehr- te
Gymna- sialquote	D	39,7	59,2	54,4	44,3	26,5	49,4	31,2	60,9	31,0
	T	19,8	12,3	14,1	8,3	12,5	6,1	6,1	12,1	18,9
	Q	2,01	4,81	3,86	5,34	2,12	8,10	5,11	5,03	1,64
	Rg	2	5	4	8	3	9	7	6	1
Abitur- quote d. Mutter	D	27,9	46,0	38,6	41,6	19,7	30,1	20,6	41,5	21,5
	T	9,6	11,2	8,5	0,0	10,0	2,3	0,0	8,3	3,7
	Q	2,91	4,11	4,54	--	1,97	13,09	--	5,00	5,81
	Rg	2	3	4	9	1	7	8	5	6
Arbeits- losigkeit/ Sozialhilfe	D	10,7	10,0	4,7	9,9	10,2	4,6	8,3	5,6	9,8
	T	35,6	22,6	13,9	20,9	32,7	13,5	40,9	18,6	28,6
	Q	3,33	2,26	2,96	2,11	3,21	2,93	4,93	3,32	2,92
	Rg	8	2	5	1	6	4	9	7	3
eigenes Zimmer	D	89,5	97,5	93,3	97,6	96,9	94,0	97,5	91,0	95,3
	T	45,1	63,6	52,0	62,5	58,9	61,7	58,7	42,4	66,7
	Q	1,98	1,53	1,79	1,56	1,65	1,52	1,66	2,15	1,43
	Rg	8	3	7	4	5	2	6	9	1
Mittlerer Rang		5,0	3,25	5,0	5,5	3,75	5,5	7,5	6,75	2,75
Rang		4	2	4	5	3	5	7	6	1

Der erste Wert (D) in jeder Zelle betrifft deutsche Jugendliche mit zwei deutschen Elternteilen (in Prozent); der zweite Wert (T) betrifft türkische Jugendliche (in Prozent); (Q) beschreibt den Quotienten; (Rg) bedeutet Rang

Im Hinblick auf die Gymnasialquote als Indikator für Integration ins Bildungssystem erzielen alle Erhebungsgebiete Werte über 1, was bedeutet, dass der Anteil der Gymnasiasten bzw. derjenigen Schüler, die in der Gesamtschule ein Abitur anstreben unter den türkischen Jugendlichen durchweg geringer ist als unter den Deutschen. Allerdings unterscheiden sich die Städte beträchtlich. Am ungünstigsten ist das Verhältnis in Schwäbisch Gmünd. Etwa achtmal so viele deutsche wie türkische Jugendliche streben aktuell ein Abitur an. Aber auch die Gebiete Oldenburg, Soltau-Fallingbostel, Stuttgart und Kassel schneiden hierbei eher schlecht ab. Besonders positiv fallen Lehrte, Dortmund und Peine auf: Hier visieren nur etwa doppelt so viele deutsche wie türkische Jugendliche die allgemeine Hochschulreife an. Ein in allen Gebieten durchweg ungünstiges Verhältnis von deutschen zu türkischen Jugendlichen ergibt sich auch bei der Betrachtung der Abiturquote der Mutter. Dortmund und Peine nehmen hier von allen Städten erneut die Spitzenposition in der Rangliste ein. In Peine haben „nur“ doppelt so viele, in Dortmund „nur“ dreimal so viele deutsche Jugendliche eine Mutter mit Abitur. Soltau-Fallingbostel und Oldenburg bilden auch bei diesem Indikator das Schlusslicht.

Ein Blick auf die Quote der Jugendlichen, die in ihrer Familie aktuell Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit machen müssen, bestätigt zunächst den bei der Integration ins Bildungssystem festgestellten Trend: Türkische Jugendliche erleben in allen erfassten Städten und Regionen mindestens doppelt so häufig wie deutsche Jugendliche Arbeitslosigkeit. Erneut finden wir jedoch große Unterschiede zwischen den Städten. Soltau-Fallingbostel nimmt von allen Städten den letzten Platz ein; hier sind 8,3 Prozent der Deutschen und 40,9 Prozent der türkischen Jugendlichen von dem Ereignis betroffen. Den Städten Dortmund, Stuttgart und Peine muss ebenfalls ein weniger gutes Zeugnis bei der ökonomischen Integration ausgestellt werden. Kassel und Oldenburg schneiden hier am besten ab. Türkische Jugendliche verfügen schließlich seltener über ein eigenes Zimmer als deutsche Jugendliche. Die Quotienten variieren hier



allerdings insgesamt und auch zwischen den Städten nicht so stark wie teilweise bei den anderen Indikatoren. Stuttgart besetzt den letzten Rang, gefolgt von Dortmund. Obwohl Dortmund bei der Integration ins Bildungssystem im Vergleich zu den anderen Gebieten relativ gute Werte erzielte, bestehen im Bereich der ökonomischen Integration Defizite.

Ziehen wir Bilanz: In keinem einzigen Erhebungsgebiet ist in Bezug auf einen der genutzten Indikatoren für Integration das Verhältnis zwischen Deutschen und Türken ausgeglichen. Durchweg sind die Bedingungen für die türkischen Jugendlichen (teilweise sogar wesentlich) ungünstiger als für die deutschen. Dennoch muss zwischen den Städten und Regionen differenziert werden. Lehrte bspw. kann eine vergleichsweise hohe Integration in allen Bereichen vorweisen, Stuttgart und Soltau-Fallingb. dagegen erreichen in fast allen Bereichen nur die hinteren Plätze auf der Rangliste. Die Analysen verdeutlichen auch die Notwendigkeit zwischen verschiedenen Dimensionen der Integration zu unterscheiden. Einige Städte wie z.B. Dortmund erzielen gute Werte bei der Integration ins Bildungssystem, dafür aber schlechtere Werte im ökonomischen Bereich.

Tabelle 9.2: Indikatoren der Integration, Vergleich der deutschen mit russischen Jugendlichen, 9. Klasse

Variable		Dortmund	Kassel	München	Oldenburg	Peine	Schwäbisch-Gmünd	Soltau-Fallingb.	Stuttgart	Lehrte
Gymnasialquote	D	39,7	59,2	54,4	44,3	26,5	49,4	31,2	60,9	31,0
	R	35,5	35,1	43,9	21,4	7,0	10,3	20,4	50,6	15,4
	M	1,12	1,69	1,24	2,07	3,79	4,80	1,53	1,20	2,01
	Rg	1	5	3	7	8	9	4	2	6
Arbeitslosigkeit/ Sozialhilfe	D	10,7	10,0	4,7	9,9	10,2	4,6	8,3	5,6	9,8
	R	38,5	32,7	24,6	29,8	21,1	21,8	26,8	24,3	31,8
	M	3,60	3,27	5,23	3,01	2,07	4,74	3,23	4,34	3,24
	Rg	6	5	9	2	1	8	3	7	4
eigenes Zimmer	D	89,5	97,5	93,3	97,6	97,0	94,0	97,5	91,0	95,3
	R	85,2	80,6	77,8	80,6	87,8	75,8	87,5	72,6	84,0
	M	1,05	1,21	1,20	1,21	1,10	1,24	1,11	1,25	1,13
	Rg	1	6	5	6	2	7	3	8	4
Mittlerer Rang		2,67	5,33	4,33	5,0	3,67	8,0	3,33	5,67	4,67
Rang		1	7	4	6	3	9	2	8	5

Der erste Wert (D) in jeder Zelle betrifft deutsche Jugendliche mit zwei deutschen Elternteilen (in Prozent); der zweite Wert (R) betrifft türkische Jugendliche (in Prozent); (Q) beschreibt den Quotienten; (Rg) bedeutet Rang

Tabelle 9.2 gibt noch einen kurzen Überblick über die Kennwerte der Indikatoren bei den russischen Jugendlichen.<sup>119</sup> Beim Vergleich der Gymnasialquote der deutschen mit den russischen Jugendlichen zeigt sich, dass letztere in allen Städten bzw. Regionen benachteiligt sind. Der Anteil an russischen Jugendlichen, die eine allgemeine Hochschulreife anstreben, ist durchweg niedriger als der der deutschen. Schwäbisch Gmünd hat hierbei das ungünstigste Verhältnis von deutschen zu russischen Gymnasiasten. Etwas überraschend ist das Ergebnis für Peine. Bei der Gymnasialquote der Jugendlichen türkischer Herkunft führte sie in der Rangliste, bei den russischen Jugendlichen rangiert der Landkreis jedoch auf einem der hinteren Plätze. Innerhalb eines Gebiets scheint es somit nicht für alle ethnischen Gruppen gleichermaßen günstige Bedingungen zu geben. Selbiges gilt für Stuttgart in umgekehrter Richtung. Hier ist das Verhältnis zwischen russischen und deutschen Jugendlichen fast ausgeglichen, bei den türkischen Jugendlichen waren die Relationen wesentlich ungünstiger. Ein

<sup>119</sup> Die Abiturquote der Mutter wird bei den russischen Jugendlichen nicht berücksichtigt, da die Eltern weitestgehend ihren Schulabschluss in der ehemaligen SU abgelegt haben und einen durchschnittlich hohen Abschluss besitzen.

hohes Maß an Integration in das Bildungssystem erreichen weiterhin die Städte Dortmund und München. Hervorzuheben ist, dass die russischen Befragten – anders als die türkischen – in Bezug auf die Gymnasialquote gegenüber den Deutschen insgesamt deutlich besser integriert sind.

Das eher positive Bild der Jugendlichen russischer Herkunft bei der Integration in das Bildungssystem setzt sich bei Betrachtung der Arbeitslosigkeit allerdings nicht fort. Besonders ungleich ist die Relation in München, Schwäbisch Gmünd und Stuttgart; etwa vier- bis fünfmal mehr russische als deutsche Jugendliche haben aktuell in der Familie Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit/Sozialhilfeabhängigkeit. Peine hat hier das beste Verhältnis. Beim eigenen Zimmer sind nur geringe Abweichungen von einem ausgeglichenen Verhältnis beider Ethnien festzustellen; tendenziell verfügen in allen Erhebungsgebieten etwas mehr deutsche Jugendliche über ein eigenes Zimmer. Dortmund nimmt hier die Spitzenposition ein, während Stuttgart und Schwäbisch Gmünd die hinteren Ränge besetzen. Bei der summarischen Betrachtung der Integration nehmen Schwäbisch Gmünd und Stuttgart dann auch die hinteren Plätze ein, Dortmund und Soltau-Fallingbostal besetzen die ersten Plätze.

Russische Jugendliche sind vor allem im Bereich der Bildung besser integriert als türkische Jugendliche. Dennoch gibt es auch bei dieser Ethnie zwischen den Erhebungsgebieten Unterschiede im Ausmaß der Integration, wie sie hier operationalisiert wurde. Vergleicht man die summarischen Rangplätze aller Städte in beiden Tabellen, so wird weiterhin deutlich, dass verschiedene Ethnien in ein und derselben Stadt auf unterschiedliche Integrationsbedingungen treffen können. Welche Faktoren hierfür verantwortlich sind, muss weitere Forschung zeigen.

## **11. Gerechtigkeit fördert die Integration, Ungerechtigkeit untergräbt sie**

Zum Abschluss möchten wir im letzten Punkt der Vorschlagsliste auf ein Problem eingehen, das bei einer Studie des KFN zur Strafverfolgung von Nichtdeutschen erkennbar geworden ist. Bei einer vergleichenden Datenanalyse zur Strafverfolgung von Deutschen und Ausländern sowie der Entwicklung der Zahl von Strafgefangenen von beiden Gruppen hat sich eine überraschende Entwicklung gezeigt. Trotz eines Rückgangs der Zahl ausländischer Verurteilter um fast ein Fünftel hat zwischen 1993 und 2003 die Zahl der ausländischen Strafgefangenen um ca. 70 Prozent zugenommen. Bei den Deutschen ist dagegen nur eine geringe Diskrepanz beider Entwicklungen festzustellen (Pfeiffer et al. 2005). Die weitere Untersuchung hat auf der Basis einer Analyse von Strafverfolgungsdaten und verschiedenen Aktenanalysen Anlass für die Vermutung gegeben, dass nichtdeutsche Angeklagte in dem Untersuchungszeitraum zunehmend härter bestraft worden sind, während sich zu den Deutschen keine entsprechende Tendenz abzeichnet. Die Autoren der Studie sehen deshalb Anlass dazu, auf einen integrationspolitischen Aspekt des Problems hinzuweisen.

„Wer wenig im Leben hat, soll viel im Recht haben“, hat der frühere Bundesverfassungsrichter Dr. Helmut Simon 1983 bei einer Podiumsdiskussion des deutschen 19. Jugendgerichtstages in Mannheim 1993 formuliert. Damit hat er etwas zum Ausdruck gebracht, was gerade für MigrantInnen von besonderer Bedeutung ist. Sie kommen häufig aus Ländern zu uns, in denen es keine oder nur sehr schwach entwickelte rechtsstaatliche Strukturen gibt. Polizei und Justiz stehen dort oft im Ruf, korrupt zu sein. Es gibt Folter, Inhaftierung ohne richterliche Kontrolle und die Entscheidungen der Justiz erscheinen vielen schwer nachvollziehbar. Nach ihrer Ankunft in Deutschland leben sie noch über längere Zeit in sozial schwierigen Verhältnissen, die von relativer Armut und unklaren Perspektiven geprägt sind. Umso wichtiger ist für sie dann, dass wir ihnen eine Gewissheit vermitteln können. Sie leben in Deutschland in einem Rechtsstaat, dessen Organe strikt nach dem Gesetz handeln. Wenn MigrantInnen das

auch persönlich positiv erfahren haben oder ihnen darüber von Mitgliedern ihrer ethnischen Gruppen berichtet worden ist, sind sie viel eher bereit, die in der Anfangszeit unvermeidbaren Nachteile in Kauf zu nehmen. Sie und ihre Kinder lernen es schrittweise, diesen Staat zu respektieren und ihn auch emotional als Heimat zu akzeptieren. Völlig anders entwickelt sich dagegen ihre Einstellung zu Deutschland, wenn sie den Eindruck gewonnen haben, dass sie im Vergleich zu Deutschen durch die Justiz benachteiligt worden sind. Gerechtigkeit fördert die Integration. Erfahrene Ungerechtigkeit dagegen untergräbt sie.

Angesichts der beachtlichen Unterschiede, die sich nach den Daten der KFN-Studie zur Strafzumessungspraxis gegenüber Deutschen und Nichtdeutschen abzeichnen, sollten sich Bund und Länder dazu entschließen, eine grundlegende Untersuchung dieser Frage anzustrengen. Auf diese Weise ließe sich klären, wie es zu den ausgeprägten Divergenzen der Strafzumessungspraxis kommen kann, die sich aus den Daten der Strafverfolgungsstatistik erkennen lassen. Anschließend sollten die Richter und Staatsanwälte bundesweit im Wege der Aus- und Fortbildung mit den Erkenntnissen der Untersuchung vertraut gemacht werden.

## **Literaturverzeichnis**

Wird noch erstellt